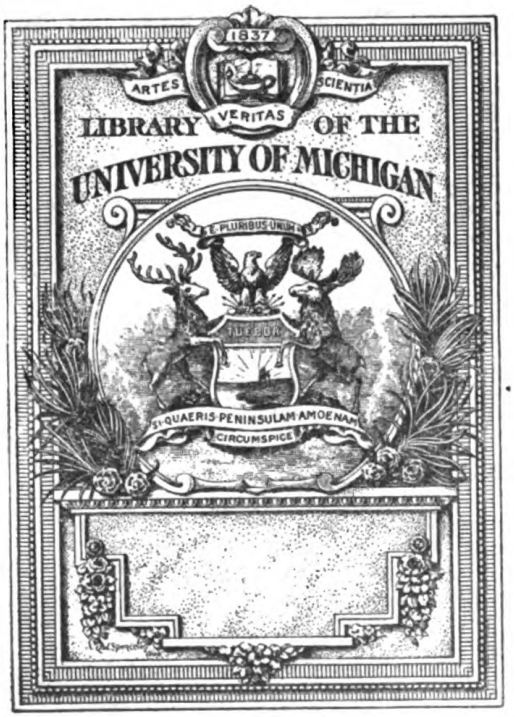
B 663,457

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

BF
3
.A7
V.27

Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

ARCHIV

FÜR DIE

GESAMTE PSYCHOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG

VON

Prof. H. HÖFFDING in Kopenhagen, Prof. F. JODL in Wien, Prof. F. KIESOW in Turin, Prof. A. KIRSCHMANN in Toronto (Canada), Prof. E. KRAEPELIN in München, Prof. O. KÜLPE in Bonn, Dr. A. LEHMANN in Kopenhagen, Prof. TH. LIPPS in München, Prof. G. MARTIUS in Kiel, Prof. G. STÖRRING in Strassburg i. E. und Prof. W. WUNDT in Leipzig

HERAUSGEGEBEN VON

E. MEUMANN
PROFESSOR AM ÖFFENTLICHEN VORLESUNGSWESEN IN HAMBURG

UND

W. WIRTH
A. O. PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT LEIPZIG

XXVII. BAND

MIT 37 FIGUREN IM TEXT

LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1913

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es wurden ausgegeben:

Heft 1 u. 2 (S. 1—240; Literaturbericht S. 1—88) am 22. April 1913.
Heft 3 u. 4 (S. 241—475; Literaturbericht S. 89—92) am 23. Mai 1913.

Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt des siebenundzwanzigsten Bandes.

Abhandlungen: Seite

Willy Hellpach, Vom Ausdruck der Verlegenheit. Ein Versuch zur Sozialpsychologie der Gemütsbewegungen 1

Theodor Haering, Untersuchungen zur Psychologie der Wertung (auf experimenteller Grundlage) mit besonderer Berücksichtigung der methodologischen Fragen. II. Teil: Die Ergebnisse 63

Robert Friedmann, Vorwort zur Charakterologie 195

Hermann Schmitt, Psychologie und Logik in ihrem Verhältnis zur Sprache und zur Methode sprachlicher Untersuchung 204

F. M. Urban, Ein Apparat zur Erzeugung schwacher Schallreize 232

Paul Köhler, Ein Beitrag zur Traumpsychologie 235

Adalbert Gregor, Die hautelektrischen Erscheinungen in ihren Beziehungen zu Bewußtseinsprozessen. (Mit 31 Figuren im Text) 241

Theodor Haering, Untersuchungen zur Psychologie der Wertung (auf experimenteller Grundlage) mit besonderer Berücksichtigung der methodologischen Fragen. (Schluß) 285

Otto Selz, Die Gesetze der produktiven Tätigkeit 367

Richard Müller-Freienfels, Der Einfluß der Gefühle und motorischen Faktoren auf Assoziation und Denken 381

W. Wirth, Eine Bemerkung von G. F. Lipps zu den mathematischen Grundlagen der sog. unmittelbaren Behandlung psychophysischer Resultate. Kritisch erörtert. (Mit 5 Figuren im Text) 431

Literaturbericht:

Carl Seeberger, Wilhelm Wundt und seine Kritiker. Mit 1 Figur im Text 1

Einzelbesprechung.

Godfrey H. Thomson, A Comparison of Psychophysical Methods . . . 77

Zeitschriftenschau 83, 89

Digitized by Google

258827

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Vom Ausdruck der Verlegenheit.

Ein Versuch zur Sozialpsychologie der Gemütsbewegungen.

Von

a. o. Professor Dr. phil. et med. **Willy Hellpach** (Karlsruhe).

I.

Die Quellen der Verlegenheit.

1) Es liegt im Wesen der seelischen Erscheinungen, daß sie erlebt werden müssen, um begriffen zu werden. Nicht bloß der Definition, sondern streng genommen auch der Deskription sind sie unzugänglich; wir beschreiben mit ihrer Hilfe die Natur, aber sie selber lassen sich nicht beschreiben. Es gibt unter ihnen welche, die wir als verwandt miteinander erkennen, und andere, die jeden Vergleich ausschließen; aber auch jene können nirgends restlos eines auf das andere oder auf die andern zurückgeführt werden, ganz abgesehen davon, daß auch dieser Regressus als Endglied schließlich wieder ein Erlebnis voraussetzen würde. Immerhin ermöglicht solche Verwandtschaft eine gewisse Ordnung und Gliederung, auch dort, wo alle zu diesem Ende der physischen Welt entlehnten Indices fehlen (wie sie der Natur der Sache nach im Bereich der Sinneswahrnehmung zu Gebote stehen) und wir auf exklusives seelisches Erleben angewiesen sind: zum Exempel also bei den Gemütszuständen und -bewegungen. Jeder »fühlt« es (und wer es nicht fühlte, dem würde keine Erklärung es näherbringen), daß die Überraschung dem Staunen verwandter ist als der Eifersucht, die Wehmut dem Gram näher als der Ekel — daß indessen Überraschung nicht Staunen und Wehmut nicht Gram sei, ist ebenso evident, nur läßt es sich nicht angeben, worin eigentlich die Verschiedenheit bestehe. Jeder solche Versuch endet offen oder verschleiert entweder bei der Voraussetzung des Erlebthabens oder er schießt an dem Wesentlichen, um das es sich handelt, vorbei, indem er sich in Accidentien verliert.

Das gilt auch von der Verlegenheit. Sie ist ohne Zweifel eine Verwandte des Schreckens, und doch nicht etwa dessen leisester

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stärkegrad; sie steht in ebensolcher Weise der Scham nahe, ohne doch als deren bloße Intensitätsstufe begriffen werden zu können. Sie verwandelt sich in Befangenheit, wo sie nicht eine Gemütsreaktion auf Geschehenes, sondern auf Erwartetes vorstellt — aber auch dabei schon verschiebt sich die affektive Nuance: Verlegenheit und Befangenheit sind Geschwister, doch sie sind nicht eines; an die Stelle der Verwandtschaft mit dem Schreck, der die Verlegenheit kennzeichnet, ist bei der Befangenheit die Verwandtschaft mit der Angst getreten, während die mit der Scham beiden gemeinsam erscheint — und auch Schreck und Angst sind eben nicht bloß durch die Bedingung ihres Zustandekommens (Geschehenes dort, Erwartetes hier), sondern in der Art des Erlebnisses, im »Qualitativen« verschieden.

Die Verwandtschaft der Verlegenheit mit dem Schreck und der Scham, der Befangenheit mit der Angst und der Scham ist konstant. Es gibt weitere Beziehungen, die wechselnder erscheinen: zum Ärger, zur Betroffenheit, zur Überraschung, zur Scheu etwa. Wir sind bald mehr so, bald mehr so verlegen oder befangen; in dieser Weise schwankt das Qualitätsbild jedes Gemütserlebnisses hin und her; zu jenen Hauptverwandten bleibt die qualitative Nähe im Wesentlichen immer dieselbe.

2) Die Verlegenheit ist eine sozialpsychische Erscheinung. Ist das etwas so besonderes? oder teilt sie damit nicht nur eine Eigenschaft der meisten Gemütsbewegungen? Denn richten sich nicht fast alle tatsächlich öfter auf den Mitmenschen und sein Verhalten, als etwa auf Dinge und ihre Zustände? Ganz gewiß, und ursprünglich vielleicht so sehr, daß die primitive Personifikation der dinglichen Welt darin eine ihrer Hauptwurzeln haben dürfte. Dennoch ist es ein anderes, ob ein Affekt in seinem Auftreten nur faktisch zumeist, oder notwendig immer an das Dasein des Mitmenschen gebunden ist. Es gibt da eine ganze Skala von Abstufungen. Zuerst stehen jene Gemütszustände, die überhaupt keiner Erregung von außen her bedürfen, sondern »physiogen« in uns aufkommen: wie es oftmals mit Heiterkeit, Wollust, Verdrossenheit, Eifer geht. Furcht, Schrecken, Angst, aber auch Freude, Wonne, Befriedigung werden durch dingliche Erscheinungen so gut erregt wie durch menschliches Verhalten: z. B. durch Naturereignisse, Kunstwerke u. dgl. Begeisterung, Neugierde, Staunen, Enttäuschung, Kummer, Gram, Wut, Ärger können sich an dingliche Erlebnisse knüpfen, sind aber tatsächlich doch wohl meist auf menschliches Verhalten und Erleben gerichtet. Eifersucht und Scham vermögen in uns nur in übertragener Art oder in pathologischen Fällen durch nicht-menschliche

Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Vorgänge erregt zu werden: man denke etwa an die in Romanen abgeschilderte Eifersucht einer Frau auf eine Liebhaberei des Mannes, durch die sie ihn sich entfremdet wähnt, an die Scham vor dem eigenen Gewissen; oder an Eifersüchte wie die einer Katzennärrin auf das Hündchen, mit dem ihr Schoßkater sich anfreundet. Von der Scham gilt sogar schon, daß sie faktisch meistens die Existenz nicht bloß, sondern die Anwesenheit des Wesens, vor dem man sich schämt, voraussetzt. Faktisch meistens, aber noch nicht notwendig; es kann mich auch Scham befallen, indem ich an Jemanden denke, vor dem ich mich schämen muß — das kommt namentlich vor, wenn der Schamaffekt sehr plötzlich ausgelöst wird, z. B. wenn ich lese, daß ein Mensch, den ich schlecht behandelt habe, zur gleichen Zeit mich gefördert hat. Es ist bekannt, daß züchtige Mädchen nicht selten beim bloßen Gedanken an Geschlechtliches, oder beim Anblick von nichtmenschlich-kreatürlichem Geschlechtlichem (z. B. sich begattender Hunde) von Scham befallen werden. Verlegenheit jedoch setzt die Anwesenheit einer mitmenschlichen Kreatur unbedingt und notwendig voraus. Ich kann wohl ahnen, daß sie mich befallen wird, sowie ich dem oder jenem gegenübertrete, aber befallen wird sie mich immer erst in dem Augenblicke, wo das geschieht. Befangen können wir schon unmittelbar vorher sein, wie es zahlreiche Menschen etwa vor dem Eintritt in einen gefüllten Salon, viele Künstler vor dem Herausgehen auf die Rampe erleben — wenngleich, subtil betrachtet, die eigentliche Befangenheit auch meist erst angesichts der Mitmenschen hervorbricht und ihr Präludium mehr der Beklommenheit zuzurechnen sein dürfte. Verlegen im echten Sinne aber wird der Mensch ausschließlich angesichts der Mitmenschen (allenfalls »angehörs«, z. B. am Telefon; aber das ist viel seltener; es ist ja bekannt, wie sehr das Nichtsehenmüssen des anderen uns über Verlegenheit forthilft). Die Aussicht verlegen zu werden, etwa bei der Anmeldung eines Besuches, beim Erblicken eines Bekannten, der uns noch nicht erblickt hat, aber in der nächsten Sekunde erblicken wird — erzeugt zunächst noch keine Verlegenheit, sondern Befangenheit, Beklemmung, Erschrecken, Angst, Unruhe oder ähnliches. Was wir allein als echte Verlegenheit bezeichnen dürfen, tritt immer erst mit dem Moment des persönlichen Gegenübers ins Leben. Verlegenheit ist mehr als eine eminent, sie ist eine exklusiv sozialpsychische Gemütsbewegung. Indem sie nicht bloß Existenz, sondern Anwesenheit einer zweiten menschlichen Person voraussetzt, ist sie (wenn man dies sprachlich gestatten will) die sozialpsychischste aller Gemütsbewegungen überhaupt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3) Innerhalb des Möglichkeitskreises, angesichts eines anderen Menschen verlegen (oder befangen) zu werden, stuft sich nun die Chance, es zu werden, zunächst wiederum nach einem sozialpsychologischen Verhältnis ab, welches einen Einzelfall der verschiedenen »sozialpsychischen Spannungen« bildet. Wir verstehen hierunter die Abstände emotionaler, intellektueller, charakterologischer Art (um nur die gröbsten Typen zu bezeichnen), die zwischen den in Gemeinschaftsbeziehungen tretenden Menschen (sei es durch ihre faktische seelische Beschaffenheit, sei es durch vorgefaßte Meinungen vom Anderen, wie äußere Stellung, Titel u. dgl. sie einflößen können) allenthalben bestehen. Es ist klar, daß die Gestaltung der sozialpsychischen Beziehungen von diesen Abständen aufs Vielfältigste beeinflußt werden muß; wobei, wie wir sogleich erkennen werden, nicht bloß die Breite, sondern auch die Richtung des Abstandes sich geltend macht. Verlegen und befangen nun wird einer desto seltener, je tiefer der andere psychisch unter ihm steht, um so leichter, je näher er ihm in der psychischen Stufenleiter rückt, und am allerhäufigsten dort, wo der andere als über einem stehend empfunden wird: Überlegenheit des Anderen ist die stärkste Erzeugerin von Verlegenheit des Einen. Zunächst wird man dabei psychisch = intellektuell setzen dürfen. Dawider scheint allerdings zu sprechen, daß wir besonders oft vor Menschen in bloß äußerlich übergeordneter Position, denen wir uns rein geistig durchaus überlegen fühlen können, in Verlegenheit geraten, und daß gerade unter den Intellektsmenschen das Verlegenwerden vor geistig viel tiefer Stehenden überaus häufig sich ereignet. Allein dies weist auf eine besondere Entstehungsursache der Verlegenheit hin, die neben der hier zu betrachtenden intellektuellen Spannung wirksam ist. Zunächst jedenfalls häuft sich das Verlegen- und Befangensein dort am stärksten, wo dem Menschen geistige Überlegenheit gegenübertritt, ist von mittlerer Häufigkeit im Bereiche der geistigen Ebenbürtigkeit und wird, je weiter der »Andere« geistig nach unten rangiert, immer seltener. Gegenüber einem Tiere gibt es keine Verlegenheit; sie ist ein Ausnahmefall für den geistig Vollsinnigen gegenüber einem Schwachsinnigen, für den Erwachsenen gegenüber dem Kinde (wenn Männer verlegen werden, weil sie nicht wissen, wie sich mit einem Kinde abfinden, so ist das Verlegenheit-Erzeugende nicht das Kind, sondern die mitanwesende, beobachtende und erwartende Mutter oder überhaupt erwachsene Begleitung); wie alltäglich ist daneben die Verlegenheit des Kindes vor dem Erwachsenen! Fast jeder Erwachsene kann verlegen oder befangen sein, wenn er einer »Berühmtheit« gegenübertritt. Es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehört unter diese allgemeinste Bedingung des Verlegen-werdens, daß sehr häufig ein gewisser Grad von Unbekanntheit mit dem anderen den günstigsten Boden für die Verlegenheit bereitet, nämlich dort, wo wir im Anderen noch solche Eigenschaften vermuten, die ihn uns überlegen machen, und daß dann wieder die Verlegenheit sich bei näherer Bekanntschaft steigern kann, eben wenn dabei Züge von Überlegenheit uns auffallen, die wir im Anderen zunächst nicht suchten.

Nun ist aber unverkennbar, daß auf einer gewissen sozialen Höhe das Verlegenwerden sein Maximum erreicht. Nicht etwa Kinder, Schwachsinnige oder Ungebildete werden am leichtesten verlegen (ob es bei Tieren Verlegenheit überhaupt gibt, muß bezweifelt werden; den Hunden wird sie oft angedichtet, was aber dafür ausgegeben wird, ist doch wohl fast immer nur Furcht, Scheu, Ängstlichkeit u. dgl.). Es ist bekannt, daß der einfache Mann aus dem Volk z. B. Fürsten gegenüber viel unbefangener zu sein pflegt als der Gebildete. Auch zeigt die Erfahrung, daß unter den Frauen gerade eine gewisse sehr intelligente Spielart besonders viel mit Verlegenheit und Befangenheit zu kämpfen hat. Das weist auf weitere Erzeugungsfaktoren der Verlegenheit hin, welche die allgemeinste Bedingung der sozialpsychischen Spannung durchkreuzen.

4) In welchen Situationen werden wir denn vor einem Anderen am leichtesten verlegen? Es sind drei:

1) wenn wir auf Heimlichkeit betroffen werden (wozu auch Unwahrheit gehört),
2) wenn wir unsere Persönlichkeit beobachtet fühlen oder glauben (dazu gehört im besonderen auch das sexuelle Umworbensein),
3) wenn wir von einem Anderen etwas erreichen wollen, dessen Durchsetzung unsicher ist (dazu gehört im besonderen die sexuelle Werbung), oder auch schon, wenn wir einem Anderen etwas mißliches oder von uns für mißlich gehaltenes mitteilen sollen.

Von diesen Situationen (deren erste beiden den Verlegenen in der Passivität zeigen, während die dritte die Verlegenheiten der Aktivität umfaßt) ist die erste von der sozialen Stufe am unabhängigsten (sie ist es auch, die Tieren am liebsten insinuiert wird); bei der »Entlarvung« kann sich der Ungebildete der Verlegenheit so wenig entziehen wie der Gebildete, nur daß die Heimlichkeiten oder Unwahrhaftigkeiten, auf denen dieser ertappt wird, oft subtilerer Art sind als bei jenem. Auch in der dritten Situation, den sexuellen Fall ausgenommen, finden wir den intellektuell tieferstehenden Menschen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch häufig — besonders wo es sich um das Erreichen, weniger sofern es sich um bloßes Mitteilen handelt. Das Verlegenwerden bei der sexuellen Werbung aber ist um so seltener und geringfügiger, je tiefer wir in der sozialen Schichtung hinuntersteigen; seine größte Häufigkeit und Stärke erreicht es allerdings nicht umgekehrt in der äußerlich obersten Schicht, sondern in der intellektuell reichsten und emotional feinfühligsten (die bekanntlich nicht die »oberste« zu sein braucht, ja nicht einmal zu sein pflegt: der Parallelismus, der zwischen äußerer sozialer Lagerung und seelischer Qualität durchschnittlich in den mittleren und unteren Gemeinschaftsschichten obwaltet, verliert sich »weiter oben« einigermaßen). Ähnliches gilt nun für die Situation unter 2): Verlegenheit (und Befangenheit) infolge von Beobachtetsein oder Sich-Beobachtet-Glauben tritt am häufigsten und stärksten in der psychisch differenziertesten Schicht auf und ist seltener und schwächer weiter oben, sofern dort seelisch gröber beschaffene Schichten lagern (die größere »Sicherheit« der Mehrzahl des Adels im Vergleich zum Bürgertum gehört dahin), ist aber noch seltener und schwächer weiter unten. Im großen ganzen gilt das für die besonderen Situationen des geschlechtlichen Umworbenseins mit, wenn auch in etwas anderer Abstufung: die erotische Verlegenheit und Befangenheit ist in der normalerweise geschlechtlich erleidenden Menschengruppe, dem weiblichen Geschlecht, überall stärker als die außererotische — dennoch ist auch für sie eine besondere Vorkommensdichte in der seelisch qualitätenreichsten Gemeinschaftsschicht unverkennbar (wie denn auch hier ihr Wert als »Tugend« am höchsten eingeschätzt wird).

Praktische Belege für unsere drei Situationen findet ein jeder wohl zu Dutzenden in seinem eigenen Leben. Hier mögen nur ein paar zur Verdeutlichung genannt sein. Die Situation 1 umfaßt alles Ertapptwerden, sofern es dabei um verhältnismäßig harmlose Begehungen sich handelt (bei ernsteren tritt nicht Verlegenheit, sondern Schrecken, Furcht, Angst ein); natürlich auch das Ertapptwerden auf Lügen, Halbwahrheiten, Widersprüchen, sowie auf Mängeln und Lücken der Bildung, des Wissens und Könnens (die Verlegenheit im Examen, in Konversationen), wofern der Betroffene solche Mängel zu verdecken geneigt oder genötigt war. Die schwersten Formen des Verlegenheitszustandes stellen sich auch hier im geschlechtlichen Falle, bei der Enthüllung erotischer Heimlichkeiten — z. T. der bloßen Anspielung darauf! — ein. Handelt es sich um die Enthüllung von Mängeln der formalen Gewandtheit, der »Erziehung« u. dgl., so befinden wir uns schon auf der Brücke zur Situation 2:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie umspannt alle Verlegenheitszufälle beim Eintreten in Gesellschaften, Versammlungen, Runden, bei Begegnungen und Begrüßungen, bei irgendwelchem »Auftreten«, und besonders eben beim leidenden Teil der geschlechtlichen Annäherung. Insofern in allen diesen Lagen besonders häufig, naturgemäß viel öfter als bei 1 das Kommen der Situation vorausgewußt wird, sind die Situationen 2 ein Tummelplatz der »Vor-Verlegenheit«: der Befangenheit. Zur Situation 3 endlich gehören die Verlegenheiten des Bittens und Sich-Bedankens (die bei Kindern eine so große Rolle spielen), des Nachsuchens und Anfragens, des Tadelns und Verweisens — für den tadelnden und verweisenden Teil — der Überbringung von Botschaften, der »Eröffnungen« u. dgl., ganz besonders aber die Verlegenheit der aktiven geschlechtlichen Werbung, vom eigentlichen sexuellen Eroberungsversuch bis hinunter zu dem bekannten, so paradox scheinenden Faktum, daß mancher Mann sich aus Verlegenheit zu einer eigentlich pflichtmäßigen Höflichkeitserweisung gegen ein weibliches Wesen nicht aufraffen kann (ich erinnere mich, daß ich als älterer Gymnasiast auf der Bahn ein hübsches junges Mädchen bei einem Reiseroutenirrtum beließ, den ich aus ihrer Unterhaltung mit einer anderen Dame erkannte — einfach weil ich zu befangen war, mich in die Unterhaltung zu mischen). Auch in allen diesen Fällen geht der eigentlichen Verlegenheit naturgemäß oft, ja wohl meistens Befangenheit vorauf.

5) Lassen sich nun alle diese Dinge letzten Endes auf einen psychologischen Generalnenner bringen? Darwin hat es in seiner Untersuchung über den Ausdruck der Gemütsbewegungen versucht und findet ihn in dem Bewußtsein der Aufmerksamkeit anderer auf unsere Person. Indessen viele unter den Situationen 3 scheinen sich dem doch nicht recht einzufügen. Wenn ich mich bloßstelle oder wenn ich in eine versammelte Gesellschaft trete, so sind freilich aller oder doch zwei Augen auf mich gerichtet oder können es sein; und auch wohl, wenn ich eine Bitte anbringe, wird der Gebetene mich nicht selten prüfend mustern. Aber wenn ich einem Angestellten kündige? einem Vater die Nichtversetzung seines Jungen überbringe? Dann weiß ich, daß der Erschrockene, der Überraschte, der lebhaft Affizierte der andere sein, und daß sein Seelenzustand wenig dazu angetan sein wird, mich besonders ins Auge zu fassen. Es hat sich in solchen Fällen schon ereignet, daß der Bote nach langem hin und her wieder fortgegangen ist, ohne seine Botschaft auszurichten; so oft er den Anlauf dazu nahm, übermannte ihn eine bezwingende Verlegenheit und schloß ihm den Mund; manchmal hat der andere

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daraus erraten, daß seiner eine unerfreuliche Kunde harre. Die Sorge des Beobachtetwerdens kann in diesen Situationen unmöglich die Ursache der Verlegenheit sein.

Wir müssen den Begriffskreis weiter spannen. Der »Bote« in den Situationen 3 hat immer das drückende Gefühl, der Unglücksbringer zu sein, sowenig er am mißlichen Inhalt seiner Botschaft Mitschuld tragen mag; trägt er die — etwa bei der Kündigung — teilt er einen eigenen, dem anderen nachteiligen Beschluß mit, so ist jenes Gefühl erst recht legitimiert. Ein solches Bewußtsein ist »peinlich« — dem einen mehr, dem anderen weniger. Am peinlichsten jenen Menschen, die sich lebhaft in die Seele eines Anderen zu versetzen vermögen und pflegen. Und damit packen wir die Gattung der zur Verlegenheit sozusagen Prädestinierten: alle jene, die der lebhaften Vorstellung dessen fähig sind, was der Andere wohl im Augenblick empfinden oder denken — vor allem was er über einen selber denken möge. Dazu muß sich freilich gesellen, daß einer, wenn auch bloß instinktiv, dem Wichtigkeit beilegt, was andere über ihn denken. Schon diese Veranlagung genügt an sich, um leicht verlegen zu machen; Menschen, denen das Urteil der anderen gleichgültig ist, werden selten verlegen (oder befangen) sein. (Wir reden dabei immer von der konstitutionellen Temperamentslage; es kann einer durch philosophische Resignation zur theoretischen Verachtung der Urteile seiner Mitmenschen über ihn kommen und doch im Augenblick unvorbereiteter Situationen instinktiv immer wieder vor diesem Urteil bangen.) Man könnte dies die Furchtkomponente der Verlegenheit nennen; in ihrem Sinne ist der Ungebildete, ist das Kind verlegen (bei denen beiden Verlegenheit und Befangenheit viel unnuancierter in Ängstlichkeit, Beklemmung, Furchtsamkeit u. dgl. verlaufen). Hier wurzelt die Verlegenheit in dem ungewiß bangen Gefühl: was beabsichtigt der andere gegen dich? was hat er vor? Diese (rein emotional gedachte!) Frage aber wird naturgemäß dort besonders leicht das Innere angreifen, wo die Disposition besteht, sich in seelische Möglichkeiten der anderen Persönlichkeit lebhaft einzufühlen, und zwar in bezug auf die Beziehung zu sich selber einzufühlen. Denn es gibt auch ein Einfühlen in Zustände des Anderen, das der Beziehung auf die eigene Person entbehrt, und das verleiht eher Überlegenheit, als daß es Verlegenheit bescherte. Wer, um es kurz zu sagen, ängstlich und einfühlsam zugleich ist, wird am ehesten, öftersten und stärksten mit Verlegenheit zu schaffen haben. Denn er wird sich auch dort beobachtet, ertappt, beurteilt u. dgl. glauben (glauben wieder im ganz dunkelbewußten, emotionalen Sinne), wo

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Andere unter Umständen an derlei nicht entfernt denkt. Außer der konstitutionellen Beanlagung können es Lebensphasen(und das wäre ja eigentlich auch dem Konstitutionellen zuzurechnen) und Situationen sein, die es in sich haben, daß sie die meisten Menschen natürlicherweise ängstlich und einfühlsam (sei es dies auch nur im Sinne des emotionalen Sich-fragens: was wird der andere denken?) machen. Es wird noch davon zu reden sein, daß die erotischen Situationen (und eben auch die erotisch geladenen Lebenszeiten) dahin gehören und darum zur Verlegenheit und Befangenheit eine so besonders enge Beziehung aufweisen.

6) Übersetzen wir alle diese Feststellungen in eine abstraktere sozialpsychologische Sprache, so erscheint Verlegenheit in allen Fällen nach zwei, in vielen Fällen nach drei Richtungen hin sozialpsychisch bestimmt. Erstens ist sie immer gebunden an die physische Anwesenheit der zweiten Person (als Befangenheit an die Gewißheit ihres sofortigen Eintretens). Zweitens ist sie immer gebunden an eine Befürchtung, die auf gegen die erste Person gerichtete seelische Erlebnisse der zweiten Person abzielt (Urteile, Gedanken, Gefühle Entschlüsse usw.). Drittens wird sie oft gefördert durch Einfühlung der ersten Person in die zweite, wobei das Erfülltsein der beiden ersten Bedingungen Voraussetzung bleibt.

Hieraus erklärt sich die »soziale Lokalisation« der Verlegenheit, die wir vorhin durchmustert haben. Was uns dort noch als Durchkreuzung verschiedener Bestimmungsursachen erschien, offenbart sich nun als die verschiedene Auswirkung der nämlichen. Denn die maximale Beteiligung der psychisch Hochstehenden an der Verlegenheit begreifen wir ebensogut aus der Disponiertheit eben dieser zu Einfühlungen, wie die verhältnismäßig seltene Verlegenheit gegenüber seelisch Tieferstehenden aus der naturgemäß größeren Gleichgültigkeit gegen deren Urteile oder Gefühle. Je nachdem Anlage, momentane Gemütsverfassung, objektive Situation das eine oder andere akzentuieren, kann, wir verstehen es nur zu gut, die Verlegenheit höchst unerwartet und unberechenbar sich einstellen oder ausbleiben, stark oder schwach ausfallen. Im Prinzip ist die Entstehung aus jenen beiden psychischen Quellen, der obligatorischen Furcht und der fakultativen Einfühlung, so durchgängig und ausschließlich, daß auch die Fälle von pathologischer Verlegenheit und Befangenheit als reine Intensitätssteigerungen eines der beiden Momente oder auch beider begriffen werden können. Daß es auch für das Verständnis der Selbststeigerung der Verlegenheit (unter Umständen bis zu pathologischen Graden) keines weiteren Faktors bedarf, wird noch darzulegen sein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

7) Immer gleich bleibt sich bei alledem die Bedingung des physischen Zusammenseins zweier Personen. Aus ihr stammt jenes Unfaßbare, das die elementare wie die eingefühlte Furcht, Angst, Besorgnis, Bangen, Schrecken oder was es sei, zur Verlegenheit wandelt. Sie erst liefert die emotionale Spezifikation. Denn alle jene Gemütszustände kann auch der Gedanke an einen Abwesenden, eine Nachricht von ihm, über ihn, hervorrufen. Erst die Anwesenheit schafft die Schamkomponente, aus deren Zusammenwirken mit jenen Regungen das Neue, Verlegenheit, entsteht. Müssen wir diese Synthese als eine naturgegebene, nicht weiter zu analysierende Erscheinung hinnehmen? Ontogenetisch wohl; wir werden die Frage stellen, ob sie sich phylogenetisch enträtselt.

8) Die Anwesenheit des Anderen beim Einen bedeutet natürlich nur eine Minimalbedingung für das Eintreten von Verlegenheit. Tausendfältige Erfahrung lehrt jeden von uns, daß zum Verlegenwerden immer zwei, oft aber mehr als zwei gehören. Auf jeden Fall besteht eine Beziehung der Verlegenheit zu den »Gemeinschaftsfiguren«, wenn wir so die Ziffer der sich gesellenden Menschen bezeichnen dürfen. In der Vereinzelung (der »Robinsonfigur«), der reinen sozialen Einziffer existiert der Gemütszustand Verlegenheit nicht. Von den Bedingungen seines Zustandekommens in der Zwei-Figur haben wir ausführlich gehandelt. Die Drei-Figur bringt nun sehr merkwürdige Verschiebungen. Deduktiv ließe sich annehmen, daß die verlegenmachenden Momente noch gesteigert sind, wo einer nicht einen anderen, sondern zwei anderen gegenübertritt. Häufig ist ja das auch der Fall; häufig genug aber nicht, sondern die Anwesenheit des Dritten mildert die Verlegenheit des Ersten. Freilich ist zu unterscheiden, daß die Drei-Figur auf doppelte Art entstehen kann: indem 1 und 3 zu 2 treten, oder indem 1 zu 2 und 3 tritt (wenn wir 1 als die der Verlegenheit ausgesetzte Person annehmen). Es ist leicht begreiflich, daß der erste Fall, in dem 1 einen Gefährten mitbringt, ihn von Verlegenheit entlastet: weil eben das Gefühl in der Mehrheit zu sein im allgemeinen Überlegenheit gibt. (Absehen müssen wir natürlich von der Möglichkeit, daß 1 an 2 eine Mitteilung zu machen hätte, die ihm gegenüber seinem Gefährten (3) in Verlegenheit brächte; dann verschiebt sich ja einfach die Konstellation). Dieser Gegensatz zwischen der Überlegenheit in der Mehrheit und der Verlegenheit in der Minderheit tritt bekanntlich in allen erotisch gefärbten Beziehungen besonders grell zu tage: man weiß, um nur an das harmloseste Beispiel zu erinnern, wie tödlich verlegen ein junges Mädchen vor zwei Männern, und wie keck überlegen dasselbe Mädchen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Bunde mit einer Freundin gegenüber einem Manne sein kann. Immerhin kann es auch in dieser Unterfigur (1 und 3 begegnen 2) schon vorkommen, daß 1 durch die Begleitung von 3 gegenüber 2 verlegener wird, als wenn er 2 allein träfe, und zwar auch ohne daß etwa 3 mit 2 enger liiert ist als mit 1: nämlich dann, wenn 1 von 3 (seinem Gefährten) sich in bezug auf dies oder jenes sehr beobachtet glaubt oder weiß. So ist es bekannt, daß Kinder, namentlich aber Knaben in den Flegeljahren und Mädchen als Backfische (beide also in den zu Befangenheit und Verlegenheit dank erotischer Ladungen prädestinierten Lebensaltern), einem Erwachsenen gegenüber oft viel »freier« sind, wenn sie ihm allein begegnen, als wenn eines der Eltern, älteren Geschwister, das Fräulein, der Hauslehrer oder sonst einer ihnen zur Seite ist. Trotzdem bleibt es dabei, daß das Verhältnis (1 + 3) : 2 der beteiligten 1 im allgemeinen größere Sicherheit gibt. Vom Verhältnis 1 : (2 + 3) sollte man zunächst das Gegenteil voraussetzen; und für zahlreiche Fälle wird man darin nicht fehlgehen. Aber seltsam genug, es gibt Menschen und zwar gar nicht so wenige, die gegenüber einem anderen unbefangener sein können, wenn ihm (nicht ihnen) ein Dritter beigesellt ist. Wir alle kennen einen sehr trivialen Fall, für den das zutrifft: jene Anwesenheit eines Dritten beim Zweiten kann den Ersten davor bewahren, daß der Zweite eine für den Ersten peinliche Sache zur Sprache bringt, sich überhaupt etwas von ihr merken läßt. Hier bedarf die verlegenheitmindernde Wirkung des auf der Gegenseite stehenden Gefährten keiner Erklärung. Aber darüber hinaus fehlt es nicht an Fällen, in denen auch die aktive Verlegenheit unserer Gruppe 3 wider theoretisches Erwarten nicht verstärkt, sondern gemildert wird, wenn auf der anderen Seite uns nicht einer, sondern zwei gegenüberstehen. Besonders viele Belege dafür finden sich wieder in den erotischen Situationen. Wer kennt nicht jene Männer, die einem begleiteten Weibe gegenüber vollendete Kavaliere, ja Courmacher sind, aber befangen und verlegen werden, sowie sie demselben Weibe allein gegenüberstehen? Hier ist auch die Ursache am durchsichtigsten: was Verlegenheit verscheuchend (oder doch abschwächend) wirkt, sind die Hemmungen, die beiden Teilen die Anwesenheit eines dritten auferlegt. Für den »werbenden« Teil (dies Wort im allerweitesten Sinne genommen) sind diese Hemmungen zunächst rein äußerlich und dies ist das für unsere Angelegenheit Belanglosere. Für den umworbenen Teil sind es innere, nämlich Hemmungen seiner Erwartungen, die er in Ansehung des Vorgehens des werbenden Teils hegt. Dieses Bewußtsein nun ist es, das dem werbenden Teil Sicherheit verleiht. Er weiß, daß der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

umworbene Teil momentan von ihm gar nichts anderes erwartet als die in Anwesenheit eines dritten gesellschaftlich zulässigen Höflichkeiten. Fehlt der dritte, so gerät der werbende Teil leicht in jene Verlegenheit, die bei dem Gedanken aufkeimt: erwartet der umworbene Teil jetzt nicht vielleicht mehr, z. B. eine »Erklärung«, oder dgl.? Es ist bekannt, wie leicht Werber in dem Gefühl verlegen werden, sie könnten in den Augen der Umworbenen den Eindruck von Feigheit, Zaghaftigkeit, Schüchternheit machen. Jeder wirkliche Mann empfindet ja ein solches Urteil von sich als degradierend für seine Männlichkeit, von der eben unser aller Instinkt uns sagt, daß ihr Kriterium im Zugreifen, in der erotischen Aggression, im Erobern liegt. Das Gefühl, es werde mehr erwartet, tritt aber für den Werbenden besonders leicht bei Befangenheit der Umworbenen ein. Wir stoßen da auf einen sozialpsychischen Tatbestand von höchster Merkwürdigkeit, und ihn zu verstehen werden wir erst an späterer Stelle unserer Studie versuchen können. Erotische Befangenheit der Umworbenen verleiht dem Werbenden häufig nicht Überlegenheit, sondern macht ihn verlegen. Befangenheit der Umworbenen ist nämlich häufig ein Zeichen von Erwartung der Werbung, und das instinktive Verspüren dessen ist es, was den Werben-Sollenden in Verlegenheit setzt. Indem der umworbene Teil in Anwesenheit eines Dritten sich konventionell, also unbefangen gibt, wird auch der werbende Teil unbefangener. Der Dritte übt also hier die Wirkung, den Ausdruck des Innenzustandes von 2 zu mäßigen und dadurch 1 von Verlegenheit zu entlasten. Hieraus aber verstehen wir die nämliche Wirkung des Dritten auch für die außererotischen Situationen. Leicht in Verlegenheit zu setzende Menschen fürchten z. B. bei einer mißlichen Mitteilung an einen anderen vor allem dessen momentane Reaktion. (»Wie wird er das aufnehmen?«) Anwesenheit eines Dritten, auch wenn er dem Empfangenden nahe- und dem Mitteilenden fernsteht, hat zunächst meistens den Effekt, diese Reaktion zu mäßigen. Damit erleichtert sie die ganze Situation auch für den ersten. Es wird damit aber auch verständlich, daß es besonders die durch den wahrgenommenen Ausdruck von inneren Zuständen des anderen leicht zu beeinflussenden Naturen sind, für welche es leichter sein kann, das Zusammentreffen mit einem Zweiten zu ertragen, wenn dieser von einem Dritten begleitet, als wenn er allein ist [also leichter in der Konstellation 1 : (2 + 3), als in der Konstellation 1 : 2].

Über die Drei-Figur hinaus brauchen wir eigentlich diese Analyse nicht fortzusetzen. Denn die Viel-Figuren bringen nichts neues,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern nur quantitative Komplikationen der in der Drei-Figur möglichen Erlebnisse. Auch da kennen wir die Situationen, in denen uns die Anwesenheit eines ganzen Kreises »freier« macht, und die umgekehrten, in denen sie uns zu Verlegenheit disponiert. Und gleichwie Situationen, wo dies für ziemlich jeden Menschen gilt, gibt es Naturen, die von Haus aus für dieses oder jenes mehr angelegt sind. Nur eine Gemeinschaftsfigur liegt jenseits der 3, deren wir noch kurz gedenken müssen. Sie ist, obwohl die 3 überschreitend, streng genommen doch keine Vielfigur im einfachen Sinne. Wir meinen die, in der zwar 4 Menschen beieinander sind, aber nicht 4 beliebige, sondern 2 mal 2 Paare. Wir mögen sie die (2 × 2) Figur heißen. Ein Paar ist sozialpsychologisch als die erotisch gebundene Menschenzweizahl zu definieren. Es ist bekannt, daß das Zusammensein zweier Paare in ausgesprochener Weise verlegenheitscheuchend wirkt: wir meinen für jeden Beteiligten seinem erotischen Partner gegenüber. (Die »Kreuz«situation, die sich dabei entwickeln kann — siehe Goethes »Wahlverwandtschaften« — hat hier kein Interesse für uns). Nicht wenige geschlechtliche Verführungen leiten sich in dieser Konstellation ein, dank der Erleichterung, die sie der Aktivität der Werbenden ebenso wie der Bereitschaft der Umworbenen verleiht. Wirksam ist für die Werbenden dabei wohl das »sportliche« Moment des Wetteiferns in Kühnheit, Wagemut, Geschicklichkeit; für die Sich-Gebenden die wechselseitige Einschläferung der Bedenken, die überall das »Teilen« derselben Lebenslage mit sich zu bringen pflegt — die »beruhigende« Wirkung scheinbar geteilter Verantwortung, die eine Seite der »Ansteckung« durchs Beispiel ist. Wir haben keinen Anlaß, den Fall hier weiter zu analysieren. Er steht unseren Fragestellungen noch nahe genug, um wenigstens erwähnt und doch schon zu fern, um mehr als erwähnt zu werden.

9) Bei der Aufzählung der 3 Gruppen von Verlegenheitsursachen (S. 5). hatten wir den passiven Charakter der Verlegenheit in den beiden ersten, ihren aktiven in der letzten angemerkt. Die mannigfachen Beispiele, an denen wir uns im Einzelnen das Zustandekommen verlegener Situationen verdeutlicht haben, lassen erkennen, daß diese Sonderung nur dem äußeren Schein nach besteht und daß der psychomotorischen Aktivität oder Passivität keine rein psychische genau entspricht. Den »Bittenden« wird man überhaupt wohl äußerlich schon eher zu den Passiven als den Aktiven rechnen müssen, da die eigentliche Aktivität hierbei dem Gebetenen zufällt. Aber auch die Verlegenheiten der echten Aktivität (wie die eines Mitteilenden, Eröffnenden, Tadelnden, Entlassenden u. dgl.) beruhen geradezu darauf, daß der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Aktion Berufene und äußerlich Aktive sich innerlich, seelisch, in die Rolle eines Erleidenden, nämlich eines Beobachteten, Beurteilten u. dgl. gedrängt sieht oder (meistens) wähnt, also selber drängt. Wir dürfen also sagen, daß Verlegenheit unter allen Umständen nicht zwar in sozialer, wohl aber in sozialpsychischer Passivität, Erleidensrolle, wurzelt. Diese sozialpsychische Passivität kann der sozialen äußeren Situation (die wir auch die sozialphysische nennen können) konform sein: in den Fällen der Entlarvung, Ertappung, Bloßstellung, der Gruppe 1. Hier ist Verlegenheit der adäquate seelische Effekt des Geschehens, und nicht wer in solcher Situation verlegen wird, sondern wer es nicht wird, verrät uns damit eine abnorme Konstitution. Weniger wesensfest ist schon der Zusammenhang zwischen der sozialphysischen Situation und dem sozialpsychischen Verhalten in den Fällen des Beobachtetwerdens; symptomatisch ist, daß die »Erziehung« hier ein Ablegen oder doch Beherrschen der Verlegenheit (und Befangenheit) fordert und anstrebt; leicht verlegen zu werden gilt in diesen Situationen als ein Mangel der Persönlichkeit, ganz besonders beim Manne; etwas nachsichtiger wird das weibliche Geschlecht, wie überhaupt die Situation der passiven erotischen Werbebeobachtung beurteilt. Es liegt die Auffassung zugrunde, daß wir die Passivität, in die uns das Beobachtetwerden drängt, gewissermaßen nicht »anzunehmen« brauchen, sondern sie durch eigene Aktion, z. B. Wiederbeobachtung oder Vereitlung der Beobachtung durch Gesprächsanknüpfung mit dem Beobachter oder sonst irgendwie paralysieren können. In den eigentlich aktiven Rollen der dritten Gruppe endlich läuft die sozialpsychische Passivität den Bedingungen der sozialphysischen Situation direkt zuwider; Verlegenwerden gilt hier als ein Zeichen psychischer Schwäche, mag diese Schwäche öfters auch darum verziehen werden, weil sie »sympathisch« ist, etwa in Güte ihre Wurzel hat. Zu dieser Gruppe rechnen daher besonders viele Fälle abnormer Verlegenheit und Befangenheit, ja ausgesprochen pathologischer: genau umgekehrt wie in der Gruppe 1, wo die abnorme, ja pathologische »Unbefangenheit« (Abgebrühtheit, moralische Indifferenz, Dickhäutigkeit) ihren Platz hat, während in der 2. Gruppe die normalen und abnormen Fälle sich etwa in gleichem Verhältnis mischen mögen. Den Abgebrühten, die auch unter den vehementesten Bedingungen der 1. Gruppe nicht verlegen werden, stehen gegenüber die Menschen mit »mangelndem Selbstvertrauen«, die es auch unter den simpelsten Bedingungen der 3. Gruppe werden. Zahlreiche Cyklopathen (Manisch-Depressiven) bieten das interessante Bild einer Durchwanderung dieser Möglichkeiten je nach ihrer Ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mütslage: abnorm verlegenheitslos in den manischen Hebungen, werden sie überbefangen in den depressiven Senkungen, und in normalen Tagen zählen sie häufig zu denen, die unter schon sehr leichten (oder gar imaginären: Sich-Beobachtet-Wähnen) Bedingungen der Gruppe 2 verlegen oder befangen sind.

Unsere 3 Gruppen stellen somit (im großen ganzen) zugleich eine Skala vor, die vom seelischen Durchschnitt zur seelischen Feinfühligkeit und schließlich Überfeinfühligkeit hinführt; es stimmt völlig dazu, daß die früher besprochene Einfühlsamkeit im allgemeinen eine Funktion der seelischen Feinfühligkeit ist. In den Gemütszuständen der Verlegenheit und Befangenheit finden jene Abstufungen ihre sozialpsychische Auswirkung.

II.

Das Ausdrucksbild.

10) Jede Gemütsbewegung hat körperliche Wirkungen, die man ihren Ausdruck nennt. Dieser Satz bekennt uns zu zwei Anschauungen. Zum ersten, daß im Jargon der praktischen wissenschaftlichen Arbeit am besten so geredet wird, als ob eine psychophysische Wechselwirkung vorhanden sei, wovon keines der möglichen Prinzipien berührt wird, nach denen sich der Einzelne den wissenschaftlichen Tatbestand erkenntnistheoretisch auflöst oder metaphysisch hypostasiert. Zum anderen, daß in der Wechselwirkung zwischen einer Gemütsbewegung und ihrem Ausdruck jene das Primäre, dieser das Erzeugte ist. Jede ernstliche Selbstbeobachtung scheint uns zu beweisen, daß die Ausdruckserscheinungen dem Gange der Gemütsbewegung folgen, oft ganz unverkennbar nachfolgen, nicht daß sie gleichzeitig mit ihm sind, geschweige denn, daß sie ihm vorauseilten: die negative Probe auf die fast als Witz anmutende James-Lange-Formel, wonach wir fröhlich sind, weil wir lachen, und traurig, weil wir weinen, liefert die Pathologie, die uns (z. B. in der multiplen Sklerose, bei Gehirnblutungen und anderwärts) Zustände von rein physisch erzeugtem Lachen und Weinen (Zwangslachen, Zwangsweinen) zeigt, aus denen keine Spur echter Fröhlichkeit oder echter Traurigkeit entsteht.

Dem Sinne des Wortes nach kann unterm Ausdruck der Gemütsbewegungen nur die Gesamtheit der körperlichen Wirkungen eines Gemütszustandes verstanden werden, die der Mitwelt und dem Betroffenen selber, oder mindestens einem von beiden wahrnehmbar sind: sichtbar, hörbar, riechbar, schmeckbar, fühlbar. Natürlich gibt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es zwischen ihnen und den anderen körperlichen Folgeerscheinungen, die etwa auch auf instrumentellen Umwegen nachgewiesen werden können, keine scharfe Grenze. Der »Ausdruck der Gemütsbewegungen« ist denn auch kein strenger Begriff theoretischer Psychophysiologie, sondern ein Begriff der praktischen Psychognostik, und noch dazu der groben; denn eine subtilere Psychognostik könnte wohl das Bedürfnis haben, über die unmittelbar wahrnehmbaren Ausdruckserscheinungen hinweg auch die mittelbar anzeigbaren zum Zwecke der Psychognosis zu untersuchen. Bis heute freilich liegen die Dinge so, daß die eigentlichen Ausdruckserscheinungen das Wichtige an körperlichen Folgen der Gemütszustände erschöpfen. Jenseits ihrer bewegt sich vorläufig nur psychophysiologisches Inventarisierungsinteresse.

Alle Ausdruckserscheinungen lassen sich in 3 große Gruppen teilen: Ausdrucksbewegungen (alle Aktionen der willenunterworfenen Muskulatur), Tonusschwankungen (das sind alle Veränderungen im Bereiche der willenentzogenen Muskulatur: am Herzen, an den Gefäßen — Erröten und Erblassen gehört mit hierher — am Darme, an den Pupillen, in der Hautspannung, im Tonus auch der sonst willkürlichen Muskeln, siehe Zittern! usw.) und Absonderungen (Schweiß, Urin, Darmflüssigkeit, Tränen, Speichel). Auch hier gibt es wie überall Zwischenglieder — ich erinnere nur an die Atmung, die Würgebewegungen, die Lautbildung im Kehlkopf, wobei eine willenunterworfene Muskulatur vielfach und über gewisse Grenzen hinaus überhaupt dem Willen entzogen ist, oder an das Weinen, das mit der Verknüpfung von mimischem Krampf und Absonderung steht und fällt. Für die meisten Zwecke genügt übrigens die Unterscheidung von Ausdrucksbewegungen und Ausdruckszuständen. Unter jene fällt dann nur die gesamte Mimik und Pantomimik, unter diese auch Dinge wie die Veränderung der Stimme, die zwar für die physiologische Analyse eine Summation aus Bewegungs- und Tonusveränderung ist, der Wahrnehmung aber lediglich als akustisches, der Selbstwahrnehmung als halb akustisches, halb fühlhaftes (Heiserkeitsgefühl) Phänomen gegeben ist. Auch unsere Untersuchung mag sich an diese Zweiteilung halten.

11) Kein Ausdruckszustand ist für die Verlegenheit charakteristischer als das Erröten; die Befangenheit teilt sich zwischen Erröten und Blässe; Erblassen im echten Verlegenheitszustande gehört zu den Seltenheiten und ist eher ein Zeichen, daß bereits Angst, Schreck, Empörung (z. B. über erotische Zumutung) oder ähnliches eingetreten ist. Von den Details des Errötens, seiner Topographie,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anthropologie usw. hat Darwin in seinem Buche so gut wie erschöpfend gehandelt. Die Intensität des Rotwerdens ist natürlich individuell und je nach der Intensität und der Plötzlichkeit des Verlegenwerdens verschieden, aber es sei besonders angemerkt, daß sie auch nach der Art der Verlegenheit sich abstuft. Das tiefste Erröten folgt dem Ertapptwerden und den Attacken der sexuellen Werbung beim erleidenden Teil; eine nebensächlichere Rolle spielt das Erröten bei den »aktiven« Verlegenheiten unserer dritten Gruppe, und auch beim bloßen Beobachtetwerden erscheint es nicht so durchgängig. Es befällt Frauen leichter als Männer; häufiges Erröten bei Männern wird als unmännlich, also abnorm beurteilt, aber auch beim weiblichen Geschlecht kommt ein »Leiden am Erröten« nicht selten vor, indem Erröten ohne jeden Anlaß oder bei ganz geringfügigen Anlässen sich einstellt. Auch dabei erweist sich nichts von der physio-psychischen Affekttheorie. Gewiß werden solche Mädchen und Frauen oft erst verlegen, nachdem sie errötet waren, aber sie werden es nicht dadurch, daß sie errötet waren, sondern weil sie merkten, daß sie errötet waren und das Bewußtsein, verlegen zu scheinen, sie nun verlegen macht. Das ist im allgemeinen schon kein Wunder, da Verlegenheit einem Teil ihrer Entstehungsursache nach (die Gruppe der Ertappung, Bloßstellung!) und abgesehen davon unseren gesellschaftlichen Anschauungen über »Haltung« nach überhaupt ein Schwächezeichen, kein erwünschter Zustand ist, und es ist im besonderen für die Frau kein Wunder, weil, wie wir früher schon erörtert haben, bei ihr Verlegenheit leicht als geschlechtliche Erwartung gedeutet wird. Wer öfter an Erröten leidende Frauen gesprochen hat, weiß aus ihrem Munde, daß ihnen am peinlichsten der Gedanke ist, was wohl dieser oder jener Mann, vor dem sie grundlos errötet sind, von ihnen denken werde.

Unter den Verlegenheitserscheinungen ist das Erröten eine von denen, die wir unter Umständen ästhetisch positiv bewerten. Es gefällt uns hauptsächlich an erotisch umworbenen jungen weiblichen Personen, namentlich wenn es »sanft« ist, nicht zu »flammend« wird. Genaue Beobachtung ergibt wohl ziemlich für alle Fälle, daß physische Verschönerung eines Gesichts durch Erröten nicht stattfindet. Auch wenn es uns scheint, daß es einem Mädchen »gut stehe«, wenn es errötet, meinen wir damit doch schon den Ausdruck des Seelischen. Natürlich kommen gewisse Unterschiede zwischen physisch hübschem und häßlichem Erröten hinzu: eine leise Röte ist hübscher als eine flammende, und fleckenhaftes Erröten ist ausgesprochen entstellend. Aber die Tatsache, daß wir auch von der leisen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Röte erwarten, sie verschwinde bald wieder, bestätigt doch, daß unser Wohlgefallen den Ausdruck, und nicht den physischen Zustand als solchen zum Gegenstand hat. Es ist ein Zeichen, dieses Wohlgefallen, daß uns bestimmte seelische Regungen, die das Erröten offenbart, in bestimmten Situationen oder Lebensaltern am Weibe gefallen: eben eine gewisse Befangenheit in erotischer Atmosphäre, als besondere Auswirkung der allgemeinen Eigenschaft Schamhaftigkeit, Züchtigkeit. Diese mädchenhafte Befangenheit wird an sich allgemein geschätzt (heute vollzieht sich allerdings darin ein Geschmackswandel), und sie ist besonders erwünscht für den erotischen Werber, weil er sie, in den meisten Fällen zu Recht, als Zeichen erotischer Erwartung auslegen darf.

Die allgemeine Schätzung gehört der moralischen Wertschätzung der Verlegenheit an, deren Positivität oder Negativität sich natürlich nach der Ursache der Verlegenheit richtet. Gerade das Erröten pflegt hier besonders gern als Maßstab der Verlegenheitsreaktion genommen zu werden. Wir brauchen wohl nur an die früher benutzten Worte »abgebrüht« und »Mangel an Selbstvertrauen« zu erinnern, um es durchsichtig zu machen, daß je nachdem bald das Nicht-Erröten, bald das Erröten Gegenstand moralisch abschätziger — und umgekehrt natürlich auch moralisch günstiger Beurteilung sein kann.

12) Das Erröten pflegt von subjektiv empfundenen Vorgängen begleitet zu sein, die wohl gelegentlich auch einmal für sich als Verlegenheitsausdruck auftreten können: Hitzegefühl (»fliegende Hitze«) und Prickeln der Haut, beides und besonders das zweite häufig am stärksten im Bereiche der Körpergegenden, die vom Erröten nicht betroffen werden — also des Rumpfes und der Gliedmaßen. Zu den zunächst nur dem Verlegenen selber wahrnehmbaren Erscheinungen gehört ferner das Trockenwerden der Lippen (und des Mundes; besonders aber der Lippen), und das Herzklopfen. Das plötzliche Trocknen der Lippen ist das wesentlichste Absonderungsphänomen, das die Verlegenheit ausdrückt. Manchmal treten auch allgemeine oder örtliche Schweißausbrüche ein, die örtlichen mit Vorliebe in der Handfläche oder auf der Stirn (in diesem letzten Falle unter Umständen auch dem Zweiten erkennbar). Urindrang kann nach dem Abklingen der Verlegenheit auftreten, er hat aber dann keine spezifische Ausdrucksbedeutung, sondern ist lediglich die Wirkung der allgemeinen Gemütserregung, als welche er bei disponierten Menschen zu erscheinen pflegt. Das Nämliche gilt von dem Tonusphänomen der Pupillenerweiterung.

13) Zwei Vorgänge verdienen noch besondere Erwähnung: das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zittern und die Stimmveränderung. Jenes kann so geringfügig sein, daß nur der Verlegene selber es wahrnimmt; es kann aber auch sichtbar werden. Bald ergreift es den ganzen Körper, oft aber nur seine Lieblingsstellen: die Finger und die Lippengegend. Im letzten Falle unterstützt es nicht unwesentlich die Veränderung der Sprache, die allerdings auch unabhängig davon häufig genug rein stimmlich »zitternd« wird.

Im Mittelpunkt der Stimmveränderung pflegt freilich eine andere Eigenschaft zu stehen: das Heiserwerden, Belegtwerden, Tonloswerden der Stimme, womit sich zugleich meistens eine, manchmal recht beträchtliche Erhöhung der Stimmlage (bis zum charakteristischen Überkippen) verbindet. Das Sprechen mit fester, tonvoller und tiefer Stimme gilt uns als der Ausdruck der inneren Sicherheit; wer befangen wird, dessen Stimme schnellt in die Höhe, belegt sich, zittert. Sehr heftige und plötzliche Verlegenheit kann sogar ein völliges Versagen der Stimme bewirken; so starke Heiserkeit oder so starkes Zittern, daß das Sprechen oder Singen nur mühsam gelingt, sind nicht so selten. Bei Sängern und Sängerinnen, namentlich im Auftreten noch nicht routinierten, bei Rednern, bei Lehrern, namentlich jungen oder in Situationen der »Vorführung« (öffentliche Prüfungen), aber ebenso bei Schülern, die antworten oder etwas vortragen sollen, beim Ausrichten von mißlichen Aufträgen, besonders aber auch bei der aktiven sexuellen Werbung stellen sich diese Stimmveränderungen in charakteristischer Weise ein. Es ist namentlich die Unerfahrenheit oder die Gewagtheit, die in der Werbungssituation dazu disponiert. Ein junger Mensch, der zum ersten Male ein Mädchen anzusprechen sich rüstet, oder ein Herr, der das Gleiche gegenüber einer in ihrer Qualität nicht ganz durchschaubaren Dame riskieren will, fühlt sich im Augenblick der Tat oft von diesen stimmlichen Indispositionen befallen; völliges momentanes Versagen ist dabei nicht selten. Man darf allerdings nicht übersehen, daß es sich dabei öfters nicht um ganz reine Zustände von Befangenheit handelt, sondern die eigentliche Erregung der Begierde hineinspielen kann. Andererseits zeigt auch die sexuelle Umworbenheit die stimmlichen Ausdrucksvorgänge in bezeichnender Weise: das Mädchen, das die zusagende Antwort auf die Werbung nur noch zu »hauchen« oder zu flüstern vermag, deren Stimme bebt, zittert, tonlos wird — ist ja geradezu eine Klischeefigur aller literarischen und mimischen Darstellungen solcher Situationen geworden. Auch da freilich geht Befangenheit und Verlegenheit vielfach schon in Angst, Scham, allgemeine Aufregung überhaupt, gemischt mit Zweifeln, Freude, Spannung u. dgl. über. Daß aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch die reinen Verlegenheitszustände der Werbung und Umworbenheit häufig jenen Ausdruck finden, unterliegt keinem Zweifel.

14) Endlich wäre noch der Veränderungen der Atmung zu gedenken, die namentlich beim weiblichen Geschlecht, infolge seiner Brustatmung, nach außen hin leicht in Erscheinung treten, zumal im dekolletierten Zustande, der seinerseits wiederum eine gesellschaftliche Quelle zahlreicher Befangenheits- und Verlegenheitsanlässe ist. Die Atmung wird dann rascher und tiefer; der Busen »wogt«. Männer verspüren gelegentlich ähnliches; wenn jemand sich »aus der Verlegenheit zieht«, durch eine Ausrede, Entschuldigung oder dgl., so beginnt er, auch dem Zweiten vernehmlich, seinen Satz oft mit einem krampfhaft tiefen Einatmen.

15) Dieses Einatmen ist noch durchaus unwillkürlich. Daneben aber gibt es Verlegenheitsatmungen, die uns zu den eigentlichen Verlegenheitsbewegungen hinüberführen. Die bekanntesten davon sind ein rasches, meist mehrmals hintereinander stoßartig erfolgendes Einziehen oder Ausstoßen der Luft durch die Nase. Es ähnelt, ja gleicht oft dem notgedrungenen Aufziehen, Luftdurchstoßen u. dgl. bei Schnupfen, verlegtem Nasendurchgang usw.

Andere, dem Gehör des Zweiten wahrnehmbare Bewegungen erfolgen im Hüsteln und Husten, Räuspern und allerlei leichten Schnalzaktionen der Zunge, indem diese zwischen Oberlippe (oder Unterlippe) und Kiefer, oder in Zahnlücken, oder sonst in der Mundhöhle herumgeschoben wird. Die Huste- und Räusperakte dienen dabei oft (aber nicht immer) dem Zweck, die eingetretene oder auch nur befürchtete Heiserkeit, Rauhigkeit, Tonlosigkeit der Stimme zu beseitigen. Wir stoßen damit auf Bewegungen, die zur Verhüllung bereits entstandener oder erwarteter Verlegenheitsausdrucksvorgänge dienen.

16) Unter den in der Hauptsache sichtbaren Verlegenheitsbewegungen kombiniert sich mit dem Vorgang des Errötens am häufigsten das Niederschlagen oder Umherirren der Augen. Es kann als die charakteristischste, nämlich durchgängigste und festeste aller Verlegenheitsbewegungen angesprochen werden, denn wir beobachten mindestens Spuren davon (ähnlich wie Spuren des Errötens) noch bei Menschen, die sonst eine vollendete Beherrschung ihres Verlegenheitsausdrucks sich angeeignet haben. Bei starker Ausprägung pflegt es sich mit Senken des Kopfes oder Abwenden des Gesichts, Umherwerfen, Zurückwerfen des Kopfes und ähnlichem zu verbinden; worunter im Zurückwerfen des Kopfes uns zum ersten Male eine Bewegung aufstößt, die bestimmt ist, nicht bloß (wie das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Räuspern) den Verlegenheitsausdruck zu verhüllen, sondern einen positiv überlegenen Ausdruck vorzutäuschen. Bei Kindern, wie bei Mädchen des niederen Standes in sexueller Verlegenheit verstärken sich diese Bewegungen häufig noch durch direktes Bedecken des Gesichts mit der Hand oder dem Arm, bei den Frauen der »Gesellschaft« muß der Fächer manchmal in diese Rolle der Hand eintreten; auch ein großer Hutrand leistet gelegentlich den Dienst. Das ist die deutlichste jener Aktionen, die Darwin als die Verlegenheitsausdruckserscheinung schlechthin angesprochen hat: die Verbergung der eigenen Persönlichkeit, mindestens ihres hier wichtigsten Teiles. »Ich hätte vor Verlegenheit in den dunkelsten Winkel kriechen« oder »in die Erde versinken mögen«, hört man als Ausdruck solcher Tendenz noch heute manchmal sagen.

In der Tat beobachten wir nun eine ganze Menge von weiteren Bewegungen, die sich mehr oder minder deutlich als Fragmente eines solchen Verbergens charakterisieren. Kinder decken manchmal die untere Gesichtshälfte, namentlich den Mund, den sie dabei oft auch etwas geöffnet halten, mit der Hand zu, wenn sie verlegen sind. Männer fahren sich viel mit der Hand ins Gesicht: sie wischen sich ein Auge, zupfen an der Nase, wo sie nicht gar darin bohren, zupfen an den Lippen, namentlich an der Unterlippe, fahren sich in den Mund (ohne eine dort belästigende Ursache), gebrauchen den Zahnstocher (ohne entsprechende Ursache), schnäuzen sich wiederholt (ohne entsprechende Ursache), kratzen sich an der Wange, der Stirn, auf dem Kopfe; auch das Bartstreichen, Schnurrbartzwirbeln und ähnliches gehört in zahlreichen Fällen hierher. Für das Kauen an den Nägeln bildet die dabei mögliche Verdeckung eines Stücks Gesichts mit der Hand wohl mindestens eine Komponente, und auch das verlegene Emporziehen der Schultern wirkt deutlich als ein Fragment versuchten Zusammenkauerns, In-sich-hinein-kriechens. Zweifellos erscheinen alle diese Vornahmen zunächst ja als Wirkungen einer eingetretenen motorischen Unruhe. Diese selber kommt aber eigentlich dort nicht als Verlegenheitserfolg vor, wo die Verlegenheit sich in ausgiebigster Weise »ausleben« kann: dort erfolgt, darin hat Darwin ganz Recht, die möglichst weitgehende Verdeckung des Gesichts (am liebsten weicht man einer Verlegenheit, sieht man sie kommen, überhaupt aus: das Umkehren, Abbiegen, Ausweichen, sich ans Schaufenster stellen u. dgl. sind ja dafür charakteristisch). Die motorische Unruhe entsteht, indem die eigentliche Verlegenheitsaktion des Verhüllens gehemmt ist; ihre Impulse entladen sich in Fragmenten dieser Aktion.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dabei muß es im Einzelnen dahingestellt bleiben, ob alle Bewegungen als solche Fragmente auszulegen sind, oder ob nicht die einmal den Organismus ergreifende Unruhe nicht auch außer den Fragmentverhüllungen überhaupt zwecklose Bewegungsinnervationen schafft. Entwicklungsgeschichtliche Beobachtungen sprechen wohl mehr dafür, daß es sich jedenfalls bei den meisten Bewegungen um Verhüllungsfragmente oder deren Ersatz handelt. Kinder streben sofort und elementar die Verhüllung des Gesichts, womöglich durch Abwenden, an. Erst wenn ihnen dies untersagt, unmöglich gemacht wird, entwickeln sich die Ersatzbewegungen dafür; wird ihnen die Hand vom Gesicht genommen (oder geschlagen) so winden sie nun die Hände ineinander, spielen mit den Fingern, reiben mit den Fingern an der Handfläche hin und her, winden sich von einem Bein aufs andere, »räkeln« sich herum, machen sich an der Kleidung zu schaffen usw.: kurzum es entstehen dann erst alle die Bewegungen, die wir außer den deutlichen Verhüllungsfragmenten noch als Verlegenheitsausdruck kennen.

Unter ihnen spielen Hantierungen, und zwar vorwiegend Ordnungsbewegungen an der Kleidung eine besondere große Rolle. Der Befangene prüft immer von neuem alle Einzelheiten seines Anzugs. Der Verlegene putzt oder bläst sich etwas nicht Vorhandenes vom Rockärmel, vom Handrücken, er greift sich an die Kravatte, lockert den Kragen, zupft an seinem Rock, gleitet über die Westenknöpfe, ja selbst an den Hosenschluß; er zerrt und dreht an einem Knopf, knöpft ihn mehrmals auf und wieder zu, spielt an der Uhrkette, mit dem Trauring, hantiert an den Manschetten, bückt sich sogar, um sich am Schnürstiefel zu schaffen zu machen, betrachtet seine Nägel, fährt sich durchs Haar, zupft an seinem Bart herum. Bei Frauen ist das meiste Entsprechende so verpönt, daß sie zu anderen Dingen Zuflucht nehmen müssen. Von den reinen Körperbewegungen bleibt bei ihnen meist nur ein unruhiges Hin- und Herschieben der Füße, oder abwechselndes Übereinanderschlagen der Beine mit wippenden Fußbewegungen, ein nervöses leises Trommeln der Finger auf dem Oberschenkel oder einer anderen Unterlage, besonders aber ein rasches Spiel der in die Hohlhand eingeschlagenen Finger einer Hand mit gelegentlichem Zurückspreizen bis zum Überspreizen der Finger. Sonst spielen sie mit dem Fächer, mit den Fingerringen, im Straßenanzug mit dem Schirm oder dem Handtäschchen, oder mit dem Rock, indem sie ihn raffen. Dabei offenbart das Spiel der Hand oft eine überaus starke Unruhe. Ein Mann braucht manchmal eine Frau (in der Trambahn, in Gesellschaft)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur eine kleine Weile anzublicken, um bei ihr sofort eine (häufig von Erröten und Augenniederschlag begleitete) ganze Menge zweckloser Hantierungen dieser Art auszulösen. Fühlt die Frau sich von rückwärts beobachtet, so ist eine Verlegenheitsbewegung von geradezu klassischer Charakteristik für sie: der Griff an die Frisur; der aber auch sonst als Befangenheits- und Verlegenheitsausdruck des Weibes eine große Rolle spielt. Gelegentlich greift die motorische Unruhe, und dies wieder mehr beim männlichen Geschlecht, vom eigenen Anzug auf den des anderen über; die Verlegenheitsbewegung des Abputzens eines Stäubchens vom Rock des Mitmenschen ist im 1. Akt der »Weber« feinsinnig verwendet; daß es Leute gibt, die fremde Knöpfe drehen, ist bekannt. Auch an nichtmenschenbekleidenden Objekten macht die Unruhe der Verlegenheit sich zu schaffen: das Zupfen an der Tischdecke, Spielen mit dem Löffel, mit Streichhölzern und ähnliches sind alltägliche Formen davon.

Der motorischen Unruhe verdankt wohl zum Teil wenigstens das Züngeln der Frau in Verlegenheitssituationen, das bei Männern öfters als kurzes Hervorstoßen der Zungenspitze und Belecken der Lippen auftritt, seinen Ursprung; gleichzeitig ist es aber als eine Beseitigungsbewegung aufzufassen, ähnlich dem Hüsteln: wie dieses der Stimmveränderung, soll jenes der Trockenheit der Lippen abhelfen. Ähnlich mag auch das Nagen an der Lippe (wo es überhaupt Verlegenheit, und nicht etwa gereizte Bewegung, Ärger u. dgl. ausdrückt) halb als Unruhe, halb als Benetzungsaktion auszulegen sein.

Überhaupt nimmt im Gesicht nächst den Augen die Mundpartie am Ausdruck der Verlegenheit den meisten Anteil. Die »Miene« der Verlegenheit ist etwas recht unbestimmtes und schwer zu beschreibendes; jedenfalls aber konstituiert sie sich außer durch die Augenbewegungen im Wesentlichen durch einen eigentümlichen, eben den »verlegenen« Ausdruck der Mund- und der ihr nachbarlichen Wangengegend. Dieser Ausdruck ähnelt meist einem schwachen Lächeln, öfters mit der Andeutung eines ängstlichen Zuges, die Mundwinkel sind dabei nach seitwärts und einwärts verzogen, häufig steht der Mund ein klein wenig offen. Hieraus entwickelt sich leicht die Gewohnheit wirklichen Lächelns oder gar Lachens, um die Verlegenheit zu verbergen: das »verlegene Lächeln« ist bekannt, aber es gibt sogar zahlreiche Menschen, welche lachen, wenn sie verlegen werden, selbst in den unangebrachtesten Situationen, z. B. beim Aussprechen einer Kondolenz oder eines Tadels; in der Schule kann das Lächeln oder Lachen der Verlegenheit den Schüler in den Verdacht der Abgebrühtheit bringen — ich selber habe bis etwa zur Veränderung der

Generated on 2019-11-22 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Züge in der Pubertät darunter gelegentlich zu leiden gehabt und kenne mehrere ähnliche Beispiele.

Außer der »klassischen« Verlegenheitsmimik, wie sie aus den Augenbewegungen und der Mundstellung zum Lächeln hin, auch dem Züngeln oder Lippenbenagen (seltener aus einer leichten Pfeifstellung der Lippen bis zu leisen Pfiffintonationen) sich aufbaut, kann die Gesichtsmuskulatur durch irreguläre Innervationen in Mitbeteiligung treten. Solche mimischen Erscheinungen nennen wir »Grimassen«, womit sie außerhalb alles regulären Ausdrucks gestellt sind; sie finden sich bei Verlegenheit besonders gern ein; auch von ihnen wird man einzelne leicht als eine Art Ersatzbewegungen für die unterdrückte Verhüllung des Gesichts erkennen, z. B. das Zukneifen eines Auges (oder Blinzeln beider), andere wieder erscheinen als echte »Täuschbewegungen«, (analog dem Zurückwerfen des Kopfes), besonders die cynischen Grimassen, die einen der Verlegenheit ganz entgegengesetzten Seelenzustand, eine bestimmt gefärbte Überlegenheit, ausdrücken. Männer grimassieren mehr als Frauen (bei denen oft alle Grimassenimpulse im Lächeln verdichtet scheinen, das dann selber leicht grimassenhaft wirkt), Kinder viel mehr als Erwachsene. Besonders frühreife, abnorme und in die Pubertät tretende Kinder werden von Grimassen heimgesucht, und die Bedeutung der Befangenheit und Verlegenheit für die Entstehung pathologischer Grimassen wird später noch zu würdigen sein.

17) Aber es sind nicht bloß neue Bewegungen, welche die Verlegenheit bewirkt; sie hemmt auch die im Gange befindlichen oder beabsichtigten sehr häufig. Namentlich im ersten Augenblick des Verlegenseins befällt den Menschen oft eine allgemeine Regungslosigkeit, ein »Stehenbleiben« der innervierten Aktionen, das den Eindruck der Hilflosigkeit erweckt. Am bekanntesten freilich ist die Hemmung der Sprechbewegungen. Der Verlegene stammelt, stottert. Allerdings konstituiert diese Sprachstörung sich aus zwei Bestandteilen: sie ist unmittelbarer Verlegenheitsausdruck, sie ist aber zur anderen Hälfte, wenigstens oft, ein Ausdruck der intellektuellen Hemmung, die der Verlegenheitszustand nach sich zieht, und die bei verschiedenen Menschen verschieden stark ist. Bei manchen so stark, daß sie im Augenblick des Verlegenwerdens eine völlige geistige Leere verspüren, keinen einfachsten Gedanken fassen können, alles vergessen haben, worüber sie sonst geistig verfügen, sowohl inhaltlich als auch formal, dialektisch; es fällt ihnen nicht das Mindeste ein. Da nun die Verlegenheit sehr oft gerade ein Reden fordert, sei es dort, wo sie eine Rechtfertigung nahelegt, sei es,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß sie beim Übermitteln eines Auftrages entstehe — so wird das faktische Reden häufig ein sehr getreues Abbild des Denkzustandes sein. Es wird rasch etwas Verworrenes, Unpassendes, Widersinniges hervorgestoßen; das Gefühl der Sinnlosigkeit wirkt außer der Verlegenheit als neue Störung. Ein völlig hilfloses Gestammel ist der Effekt. Ja, es kann die Sprache völlig versagen (was vom Versagen der Stimme natürlich unterschieden werden muß); dann steht der Verlegene mit halbgeöffnetem Munde da, ohne etwas herauszubringen. Auch dieses »Bild« der Verlegenheit ist bekannt.

Ähnliche Hemmungen erfolgen aber auch in anderen Bewegungssphären. Daß der Verlegene leicht etwas fallen läßt oder umstößt, weiß jeder; namentlich eine verwickeltere Bewegung, wie das Auswechseln von Gegenständen mit den Händen, führt leicht dazu, alle miteinander fallen zu lassen. Beim Begrüßen, Verabschieden, Hilfreich-sein-wollen, kann man das beobachten. Der Grüßende stößt sich leicht den Hut vom Kopf. Beim Eingießen von Wein in Gesellschaft ist schon manches Malheur durch Befangenheit geschehen. Nicht wenige Menschen, namentlich gesellschaftlich unroutinierte, essen ungeschickt; aber auch der Sichere kann plötzlich zum tölpelhaften Esser werden, wenn er etwa allein ißt, während mehrere ihm zuschauen. Daß die Handschrift kritzelig, zittrig wird, wenn wir beim Schreiben verlegen oder befangen sind, ist bekannt. Hundert andere Beispiele ließen sich für das Unsicherwerden der Hand noch erweisen. Von den Rumpfbewegungen ist es jene Koordination, die wir »Haltung nennen, welche unter Verlegenheit leidet. Auch die Füße bleiben nicht verschont; daß der Verlegene stolpert, ist eines der häufigsten Vorkommnisse (berühmt ist das Stolpern Napoleons über die Treppenstufen, auf deren oberster ihn die Königin Luise in Tilsit empfing); wie oft stolpern Redner, wenn sie zum Podium hinaufsteigen. Straucheln, Ausgleiten, Schwanken sind Varianten davon; ein plötzliches Unsicherwerden des Gangs, ähnlich einer Ataxie, läßt sich bei Begegnungsverlegenheiten beobachten. Bekannt ist, wie leicht selbst guteingeübte verwickeltere Bewegungen unter Verlegenheit »entgleisen«: beim musikalischen Vorspielen, beim Schauturnen, bei sportlichen Turnieren, am lächerlichsten oftmals beim Tanz. In den leichtesten Formen dieser Vorkommnisse ist es die Einbuße an Eleganz, Grazie, Leichtigkeit, Sicherheit der Bewegung, die eine Störung verrät: wir sagen vielleicht besser »Störung« als Hemmung, da es sich vielfach, über die bloße Hemmung hinaus, um ein Zusammenwirken von Hemmung und Erregung handelt, von dem die Innervationsdosierungen betroffen werden. Daß die Einstellung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Aufmerksamkeit auf die Bewegungen, mit dem Zwecke dadurch ihrer Herr zu bleiben, sehr oft das Gegenteil dieser Absicht erreicht, ist ja bekannt. Mindestens, wo sich die Entgleisung dadurch nicht noch steigert, entsteht eine gewisse steife Grazie, oder bei Frauen jene besondere Art von gewollter Anmut, die wir »Manieriertheit« nennen. Namentlich der Gang der Frau wird in der Befangenheit leicht manieriert, indem er bewußt graziös sein will und in ein übertriebenes »Wiegen« oder »Steigen« oder »Schweben« oder bei Stufenaufstieg »Schlüpfen« verfällt; neben ihm das Lächeln und die Sprechbewegungen der Mundpartie, sowie die Sprache selber: »affektiertes« Reden ist bei beiden Geschlechtern eine häufige Erscheinung der Pubertät.

Von Hemmungen, die sich der Sichtbarkeit meist entziehen und an den ganz oder teilweise willenentzogenen Muskulaturen sich abspielen, ist sehr bekannt die Unfähigkeit zur Blasenentleerung, wenn die Anwesenheit anderer Befangenheit erzeugt, das Stocken des Atmens, das beim weiblichen Geschlecht sich durch unregelmäßiges Wogen des Busens verraten kann, und Fehlkontraktionen des Herzens, die als »Aussetzen« der Herztätigkeit empfunden werden.

Gelegentlich kann die Hemmung sich darin manifestieren, daß sie eine bestehende Erregung verscheucht. Ich erinnere mich, daß ein bereits quälender Urinierdrang in einer Gesellschaft verflogen war, als ich durch eine Frage in eine Verlegenheit versetzt wurde; ein Bekannter bestätigt mir dies durch eine Erfahrung, in der ein höchst akuter, kolischer Stuhldrang auf der Straße durch eine sehr peinliche Begegnung verschwand, um erst nach Stunden sich wieder einzufinden.

18) Alle diese Erscheinungen bieten sich natürlich in den unzähligsten Variationen und Vermischungen dar. Wenn wir als den am häufigsten wiederkehrenden Grundstock des Verlegenheitsausdruckes das Erröten, die Augenabwendung und den eigentümlichen Zug um den Mund herausheben dürfen, so garniert sich diese Dreiheit bald so, bald so mit den übrigen Phänomenen in der mannigfachsten Art und Weise. Wir glauben, von den Hauptformen dessen, was als Ausdruck der Verlegenheit und Befangenheit vorkommt, nichts wesentliches übersehen zu haben. Aber nicht jede individuell mögliche Nuance läßt sich deskriptiv festhalten. Wäre es selbst möglich, so läge es nicht einmal in der Absicht wissenschaftlicher Deskription, deren Ziel es ausschließt, daß sie die Wirklichkeit in ihrer Fülle wiedergeben sollte; und noch weniger in der Absicht dieser Arbeit, der es nicht so auf die Phänomene an und für sich als auf ihren sozialpsychischen Gehalt ankommt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

III.

Die Ausdrucks-Metamorphose.

19) Für den analysierenden Sozialpsychologen kann es nichts Wichtigeres geben, als den Ausdruck der Gemütsverfassung. Denn er ist das unmittelbarste und letzten Endes das wesentliche Vehikel der seelischen Beziehung zwischen Mensch und Mensch, ja zwischen aller Kreatur. Neben ihm steht die Mitteilung und die Handlung; aber ihre seelische Auslegung gründet sich immer erst wieder auf den Ausdruck, der sie begleitet, wie sie phylogenetisch ja beide aus ihm sich abgezweigt haben mögen.

Erscheint die Untersuchung des Ausdrucks hiernach als eine grundlegende Aufgabe der Sozialpsychologie, so bietet der Ausdruck der Verlegenheit dem Sozialpsychologen ein besonders fesselndes Objekt von eigenartiger Komplikation. Denn wenn alle Gemütszustände irgendeinen Ausdruck haben, und wenn der Wille der Menschen für jeden solchen Ausdruck Mittel zur Hemmung, Unterdrückung, Verschleierung — zur »Beherrschung« aufzubringen weiß: so ist die Verlegenheit die einzige Gemütsverfassung, die einen Teil der zur Verhüllung ihres Ausdrucks tauglichen Ausdrucksmittel selber elementar, ohne Willenseingriff, erzeugt, die also ihren Ausdruck zu beseitigen strebt in demselben Augenblick, wo sie ihn hervorbringt. Wir sind den Mitteln, die diesem Zwecke dienen, schon an mehreren Punkten unserer Phänomenologie des Verlegenheitsausdrucks begegnet; wir müssen sie nun eindringlicher ins Auge fassen.

20) Erinnern wir uns der im Eingang gefallenen Bemerkung, daß die Verlegenheit durch die nächsten Verwandtschaftsfäden mit der Angst und mit der Scham verknüpft sei, so erscheint es uns vielleicht nur natürlich, daß ihr Ausdruck Bestandteile seiner eigenen Verdeckung enthalte. Zum elementaren Verlegenheitsausdruck gehört die Abwendung der verlegenen von der verlegenheiterregenden Person. Auch die Angst ruft elementar Abwendung hervor; vielleicht ist nirgends die ursprüngliche Identität von Ausdruck und Handlung so erhalten, wie in der Angst, wo das Bild der Abwendung und Flucht unmittelbarster Ausdrucksbestandteil geblieben ist. Ebenso aber drückt sich die Scham in Abwendung aus. Zwar ist Scham kein so ursprünglicher Affekt wie Angst, die wir bis weit ins Tierreich hinein verfolgen können; wir lassen es dahingestellt, ob die Scham vielleicht ein späterer Abkömmling der Angst sei (wofür die Beobachtung spricht, daß tierische Weibchen vor der Werbung des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Männchens vielfach sich ängstigen — sowie die unzertrennliche Verbindung, in der Angst und geschlechtliche Scham physiologisch und pathologisch auch beim hochkultivierten Menschenweibe geblieben sind); wir lassen ebenso dahingestellt, ob es noch heute geschlechtlich schamlose Völker gibt (nahegelegt wird das u. a. durch die Einsicht, daß manche Hüftenschmückungen der Wilden nicht, wie man früher konstruierte, rudimentäre Verhüllungen der Genitalien, sondern umgekehrt Hinweise darauf seien); in allen diesen Fragen ist das Für und Wider noch nicht endgültig abgewogen. Unzweifelhaft aber drückt sich Scham, wo sie überhaupt auftritt, in Abwendung aus; auch hier ist die Handlung, die dem Affekt folgt, noch ein Stück seines Ausdrucks.

Sehen wir aber genauer zu, so finden wir in der Angst- wie in der Scham-Abwendung doch einen ganz anderen »Sinn« als in der Verlegenheits-Abwendung. Aus Angst wenden wir uns ab, nicht um die Angst zu verbergen, sondern um den vom ängstigenden Objekt her drohenden (wirklichen oder vermeintlichen) Gefahren zu entgehen. Die Angstabwendung ist ihrem Wesen nach Flucht. Aus Scham wenden wir uns ursprünglich ab, um ein (primäres oder sekundäres) Genitale dem begehrenden Blick zu entziehen (daher das rasche Zusammenkauern eine der primitivsten Schamausdrucksbewegungen ist). Die Abwendung aus Verlegenheit aber gilt dem Verbergen der Verlegenheit selber. Wir dürfen sie nur nicht verwechseln mit dem Ausweichen vor der Verlegenheit (also etwa Abwenden v o r einer drohenden Begegnung); daran ist nichts Besonderes, da Erfahrung uns dazu erzieht, allen möglichen Affekten rechtzeitig auszuweichen, z. B. dem Ärger, dem Grauen, dem Ekel, der Wollust, unter Umständen selbst der Freude und der Begeisterung. Ebenso erzieht Erfahrung (oder die Praxis der Erziehenden schon) uns dazu, alle möglichen Affekte gelegentlich zu verbergen. Bei der Verlegenheit nun lernen wir freilich das Ausweichen wie das Verbergen, aber beides ist keimhaft in ihrem ursprünglichen Ausdruck schon angelegt: der Ausdruck der Verlegenheit verbirgt sich, so gut es geht, selber. Die ontogenetische Beobachtung läßt daran keinen Zweifel aufkommen: sowie bei Kindern die ersten Verlegenheiten in Erscheinung treten, drücken sie sich in gleichzeitigem Abwenden und Bedecken des Gesichts aus. Beides ist nicht etwa erst eine Reaktion auf das Empfinden des Errötens. Oft genug läßt sich feststellen, wie das Erröten erst das schon abgewandte und bedeckte Gesichtchen überzieht.

Damit soll keineswegs die Möglichkeit bestritten sein, daß es sich phylogenetisch hierbei um Überreste von Angst- und Schamabwen-

Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

dungen handelt. Das ist sogar einigermaßen wahrscheinlich. Tatsache bleibt, daß diese Abwendungen eine sozialpsychische Bedeutung erhalten haben, anstelle der sozialphysischen, die ihnen in der Angst und in der Scham zukommt: hier dienen sie dem Zweck der körperlichen Sicherung, dort dem Zweck der seelischen Verhüllung vor dem Mitmenschen. Im Stile einer Affektpersonifizierung gesprochen: die Angst und die Scham will den physischen Menschen schützen, die Verlegenheit will sich selber zudecken.

21) Ihre elementaren Ausdrucksmittel hierfür sind das Abwenden, das Bedecken des Gesichts oder einzelner seiner Teile, das Abwärtswenden der Augen und die Lächelstellung des Mundes. In diesen vier Bestandteilen ist die Verlegenheit mit ihrer eigenen Selbstverdeckungstendenz zu unlöslicher Ausdruckseinheit verschmolzen.

Je mehr nun diese Tendenz aus dem Triebhaften ins subjektiv Bewußte tritt,

und indem gleichzeitig die objektive Erziehung einzelne von den Verhüllungsbewegungen ausschaltet,

löst sich die Verhüllungskomponente von der Verlegenheitskomponente ab, tritt ihr als bewußte, gewollte Verhüllung, dem Ausdruck als Handlung gegenüber, während gleichzeitig die Bewegungsmittel dieser Handlung subtiler werden. Wenn wir alles, was die Verlegenheit zu verhüllen tendiert, als ihre Deckbewegungen bezeichnen, so vollzieht deren differenzierende Entwicklung sich in drei Stufen: von den Verhüllbewegungen des elementaren Verlegenheitsausdrucks über die Beseitigungsbewegungen hinweg bis zu den Täuschbewegungen hin: dieser bewußtesten Stufe, auf der wir die Verlegenheit mit der Mimik der Überlegenheit zu überdecken suchen.

22) Diese Entwicklung ist sozialpsychologisch bemerkenswert; indem sie nämlich von der ursprünglichen triebhaften Tendenz des Verlegenheitsausdrucks zunächst sich entfernt und schließlich sich doch wieder zu ihr, wenn auch zu einer Art Umkehrung von ihr zurückwendet. Die ursprüngliche Tendenz ist Abkehr vom anderen; aber wenn Angstausdruck und Schamausdruck diese Abkehrtendenz in ihrer Reinheit und Einseitigkeit spiegeln, so eignet dem Verlegenheitsausdruck im Unterschied dagegen von vornherein das Doppelantlitz der Abkehr und ihrer Verhüllung. (Im Rationalistenjargon kann man sich den Verlegenen hinsichtlich seiner sozialen Beziehung zum Zweiten sprechend denken: wäre ich doch aus deinen Augen, aber ohne daß du merkst, warum.) Dieses Doppelantlitz konstituiert sich offensichtlich aus einer auf Sozialphysisches und einer auf Sozial-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

psychisches gerichteten Hälfte. Auf Sozialphysisches — die Abkehrtendenz: denn diese geht auf die unbedingt körperliche Entfernung vom anderen, wie es die Ausdrücke »sich in den Winkel verkriechen wollen«, »in die Erde versinken wollen«, »ihm aus den Augen sein wollen« und ähnliche bezeugen. Wie körperliche Anwesenheit eines anderen die Conditio sine qua non für eintretende Verlegenheit, so ist der Wunsch nach körperlicher Abwesenheit des anderen oder körperlicher Entfernung vom anderen eine Wesenskomponente eingetretener Verlegenheit. Zu diesem sozialphysischen Ziel gesellt sich aber das sozialpsychische: der andere möge nicht bemerken, daß die Abkehr aus Verlegenheit stattfinde; die seelische Ursache der körperlichen Abkehr also soll vor ihm verhüllt werden. Das ist zunächst kein bewußter »Soll«-Prozeß, immer wieder sei es betont, sondern er steckt ohne Beteiligung einer »Absicht« als »Tendenz« im Verlegenheitsvorgang drin. Aber freilich gibt es den Keim für die Entfaltung immer bewußterer Regungen ab, zumal unterm nährenden Einfluß der Beherrschung der ursprünglichen Verhüllungsbewegungen. Drücken diese Verlegenheit aus, indem sie sie zugleich zu verhüllen streben, so wächst mit der Erfahrung das Gefühl dafür, daß sie eben doch, indem sie Verlegenheit verhüllen, sie unweigerlich zugleich ausdrücken. Wie läßt sich dem begegnen? Auf zweierlei Art: einmal indem die Verlegenheit verratenden Abkehr- und Verhüllbewegungen entstellt, abgeschwächt oder abgewandelt werden, zum anderen, indem ihnen durch neue Bewegungen entgegengewirkt, ihre Beseitigung versucht wird. Das eine, die abgeschwächten und abgewandelten Abkehrbewegungen, finden wir in all den Bewegungsformen der motorischen Unruhe vor, die, vom Scheitel bis zur Zehe, den letzten noch nicht unterdrückbar gewordenen Rest der eigentlichen Abkehr- oder Verhüllungsinnervation darstellen; das andere, oft recht schwer analytisch von jenem zu Sondernde, ja an manchen Punkten motorisch mit ihm Identische, sind alle die Bewegungen, die dazu dienen, den ursprünglichen Verlegenheitsausdruck zu beseitigen. Entweder ihn direkt, dann handelt es sich eigentlich um eine veränderte Fortsetzung der Verhüllbewegungen, die nun nicht mehr bloß zudeckt, sondern beseitigt: hierher gehört das Räuspern gegen die Stimmlosigkeit, das scharfe Fixieren eines Ziels gegen das Umherirren oder Niederschlagen der Augen, das Festklammern an Gegenständen, um die motorische Unruhe niederzuhalten. Oder aber es können auch Bewegungen innerviert werden, die den Verlegenheitsausdruck von seiner psychischen Ursache her packen, ihn durch Beseitigung der Verlegenheit zu beseitigen unternehmen: dahin zählen all die bekannten Bewegungs-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Haltungsformen, die Zeit zu gewinnen trachten, um die eingetretene Verlegenheit zu überwinden, ehe sie in Sprechen und Handeln hervortritt: das angestrengte Nachzudenkenscheinen mit höchst intensiver Denkmimik bei oft völliger Denkleere; das nachdenklich überlegende leise Vor-sich-hin-Pfeifen (wobei der Pfiffton einige Intervalle aufwärts- oder abwärtszugleiten pflegt); ein etwas zerstreutes Lächeln; Reinigungsbewegungen an der Kleidung des anderen; intensiv ehrerbietiges oder freundschaftliches Grüßen einer dritten Persönlichkeit; Wiederanzünden einer noch nicht ausgegangenen Zigarre und vielerlei ähnliches mehr.

Es ist deutlich, daß mit alledem die ursprüngliche Tendenz der Verlegenheit zur sozialphysischen Trennung beseitigt, die Durchsetzung des sozialphysischen Beieinander vollzogen wird; sei es dem Schein nach oder mit innerlicher Überzeugung. Es gehört zur besten Erziehung, der Verlegenheit nicht auszuweichen, sondern sie zu meistern: d. h. eben ihren Schein zu beseitigen. Aber darüber hinaus wünscht man sich manchmal geradezu, mit Menschen zusammen zu sein, von denen einen die Aussicht auf Verlegenwerden fernhält; hier wird die Verhüllung und Beseitigung des Verlegenheitsausdrucks Teilphänomen eines Kampfes gegen die Verlegenheit selber. In der Sphäre der erotischen Befangenheit spielt dieser Kampf sich besonders gern ab: die Umworbene, die vielleicht vor momentaner Verlegenheit »versinken« möchte, wünscht doch nichts aufrichtiger als die Nähe des Werbers. Sie genießt allerdings den Vorteil, daß in dieser Sphäre beim passiven Teil, wie wir schon früher sahen, der Befangenheitsausdruck gewisse positiv reizsteigernde Wirkungen hat, was sonst allenfalls nur noch bei Kindern, im nichterotischen Umgang zwischen Erwachsenen aber kaum irgendwo sonst der Fall ist.

Die Beseitigungsbewegungen führen von den ursprünglichen Abkehrtendenzen der Verlegenheit dort am weitesten weg, wo der Ausdruck der Freundlichkeit, der outrierten Liebenswürdigkeit zur Beseitigung des Verlegenheitsausdrucks eintritt, indem dann wenigstens der Schein einer Tendenz zur sozialphysischen Anwesenheit sich an die Stelle der Zeichen jener ursprünglichen Tendenz zur sozialphysischen Abwesenheit setzt. Aber es liegt im physischen Wesen der Beseitigungsbewegungen, daß sie zunächst physisch noch weiter und damit dem sozialpsychischen Schein nach ganz anderswohin führen. Ist es doch klar, daß die Beseitigungsbewegung nicht gerade immer bis zum »Nullpunkt« des Gemütsausdrucks reichen wird; indem sie über ihn hinausschießt, bildet sie selber den ersten Anfang jener dritten Bewegungsgruppe, in denen nun der Verlegenheitsausdruck

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht mehr bloß verhüllt oder beseitigt, sondern ersetzt erscheint — ersetzt durch sein Gegenteil, den Überlegenheitsausdruck. Es muß freilich nicht jede outrierte Beseitigungsbewegung diesen Ausdruck erzeugen, keineswegs. Wenn einer, um die Augen nicht niederzuschlagen, sie nach oben zwingt, so nimmt sich das wiederum wie eine Verlegenheitsbewegung aus (bei jungen Mädchen ist das leicht zu beobachten); auch jene manierierte Grazie, die der motorischen Unruhe entgegenwirken will, berührt uns oft elementar als untrüglicher Ausdruck von Verlegenheit oder Befangenheit. Es kommt hier auf Nüancen an: und alle Täuschbewegungen und Täuschhaltungen stehen immer dicht an der Grenze, wo sie doch ihren Zweck verraten, Verlegenheit oder Befangenheit zuzudecken. Dennoch spielen sie im praktischen Gemeinschaftsleben, namentlich der sensitiveren Schichten, eine bedeutende Rolle. Steifheit, Arroganz, Hochmutshaltung, Mokanterie, Zynismus, Schnoddrigkeit u. dgl. sind in sehr vielen Fällen Masken der Befangenheit: Steifheit und Hochmutsschein namentlich bei älteren, Zynismus und Schnoddrigkeit mehr bei jüngeren Leuten. Schon Kinder übertünchen ihre Verlegenheit oft genug durch »vorlautes« Wesen. Von keinem mimischen Element aber führen so unmerkliche Stufen aus dem Verlegenheitsausdruck heraus und zum Schein des Gegenteils hinüber wie vom Lächeln. Das embryonale Halblächeln der echten Verlegenheit verwandelt sich schon durch sehr geringfügige Innervationssteigerungen in das Lächeln scheinbarer Freude über das Zusammentreffen mit dem anderen; selbst wo es auch dabei noch mit dem übrigen Ausdruck der Verlegenheit sich paart, kann es, eben kraft seiner Ausdrucksbedeutung, den anderen, der etwa durch seinen bereitgehaltenen Vorwurf über irgend etwas den ersten in Verlegenheit brachte, entwaffnen. Aber befangene Menschen schützen sich ebenso oft durch ein noch »gespielteres« Lächeln, dem nun weder Verlegenheit, noch Freundlichkeit, sondern Abweisung, Distanzierung innewohnt — das überlegene Lächeln. Andere Mittelchen sind: am anderen vorüberblicken, während man ein Wort mit ihm spricht, oder gar über ihn hinwegblicken, und die motorische Unruhe der Hände durch Versenken in die Kleidertaschen bändigen. Man kann diese Aktionen an dem Kulturvolk, das es in der Ausdrucksbeherrschung am weitesten gebracht hat, dem britischen, reichlich studieren. Es gibt auch unter den Briten ohne Zweifel viele befangene und leicht verlegene Menschen; sie verstecken es unter der Maske einer nonchalanten Überlegenheit. Diese Nuance, die nachlässige, repräsentiert ja den Gipfel der Beherrschungskunst; denn es ist natürlich viel schwieriger, bei

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

intendierten Bewegungen Ruhe und Entspannung vorzutäuschen, als jene durch andere gegenteilige Bewegungen oder Haltungsspannungen zu übertrumpfen.

Sozialpsychisch hat sich nun in diesem Punkte die Distanzierungstendenz wiederhergestellt, aber, wenn man es so ausdrücken darf, mit Richtungsumkehr. Der Überlegene stößt ab, anstatt sich abzukehren. Niemand ist gern bei einem, der sich äußerlich überlegen gibt (die innerlich Überlegenen ermöglichen sich den Verkehr meist durch Aufwand einer besonders bescheiden sich gebenden Liebenswürdigkeit). Indem der Verlegene sich überlegen, steif, unnahbar, arrogant, hochmütig, mokant, zynisch, schnoddrig gibt, rückt er in eine sozialpsychisch aktive Rolle ein und drängt den anderen in die Passivität, intendiert er sozialphysische Trennung, aber nicht in Gestalt seines Rückzugs, sondern des Rückzugs des anderen. Bei einem gewissen Maße dieser Maskierung gehen ihm nun die übrigen aus dem Wege, anstatt er ihnen. Goethes Steifheit war wohl eine solche Maske, die er annahm, nachdem erst höfische kalte Duschen seine ursprüngliche Unbefangenheit gelähmt hatten, und hundertfältig begegnet sie uns an Mädchen und Frauen, bei denen die Umwandlung oft mit dem Erwachen des erotischen Selbstbewußtseins erfolgt: es ist eine alte Erfahrung der werbenden Männer, wieviele reizend natürliche Fünfzehn- und Sechzehnjährige zwei oder drei Jahre danach unausstehlich geworden sind und ihre Unbefangenheit erst wiedererlangen, wenn sie die Frucht vom Baum der Erkenntnis gepflückt haben. Am häufigsten ist diese Verlegenheitsmaske der Überlegenheit in den sozial obersten Schichten, wo die Erziehung ein Verlegenheit-Zeigen am meisten verpönt; und hier wird oft nur ein Beichtvater, sei es ein priesterlicher oder ein ärztlicher, zum Mitwisser der Tatsache, daß Frauen, die auf ihren Zügen alle Spuren des abstoßenden Hochmuts, der Arroganz, der Mokanterie, der Verachtung, der Unnahbarkeit eingeschrieben tragen, bei jeder Begegnung, bei jedem Eintreten in eine Gesellschaft, selbst beim Auftreten Niederen gegenüber, innerlich in Qualen der Verlegenheit sich winden. Es ist viel zu wenig bekannt, daß Puder und Schminke nicht selten dazu dienen müssen, das einzige Verlegenheitsphänomen zu vertuschen, das keine Bewegung noch Haltung zu meistern vermag: das Erröten.

23) Doch wenden wir uns lieber zu jenem freundlicheren Bilde zurück, wo der Ausdruck der Verlegenheit durch den Schein der Liebenswürdigkeit beherrscht wird! Hier nämlich knüpft noch eine weitere Linie sozialpsychischer Beziehungen an, die weder rück-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wärts zur Abkehr noch vorwärts zum Abstoßen führt, sondern den Verlegenheitsausdruck und die Abkehrtendenz in ein anderes, höchst überraschendes Gegenteil gewandelt zeigt: in den Wohlgefälligkeitsausdruck mit Anlockungstendenz.

Es ist das beste, die seltsame Tatsache zuerst am gröbsten Beispiel zu studieren. Halbwelt und Prostitution bedienen sich einer Anzahl jener Bewegungen, die wir als Ausdruck der Verlegenheit geschildert haben, zur Anlockung ihrer Kundschaft.

In der Hauptsache kommen folgende Bewegungsformen zur Verwendung: der prüfende, glättende, nestelnde Griff an die Frisur oder an Hut und Schleier, das rasche Spiel der in die Hohlhand eingeschlagenen Finger, das Überspreizen der Finger zum Handrücken hin, das Raffen der Röcke, das nervöse Spiel der Finger am Täschchen oder Schirm, unruhiges Hin- und Herwerfen der Augen, Züngeln, Räuspern und Hüsteln, Wippen oder Hin- und Herstellen der Füße, Überschlagen der Beine, Hin- und Herrutschen auf dem Platz, plötzliches Abwenden zum Schaufenster hin. Alle diese Mittel lassen sich am reinsten dort beobachten, wo die gröbsten Hilfen der Anlockung durch die Überwachung oder durch den »Comment« der Halbwelt ausgeschlossen werden: Ansprechen, Anzischeln, Anlachen oder -lächeln, Zunicken und Zuwinken, Anstoßen oder Zupfen. Die Identität mit dem Verlegenheitsausdruck kann so frappant sein, daß der Unerfahrene zunächst glaubt, eine mit Verve ihre Befangenheit maskierende Dame vor sich zu haben — dem Erfahrenen verraten rasch gewisse »Nuancen« den wahren Sachverhalt — und daß umgekehrt eine Dame der Vollwelt, die aus Befangenheit nervös herumhantiert, Gefahr läuft, falsch beurteilt und — behandelt zu werden. (Eine wohlbegründete Weltstadtregel empfiehlt als besten Schutz gegen Belästigungen die »Sicherheit« der Haltung).

Nun läßt sich sofort der Einwand erheben: ist diese ganze Ähnlichkeit nicht nur ein Schein? Das ist sie selbstverständlich; man wird nicht ernstlich annehmen, daß die Werbebewegungen der Demimondäne echte Verlegenheit ausdrücken. Sonderbar bleibt dann doch, daß sie dem Verlegenheitsausdruck entnommen sind — sie, die denkbar stärkster Dreistigkeitsausdruck sein sollen. Nun, so fährt der Einwand fort, müssen sie denn überhaupt vom Verlegenheitsausdruck hergenommen sein? Die Fülle aller Ausdruckserscheinungen ist ja nicht so groß, daß sich nicht die Ausdruckskomplexe verschiedener Gemütszustände zum Teil deckten; gehören nicht Erröten, Zittern, Stocken, Gestikulieren, Lächeln jedes zu mehreren,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht einmal immer einander verwandten Affekten? So könnte es sich wohl auch hier verhalten, und es ist gar nicht schwer zu erraten, welcher Gemütszustand es ist, der die fraglichen Bewegungsformen mit der Verlegenheit teilt: die Erwartung, besonders in der Steigerung der Ungeduld. Natürlich, es ist die ungeduldige Erwartung, ob der Umworbene »anbeißt«, die in den charakteristischen Halbweltbewegungen zum Ausdruck gelangt, und die ihm übrigens bewußt zu Gemüte geführt werden soll: ich erwarte deine Annäherung.

Nun gut. Die Ungeduld, wer wollte das bezweifeln, ist in der Dirne; und die Ungeduld wippt mit dem Fuße, rutscht hin und her, trommelt oder schnalzt mit den Fingern, züngelt und hüstelt. Aber die Ungeduld prüft nicht die Frisur, noch rafft sie die Röcke, noch wiegt sie sich in den Hüften. Hier mindestens gesellen sich dem Ungeduldsausdruck Elemente aus einer anderen Sphäre zu, deren Inhalt uns am leichtesten das Wiegen und Röckeraffen verrät. Es ist die Schaustellung geschlechtlicher Reize, mit der die Werbung unterstützt wird. Und von dieser Auslegung fällt ein Licht auch auf die Ungeduldsbewegungen. Auch sie stehen durchgehends mit im Dienste dieser Absicht: das Überschlagen der Schenkel galt aus solcher Bedeutung heraus früher als eine unzüchtige, jedem sittsamen Weibe verpönte Haltung; zur Frisur fährt mit Vorliebe eine schöne, reich beringte Hand, deren Anmut entfaltet sich auch im unruhigen Spiel am Schirm, im Griff an die Röcke; die Manipulation am Hut bringt die Formen der Arme, noch dazu in der Liebkosungsstellung, zum Vorschein; die Erotik des Züngelns bedarf keines Kommentars; die vibrierende Unruhe im Ganzen aber deutet auf eine Eigenschaft hin, die den meisten sinnlich erregten Männern ein Weib besonders begehrenswert erscheinen läßt. Kurzum, es sind die Köder der geschlechtlichen Lockung, die in den Ungeduldsbewegungen ausgelegt werden.

24) Damit scheinen wir, sozialpsychologisch genommen, von der Verlegenheit in denkbar weiten Abstand geraten zu sein. Denn die sozialpsychische Tendenz des Verlegenheitszustandes ist uns als Abkehr oder Abstoßung oder als erzwungenes Dableiben offenbar geworden, nirgends aber als Anlockung. Nirgends? Gedenken wir jener Stelle unserer Untersuchung, wo wir die den Werber verlegen machende Wirkung weiblicher Befangenheit daraus herleiten mußten, daß Befangenheit Erwartung verrate: sind wir da nicht, wenngleich in einiger Milderung, bei dem Zusammen von Verlegenheit und Anlockung? In der Tat, es kann kein Zweifel sein, daß die geschlechtliche Verlegenheit des umworbenen Weibes einen (objektiven!) An-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lockungsbestandteil in sich führt, daß sie die Werbung ermuntert, indem sie vor ihr zu fliehen scheint — gar nicht anders hierin, als ihre gröberen Vorfahrinnen, die Angst und die Scham: von denen beiden, in der geschlechtlichen Sphäre, der Reiz zur Eroberung des sich ängstigenden, des verschämten Weibchens durch das Männchen ausgeht. Hundertfach finden wir im Liebesspiel der Tiere das Weibchen, das vor dem brünstigen Männchen flieht, um es dann wieder zu erwarten: das also nicht flüchtet, sondern »ausweicht«, damit das Urphänomen aller späteren Verlegenheitsaktionen darbietend.

Eine naheliegende Einwendung entkräftet sich selber. Wer die anfeuernde Wirkung weiblicher Befangenheit auf den männlichen Werber damit erklären wollte, daß eben Befangenheit des umworbenen Teils dem werbenden Teil die Duldung, die Annahme seiner Werbung offenbare, der setzt voraus, was er folgert. Denn Annahme der Werbung ist — normalerweise — nicht ein Über-sich-ergehen-lassen, sondern ist erfreute Annahme, ist inneres Eingehen auf die Werbung, ist Sehnsucht nach der Werbungsvollendung. Der Werber spürt zurecht, daß Befangenheit ihm die Willkommenheit der Werbung verrät: je stärker sie auftritt, desto gewisser. Und Verlegenheit sucht das Weib überall heim, wo seine Geschlechtswünsche Befriedigung zu gewärtigen haben: niemals regelmäßiger und tiefer als im Augenblick, wo es den tiefsten Geschlechtswunsch erfüllt, sich Mutter fühlt. Es gehört zum Klischee der ältesten Poesie, daß solche Verlegenheit »hold«, »reizend«, »lieblich« sei; daß sie mit anderen Worten in erotisch gefälligen Erscheinungen ihren Ausdruck finde. Der Verlegenheitsausdruck beim geschlechtlich verlegenen Weibe ist (mindestens in seinem hauptsächlichen Erscheinungsbilde) geschlechtlich wohlgefällig, also objektiv anlockend.

25) Nun stehen sich diese unbewußt reizvolle Befangenheit des werbungersehnenden züchtigen Weibes und jene grobbewußte Kundenlockung der Prostituierten in Ansehung ihres Ausdrucks nicht wie Weiß und Schwarz gegenüber, sondern sind durch viele fließende Übergänge verbunden. Die ganze Art, wie auch das anständige Weib für festliche Begegnungen mit dem Manne sich schmückt, enthält ein bewußtes Sich-reizvoll-zeigen, und wir beurteilen es als einen Mangel weiblichen Wesens, wenn einem Weibe jegliches Bedürfnis danach fehlt. Es gibt tausend kleine Tricks der Koketterie, deren Anwendung vom gänzlich Unbewußten bis zum gänzlich Bewußten hinüberspielt, es gibt in alledem ein Lernen durch Erziehung, Beispiel, Erfahrung. Auf dieser Linie läßt sich verfolgen, wie ein Teil der Verlegenheitsbewegungen, nämlich jene, die überhaupt einer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erfüllung mit Anmut fähig sind, immer absichtlicher in den Dienst der gewollten Wohlgefälligkeit eingestellt wird: in den Dienst der Schaustellung körperlicher Vorzüge, von der es eben dieses Wort dahingestellt sein läßt, wieweit sie von absichtsvoller Anlockung noch entfernt ist. Jedenfalls ist sie es in den allermeisten Fällen noch so weit, daß von sichtbarer Ungeduld keine Rede sein kann, sondern verräterische Ausdruckszeichen der Erwartung mit aller Energie zur Hemmung gelangen würden. Ungeduldsausdruck könnte sich dem Bilde des Schaustellungsausdrucks also höchstens soweit zumischen, als seine Hemmung versagt, als Ungeduld, mindestens Erwartung, in der Verlegenheit oder Befangenheit des umworbenen Weibes untrennbar mitenthalten ist. Groß dürfte die Dosis keinesfalls sein, da sie sonst die Anmutsentfaltung sehr erschweren würde: Ungeduld verträgt sich schlecht mit Grazie, vielleicht am schlechtesten, wo sie unbewußte Ungeduld ist, weil sie sich da einer anmutvollen Meisterung entzieht. Die Erfahrung zeigt denn auch, daß die Werbungserwartung des züchtigen Weibes entweder in liebenswürdigen Beseitigungsbewegungen der Verlegenheit oder im Täuschausdruck sich offenbart: je nach der individuellen Artung begegnet dies Weib dem Werber mit sichtbar freundlicher, und jenes mit hochmütiger Befangenheit. Erst auf dem Wege zu immer stärkerer Absichtlichkeit der Anlockung wird die Erwartung zur Ungeduld, und nun mischt sie unvermeidlich einiges von ihrem eigenen Ausdruck in den von der Befangenheit her bestehenden hinein, das Meiste beim unzüchtigen Weibe. Das Verhältnis der phänomenalen Identität von Anlockungsausdruck und Verlegenheitsausdruck ist also an diesem äußersten Punkte in der Tat wohl nur ein Schein, aber wir erkennen in ihm nunmehr ein wirkliches Verhältnis von genetischer Metamorphose: der geschlechtliche Verlegenheitsausdruck des züchtigen Weibes ist Ausdruckskeim, Ausdrucksurform für den geschlechtlichen Ungeduldsausdruck des unzüchtigen Weibes; die am Anfang der Verwandlungsreihe mit der Verlegenheit unzertrennlich gepaarte Erwartung wird immer bewußter, immer mehr zu Ungeduld und stößt die Befangenheitskomponente immer mehr ab; daß aber der Ungeduldsausdruck des bewußt anlockenden Weibes mindestens zum Teil doch noch objektiv lockend ist, daß er Schaustellung als Mittel zur Anlockung ist, das ist nur teilweise und meist vielleicht nur zum kleineren Teil eine bewußte Mittelanwendung, zum anderen Teil wird es der genetischen Herkunft dieser Ungeduld aus der ursprünglichen weibgeschlechtlichen Befangenheit verdankt. Vom ursprünglichen Verlegenheitsausdruck geht ein Teil, der ursprünglich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon objektiv wohlgefällige, zunächst in die immer bewußtere Schaustellung und endlich in den groben Anlockungsausdruck über. Wie seelisch in der züchtigen weiblichen Verlegenheit schon Erwartung, so ist körperlich noch in der unzüchtigen weiblichen Anlockung Verlegenheit enthalten. Durch die mannigfachen Abstufungen der koketten Schaustellung hindurch vollzieht sich das psychophysische Chassé-croisé in dieser eigenartigen sozialpsychophysischen Metamorphose.

Der wir zurecht das Beiwort »sozial« geben, da es sich auf der ganzen Linie um Vorgänge handelt, die nur in Beziehung auf den Mitmenschen, ja nur in seiner Anwesenheit sich abspielen. Eine auf den Mitmenschen bezogene Gemütsverfassung stößt die eine ihrer seelischen Komponenten, die zur sozialphysischen Entfernung drängende, immer mehr ab, reißt aber für die übrigbleibende seelische Komponente, die zur sozialphysischen Annäherung drängende, einen Teil des Ausdrucks jener abgestoßenen Komponente an sich, indem sie ihn für die neue Beziehung zum Mitmenschen dienstbar macht.

26) Nur ob dies wirklich ein genetisches Auseinander, und nicht bloß ein phänomenales Nebeneinander von Erscheinungsformen sei, kann uns fraglich bedünken. Denn es steht nicht so, daß sich die Dirne in der Kulturgeschichte oder im Einzelfall stufenweise aus dem züchtigen Weibe entwickelt hätte. Die Prostitution war und ist zu einem hohen Prozentsatz nur »sozialpathologisch« zu begreifen: das heißt, als Ergebnis der Ausbildung einer abnormen geschlechtlichen Konstitution durch soziale Umstände zu allem dem, was als Prostitution vor uns steht. In meiner sozialpsychologischen Studie über »Die geistigen Epidemieen« (Frankfurt 1907, Bd. XI der Sammlung »Die Gesellschaft«) habe ich das des näheren auseinandergesetzt; hier sei nur an dies erinnert: der abnorme konstitutionelle Anteil besteht erweislich bei manchen Prostitutionsfällen in Nymphomanie, überhaupt erhöhtem, unzügelbarem Geschlechtstrieb, aber bei der ungleich größeren Mehrzahl im geraden Gegenteil, in Frigidität, Geschlechtskälte, die für sozial Exponierte dadurch gefährlich wird, daß sie meistens mit einem natürlichen Minus an Schamgefühl gepaart ist. Die von Hause aus »schamlosen« Weiber stellen also (heutzutage!) einen bedeutenden Rekrutierungsanteil des Dirnentums. Da sie die geschlechtliche Befangenheit kaum kennen, so kann ihre Anlockungsaktion nicht aus dem Befangenheitsausdruck hervorgegangen sein. Aber soweit sie ihn überhaupt verwenden (die niederste Gassenprostitution bedient sich immer noch lieber der »deutlicheren« Anlocke-

Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mittel) darf er als abgelernt betrachtet werden: abgelernt jener Halbweltsphäre, die in diesen Dingen »tonangebend« für die ganze Prostitution ist und in der sich nur weibliche Wesen zu halten vermögen, die über einen treffsicheren Sexualinstinkt verfügen, weil hier eben der anspruchsvollere Kunde die Äußerungen und Betätigungen solchen Instinkts erwartet: er wünscht eine Art Zärtlichkeit, Miterregtheit, Zuneigung vorgetäuscht und zwar gut vorgetäuscht zu spüren; was keinem Weibe glückt, das von allen Geistern des Eros verlassen ist. Zu diesem Äußerungskomplex gehört auch ein gewisser Schamhaftigkeitsausdruck, der in der ersten Annäherung als Befangenheitsausdruck erscheint. Es ist nun gar nicht nötig anzunehmen, daß weibliche Wesen, die diesen Ausdruck darzustellen wissen, wirklich immer früher *selbst* in dieser Art geschlechtlich befangen gewesen sein müssen. Die Entwicklungskette wird in sehr vielen Fällen nur bis zur Koketterie zurückreichen; in dieser ist auch schon eine Art Mißverhältnis zwischen dem Grade der seelischen Befangenheit und ihres mimischen Ausdrucks vorhanden, indem mehr Befangenheit »gemimt« wird, als der vorhandenen Befangenheit entspricht. Kein Zweifel, der zur absichtlichen geschlechtlichen Anlockung dienende Verlegenheits- oder Befangenheitsausdruck *stammt* dorther, wo er natürlich ist oder doch noch im weiblichen Gefallinstinkt wurzelt: entweder, indem er von dort übriggeblieben (und für die Zwecke der eigentlichen Anlockung umgebildet) oder indem er von dort abgeguckt ist. Den Namen eines »genetischen« Verhältnisses im strengeren Sinne würde natürlich nur die erstere Entstehung verdienen. Sie dürfte aber auch die vorherrschende sein, soweit es sich um Anlockungsaktionen handelt, die wirklich den Verlegenheitsausdruck gut assimiliert zeigen; denn dazu bedarf es eben eines gewissen Maßes von Sexualinstinkt, der dem entsprechenden Ausdruck ein Körnchen Natürlichkeit verleiht, und dieses Instinktmaß kann nichts anderes als eine letzte erhaltene Reminiszenz eines wenn auch bescheidenen Maßes ehemaliger geschlechtlicher Befangenheit sein (die übrigens oftmals mehr verdrängt als eigentlich vernichtet ist und bei echten Liebesregungen der Demimondäne oder Dirne in überraschender Weise plötzlich wiederkehren kann). Die phänomenale Identität von Anlockungs- und Verlegenheitsausdruck ist also (*ontogenetisch* betrachtet) wirklich entweder das Ergebnis einer genetischen Metamorphose oder sie ist das Ergebnis der Imitation, der Anlernung des Schlußgliedes dieser Metamorphose.

27) Ontogenetisch. Wie es geschichtlich steht, liegt größtenteils im Dunkel. Was wir Prostitution nennen, weist die Seelengrundlage,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die wir heute diesem Begriff unterstellen, in vergleichbarer Weise höchstens bis in unser Mittelalter (rückwärts verfolgt) auf. Schon das hellenische Hetärentum ist uns eine schwer nachfühlbare Welt, die heutige japanische Prostitution ist überhaupt kaum für unsere Einfühlung faßbar, von verschiedenen religiösen Prostitutionsformen der Antike gilt das Nämliche. Dazu kommt, daß unsere Einsicht in die menschheitliche Entwicklung des Ausdrucks von Gemütsbewegungen äußerst gering ist; ihrer Vertiefung und Erweiterung bereitet die größten Schwierigkeiten das Zwickmühlenverhältnis, daß wir einen uns fremdartigen Ausdruckskomplex eigentlich aus derselben Psyche verstehen sollen, die wir ihrerseits erst aus ihm verstehen können. Der fast undurchdrungene und schwer durchdringliche Schleier, der über dem inneren Wesen des ganzen Orients auch für seine besten Kenner liegt, ist ein charakteristisches Beispiel dafür. (»Kommt man in den Orient«, so sagte mir Karl Heinrich Becker einmal, »so erscheint einem zuerst vieles ganz pathologisch. Allmählich merkt man, es ist nicht pathologisch; aber als Normales wird es einem nun erst recht dunkel und unbegreiflich«.) So mag es denn sein, daß in unserem Ausdruck der Gemütsbewegungen von heute zahlreiche Elemente an ganz anderen Zuordnungspunkten stehen als ehedem: daß diese oder jene Ausdruckserscheinung einst etwas ganz anderes bedeutet hat als jetzt; sowie daneben manche Ausdrucksformen und -bestandteile verkümmert, andere stärker entwickelt, noch andere verfeinert sind. Wir haben das ja am Verlegenheitsausdruck selber gefunden: manche seiner Einzelphänomene sind phänomenal unverkennbare Fragmente von Fluchtbewegungen, und sie werden genetisch betrachtet vermutlich in der Tat Rudimente solcher Bewegungen sein, wie eben die Angst gewißlich die menschheitsgeschichtliche Urahne der Verlegenheit ist. Aber die Linien des Entwicklungsbeweises laufen im Verborgenen.

Iwan Bloch hat neuerdings nachdrücklich für ein Phänomen der prostitutiven Anlockung, das Tänzeln und Wiegen des Ganges, das bei der niederen Prostitution zu einem förmlichen Werfen der Hüften vergröbert ist, als Stammphänomen den alten Tanz, der ja zum großen Teil ein Sexualerregungsmittel bildete, in Anspruch genommen. Ist es wirklich möglich, so spezialisierte Herkunftslinien zu ziehen? Ich glaube, man kann doch aus dem verwickelten Komplex der weiblichen Schaustellungsaktion einzelnes nicht gut loslösen und für sich als »vererbt« oder »überliefert« auffassen wollen. Da der Tanz in manchen seiner vor- und frühgeschichtlichen Formen die gesamte sexuelle Reizdarstellung einschließt, so könnte man auch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deren sämtliche heutigen Elemente von ihm ableiten. Indessen, diese Reizdarstellung als solche ist so alt wie das Weib selber, und sie hat sich im Tanz doch nur eine ihrer Organisationsformen geschaffen, in die ihre bis heute nur wenig gewandelten Elemente natürlich eingingen; begegnen wir diesen Elementen zu anderen Zeiten außerhalb des Tanzes, so ist der Schluß nicht haltbar, sie stammten aus dem Tanze. Ebenso alt wie das Weib, ja vielleicht so alt wie das Weibchen, ist die Einheit von Begierde und Angst, aus der sich zweifellos die jüngere Einheit von Befangenheit und Erwartung differenziert hat. Die Einheit erstreckt sich beide Male auf den Gemütsausdruck wie auf die Gemütsverfassung. Wir können nicht sagen, im geschichtlichen Längsschnitt habe eine Entwicklung stattgefunden, durch welche Angstausdruckserscheinungen zu Begierdeausdruckserscheinungen, oder Befangenheitsausdruckserscheinungen zu Erwartungsausdruckserscheinungen und schließlich zu Anlockungsaktionen wurden. An verführerischen Angriffspunkten dafür wäre kein Mangel: wie man Schmuckelemente bei »wilden« Völkern, die man früher irrtümlich als Genitalverhüllungssymbole gedeutet hatte, jetzt als das gerade Gegenteil, als Genitalindices erkennen gelernt hat — so ließe sich auch z. B. das Niederschlagen der Augen bei Scham und Verlegenheit als ein zu umgekehrter Bedeutung gelangtes Überbleibsel eines auf die Geschlechtsteile einladend hinunterblickenden Gesichtsausdrucks interpretieren. In Wahrheit geraten wir damit ins Reich der unbegrenzten Kombinatorik, in dem heute die Schule Freuds ihre Feste feiert. Wollen wir auf dem Boden der Erfahrung bleiben, so gelingt die Ableitung eines Teils der Anlockungsaktion aus dem Verlegenheitsausdruck lediglich für die individuelle Entwicklung und für die im Zeitquerschnitt betrachtete soziale Beziehung. Hier sehen (und begreifen!) wir, wie der Erwartungsbestandteil der geschlechtlichen Verlegenheit selbständig und vorherrschend werden und doch Teile des Verlegenheitsausdrucks auf diesem Entwicklungswege mit sich führen und sich zugliedern kann (oder wie andere diese bei den einen organisch entwickelte Zugliederung sich lernhaft zu eigen machen). Das ist dann die klare und nüchterne Einsicht in einen wirklich interessanten Vorgang von psychophysischer Dissoziation unterm Einflusse sozialpsychischer Beziehungsänderungen. Eine solche Einsicht scheint mir vor allem eines wert zu sein: daß man sich zunächst einmal mit ihr begnüge und sie nicht selber wieder in Frage stelle, indem man sie durch »phylogenetische« Konstruktionen zu übersteigern trachtet.

28) Nur vergesse man nicht: alles dies gilt von Vorgängen in der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiblichen Psychophysis, und nur in ihr. In der männlichen Begierde ist wohl von Ursprung her keine Angstkomponente enthalten. Innerhalb der werbungszeremonialen Formenwelt unserer Gesellschaft erscheint freilich oftmals der Mann als der verlegenere Teil. Aber dieser Komparativ entsteht aus zwei Ursachen: einmal ist es die dem geschlechtlich aggressiven Wesen des echten Mannes widerstreitende Pflicht der hundertfachen zeremonialen Hemmung und Formenbeachtung, die ihn ungeschickt und dadurch befangen macht; zum anderen entbehren alle seine Verlegenheitsphänomene des Reizvollen und wirken schlechthin unerfreulich, lächerlich, tölpelhaft, mitleiderregend. Auch geschlechtliche Beherrschung und Zartheit werden am Manne in der Hülle der Sicherheit erwartet. Es kommt ja vor, daß ein gutes Mädchenherz durch männliche Verlegenheit gerührt und dem ungeschickten Werber günstig gestimmt wird; aber das ist doch eben ein Umweg — unmittelbar einnehmend wirkt männliche Geschlechtsbefangenheit niemals. Es ist nicht bloß aus Romanen bekannt, daß noch öfter weibliche Liebe erkaltete, weil die Verlegenheit den Mann in wichtigen Augenblicken die richtige Werbungsattacke versäumen ließ. Kein Ausdrucksbestandteil männlicher Verlegenheit »gefällt«; keiner hat also die Entwicklungsmöglichkeit, Schaustellungs- und gar Anlockungsbewegung zu werden. Es gibt nur eine Ausnahme, das ist jene Art männlicher Individuen, die von abnormer Geschlechtsbeschaffenheit sind und damit rechnen (instinkthaft oder in Absicht), daß ihre weibische Artung bei ähnlich beanlagten Männern Gefallen finde. Bei den Urningen und in der männlichen Prostitution begegnen wir einem ganz ähnlichen Gefall-, Koketterie- und schließlich Anlockungsspiel mit Verlegenheitsbewegungen wie auf weiblicher Seite.

Gewiß begleitet Angst wohl auch, vielleicht immer ein wenig, die männliche Werbung; aber sie ist nicht wie beim Weibe auf dasselbe gerichtet, wie die Begierde, sondern auf die Möglichkeit des Mißlingens der Werbung. Das Weib ängstet der Werbungserfolg, den es doch gleichzeitig ersehnt; der Mann ersehnt den Erfolg und es ängstet ihn der mögliche Mißerfolg. Diese Angst muß sich mit der Komplikation der zivilisatorischen Formen verstärken, weil dem Vollmanne der rascheste und sicherste Erfolg in der direkten Aggression sich instinktiv verbürgt, weil die wachsende Feierlichkeit und Öffentlichkeit der Werbung die Zahl der Beobachter steigert und damit den möglichen Mißerfolg empfindlicher gestaltet, weil endlich der Erfolg an immer mehr anderen »imponderablen« Momenten als an der Kraft der geschlechtlich männlichen Persönlichkeit haftet. So erscheint

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann als seelisches Folgeprodukt der geheimen und verhaltenen Angst die Verlegenheit.

Anders liegt die Sache in den geschlechtlichen Entwicklungsjahren. Es ist bekannt, daß hier bei den Knaben so gut wie bei den Mädchen oft überraschend plötzliche und starke Verlegenheitssymptome sichtbar werden. (Eines der ersten pflegt die heftige Abneigung zu sein, sich in Begleitung von weiblichen Verwandten weiterhin öffentlich sehen zu lassen.) Die Ausdrucksmerkwürdigkeiten der »Flegeljahre« werden großenteils durch Verlegenheitserscheinungen und ihre Hüll-, Beseitigungs-, Täuschbewegungen konstituiert. Von bewußter Werbung und ihrem Erfolg oder Mißerfolg ist dabei oft noch keine Rede. Diese Verlegenheit, die der weiblichen darin ähnelt, daß sie mit dem erwachenden geschlechtlichen Begehren eine Art Einheit zu bilden scheint, hat zwei Quellen. Sie ist teils eine Verlegenheit der Heimlichkeit neuer Gefühle, die der Reifende vor seiner Umgebung verbergen will; als solche steht sie dicht bei der Scham, ist eigentlich nur eine verhaltene Scham. Teils aber gehört sie zu den Symptomen der sich erst klärenden Bisexualität der Pubertätszeit. Der Geschlechtstrieb zeigt in seinem ersten Erwachen jene Unklarheit, die aus seiner Mischung weiblicher und männlicher Elemente sich ergibt, und in dem weiblichen Bestandteilekomplex ist selbstverständlich die Befangenheit in der Begierde selber enthalten. Erst mit seinem Abstoßen schwindet auch diese typische Pubertätsbefangenheit, und in dem Maße wie die Werbung ums Weib die Seele zu beschäftigen anfängt, bleibt nur noch jene Art von Verlegenheit übrig, die im Hinblick auf die Erfolgsunsicherheit der Werbung entsteht.

29) Nur im Weibe also und sonst nur in homosexuellen Männern und in Lebensphasen bisexueller Färbung des Geschlechtstriebes existiert die natürliche Einheit von Begierde mit Angst, von Erwartung mit Befangenheit, und damit die ganze Entwicklungsmöglichkeit vom Ausdruck der Verlegenheit zum Ausdruck der Anlockung hin. Wir haben hier ein Stück Sozialpsychophysik, dessen Geltung auf ein Geschlecht beschränkt ist: eine spezifisch sexualpsychische und zwar unisexualpsychische, nur durch das Seelenleben des einen Geschlechts laufende Seitenkette der allgemeinen sozialpsychischen Vorgänge, die vom Ausdruck der Verlegenheit her ihre Entstehung nehmen. Für die Umwandlung des Verlegenheitsausdrucks hat das Weib die eine Möglichkeit, die es mit dem Manne teilt, und eine andere, die ihm versagt ist. Beide können Verlegenheit verhüllen, beseitigen und schließlich ihr Gegenteil vortäuschen; aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur das Weib vermag außerdem durch Verlegenheit zu gefallen, zu reizen, anzulocken. Bedenkt man, daß die Umworbenheit eine der häufigsten und stärksten sozialen Beziehungen des Weibes ist (wobei wir alle Nuancen von der grob geschlechtlichen Verführung bis zur platonischen Galanterie einschließen); daß sie ausnahmslos Befangenheit und Verlegenheit mit sich bringt; daß also die Chance, den Ausdruck dieser Gemütsverfassungen in der beschriebenen Doppelrichtung umzuwandeln sehr groß, die Gelegenheit dazu fast beständig ist; und daß die Ergebnisse beider Umwandlungen sich vielfältig durchflechten, kreuzen, mischen werden: so ist hiermit eine der wichtigsten Ursachen der sozialpsychischen Undurchsichtigkeit des Weibes bloßgelegt — für einen Faktor also, dessen Bedeutung für die Stellung des Weibes im Gemeinschaftsleben wie für die individualpsychische Modellierung seiner Persönlichkeit kaum überschätzt werden kann.

IV.

Die sekundäre seelische Umbildung.

30) Zeigt der Anlockungsausdruck Bestandteilskomplexe des Befangenheitsausdrucks, so zeigt er sie »dissoziiert«, soll heißen abgelöst, getrennt von den seelischen Vorgängen, an die sie von Ursprung an kausal gebunden sind: von der Befangenheit. Diese Trennung ist nicht die einzige. Schon auf den Ausdruck, der ihr Ergebnis ist, wird gelegentlich die Bezeichnung Grimasse angewendet, um damit auszusprechen, daß hinter dem Ausdruck kein entsprechender Seelenzustand mehr steht, und Grimassen überhaupt sind ein häufiger Rest ehemaliger Verlegenheits- und Befangenheitsausdruckserscheinungen, von denen sich (oder die sich von) Verlegenheit oder Befangenheit dissoziiert haben.

Die Tendenz zu solcher Trennung ist wohl eine physiologische Persönlichkeitskonstante, d. h. ist mit der physischen Konstitution eines Menschen, besonders seines Nervensystems gegeben. Öfters ausgelöste Bewegungen (oder auch nicht-motorische Erscheinungen wie bestimmte Absonderungen) sind geneigt, allmählich auf immer kleinere Anstöße hin sich zu vollziehen. Diese Disposition ist natürlich allgemein, da es ohne sie keine Übung gäbe. Aber sie gestaltet sich individuell sehr verschieden. Dabei gehen Intensitätsgrade ohne rechte Grenze in Qualitätsschattierungen über. Wenn einer, der sich in jähzornigem Auffahren gehen läßt, auf immer und immer geringfügigere Anlässe hin auffährt, so kann der Punkt kommen, wo der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anlaß so einschrumpft, daß er nicht bloß der Umgebung, sondern auch dem Auffahrenden selber nicht mehr recht als Anlaß erkennbar ist; er braust mitten in einer friedlichen Unterhaltung plötzlich auf, weil irgend eine halbbemerkte Kleidungsempfindung oder eine durch den Hintergrund des Bewußtseins sich stehlende Erinnerung ihn gereizt hat, ohne daß ihm derlei klar gegenwärtig wäre. Dann sind, scheinbar zunächst noch, anstatt der vorher noch immer halbwegs motivierten nun unmotivierte Zornausbrüche eingetreten. Das Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung wird hier so ungleich, daß die anfängliche Intensitätssteigerung schließlich als qualitative Veränderung erscheint: einen grundlos gereizten Menschen empfinden wir nicht mehr als bloßen Gradsuperlativ eines leicht reizbaren, sondern als etwas Artverschiedenes.

Was hier für den Zorn erläutert ist, gilt von allen Affekten. Es ist bekannt, daß lautes Lachen zu einer schlechten Gewohnheit werden kann, daß die Mimik des Denkens, namentlich das Stirnrunzeln, auch schließlich ohne Denkvertiefung sich einstellt, und dutzenderlei ähnliches mehr. Moebius hat einmal kopfschüttelnd die Frage gestellt, wieso die Menschen im vorletzten Jahrhundert so leicht weinen konnten, da doch Weinen keine Willkürsache sei. Er übersah, daß Kinder überaus leicht weinen und daß gerade geistig empfängliche Menschen zeitlebens leicht feuchte Augen bekommen, wenn irgend etwas sie irgendwie bewegt; unterläßt die Erziehung und Selbsterziehung es, diese Tendenz kräftig zu hemmen, so sind notwendig Tränen einer der häufigsten Gefühlsausdrücke. Es scheint, als hätten die Menschen des 18. Jahrhunderts nicht bloß leichter geweint, sondern als seien z. B. die Frauen damals auch leichter errötet: was doch der Willkür noch mehr entzogen scheint als das Weinen. Aber wo immer weibliche, erotische Befangenheit als etwas Schätzenswertes gilt, dort wird man ihrem Ausdruck keine Zügelung anlegen und er wird leichter eintreten, als wo die Sitte gegen ihn kämpft.

Mit dem Erröten sind wir ja schon wieder bei der Verlegenheit, und auch vom gesamten Verlegenheitsausdruck gilt, daß bei häufigem Auftreten sich sein Maßverhältnis zur wirklich vorhandenen Verlegenheit immer mehr disproportionieren kann. Die Beobachtung lehrt, daß im Durchschnitt die weniger temperamentvollen Naturen dieser Möglichkeit mehr unterworfen sind. Das ist begreiflich. Einmal ist ihre Chance in Verlegenheit zu kommen größer, weil Lebhaftigkeit über verlegene Situationen leichter hinweghilft; zweitens besitzt der lebhafte Mensch in seiner sonstigen Mimik und Gestikulation mehr

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Möglichkeiten, um innere Unruhe zu entladen, als der stillere, der diese Unruhe schließlich am leichtesten auf das Gebiet der Verlegenheitsbewegungen abführt. Beides verbündet sich; der anfangs oft Verlegene nimmt die Gewohnheit an, motorische Ladungen überhaupt im Ausdruck der Verlegenheit zu entladen, auch ohne daß immer entsprechende Verlegenheit da sein müßte. Er verfällt den »Angewöhnungen« und den Grimassen; oder, sei es daneben noch, sei es statt dessen, beim Unterdrückungsversuch, dem gewohnheitsmäßigen Erröten. Es bedarf keiner Aufzählung, was alles Angewöhnung und Grimasse werden kann — jede Bewegungsform kann es; manche werden besonders oft beobachtet, wie das Züngeln und Lippenlecken, das Nägelbeißen, das Nasenbohren, das Zähnestochern, das Augenzwinkern, das Luftdurchstoßen durch die Nase und anderes mehr.

31) Diese dissoziierende Entwicklung zeigt uns eine wichtige genetische Verknüpfung von sozialpsychischen mit psychopathischen Phänomenen. Es müssen nicht alle Tricks, Grimassen und motorischen Gewöhnungen aus Verlegenheitserscheinungen hervorgehen; mindestens wird sich nicht für alle der zureichende Nachweis führen lassen. Für die Mehrzahl aber ist er zu erbringen, und fürs gewohnheitsmäßige Erröten der Jugendlichen wohl immer. Wer öfter Gelegenheit hatte, sich von Opfern dieses Zustandes seine Entstehung berichten zu lassen, vernahm eine fast monoton wiederkehrende Geschichte: eben wie aus großer anfänglicher Verlegenheit und Befangenheit, die nicht selten durch unvernünftiges Erziehungsverhalten der Umgebung noch gesteigert, gezüchtet wurde, allmählich sich das grundlose Rotwerden entwickelt hat. Manchmal, keineswegs immer, vielleicht nicht einmal in einer ansehnlichen Minderheit von Fällen, wird das Leiden von einem »Trauma« an gerechnet, d. h. von einem katastrophalen Schamrotwerden aus geschlechtlicher Ursache, etwa erzeugt durch das Erleben eines Exhibitionsaktes, eines unflätigen Zurufes, eines unzüchtigen Griffes oder dergleichen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß solche einmaligen Erlebnisse eine Innervation sehr stark »einschleifen« können, zumal wenn die Erinnerung an sie, auch nur fragmentarisch, öfter wieder erscheint. Meistens aber hat sich die Entstehung ganz schrittweise vollzogen; Vorhaltungen und Neckereien der Mitmenschen spielen fast immer eine unterstützende Rolle, indem sie die fragliche Erregung nicht zur Ruhe kommen lassen. Es vollzieht sich dann schließlich jener erörterte Schritt von der Intensität zur Qualität: es genügen immer kleinere Anlässe zum Rotwerden und endlich bedarf es gar keiner als Anlässe erkennbaren mehr; die Röte ist da, Gott weiß warum.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ist dieser Punkt erreicht, so haben wir in solchem grundlosen Erröten dann das Paradigma einer hysterischen Phänomenbildung vor uns. Das ganze physische Bild der Hysterie konstituiert sich ja aus Ausdruckserscheinungen, zum Teil sehr exaltierten Grades, seltsamster Verteilung, ungewöhnlicher Dauer — aber es ist kein Bestandteil da, der nicht im Inventar des Gemütsausdrucks auch aufzufinden wäre. Nur sind diese Erscheinungen nicht mehr Ausdruck, indem nicht der Seelenzustand, den sie normalerweise ausdrücken, dahintersteht; sie sind mehr oder minder weit von ihm dissoziiert. Die ungeheure pathologische Komplikation der von Haus aus oder seit langer Zeit hysterischen Psyche, in die der normale Mensch sich auf keine Weise mehr einzufühlen vermag, verwehrt es den Weg dieser Dissoziation aufzuspüren; er mag, darin stimme ich Freud zu, sehr oft schon in der Kindheit oder Präpubertät zurückgelegt sein. Daß die Trace, die Freud als diesen Weg entdeckt haben will, nicht der Weg selber ist, dürfte heute, nach zwei Jahrzehnten, erwiesen sein, so wichtige Wegspuren sie auch im einzelnen enthält. Hysterieartigen Erscheinungen aber begegnen wir auch bei Menschen, die gewiß keine originäre Hysterie haben; sie können entstehen und vergehen, sind abnorme Reaktionen auf Erlebnisse, wenn ich auch, gerade als Urheber der Lehre von der reaktiven Abnormität, wie ich sie vor fast einem Jahrzehnt in meinen »Grundlinien einer Psychologie der Hysterie« entwickelt habe und wie sie sich in der Hauptsache unverändert in der Psychopathologie durchgesetzt hat, nicht damit einverstanden bin, daß man die ganze Hysterie als »nosologische Entität« beseitigen und als bloße abnorme Reaktion gelten lassen will. (Denn dies, folgerichtig fortgedacht, müßte den ganzen Teil auch der physiopathologischen Systematik auflösen, der die Konstitutionskrankheiten zum Objekt hat: wo fängt denn bei der Gicht, der Skrofulose, der Fettsucht, beim Thyreoidismus, beim Rheumatismus u. a. mehr die »Krankheit« an und wo hört die »krankhafte Reaktion« auf?) Aber alle die Fälle, wo hysterieartige Zustände als Reaktion auf ermittelbare Einwirkungen auf die Psyche sich herausbilden, wo also Hysterie nicht Konstitutionskrankheit, sondern reaktive Abnormität ist, alle sie bieten willkommene Gelegenheit, den psychophysischen Entstehungsmechanismus hysterischer Phänomene zu studieren. In diesem Sinne haben zehn Jahre fortgesetzter Erfahrung mir keinen Anlaß gegeben, das grundlose Erröten als das zu bewerten, was es mir in meinen damaligen Untersuchungen schon gewesen ist: als das »Urphänomen« hysterischer Symptombildung. Für die »traumatische« Genese habe ich das in meinem Hy-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steriebuche ausgeführt; für die schrittweis dissoziierende Entstehung aus der Verlegenheit ist es hiermit getan. Mit welchem Ergebnis? Daß ein normaler, in den durchschnittlichen sozialpsychischen Beziehungen wurzelnder Gemütszustand, eben Verlegenheit oder Befangenheit, einen Bestandteil seines Ausdrucks von sich loslösen läßt, soweit daß dieser Ausdrucksbestandteil schließlich ohne jeden Zusammenhang mit »seinem« ursprünglichen Gemütszustand in jedem beliebigen Augenblicke erscheinen kann, sei es innerhalb, sei es schließlich — das ist dann der äußerste Endpunkt — außerhalb aller sozialen Beziehung: Erröten also nicht mehr bloß auf der Straße, im Geplauder mit irgend Jemand, bei der harmlosesten Begegnung, sondern plötzliches Erröten schließlich beim Alleinsein, bei einsamer Handarbeit, beim Lesen, ohne irgend einen Anstoß — Einfall, Eindruck usw. — der irgendeine Erinnerung an Verlegenheit oder Befangenheit enthielte.

Es will noch betont sein: der sozialpsychische Ausgangspunkt muß nicht im besonderen ein sexualpsychischer sein. Das erste häufigere Erröten kann der Ausdruck völlig unerotischer Verlegenheit gewesen sein — in einem Falle, der mir vorschwebt, z. B. der Ausdruck der Verlegenheit beim Ertapptwerden auf kleinen phantastischen Aufschneidereien, wie Kinder, namentlich geistig rege, sie so gern produzieren. Übermäßig darob getadelt und nun bei jedem beliebigen Bericht aus der Schule, von der Straße usw. immer wieder auf die buchstabenhafte Wirklichkeitstreue inquiriert, wird das Kind bald rot, sowie es etwas erzählen soll, erst daheim, dann auch in der Schule; schließlich aller Augenblicke ohne Anlaß. Freud und die Seinen würden auch dies natürlich ins Sexualpsychische umkonstruieren. Wir finden keinen Anlaß dazu und glauben der Richtigkeit näherzubleiben, wenn wir in solchem Falle die Zusammenhänge so harmlos interpretieren, wie sie sich darbieten.

32) Gleich dem Erröten kann irgend sonst ein Bestandteil des Verlegenheitsausdrucks die geschilderte Ablösung vom Verlegenheitszustande durchmachen. Von wo ab man ein solches Phänomen als pathologisch bewerten will, ist eigentlich Willkürsache. Häufiges grundloses Erröten wird von den davon Heimgesuchten stets als »Leiden« empfunden, die Mehrzahl der auffälligen Grimassen wird auch von den Beobachtenden mit diesem Urteil bedacht, bei weniger augenfälligen Gewöhnungen fährt man nicht das schwere Geschütz der pathologischen Kategorien auf. Unnormal sind derlei Phänomene natürlich immer, und wo sie die weiteren Folgen nach sich ziehen, denen sich unsere Untersuchung sogleich zuwenden wird, dort kann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an ihrer schließlichen Krankhaftigkeit kein Zweifel mehr sein. Sie verkörpern dann echte sozialpathologische Erscheinungen in dem Sinne, den ich für diesen Begriff als notwendigen Inhalt im Laufe des letzten Jahrzehnts bei verschiedenen Anlässen erörtert habe: im Sinne psychischer oder psychophysischer Abnormitäten, die durch sozialpsychische Momente ihre entscheidende Gestaltung empfangen haben, wo nicht gar erzeugt worden sind. Zwar ist das Endergebnis der dissoziativen Entwicklung in unserem heutigen Falle zunächst ein exklusiv physisches Phänomen; aber eines, das eben das letzte Überbleibsel eines psychischen Vorgangs darstellt, ein Bruchstück der Psychophysis und nur aus ihr heraus zu begreifen. Das gilt ja von allen hysterischen Symptomen, soweit sie der »körperlichen« Sphäre angehören, und die wichtigsten, die »klassischen«, gehören — phänomenologisch, nicht genetisch gesehen — ihr an. Eine an sich gänzlich normale, aus sozialpsychischen Beziehungen sich ergebende Gemütsverfassung führt dank der Ablösung einzelner Ausdrucksbestandteile zu deren physiologischer Verselbständigung und damit Konstituierung als pathologischer Symptome. Das ist der klassische Weg der Entstehung sozialpathologischer Phänomene. Es ist vor allem der ganze Weg: von der Normalität zur Abnormität — wie ich ihn, durch andere psychophysische Bezirke verlaufend, schon einmal in meiner Untersuchung über »die geistigen Epidemien« für die ursprünglich normalen Opfer der seelischen Ansteckung zu zeichnen versucht habe (und neben dem die anderen an der gleichen Stelle und in meinem Buche über die Hysterie entworfenen sozialpathologischen Entwicklungen, die als Ausgangspunkt eine dann nur durch die sozialpsychischen Erlebnisse zur pathologischen Endform ausgestaltete konstitutionelle Abnormität nehmen, wie fragmentarische sozialpathologische Genesen erscheinen).

32) Das auf solche Weise abgelöste, abnorm verselbständigte Phänomen entbehrt der Möglichkeit, von der Psychophysis organisch verwendet zu werden, wie wir sie früher in der Metamorphose des Befangenheitsausdrucks zum Anlockungsausdruck kennen gelernt haben. Auch da erscheinen Ausdrucksbestandteile von »ihrem« Seelenzustande getrennt; aber sie waren Schritt für Schritt in eben dem Maße, wie sie sich von ihm dissoziierten, einem anderen, zudem in jenem ersten schon keimhaft mitenthaltenen Seelenzustande verbunden worden, man kann sagen: verbunden geblieben. Hier dagegen ist die Ablösung radikal, und ihr Resultat steht der Psychophysis schließlich als ein Fremdes gegenüber. Als solches erzeugt es nun seinerseits psychische Reaktionen, die wiederum beim grundlosen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erröten am besten studiert werden können. Der Errötende nämlich wird über sein Erröten verlegen; es entstehen die Zustände der sekundären Verlegenheit, einer Verlegenheit, die durch das Auftreten des Verlegenheitsausdrucks hervorgerufen wird. Keineswegs etwa im Sinne jener Hypothese, nach der überhaupt Gemütsbewegungen Produkte von Ausdruckserscheinungen sind: Erröten macht sowenig unmittelbar verlegen, wie Tränen traurig machen, oder Lächeln heiter. Die Kausalkette ist verwickelter: zwischen das grundlose Erröten und die folgende Verlegenheit schiebt sich das Bewußtsein des Errötens und die Sorge, es werde vom Beobachter als Ausdruck von Verlegenheit gedeutet werden, ein. Die Situation ist wieder exklusiv sozialpsychophysisch. Tritt das grundlose Erröten beim Alleinsein auf, so erzeugt es keine Verlegenheit, es mag noch so unliebsam verspürt worden sein. Die soziale Situation aber verknäuelt sich zu einem wahren Circulus vitiosus. Denn die Sorge, grundlos zu erröten und für verlegen gehalten zu werden, erzeugt selber schon Befangenheit und leistet dem Erröten damit erst recht Vorschub. Jene einfühlsamen Naturen, von denen früher gesprochen worden ist — die sich besonders leicht »den Kopf des anderen zerbrechen«, und zwar über sich zerbrechen, d. h. die sich in das hineindenken, was der andere über sie denken möge: sie werden in diesen Circulus vitiosus am ehesten und tiefsten verstrickt. Ihr abnorm dissoziierter Verlegenheitsausdruck bringt ihnen neue, sekundäre Verlegenheit, deren Ausdruck, mindestens deren Ausdruckstendenz die physiologischen »Geleise« des dissoziierten Ausdrucks nur immer glatter einschleift, so daß überhaupt entladebedürftige physiologische Erregung immer leichter auf diese Geleise, hier also als Erröten, abgefahren wird.

33) Für solche Menschen kann das soziale Leben eine Qual werden, indem schließlich jede Begegnung und hundert Momente jeder beliebigen Unterhaltung, jedes Eintreten selbst unter wildfremde, gleichgültige Menschen ihnen den dissoziierten Verlegenheitsausdruck nebst sekundärer Verlegenheit, und nach häufigen Erfahrungen dieser Art eine dem Befürchteten voraufeilende, »tertiäre«, bis zur Angst steigerungsfähige Befangenheit beschert. Auf diese Weise bildet sich dann ihr sozialpsychischer Charakter völlig um. Von Grund aus vielleicht gesellig, mitmenschenbedürftig angelegt, werden sie scheu, menschenflüchtig, einsiedlerisch — oder sie nehmen die Maske des Täuschausdrucks vor und geben sich hochmütig, abstoßend, cynisch, mokant, unzugänglich, steif, unnahbar. Beides sind ja nur zwei Formen der sozialpsychischen Abschließung, für

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deren Träger es kein bezeichnenderes Wort gibt als das, mit dem sie die Sprache bedenkt: »Sonderlinge«. Unter beidem »leiden« sie selbstverständlich; unter jenem, weil es eine ihrem Naturell nicht gemäße Lebensführung ist, die sie Vieles entbehren heißt, wonach sie sich sehnen, unter diesem aus dem gleichen Grunde und weil die Durchführung des Täuschausdrucks, die »Selbsteinstellung« darauf, eine Menge von Nervenkraft konsumiert. Die sozialpsychische Charakterwandlung führt also auch da wieder fast regelmäßig ins Pathologische hinein: beinahe alle diese Menschen werden »nervös«, d. h. leicht psychophysisch abnorm. Jeder nach seiner besonderen Gesamtbeschaffenheit, unter den mannigfachsten, aber — wie wir nun verstehen — mit Vorliebe hysteroid getönten Bildern.

34) Nicht erst damit, wenn auch damit vollends, verändert sich auch der individualpsychische Charakter. Selbstverständlich. Denn, was hier nicht ins Einzelne hinein begründet werden kann, sondern einmal für sich dargestellt sein will, Charakter ist überhaupt eine sozialpsychologische Kategorie; was eben noch etwas ganz anderes heißt, als daß der »Strom der Welt« ihn »bilde«. Intellekt und Phantasie können auf die rein dingliche Welt gerichtet sein, auch das Temperament kann sich an ihr in seiner Totalität offenbaren; niemals der Charakter, der sich erst in der Beziehung auf den Mitmenschen konstituiert und, falls wir ihn uns in gewissem Maße angeboren zu denken haben, auch da weiter nichts ist als die Anlage der seelischen Züge, die gegenüber dem Mitmenschen in Funktion treten werden: der Gefühle, Regungen, Stimmungen, Neigungen, Gesinnungen im Gemeinschaftsverkehr. Er gehört, wie die Mitaufzählung der Gefühle, Stimmungen, Neigungen zeigt, keineswegs bloß der engeren »Willens«sphäre an: auch wer von jedem neuen Bekannten leicht entflammt, über Äußerlichkeiten der Mitmenschen rasch verstimmt, wer impulsiv mitleidig oder wer leicht eifersüchtig ist, dem schreiben wir dies als Charakterzug an. Dennoch hat es seinen Sinn, vom individualpsychischen Charakter im Unterschiede zum sozialpsychischen zu reden — genau den Sinn, wie vom angeborenen im Unterschiede vom erworbenen. Verstehen wir nämlich unterm individualpsychischen Charakter die besondere Beschaffenheit aller der seelischen Züge, die überhaupt nur durch ein Gemeinschaftsleben, also durch eine mindestens innerliche Beziehung zu Mitmenschen Existenz haben, so ist der sozialpsychische Charakter die Gesamtheit psychophysischer Verhaltensart, wie sie beim Auswirken jener Züge auf dem Boden von Gemeinschaftssituationen zutage tritt. Anders gefaßt: der individualpsychische Charakter ent-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hält die persönlichen Neigungen und Gesinnungen zum Mitmenschen, die in einer Menschenseele vorhanden sind, ohne daß ein Mitmensch anwesend oder überhaupt in augenblicklichem Verkehr mit ihr ist, der sozialpsychische Charakter enthält die konkrete Äußerungsweise dieser Neigungen und Gesinnungen im Verkehr mit dem Mitmenschen. Ein Hauptzug des sozialpsychischen Charakters ist dementsprechend der Grad von Bereitschaft, seine Neigungen und Gesinnungen überhaupt in Anwesenheit des Mitmenschen zu betätigen: Geselligkeit oder Einsiedeltum. Mit beiden verträgt sich dann unter Umständen ein und derselbe Zug des individualpsychischen Charakters, sagen wir Mitleid. Der eine sieht gern beglückte Gesichter, er ist zu allen Bedrückten gütig und hat Freude an ihrem Dank; der andere ist zu ihnen rauh und abweisend, aber verrichtet seine Wohltaten im Stillen. Beide gleichen sich als individualpsychische, sind gänzlich verschieden als sozialpsychische Charaktere.

Auf unsere Frage angewendet: die sekundäre Verlegenheit in ihren weiteren Folgen kann nicht bloß aus einem geselligen Menschen einen scheuen machen, der aber in seinem »inneren Verhältnis« zu seinen Mitmenschen, in Mitleid, Ehrgeiz, Verliebtheit u. dgl. derselbe bleibt, wenn er auch all das mehr in sich verschließt und im Stilleren betätigt; sondern sie ändert ihn vielleicht, über das sozialpsychische hinaus, auch individualpsychisch, indem das Mitleid sich abkühlt, der Ehrgeiz nachläßt, die Verliebtheit verebbt, indem aus bloßer Steifheit wirklicher Dünkel, aus Menschenscheu Menschenverachtung, aus posiertem Zynismus ein innerlicher sich entwickelt. Wer kennt nicht solche Umwandlungen? Sie sind hier nur in sehr groben Linien hingeworfen, und nicht immer marschieren sie gerade auf diesen; aber die Selbstausstoßung aus dem Gemeinschaftsverkehr, zu der zahlreiche Opfer des dissoziierten Verlegenheitsausdrucks und seiner sekundären Folgen ihre tertiäre Befangenheit treibt, verfehlt wohl niemals, ihre Wirkungen mindestens in den feineren Verästelungen des individuellen Charakters geltend zu machen.

35) So viel augenfälliger nun noch die Einflüsse sekundärer und tertiärer Verlegenheitsfolgen auf die in der unmittelbaren nachbarlichen Verkettung zu diesen Folgen stehenden Gemütszustände sich geltend zu machen pflegen, so gilt doch das »Temperament« eines Menschen, das ist seine ganze Art, gefühlsmäßig zu reagieren und dies zu äußern, wiederum verglichen mit dem Charakter, als etwas viel Unabänderlicheres, als das — neben den Talentformen — am stärksten Präformierte und am wenigsten — und noch weniger als Talent — Umbildungsfähige in der Psyche schlechthin. (Jenes Tasso-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wort sagt uns, wo ein Talent, wo ein Charakter sich bilde; aber wo ein Temperament sich bilde, sagt es nicht, und sagt uns niemand, man setzt voraus, daß es da sei und bleibe.) Können aber beständige, intensive Einwirkungen auf Gemütsleben und Gemütsausdruck die Grundrichtung dieser beiden Erscheinungssphären auf die Dauer unberührt lassen? Wer die seelische Entwicklung der Verlegenheits- und Befangenheitsopfer über längere Zeitstrecken hin verfolgt hat, wird nicht daran zweifeln, daß hier auch Umbildungen des Temperaments sich vollziehen; die allerdings, ein Symptom eben der Schwierigkeit das Temperament normalerweise abzuändern, deutlich ins Abnorme hinein zu erfolgen pflegen. Haben sich im Gemütsleben erst die Spuren der in den Zuständen grundlosen Verlegen-scheinens, sekundären Verlegen-werdens und tertiären Befangen-seins durchlebten Erregungen eingegraben, so sind auch meist schon unverkennbare Abnormisierungen des Gemüts erfolgt. Mindestens drängen die so oft bei eben jenen Erlebnissen verhaltenen, nicht selten auch vor dem eigenen klaren Bewußtsein noch verhaltenen inneren Erregungssummen zu ungewöhnlichen Entladungen hin; diese Tendenz kann sich (muß sich nicht, denn natürliche Lebhaftigkeit kann, wie schon einmal erinnert wurde, auch ein heilsames Ventil für das Auspuffen solcher Erregungen sein) aber kann sich noch verstärken durch angeborenes Bedürfnis zu lebhaften Erregungsausströmungen (»temperamentvolle« Veranlagung), wenn nämlich die Maske der Steifheit diesem Temperament seine gewöhnten Entladungen mehr und mehr verwehrt — und ob diese Maske angenommen oder Menschenflüchtigkeit oder Zynismus und Mokanterie kultiviert wird, hängt nicht allemal von der »Individualität«, sondern oft genug von sozialen Verpflichtungen ab, die das eine oder andere ausschließen. Derlei Unterdrücktes aber, darauf hat uns die Breuer-Freudsche Verdrängungshypothese der Hysterie wieder gestoßen, sucht sich seinen Ausweg und findet ihn entweder in beständigen kleinen abnormen Entladungen — »Nervosität« — oder in großen, periodisch wiederkehrenden.

Der zweite Fall stellt eine Sache von besonderer Wichtigkeit vor. Denn er bedeutet nichts Geringeres als die Umwandlung eines von Haus aus gleichsinnigen Temperaments in ein cyklisches, welches, statt gleichmäßiger, nur unterm Einfluß der Erlebnisse schwankender Gemütsfärbung und gleichmäßiger Lebhaftigkeit ihrer Äußerung, Perioden der Hemmung und Perioden der Erregung, zunächst psychophysischer, sekundär dann auch rein psychischer, im Wechsel zeigt, wobei, im Unterschied von den eingeborenen For-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

men der cyklopathischen Beschaffenheit, die Erregungszeiten sich als deutlich eruptive Unterbrechungen der auch zeitlich überwiegenden Hemmungszeiten markieren. Der geborene Cyklopath kann auch dieses Bild zeigen; dann bleibt noch immer die Unterscheidung, daß seine periodischen Eruptionen heiter, rein manisch sein können, was sie begreiflicherweise bei unseren Verlegenheitsopfern nie sind; hier erscheinen sie stets als gereizte, jähzornige, ängstliche, ungeduldige, ratlose und ähnliche Ausbrüche. Eine dritte Verschiedenheit gibt es ab, daß der geborene Cyklopath seine Hemmung stets als etwas fremdartig auf ihm Lastendes erlebt, während hier die Persönlichkeit zunächst selber hemmungschaffend auftritt (Verlegenheit-verhüllend, Täuschausdruck-erzeugend, Erregung-verhaltend); mit der Zeit gewöhnt sich das freilich so ein, daß das Aktivitätsgefühl aufhört, die »Maske« zur »zweiten Natur« und endlich gar zur (erworbenen) einzigen Natur geworden ist, und dann wohl Gefühle eines passiv unter Hemmung Gestelltseins auch hier auftreten können.

Vor zehn Jahren habe ich, am Eingange von »Nervosität und Kultur«, die Aufstellung des gleichsinnigen und des cyklischen Temperamententypus zum ersten Male versucht. Dem inzwischen verstorbenen Moebius, der uns Goethes Cyklismus entschleiert hatte, schien die Unterscheidung ein wichtiges neues Licht auf die Gemütserscheinungen zu werfen. Andere treffliche Kenner des abnormen Gemütslebens, so in jüngster Zeit auch Eduard Reiß in seiner Untersuchung über »Konstitutionelle Verstimmung und manisch-depressives Irresein«, haben das »cyklische Temperament« nicht anerkennen wollen. Aber die Erfahrung eines Jahrzehnts läßt mir an seinem Vorhandensein, sogar an seinem Vorkommen als erworbener Temperamentsform, keinen Zweifel. In den Abnormisierungen, die vom Verlegenheitsausdruck her ihren Ausgang nehmen, finde ich einen der wichtigsten Wege, auf denen aus einem gleichsinnigen ein cyklisierendes Temperament werden kann. Die einsiedlerischen, menschenscheuen, in sich verkrochenen oder die steifen, hochmütigen, unnahbaren, »kurzen« und »rauhen« Naturen mit ab und zu stürmisch ausbrechenden Erregtheiten unangenehmer Färbung — die früher einmal gleichmäßige, lebhafte, im Wesentlichen heitere Menschen waren: diese bilden das Material, an denen geprüft werden kann, ob die Folgen des dissoziierten Verlegenheitsausdrucks die gestaltenden Mächte solcher Temperamentsverwandlung sind.

Freilich will ich nicht unterdrücken, daß auch hier wie so oft die wissenschaftliche Untersuchung zunächst trennen und unterscheiden muß, was in der Wirklichkeit häufig verflochten erscheint. Denn die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leichten Cyklothymen sind uns als Naturen bekannt, die ihrerseits besonders gern zu Verlegenheit neigen, und Befangenheit ist nicht selten eine leiseste Form der cyklogenen Hemmung. Dann mögen in der Fortentwicklung des eingeborenen abnormen psychophysischen Zustandes durch die sekundären und tertiären Folgen der durch ihn selber herbeigeführten sozialpsychischen Erlebnisse jene verwickelten Gemische entstehen, in denen Angelegtes und Erworbenes sich so schwer entwirrbar verbindet, und deren Ergebnis den neueren psychopathologischen Untersuchungen der cyklothymen Seelenzustände so viel Interesse abnötigt, aber auch so viele Schwierigkeiten in den Weg legt. Schwierigkeiten, die sich erst ganz ermessen lassen, wenn man bedenkt, daß dann oftmals nicht nur zwei, sondern drei Abnormitätsarten sich durchschlingen: angeborene, die aber spontane und reaktive Seiten hat, d. h. (um diese zuerst in meiner Hysterie-Psychologie aufgestellte und heute von der Abnormitätenforschung fast ganz übernommene Unterscheidung zu erläutern) die teils unbeeinflußbar durch Lebensumstände sich »auswickelt«, teils in ihren Erscheinungsformen als den Erlebnissen gemäße Reaktion sich zeigt; und erworbene, wie wir ihren Entstehungsgang versucht haben zu skizzieren. Mehr als die Komplikation selber anzudeuten, würde den Rahmen unserer Aufgabe überschreiten. Für die genetische Untersuchung der cyklischen Gemütsbeschaffenheiten, namentlich der als reaktive Abnormität sich darbietenden, wird aber künftig die Fragestellung nach der Möglichkeit einer erworbenen, und zwar eben in erster Linie einer aus den Folgen dissoziierten Verlegenheitsausdrucks erworbenen Komponente der Cyklustatsache nicht zu umgehen sein.

36) Nur des dissoziierten Ausdruckes? Es ist an der Zeit, unsere Ableitung in dieser Hinsicht etwas zu erweitern. Zwar ist festzuhalten, daß der abgelöste Verlegenheitsausdruck dank der unbegrenzten Häufigkeit seines Sich-einstellens die geschilderten Umbildungen der inneren Persönlichkeit am raschesten einzuleiten geeignet ist. Aber es ist klar, daß dieselben Umbildungen auch ohne psychophysische Dissoziation von Ausdrucksbestandteilen, auch beim Beieinanderbleiben von Ausdruck und Gemütszustand der Verlegenheit, sich vollziehen können, wenn Verlegenheit oder Befangenheit sehr oft verhüllt, maskiert, unterdrückt werden muß. Das kann sein dank einer zu Verlegenheit und Befangenheit besonders geneigten Persönlichkeitsanlage; wie wir sie eben von den geborenen leicht Cyklothymischen erwähnten und wie sie daneben als spezifische Neigung zu Verlegenheit oder Befangenheit existiert: bei den schüchternen, bescheidenen, von geringem Selbstvertrauen erfüllten Naturen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die dem Psychopathologen als prädestinierte Opfer abnormer Gemütsumbildungen, namentlich hysteroider, längst wohlbekannt sind. Es kann aber auch erst sozialpsychisch erzeugt sein, durch ungewöhnte Häufung von verlegenmachenden Situationen in bestimmten neuen Soziallagen. So wenn einer, der es nicht immer mit allem genau nimmt, in eine soziale Atmosphäre gerät, in der alles streng abgewogen wird; oder einer, der gern allerlei für sich treibt und tut, unter Neugierige und Aufdringliche; am häufigsten beim sozialen Aufsteigen von Persönlichkeiten in ihnen vordem fremde Gesellschaftsschichten und damit Sittenkreise. Dabei, wo die Verlegenheit der neuen gesellschaftlichen Situationen doppelt fühlbar wird durch die mindestens scheinbare Sicherheit, mit der die in diesen Kreisen aufgewachsenen sich bewegen, muß die Maskierung sehr rasch und radikal erlernt werden. Dann aber zieht sie alle jene Folgen besonders leicht nach sich. Wir haben Goethes Steifheit schon früher erwähnt, und gedenken ihrer hier wieder. Ich muß es einer anderen Gelegenheit reservieren, in der Seele dieser Persönlichkeit die Spur zu verfolgen, die die sozialpsychologische Zerstörung der Unbefangenheit in ihr gelassen hat (und dabei vielleicht auch die Frage, als eines der nicht wenigen Vermächtnisse der Moebiusschen Erbschaft, aufzunehmen — ich betone, die Frage: ob an der Ausbildung seiner seelischen Periodik jene Umbildungen einen kausalen Anteil haben mögen). Aber ob Goethe oder sonstwer: hier liegen die Schlüssel zum Verständnis eines der häufigsten, typischsten und wichtigsten Fälle von jener besonderen Form sozialpsychologischer Individualmodellierung, die wir die klassenpsychologische nennen dürfen.

37) Es ist selbstverständlich, daß alle diese seelischen Umbildungen, die sich in physio→psychischer Richtung vollziehen, sind sie erst hinreichend fixiert, wiederum psycho→physisch in einem entsprechenden Ausdruck ihre Erscheinung finden. In diesem Ausdruck offenbart sich der aufmerksamen Betrachtung oftmals dauernd der innere Zwiespalt, der die Seele charakterisiert. Da sind Ausdruckselemente, die an die ursprüngliche Anlage gemahnen — irgendein »weicher« Zug um den Mund, ein bestimmter »fröhlicher« Klang im Lachen, ein »treuherziges« Leuchten im Auge — und sie kontrastieren nun seltsam mit den erworbenen Ausdrucksfaktoren, mit der »scheuen« oder »hochmütigen« oder »mokanten« Miene, der unsicheren oder steifen Haltung, der stotternden oder kurzstoßenden oder gepreßten Redeweise. Aus dem Gesamtbilde hebt sich, wie ein Merkmal der vollzogenen Entwicklung, diese oder jene Grimasse oder »An-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewöhnung« heraus: ein häufiges Züngeln, irgendein Gesichtschneiden, eine stereotype Handbewegung, ein plötzliches Erröten. Nur soviel läßt sich als immer wiederkehrend andeuten. Die Wirklichkeit der Mischungen und damit der Ausdrucksbilder ist so groß wie die Zahl der individuellen Exterieurs. Aber diese Bilder sind dank der immer wiederkehrenden Zusammensetzung, trotz aller Varianten, doch so charakteristisch, daß ein geübtes Auge nicht selten auf den ersten Blick an diesen merkwürdig zwiespältigen Menschenerscheinungen ihre ganze trübe Seelengeschichte ahnend ablesen kann.

38) Schließlich nimmt auch die eigentlich »geistige« Seite des Seelenlebens an diesen Umgestaltungen teil. Selbstverständlich, sofern der »Geist« vom »Gemüt« gespeist wird und die geistigen »Interessen« eine unlösliche Synthese beider darstellen. Wie die Entwicklung auf dieser Linie läuft, entzieht sich jeder Verallgemeinerung; hier geht sie in tausend Individualfälle auseinander. Daneben gibt es aber zwei spezifische Gestaltungen, die der Geist durch die sekundären Verlegenheitsfolgen erfahren kann.

Die eine ist die Überspannung des Phantasielebens. Sie erscheint als eine Kehrseite jeder übers persönliche Bedürfnis hinaus erzwungenen Abkehr von der sozialen Berührung, wie sie die Eigentümlichkeit der von Haus aus sozialphysisch bedürfnisarmen, d. h. nach wenig Zusammensein mit Anderen verlangenden Naturen ist. Man muß ja nicht denken, daß diese Menschen ebenso sozialpsychisch bedürfnisarm wären; keineswegs. Aber sie gehen am liebsten mit rein psychischen Menschengebilden um, die ihre Einbildungskraft ihnen erzeugt, und ihre Versuche, auch einmal den wirklichen psychophysischen Mitmenschen näherzutreten, enden in der Regel mit Enttäuschung. Das sind die geborenen Einsiedler. Die gewordenen sind es nicht alle von der Verlegenheit her geworden, gewiß nicht, denn auch Menschenverluste, schlimme Erfahrungen wie Betrogenwerden, ja die Befriedigung im Zusammenleben mit einem Mitmenschen, können in der gleichen Richtung wirksam werden; aber doch Viele. Je mehr sie sich selber, um der Verlegenheit zu entgehen, vom Verkehr ausstoßen, desto reicher baut sich ihnen eine innere Ersatzwelt auf, in der die sozialen Bedingungen der Verlegenheit fehlen, eben die sozialphysische Anwesenheit der anderen, eine »virtuelle Gemeinschaft«, in der die Schüchternen mutig, die Befangenen selbstsicher, die Selbstvertrauenslosen überlegen sein dürfen. Wir wissen, wie sehr die Überspannung des Phantasielebens die hysteroiden Abnormisierungen fördert (und daß darin eine Hauptquelle historischer Abnormisierungen, z. B. der mittelalterlichen Massenhysterie liegt, wie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich es in meiner »Psychologie der Hysterie« und später in den »geistigen Epidemien« zu zeigen versucht habe). Aber umgekehrt wird die Überspannung selber gefördert durch jene Unterdrückungsaktionen, denen wir vordem gefolgt sind — eben weil aufgesammelte psychophysische Erregung ihre geistige Entladung erfahrungsgemäß in einer übersteigerten Phantasietätigkeit findet (was, nebenher bemerkt, für die Zusammenhänge zwischen dem Schöpferischen und dem Pathologischen beachtenswert und noch nicht immer genug beachtet ist). Man weiß, wie die Neigung zur Einsiedelei, als eben zum Alleinsein mit den Gestalten der Phantasie, in den Jahren grassiert, in denen die geschlechtliche Befangenheit von der reifenden Psychophysis Besitz nimmt, und auf dieser, der erotischen Linie sind die Überspannungen phantastischen Innenlebens als Folge von sozial unüberwindlicher Verlegenheit vielleicht am gröbsten zu sehen; die Masturbation ist ihre bekannteste Äußerungsform. Aber die geschlechtliche Linie ist sowenig die einzige, wie etwa alle Verlegenheit und Befangenheit geschlechtlich ist. Und, vergessen darf auch nicht werden, daß der Steigerung des Phantasielebens durch die Verlegenheitseinsiedelei häufig eine entsprechende Reizsamkeit der Phantasie schon entgegenkommt: die einfühlsamen Menschen, die wir wiederholt als leicht Verlegene erkannt haben, pflegen phantasiestark zu sein — sie werden so leicht verlegen, weil sie sich in den wildesten Farben ausmalen, was der »andere« über sie selber denken mag.

Die andere intellektuelle Umbildung geht von jener geistigen Hemmung, ja Lähmung aus, die wir früher als die eine Wurzel der Sprachstörungen bei Verlegenheit kennen gelernt haben. Von leichter Verwirrung reicht sie bis zu einer Art Geistesabwesenheit, zum Aussetzen jeder Auffassungsfähigkeit, zum Versagen der elementarsten Merk- und Erinnerungsfunktion. Durch nichts wird der Eintritt dieser Hemmung so begünstigt wie durch die tertiäre Befangenheit. Es kann damit soweit kommen, daß der Mensch in Anwesenheit anderer überhaupt nur noch dummes, mechanisches plappert, sich bei jeder Begegnung in eine Art Geistesleere geworfen fühlt, und sein eigentliches Intellektleben ganz aufs Alleinsein beschränkt wird, oder auf die seltenen Situationen, in denen Vertrautheit, künstlich (z. B. durch Alkohol) gehobene Stimmung oder übermäßige Erregung (in Gefahr, bei schweren Schicksalsheimsuchungen) die Befangenheit löst. Wir kennen alle solche Menschen, die wir, oft spät genug, als höchst intelligent erst »entdecken« müssen, und die Begegnung mit anderen, die durch ihre Leistungen (wissenschaftliche, künstlerische u. dgl.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihren Besitz an Geist jedem Zweifel entrückt haben, bildet so oft eine Enttäuschung, weil sie unfähig sind, in Anwesenheit eines zweiten, gar eines Fremden, von diesem Geist das Mindeste merken zu lassen. Es ist zweifellos, daß die gesellschaftliche Übung gerade diese Schwierigkeit mit der Zeit bessern kann; wo aber jene sekundären Umbildungen der Seele platzgreifen, die vom Verlegenheitsausdruck her sich entwickeln, dort pflegt mit ihnen naturgemäß auch die soziale Intellektshemmung sich zu verstärken, pflegt auch das geistige Leben zu vereinsamen. Eine fernere Folge ist dann, daß es häufig zu sehr den Einwirkungen der überspannten Phantasietätigkeit ausgesetzt wird, indem es auch der Korrekturen und Abschleifungen verlustig geht, die das sozialpsychophysische Dasein ihm sonst zuteil werden läßt. Die Sonderlinge im Temperament und Charakter sind nicht selten geistig auffallend »exzentrisch« — werden es auch, wenn sie erst Sonderlinge geworden sind. (Wobei gar nicht zu bezweifeln ist, daß in manchem Falle vielleicht nur auf diesem Wege sich wirklich schöpferische Geistesgröße entfaltet. Das steht aber auf einem ganz anderen Blatt. Es ist übrigens ebenso sicher, daß auf dem nämlichen Wege der übergroßen »Stille« manches Talent zur Unbrauchbarkeit und Unfruchtbarkeit verschrullt, das »im Strom der Welt« zu nützlicher Auswirksamkeit hätte gedeihen können).

39) Es ist nicht allein die theoretische Sozialpsychologie und Sozialpsychopathologie, die solche Entwicklungen angehen. Vielmehr sind sie wichtige Gegenstände für verschiedene Gebiete der angewandten Seelenkunde; Heilkunde und Erziehung, Rechtspflege und Seelsorge werden von dem Grade der Einsicht berührt, den ihre Vertreter in diese Zusammenhänge mitbringen.

Die ärztliche und die seelsorgerische Wichtigkeit dieser Dinge bedarf keiner Belege; sie ergibt sich aus den objektiven Abnormisierungen, die dabei stattfinden, und aus den subjektiven Leiden, die sich dabei abspielen. Früher war der priesterliche Beichtvater für derlei Erlebnisse zugleich ein Arzt, und heute fällt dem Arzt ebensooft eine wirkliche Seelsorge zu. Immer fast greift — auf dieser Linie des psychischen Geschehens — beides ineinander. Man ist jetzt dieser Einsicht wieder nähergekommen, als es dem rationalistischen Geiste des vorigen Menschenalters möglich war.

Für die Erziehung kann die Bedeutung der sekundären Verlegenheitsfolgen kaum überschätzt werden. Ihre Mißachtung verpfuscht manches Menschenkind fürs ganze Leben, mindestens für lange Zeiträume. Der grausame Unverstand der kindlichen Mitmenschheit sorgt immer dafür, daß dem Schüchternen, Befangenen, dem grund-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

los Errötenden und Grimassierenden sein Leben schwer genug gemacht wird. Wie unberechenbar in den seelischen und moralischen Folgen, wenn die Erzieher selber nicht geringeren Unverstand an den Tag legen: das schüchterne Wesen immer mehr verschüchtern, es in seine Verlegenheitsverknäuelung immer tiefer hineintreiben! Und wie oft werden diese Kinder intellektuell verkannt, weil sie unter den geistigen Hemmungen der Befangenheit leiden! Wie ist die Examensschule ihrem Naturell so ganz und gar feindselig! Ich zweifle nicht daran, daß mancher jugendliche Selbstmord hier seine Quelle hat. Es ist anzuerkennen, die Erziehung sieht diese Dinge heute besser als vor zwei Jahrzehnten. In den Förderklassen des Mannheimer Systems ist gerade auch der Eigenart Rechnung getragen, die inmitten der Masse emotional verschüchtert und dadurch intellektuell lahmgelegt wird. Aber die pädagogische Aufmerksamkeit muß in dieser Richtung noch viel mehr geschärft werden. Sie verkennt heute vielleicht nicht mehr so bald die Eingeschüchterten, allzu Befangenen, aber immer noch gern die Opfer des Täuschausdrucks, die im innersten Kern oft gerade besonders wertvollen Naturelle, die ihre Befangenheit frühzeitig ummodeln und dann nach außen hin »verstockt«, starrsinnig, unlenksam erscheinen. In den Entwicklungsjahren ist diese Maske besonders häufig, man kann sagen, sie ist da »physiologisch«, daher der Name »Flegeljahre«; rechter Würdigung aber, die durchaus nicht mit sentimentaler Weichlichkeit identisch ist, begegnet sie nicht immer. Vielleicht hat die Verkennungs- und Verpfuschungsgefahr für die Mädchenerziehung sogar zugenommen, während sie sich für die Knabenerziehung verringerte; denn die Maske der Überlegenheit ist für das junge Weib, das um keinen Preis mehr schüchtern und schutzbedürftig scheinen will, durch den Zug der Zeit in Mode gekommen und muß von manchem, dem sie nicht »liegt«, recht schwer erkämpft werden. Indessen wäre es möglich, daß sich dieser Schaden durch die wirklich verringerte Befangenheit korrigiert, die uns gerade in der Weibserziehung die neue Zeit gebracht hat.

Der Richter und seine Helfer werden nicht gerade Verbrecher als Opfer der Verlegenheitsentwicklung vor sich haben, obwohl vielleicht auch einmal besonders brutale Milieueinwirkungen ein schüchternes junges Wesen auf die antisoziale Bahn schieben können. Im allgemeinen rekrutiert sich die Kriminalität nicht eben aus dieser Menschengattung; es ist ja so auffällig, wie gering selbst der Beitrag der manisch-depressiven Klasse zu ihr ist, die in ihren Mischzuständen, bei schwindender Hemmung und gereizter Stimmung, doch theoretisch so bedenklich für rechtliche Entgleisungen veranlagt scheint.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber in der Zeugenwürdigung und Zeugenbehandlung bedeutet die rechte Erkennung der innerlich Befangenen eine äußerst wichtige Angelegenheit. Denn es ist zu beachten, daß die intellektuelle Lähmung bei vorhandener Überlegenheitsmaske zu weittragenden Folgen führen kann: der ungewollte Falscheid, überhaupt die unrichtige, lückenhafte Zeugenaussage haben sicherlich hier eine ganz wesentliche Quelle, die durch ungeduldiges, verlegenheitsverstärkendes Auftreten der rechtswahrnehmenden Persönlichkeiten geradezu gespeist wird. Auch dem zu Unrecht Angeklagten und Verdächtigten können Täuschausdruck und intellektuelle Hemmung die bösesten Erfahrungen bescheren; wie leicht kann er für einen verstockten Lügner gehalten werden, wenn seine Erinnerung versagt, er sich in Widersprüche verwickelt und dabei der Ausdruck des Hochmuts oder der Mokanz oder des Zynismus nicht von seinen Zügen weicht! Der Richter hat hier wie überall psychologische Wahrscheinlichkeiten abzuwägen; er wird sich nur zu leicht vergreifen, wenn ihm die seltsamen Umbildungen nicht vertraut sind, die vom Verlegenheitszustande her sich entwickeln können.

Über Seelsorge und Heilkunst, Erziehung und Rechtspflege hinaus liegen die Gelände des Gemeinschaftslebens überhaupt. Daß manche wertvolle soziale Beziehung gerettet, manche Freundschaft und Liebe erhalten, manches Lebensglück bewahrt werden könnte, wenn die Opfer der Befangenheitsfolgen von einer besseren Menschenkenntnis durchschaut und entsprechend behandelt würden, ist gewiß, mag es sich auch nicht statistisch berechnen lassen. Das Leben kann und soll nicht in angewandte Wissenschaft verwandelt werden. Aber es kann und soll sie benützen, am rechten Orte und im rechten Augenblick. Das gilt auch vom Verhältnis des Gemeinschaftslebens zur angewandten Sozialpsychologie.

40) Angewandte Wissenschaft will am rechten Orte genützt sein. Daraus wächst noch ein letztes Fragezeichen, das die Gesamtheit unserer Untersuchung beschattet. Für welche Menschen gilt alles das, was hier entwickelt wurde? Für die ganze Gattung Mensch, oder für die Kulturmenschheit, oder für wen?

Es gilt zunächst für den Menschentypus der heutigen Kulturvölker, die wir, obwohl sie längst über den Inhalt dieses geographischen Begriffs hinausreichen, die »westeuropäischen« zu nennen pflegen. Wie übrigens alle Wirklichkeitspsychologie, die heute getrieben wird, sofern sie nicht ausdrücklich ein anderes Geltungsobjekt namhaft macht. Der Zustand der Verlegenheit findet sich weit darüber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinaus, das ist zweifellos; aber wir würden nicht zu berechnen wagen, wie sorglos wir auf diese anderen Fälle seines Vorkommens auch die hier dargestellten Quellen und Ausdrucksbilder, Ausdrucksmetamorphosen und sekundären Umbildungen übertragen dürften. Wird doch dafür selbst innerhalb unserer Kultursphäre die genauere Betrachtung noch Differenzen nach Volksschicht und Volkskreis auffinden. Wir haben eingangs erwähnt, daß eine mittlere Schicht der Verlegenheit die günstigsten Bedingungen bietet; es kann nicht zweifelhaft sein, daß bei den Romanen viel häufiger die feminine Metamorphose des Befangenheitsausdrucks zum Wohlgefälligkeitsausdruck hin, die Beherrschung der Verlegenheit durch Grazie, bei den Germanen mehr die Entfaltung der Täuschmaske, die forcierte Überlegenheit gefunden wird. Fesselnder noch wäre der Schritt in fremde Kulturkreise, z. B. den orientalischen oder ostasiatischen; deren Sozialpsychologie noch völliges Dunkelland ist. Ihn zu tun, lag nicht in der Absicht unserer Aufgabe. Wie alle elementare Psychologie, so muß auch die elementare Sozialpsychologie ihre Analyse einmal innerhalb eines Kreises vergleichbarer menschenseelischer Phänomene beginnen. Die Geltung der Ergebnisse dann zu umgrenzen, fällt jener vergleichenden Sozialpsychologie zu, deren heute am meisten gepflegte Spielart, die Völkerpsychologie, zu einem Verhältnis wechselseitiger Befruchtung mit der Sozialpsychologie nur gelangen kann, wenn beide der Verwandtschaft und doch der Verschiedenheit ihrer Problemstellungen sich bewußt bleiben — oder werden.

(Eingegangen am 22. Oktober 1912.)

Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Untersuchungen zur Psychologie der Wertung

(auf experimenteller Grundlage)

mit besonderer Berücksichtigung der methodologischen Fragen.

Von

Dr. **Theodor Haering** (Tübingen).

Zweiter Teil:

Die Ergebnisse.

Inhalt:

A. Vorversuche (bes. Finalrelationen) und psycholog. Grundbegriffe.
B. Ökonomische Wertungen [inkl. C. Die hedonischen Wertungen].
D. Die moralischen Wertungen.
E. Die logischen Wertungen.
F. Die Ergebnisse.
G. Protokollauszüge.

A. Die Vorversuche (besonders über Finalrelation). Gewinnung der Grundbegriffe der psychologischen Analyse. (S. 64—135.)

Übersicht.

§ 22. Die Anordnung des Stoffes. S. 64.
§ 23. Die Einstellung der Versuchsperson. S. 65.
§ 24. Unmittelbare »Stiftungen« von Finalrelationen (Instr. 7 u. 9). S. 67.
§ 25. Mittelbare »Stiftungen« von Finalrelationen (Instr. 8 und 10). S. 75.
Exkurs (allgemeine psychologische Grundlegung): Theorie der Entwicklung der individuellen menschlichen Psyche. — Psychologische Theorie der Begriffsbildung. — Psychologische Gegenstandstheorie. — Die Bedeutung der Begriffe der Einstellung, Tendenz, Intention und der Sphäre, auf Grund dieser Theorie. — Theorie der Relation im besonderen. — Ontogenie u. Phylogenie der Psyche. S. 87.
§ 26. Unterschiede in d. Geltung d. Finalrelationen (Instr. 7—10). S. 123.
§ 27. Das Zugehörigkeitserlebnis nach Instr. 12 (und 1—6). S. 128.
§ 28. Das Erlebnis näherer oder fernerer Zugehörigkeit (Instr. 11). S. 130.
§ 29. Ergebnisse. Ausblick auf das Problem der Wertung. S. 132.

Allgemeine Vorbemerkung.

Um nicht immer wieder den fortlaufenden Text durch Anführungen aus den Protokollen unterbrechen und stören zu müssen und um mich leichter immer wieder auf frühere Zitate berufen zu können, habe ich alle Zitate aus den Protokollen am Schluß der Arbeit zusammengestellt und durchlaufend numeriert. Die Nummern, die im Text auf diesen Teil verweisen, sind, in Klammern eingeschlossen, in den Text hinein gedruckt, um sich deutlich von Anmerkungen zu den einzelnen Seiten zu unterscheiden.

Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Finalrelationen (Instruktion 7—12).

Vorbemerkung. Die Resultate der Vorversuche nach Instruktion 1—6 werde ich erst an späterer Stelle behandeln, wenn die nötigen Gesichtspunkte für ihre Verwertung sich ergeben haben (s. § 27 und § 48).

Man verwundere sich nicht über den relativ großen Raum, welchen die Besprechung der doch auch zu den Vorversuchen gehörigen Finalrelationsvorgänge hier einnimmt. Da in diesem Abschnitt die Gesichtspunkte und Tatsachen gewonnen werden, die für unsere ganze Untersuchung von grundlegender Wichtigkeit sind, wird sich dieses Verfahren von selbst rechtfertigen.

§ 22. Die Anordnung des Stoffes.

1.

Nach unseren früheren Ausführungen (§ 16, 1) lautet die Frage für diesen Teil der Untersuchung: Was geht vor, was ist psychologisch zu konstatieren, wenn eine Finalrelation gestiftet wird (ganz analog zu der für die Wertpsychologie formulierten Frage, deren Vorversuche er ja bildet)?

2.

Wir ordnen den hierhergehörigen, aus den Versuchen nach Instruktion 7—12 sich ergebenden Stoff in der Weise, daß wir nach den in § 15 aufgestellten Gesichtspunkten zuerst den Unterschied von unmittelbaren und mittelbaren Finalrelationserlebnissen (wie wir zunächst ganz im allgemeinen uns ausdrücken wollen) untersuchen (§ 24 und 25), nachdem in § 23 Allgemeines über die Einstellung in allen diesen Versuchen gesagt wurde. Dann in § 26 wird der Unterschied von individuellem und generellem Erlebnis behandelt. Gemäß der schematischen Übersicht über den Zweck der Instruktionen (in § 19/20) werden in § 24 (unmittelbare Erlebnisse) die Instr. 7 und 9; in § 25 (mittelbare) die Instr. 8 und 10; in § 26 die Unterschiede von Instr. 7 und 8 (individuell) gegenüber 9 und 10 (generell) in erster Linie nach ihren Ergebnissen untersucht und beigezogen werden; jedoch nach § 20, 2 nicht ausschließlich.

In § 27 werden die Ergebnisse von Instr. 12; in § 28 die von Instr. 11 besprochen werden.

3.

Was den weiteren Unterschied der Instruktionen in der Hinsicht betrifft, daß in Instr. 8 und 10 das Objekt gegeben ist und der Zweck gesucht wird, in Instr. 7 und 9 umgekehrt, so habe ich bei den fol-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genden Darlegungen zunächst immer die erstere Fragestellung allein berücksichtigt. Erst am Schluß von § 25 komme ich auch auf letztere zu reden und weise nach, daß sie keinen Unterschied der prinzipiellen Ergebnisse bedingt. Dagegen habe ich in den Verweisen auf die Protokolle im Anhang aus eben diesem letzteren Grunde von Anfang an beide Fragestellungen berücksichtigt.

4.

Die in 1 angegebene Grundfragestellung läßt sich mit Rücksicht auf die Art unserer Versuchsanordnung am Zweckmäßigsten in folgende drei Unterfragen zerlegen:

a) Wie stellt sich die Vp. in der Vorperiode unter dem Einfluß der Instruktion auf die zu erwartende Operation ein? (Diese Feststellung ist deshalb absolut notwendig, weil sonst ja unter Umständen die Hauptsache des ganzen Vorgangs durch die Einstellung in der Vorperiode schon vorweg genommen sein könnte.)

b) In welcher Weise wird das gegebene Reizwort unter dem Einfluß der Einstellung aufgefaßt und (ev.) vergegenwärtigt?

c) Wie wird von hier aus das Gesuchte gefunden? Die Frage a wird für alle verschiedenen Gesichtspunkte (s. 2) zunächst im Allgemeinen gemeinsam in § 23 behandelt; die beiden anderen jeweils bei den betreffenden Gesichtspunkten gesondert und von neuem.

§ 23. Die Einstellung der Vp.

1.

In den hierhergehörigen Instruktionen (s. § 22, 2 u. 3) handelt es sich darum, zu einem gegebenen Gegenstand als Mittel einen Zweck, zu dem er verwandt werden kann, anzugeben. Eine Prüfung der über die Art der Einstellung von den Vp. abgegebenen Protokolle ergibt nun folgendes: man sieht daraus, was übrigens ja auch schon aus dem Wortlaut der Instruktion zu ersehen wäre, daß die Einstellung der Vp. in der Vorperiode im Grunde eine doppelte ist: sie erwartet erstens das Gegebenwerden eines Reizwortes, das ein Mittel sein soll; und zweitens ist sie darauf eingestellt, zu diesem Reizwort eine passende Verwendung (Zweck, Aufgabe) zu suchen und zu nennen[1]). Die letztere Aufgabe steht dabei meist im Vordergrunde, was ja verständlich ist; daß aber die erstere trotzdem immer, wenn auch oft nicht ausdrücklich hervorgehoben, vorhanden ist, werden gleich die Beispiele zeigen.

---

1) Womit aber nicht behauptet sein soll, daß beides immer deutlich bewußt geschieden sei.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2.

Die Art nun, wie die Einstellung in beiden Beziehungen geschieht, ist für unsere ganze spätere Wertuntersuchung von fundamentaler Wichtigkeit und wird daher hier näher zu untersuchen sein.

Die Einstellung erfolgt in den weitaus meisten Fällen in der Weise, daß bei dem ersten oder den paar ersten Versuchen einer Instruktion gewöhnlich die wichtigsten Worte der Instruktion oder ein anders formuliertes kurzes Resumé derselben in innerlichem Sprechen wiederholt werden. Gewöhnlich sind darin die Worte Mittel und Zweck enthalten, mit der Bedeutung und dem Wissen darum, daß das eine davon gegeben, das andere gesucht werden soll (1). Das letztere, also das von der Vp. zu Leistende, steht dabei verständlicherweise oft im Vordergrund (1 *fgh*). Die Vergegenwärtigung eines konkreten Falles findet dabei fast niemals statt (2). Auch nachdem schon verschiedene konkrete Fälle in den Versuchen vorangegangen sind, geschieht dies nicht. Auch die vorhin erwähnten partiellen verbalen Vergegenwärtigungen der Instruktion haben, nach den ausdrücklichen Aussagen der Vp., weniger den Zweck einer deutlichen inhaltlichen Vergegenwärtigung dessen, was geschehen soll, als den Zweck der Konzentration, freilich in einer gleich zu beschreibenden näher bestimmten »Richtung«. In ihnen besteht jedenfalls nicht das Wissen um das, worum es sich handelt, selbst; sondern das Wissen dessen, was zu tun ist, ist unabhängig davon da, und wird nur sozusagen sinnlich dadurch repräsentiert. (Hiervon später mehr!)

Außer den verbalen Repräsentationen kommen auch optische (1f) und andere vor, die hier aufzuzählen keinen Wert hat (vgl. weitere Beispiele z. B. bei § 25, 3), da sie alle denselben, für das Erlebnis (für das Wissen um die Aufgabe oder die Einstellung) relativ unwesentlichen Charakter tragen und bei den späteren Wertversuchen noch öfter zur Sprache kommen werden. Daß sie relativ unwesentlich, d. h. phänomenologisch nicht notwendig vorhanden sind, beweist schon der Umstand, daß ja in den späteren Versuchen derselben Instruktion diese Repräsentationen gewöhnlich wegfallen[1]); so daß nun nichts übrig bleibt, als das reine, in keiner Weise sonst sinnlich irgendwie repräsentierte Wissen der Vp., daß sie weiß, was sie tun soll (4; vgl. 1 bh); d. h. die Vp. weiß, daß sie der bestimmten aber nun nicht mehr weiter repräsentierten Aufgabe, die ihr bevor-

1) Damit ist ihre Wichtigkeit in anderer (genetischer) Beziehung keineswegs bestritten, wie später ausgeführt wird.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steht, ohne weiteres wird gerecht werden können; die Vp. drückt dies öfters geradezu so aus: »ich weiß: ich werde »es« schon können«. Und zwar ist unter diesem »es« in den meisten Fällen nicht eine bloße allgemeine Einstellung und Bereitschaft gemeint, sondern die ganz bestimmte Einstellung auf diese bestimmte, durch die Instruktion gegebene spezielle Aufgabe; letzteres wird sehr schön bewiesen durch diejenigen Versuche, wo (wie in extremster Weise bei den Vexierversuchen) das Reizwort sich nicht ohne weiteres oder überhaupt nicht in die geforderte Operation fügt, d. h. nicht ohne weiteres als »Mittel« aufgefaßt werden kann, wie die Vp. erwartet. In solchen Fällen verzeichnen die Protokolle auch dann, wenn in der Vorperiode mit Sicherheit nur jene obige, scheinbar allgemeine Einstellung festzustellen war, vielfach einen unmittelbaren Eindruck der Nichtzugehörigkeit, der Unstimmigkeit (5) usw. gegenüber der ganz bestimmten Aufgabe, auf welche die Vp. eingestellt war (Näheres s. § 24, 1); ein Eindruck, der unerklärlich wäre in seiner Bestimmtheit und Unmittelbarkeit, wenn nicht eine ganz bestimmte spezielle Einstellung, ein spezielles Wissen (oder vielleicht richtiger: die Richtung (Intention) auf ein spezielles Wissen, auf eine bestimmte Sphäre; eine bestimmte Erwartung) schon vorläge. Es gibt extreme Fälle, wo die Vp. einen deutlichen Nichthergehörigkeitseindruck hat, aber selbst nach Schluß des Versuches noch nicht sicher anzugeben weiß, welches Moment an dem Reizgegenstand diesen Eindruck eigentlich begründe (vgl. einen ähnlichen Fall z. B. in dem Protokoll 12a).

§ 24. Unmittelbare (unvermittelte) »Stiftungen« von Finalbeziehungen.

1.

Wir kommen zu der zweiten der in § 22, 4 angegebenen Unterfragen.

Obwohl die Ausführungen des vorigen § später noch in vielen Punkten erst ergänzt werden müssen, so geht doch schon aus dem dort Gesagten mit Deutlichkeit hervor, daß die Vp., wenn sie in der Vorperiode zu einer genügenden Einstellung gelangt ist, an das Reizwort schon mit ganz bestimmten Voraussetzungen herantritt. Es ist — immer eine intensive Einstellung vorausgesetzt — nicht so, daß die Vp. etwa einem ihr (nach dieser Einstellung) gegebenen Objekt zunächst ganz »objektiv« gegenüberstünde — ganz abgesehen von der Frage, ob dies überhaupt möglich ist — und daß sie es dann erst in einem neuen Akt unter den Gesichtspunkt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Instruktion stellen müßte (solche Fälle kommen freilich auch vor, s. § 25); vielmehr tritt der Gegenstand, vermöge der Einstellung der Vorperiode, oft sozusagen schon in einem ganz bestimmten »Gesichtswinkel« überhaupt im Bewußtsein auf. Und zwar macht sich hierbei, wie wir sehen werden, die Duplizität der Einstellung, wie sie oben § 23, 1 dargelegt wurde, deutlich geltend. Sowohl die Erwartung eines Gegenstandes, der als Mittel verwendbar sein soll, wie die Bereitschaft, eine Verwendung für denselben zu finden, machen sich vielfach unmittelbar mit und bei der Auffassung des Reizwortes geltend. (In den nun folgenden Abschnitten werden diese beiden Einwirkungen der Instruktion [der Einstellung der Vp.] unter 2 und 3 getrennt behandelt.) Ich betone nochmals, daß für eine solche unmittelbare Wirkung, wie die hier zu besprechende, eine sehr konzentrierte Einstellung Vorbedingung ist.

2.

Die Wirkung des ersten Teils der Instruktion zeigt sich (bei den unmittelbaren Reaktionen, von denen hier ja zunächst allein die Rede ist) nach den Protokollen vielfach darin, daß dem gegebenen Reizgegenstand sofort beim Erfassen desselben ein Charakter der Hergehörigkeit oder Nichthergehörigkeit, des Passens oder Nichtpassens zu der Sphäre des Erwarteten (also hier zu der Sphäre der verwendbaren Gegenstände überhaupt) unmittelbar anhaftet (5). Dieser Charakter wird in diesen hier zu besprechenden Fällen nicht erst durch einen bewußten selbständigen Denkakt konstatiert, sondern er haftet dem Gegenstand (resp. seiner Vorstellung) wie eine Eigenschaft, eine »Betonung« an (wie man von Lustbetonung spricht), was in späteren Versuchsanordnungen noch viel deutlicher werden wird (vgl. etwa Protokoll 62). Es sind unmittelbare Erlebnisse der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit des betreffenden Gegenstandes zu der Sphäre der erwarteten Gegenstände. Oder (— alle diese Ausdrücke sind ja vorläufig nichts als Bilder, die das Erlebnis eben möglichst adäquat zu beschreiben suchen —): die Vp. hat in vielen Fällen einen unmittelbaren Eindruck davon, ob das Gegebene in der Richtung ihrer Einstellung liegt oder nicht. Die Ausdrücke »in einer bestimmten Richtung eingestellt sein« und »auf eine bestimmte Sphäre eingestellt (gerichtet) sein« kehren als ziemlich gleichbedeutende Ausdrücke dieses Erlebnisses hier und später immer bei den Vp. wieder. Ersteres legt mehr auf die aktive (Intentions-)Funktion der Vp., letzteres mehr auf den intendierten Inhalt (Gegenstand) den Nachdruck. Doch werden wir sehen, wie kein prinzipieller Unterschied zwischen beiden besteht, sondern wie vielmehr ein kontinuierlicher

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Übergang vom einen zum anderen stattzufinden scheint, so daß bei immer unbestimmter werdendem Inhalt der intendierten Sphäre der erstere Ausdruck, im umgekehrten Falle der letztere überwiegt. »Reine« Intention und inhaltlich vollkommen bestimmte Sphäre (Gegenstand)[1]) sind nur die Extreme; dagegen scheint die Intention immer auf eine (wenn auch inhaltlich noch so unbestimmte) Sphäre zu gehen; und umgekehrt jede inhaltlich noch so bestimmte Sphäre immer ein (wenn auch minimales) aktives Intentionsbewußtsein einzuschließen. Sphärenbewußtsein (intentional) und Bewußtseinssphäre (inhaltlich) sind daher in diesem Sinne nur graduelle, nicht prinzipielle Gegensätze. (Näherbestimmungen s. später.)

Es ist hier vielleicht nicht unnötig, darauf hinzuweisen, daß dieses ganze hier geschilderte Erlebnis in keiner Weise einen Vorgang darstellt, der sich etwa nur unter dem Druck einer Versuchslage und V.-Einstellung ergäbe; sondern jeder kann sich mit Leichtigkeit davon überzeugen, daß es im alltäglichen Leben nicht anders ist: daß auch hier die jeweils in unserem Ich prädominierende Tendenz (die freilich oft ein überaus kompliziertes Ergebnis einer Menge von widerstreitenden Tendenzen ist) jedem Erlebnisgegenstand, der sich uns darbietet, z. B. jeder Vorstellung, einen bestimmten »Charakter« gibt und (das ist nun besonders wichtig) gleichsam ganz von selbst zwischen allen Objekten, die uns in den Weg kommen, in vielen Fällen eine Scheidung stiftet, je nachdem dieselben (um einen ganz allgemeinen Ausdruck zu wählen) in irgendwelcher positiven Beziehung zu ihr stehen oder nicht. Ich bemühe mich hier, mich noch möglichst allgemein auszudrücken, um die allgemeine Gültigkeit dieses Phänomens, wie sie sich nachher aus den Versuchen ergeben wird, d. h. ihre Gültigkeit bei jeder denkbaren Art von dominierender Tendenz, zum Ausdruck zu bringen. Unter dem Einfluß eines solchen determinierten dominierenden Gesichtspunktes scheiden sich sozusagen alle sich darbietenden Gegenstände ganz von selbst durch ihren unmittelbaren Erlebnischarakter, den sie bei ihrem Auftreten im Bewußtsein unter dem Einfluß der herrschenden Tendenz an-

---

1) Ich möchte gleich hier ein für allemal bemerken, daß ich mit dem Ausdruck »Sphäre« in diesem Zusammenhang in allgemeiner Weise alles bezeichne, was Gegenstand einer einheitlichen Intention sein kann. Das Moment der Ausgedehntheit braucht also nicht notwendig damit verbunden gedacht zu werden. Gemeint ist damit eben das Inhaltsgebiet, auf das sich eine Intention erstreckt, ob dies nun ein vom logischen Standpunkt aus umfängliches ist oder nur aus einem »einzigen Gegenstand« besteht. Sphäre ist in jedem Fall der Bereich einer einheitlichen Intention.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nehmen, in solche, die »in der Linie desselben liegen« und sich ihm ohne weiteres einordnen, und in solche, die dies nicht tun.

Dies gilt a) sowohl für rein intellektuelle[1]) Funktionen, wie z. B. die des Beobachtens und Bemerkens: wenn ich z. B. unter einem bestimmten Gesichtspunkt aus einer verschiedenartigen Menge von Gegenständen solche mit bestimmten Merkmalen heraussuchen will (vgl. Grünbaums Arbeit über die Abstraktion der Gleichheit, Archiv, Bd. XII); wie b) für ein in bestimmter Weise determiniertes Streben (vgl. Michotte und Prüm am angegebenen Ort); wenn hier ein Willensakt in bestimmter Weise determiniert ist, so geht hier das Zugehörigkeitserlebnis zu der Sphäre des Gewollten über in das Erlebnis der Förderung der betreffenden Tendenz (Intention), welche auf diese Sphäre gerichtet ist (wobei ich auf die vorigen Ausführungen über das Korrelationsverhältnis von Intention und intendierter Sphäre verweise; gerade dieser Spezialfall wird uns später noch eingehend, besonders auch im Zusammenhang mit der Frage der Konsekutivwerte, zu beschäftigen haben); es gilt aber auch, wie die Erfahrung zeigt (Versuche liegen meines Wissens hier noch nicht vor), c) für eine bestimmte uns gerade beherrschende Gefühlsdisposition (»Gefühlsrichtung«), welche eine Scheidung des uns irgendwie Entgegentretenden, z. B. in Sympathisches und Antipathisches, bewirkt (die Ausdrücke sind hier absichtlich ganz vage gewählt, um alle gewiß nötigen Näherbestimmungen für nachher offen zu lassen).

Es scheint also evident, daß hier eine allgemeinste Funktionsbeziehungsweise Reaktionsweise der Psyche vorliegt. Man ist natürlich versucht, in allen oder vielen von diesen Fällen zunächst von Beurteilungen der dargebotenen Gegenstände unter bestimmten Gesichtspunkten zu reden, vermöge deren sie als dem Einstellungsgesichtspunkt entsprechend oder nicht entsprechend beurteilt werden; aber jedenfalls würde es sich in vielen Fällen wenigstens nicht um ein Urteil im Sinne eines besonderen, selbständigen Urteilsaktes handeln können; denn nach Ausweis der Erfahrung resp. der Protokolle sind es weithin unmittelbare Erlebnisse der Zugehörigkeit resp. Nichtzugehörigkeit, die in solchen Fällen auftreten (5). Wir werden außerdem später sehen, daß das in Rede stehende Phänomen, wie ja schon angedeutet wurde, überhaupt viel allgemeiner ist,

---

1) Wenigstens im herkömmlichen Sinn. Ich glaube allerdings, daß es (psychologisch) keine intellektuellen Funktionen ohne Willensmoment gibt (s. später).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Arten zeigt, die sich sicher nicht durch einen Urteilsakt allesamt erklären lassen.

Ebensogut wie zur Auffassung dieser Erlebnisse als Beurteilungen könnte man sich jedenfalls dazu geneigt fühlen, sie als ganz allgemeine »Wertungen« zu bezeichnen. Denn was ist schließlich ein solches Erlebnis der Hergehörigkeit resp. Nichthergehörigkeit unter einem bestimmten Gesichtspunkt (zu einer bestimmten Einstellungssphäre) anderes, als ein allgemeinstes Wert- oder Unwerterlebnis[1]) unter diesem betreffenden Gesichtspunkte? eine wertende Scheidung zwischen den gegebenen Objekten unter diesem Gesichtspunkt der Einstellung?

Doch all das muß zunächst noch dahingestellt bleiben. Die Tatsache selbst, die hier vorliegt, ist zu Anfang dieses Abschnitts in einer von solchen näheren Erklärungsversuchen ganz unabhängigen Weise (bildlich) beschrieben worden. Das aber genügt vorläufig vollkommen, da wir in § 27 an der Hand einer besonders dafür aufgestellten Instruktion und auch sonst noch oft ausführlich darauf zurückkommen werden.

3.

Wir kommen nun zu der Einwirkung des zweiten Teils der Instruktion (s. § 23, 1) auf die unmittelbare Erfassung des Reizwortes.

Wir haben nur davon gesprochen, in welcher Weise die nach Instruktion geschehende Einstellung der Vorperiode auf die Auffassung des verstandenen Reizwortes an sich wirkt; daß es sofort unter einem bestimmten Gesichtspunkt, nämlich eben dem der Instruktion, und ganz unwillkürlich schon als dazu passend oder nicht passend (sozusagen der Erwartung entsprechend oder nicht) aufgefaßt wird oder werden kann. Die Wirkung der Instruktion resp. der Einstellung geht aber, wie schon oben gesagt wurde, auch noch auf einen weiteren Punkt in diesen Versuchen: auf die Aufgabe im engeren Sinne, d. h. das Bewußtsein dessen, was mit diesem Reizgegenstand anzufangen ist. Auch diese kann nun, wenn die Einstellung eine genügend intensive war, schon einen unmittelbaren Einfluß auf die erste Auffassung des Reizgegenstandes gewinnen.

Am sinnenfälligsten zeigt sich uns dieser Einfluß bei denjenigen Versuchspersonen, wo sich, als bei optischen Auffassungstypen, das Verständnis des zugerufenen Wortes sogleich in eine entsprechende Vorstellung kleidet. Ich weiß sehr wohl, daß die Vorstellungen, die

---

1) »Unwert« ganz allgemein, = nicht wertvoll, also sowohl Wertwidrigkeit als Wertindifferenz einschließend.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die verstandene Bedeutung eines Begriffs begleiten, sehr oft, vielleicht sogar meist, den gemeinten Inhalt in keiner Weise adäquat repräsentieren (wofür meine Protokolle sehr schöne Beispiele liefern, worauf ich später zu reden komme); aber es läßt sich ja aus den Aussagen der Vp. selbst genau ersehen, wo und wie weit dies dennoch der Fall ist. Und wo dies der Fall ist, da bietet dann die begleitende Vorstellung natürlich ein besonders deutliches Beispiel für unsere obigen Aufstellungen, die an sich jedoch ebenso bei nichtoptischen Typen sich bewähren müssen und auch bewähren lassen (s. Schluß dieser Nummer!).

Es zeigt sich nämlich, daß bei genügend intensiver Einstellung in der Vorperiode gar nicht immer bloß das an sich zugehörige optische Repräsent bei Verstehen des Reizwortes erscheint, sondern daß sehr häufig der als Mittel gegebene und verstandene Gegenstand sogleich unter dem Einfluß der Instruktion und Einstellung der Vorperiode in seiner »Zweck-(oder Verwendungs-)sphäre« (wenn ich so sagen darf) optisch vorgestellt wird.

Daß es sich hierbei nicht nur um (der Einstellung gegenüber) »zufällige« Assoziationen handeln muß (was natürlich auch vorkommt), zeigen die Protokolle zur Genüge. Die Vp. vermag deutlich anzugeben, in welchem Fall sich zunächst rein assoziativ (d. h. in diesem Fall: ganz ohne Beziehung auf den verlangten Zweckgesichtspunkt) eine andere Vorstellung an die durch den Vl. gegebene anschließt, die dann erst auf ihre wirkliche, instruktionsgemäße Zugehörigkeit zum Reizwort geprüft werden muß (6). Die Vp. unterscheidet, wie ich mich öfters auch durch nachher gestellte Fragen überzeugen konnte, davon deutlich den obigen Fall, wo in der sich »unwillkürlich« anschließenden Vorstellung die teleologische Beziehung zum Reizwort schon ausgesprochenermaßen enthalten ist (7). In letzterem Fall wird zwar auch manchmal noch eine Probe durch Reflexion auf die Richtigkeit dieser unwillkürlichen Reaktion gemacht; aber die Vp. spricht dann ausdrücklich aus, daß dies nur zur Vergewisserung des vorher schon bewußten Sachverhaltes geschehe (8).

Hatten wir infolge der ersten Einstellung ein unmittelbares Zugehörigkeits- oder Nichtzugehörigkeitserlebnis des Reizes zu der Sphäre des Brauchbaren, Verwendbaren (der »Mittel«) im allgemeinen konstatiert, so tritt uns hier ein verwandtes unmittelbares Erlebnis entgegen: die Einstellung auf das Suchen einer Verwendungsmöglichkeit (Zwecks) des kommenden Reizwortes bewirkt, daß das Wort nicht isoliert, sondern innerhalb seines Verwendungs-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bereichs (V.-Sphäre) resp. in einem bestimmten Verwendungszusammenhang unmittelbar vorgestellt, mit derselben zusammen unmittelbar repräsentiert wird. Die Vp. ist sozusagen unmittelbar in die »Sphäre der Verwendbarkeit« des betreffenden Gegenstandes hineinversetzt. Bei Hören des Wortes wird es sowohl als zugehörig zu einer Verwendbarkeitssphäre im allgemeinen, als auch selbst schon als zugehörig zu einer speziellen Verwendbarkeitssphäre unmittelbar aufgefaßt. Näheres darüber (namentlich auch über die natürlich empirische Provenienz des allgemeinen, wie des speziellen Verwendbarkeitssphärenbewußtseins) s. § 25, 3—5!

Man stoße sich überhaupt zunächst nicht an den auch hier nur rein bildlich gemeinten Ausdrücken der Sphäre und der Zugehörigkeit, die später noch Gegenstand eingehender Untersuchung sein werden. Ebensogut kann man natürlich in dem letzteren Fall sagen, daß sich unter dem Druck der Einstellung dem gegebenen Reizwort ein bestimmter Vorstellungskomplex assoziiere, der eben unter dem Gesichtspunkt der Einstellung empirisch mit ihm verbunden sei. Doch habe ich mit Absicht vorläufig jene allgemeineren Bilder gewählt, um noch keine bestimmte psychologische Theorie, wie die der Vorstellungsassoziation, unnötigerweise in die Diskussion hereinzuziehen, mit der wir uns später natürlich auch hinsichtlich dieser hier besprochenen Tatsachen auseinandersetzen müssen.

Es soll nur noch einmal betont werden, daß es sich auch hier wieder nicht etwa um einen intellektuellen bewußten Prozeß handelt, sondern daß unter dem Einfluß der Instruktion das erscheinende Reizwort unmittelbar schon innerhalb seiner der Instruktion entsprechenden Sphäre (der Zusammengehörigkeit unter dem bestimmten Gesichtspunkt der Instruktion) in diesen Fällen von Anfang an auftritt. Analoge Erlebnisse für alle möglichen anderen Arten der Zusammengehörigkeit zeigen die später zu besprechenden Protokolle der Vorversuche nach den Instr. 1—6 (Prot. 92ff.).

Ich habe bisher wegen der größeren Deutlichkeit der Phänomene mich auf die optischen Typen berufen. Aber auch bei den nichtoptischen Vorstellungstypen sind der Vorgang und die Wirkung der Einstellung dieselben. Nur tritt das nicht so anschaulich hervor. Es tritt hier vielfach ein unmittelbares Wissen um die zugehörige Verwendbarkeitssphäre zugleich mit dem Anhören und Verstehen des Reizwortes in ganz derselben unmittelbaren Sicherheit ein, wie dort; sei es nun, daß dieses Wissen kinästhetisch (9), akustisch (10) oder gar nicht vorstellungsmäßig repräsentiert ist. Der Umstand, daß der gesuchte Zusammenhang und das Wissen um denselben

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich auch rein gedanklich ohne jede vorstellungsmäßige Repräsentation einstellen kann, zeigt auch hier wieder, wie in § 23, 2, die relative phänomenologische Unwesentlichkeit und Entbehrlichkeit der letzteren für das Wissen selbst. Auch in solchen Fällen aber wird, was noch ausdrücklich bemerkt sei, dieses Erlebnis von der Vp. wieder deutlich unterschieden von einem bloß »zufälligen«, d. h. nicht unter dem Einfluß der Instruktionsstellung eintretenden »Einfallen« der zugehörigen Verwendungssphäre, welches erst noch einer besonderen Nachprüfung der Richtigkeit der sich darbietenden Lösung bedürfte (s. z. B. 34a).

Wir haben bis jetzt nur solche Fälle betrachtet, in denen eine unreflektierte, unmittelbare Reaktion vorlag. Eine solche liegt, wie schon betont wurde, gewöhnlich nur da vor, wo der Vp. eine intensive Einstellung in der Vorperiode gelang. Es ist vielleicht nützlich, auf Grund der früher gemachten Bemerkungen auch hier wieder diese durch intensive Einstellung hervorgerufenen Vorgänge noch ausdrücklich in Parallele mit den entsprechenden unmittelbaren teleologischen Beziehungserlebnissen des gewöhnlichen Lebens zu stellen, wo, wie an früherer Stelle (§ 8, 3) gezeigt wurde, die bestimmten äußeren und inneren Lebensumstände eine ähnlich intensive Einstellung hervorrufen können. Wenn wir im gewöhnlichen Leben etwa im Überdruß einer untätigen Situation den dringenden Wunsch hegen, jetzt nur irgendetwas anzufangen, es sei mit welchem Gegenstand es wolle, so wird, wenn wir ratlos in dieser Absicht unsere Augen im Zimmer herumschweifen lassen, und unser Blick nun auf irgendeinen verwendbaren Gegenstand fällt, sehr wohl auch hier, vermöge unserer intensiven Einstellung, der Gegenstand sofort in seiner Verwendungssphäre uns gegeben werden können, d. h. ohne daß sich erst in einem besonderen Akt das Wissen um die Verwendung an die Wahrnehmung des Gegenstands sukzessiv anschließen müßte. Wir werden im nächsten §, wo im Gegensatz dazu von den mittelbaren Prozessen dieser Art die Rede ist, den Unterschied noch klarer machen können. Auch alle ev. Einwände werden erst dort am Schluß besprochen werden.

4.

Bei diesen — im Versuch nur bei sehr konzentrierter Einstellung möglichen — bisher allein behandelten unmittelbaren »Finalerlebnissen« (wie wir sie im Unterschied von den auf Reflexion basierenden mittelbaren nennen) kann der dritte oben (§ 22, 3) angegebene Gesichtspunkt (c) natürlich kurz abgemacht werden. Wenn tatsächlich mit dem Verstehen des Reizwortes das Gesuchte sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unmittelbar auf Grund der Einstellung in der angegebenen Weise assoziiert, so ist damit der Prozeß eigentlich abgeschlossen; denn die etwa noch weiter sich anschließenden Prozesse dienen dann höchstens noch der Verdeutlichung, Vergewisserung, Prüfung, oder auch der Vorbereitung der Reaktionsaussage.

§ 25. Die mittelbare (vermittelte) »Stiftung« von Finalrelationen.

1.

Ich komme nun zu der in den Versuchen wie im Leben fast zahlreicheren Art der mittelbaren (reflektierten) »Stiftung« von Finalrelationen.

Von den oben (§ 23, 1) untersuchten zwei Einstellungen, die bei unseren Versuchen in der Instruktion verlangt sind, kommt hier nur noch die zweite in ihrer Wirkung in Betracht; denn angenommen, es würde sich bei Verstehen des Reizwortes nicht gleich unmittelbar ein Zugehörigkeits- oder Nichtzugehörigkeitserlebnis zur Verwendbarkeits-(Mittel-)sphäre im allgemeinen einstellen, sondern es müßte erst auf dem Wege der Reflexion darüber entschieden werden, so könnte dies eben auch auf keinem anderen Wege geschehen, als dadurch, daß reflektiv nach einer bestimmten Art von Verwendbarkeit des gegebenen Gegenstandes gesucht würde: das aber ist dann die reflektierende Erfüllung der zweiten von den oben genannten instruktionsgemäßen Einstellungen: das reflektierende Feststellen, ob es eine Verwendung des betreffenden Gegenstandes gibt und welche dies ist.

Wie von den beiden Hauptteilen der Instruktionseinstellung der erste, so fällt für unsere Betrachtung hier auch der zweite von den drei Untergesichtspunkten weg, die in § 22, 3 aufgestellt wurden; denn was diesen betrifft, so ist ja in folgendem gerade vorausgesetzt, daß die unmittelbare Erfassung des Reizgegenstandes noch keine Entscheidung bringe, m. a. W. daß der Einfluß der Instruktion und der Einstellung nicht stark genug dazu sei. Es kommt hier also nur noch die Unterfrage c in Betracht (da ja a schon in § 23 behandelt wurde).

2.

Die hier hergehörigen Phänomene treten also wie gesagt in unseren Versuchen überall da auf, wo sich nach Anhören und Verstehen des Reizwortes das gesuchte »Zugehörige« nicht ohne weiteres »von selbst« einstellt, sei es weil die Einstellung in der Vorperiode nicht intensiv genug war, sei es, weil die Aufgabe, eine Finalbeziehung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herzustellen, in diesem Fall für die Vp. eine »schwierige« ist. Es ist für uns von Interesse, was in diesem Zusammenhang »schwierig« heißt oder als solches empfunden wird. Nach Ausweis der Protokolle heißen so natürlich in erster Linie die Fälle, wo Vexierreize vorliegen. Hier tritt gewöhnlich zuerst der oben besprochene Nichthergehörigkeitseindruck auf und dann setzt eine Reflexion ein: »gibt es nicht doch auch hier eine Möglichkeit der Anwendung der Einstellung?« worauf ein Suchen beginnt, das gleich näher zu untersuchen sein wird. Außer diesen extremsten Fällen gehören aber auch alle die Fälle her, die in bezug auf die Einstellung den Charakter des »Ungewöhnlicheren« tragen. Ungewöhnlich in diesem Sinn ist aber, wie die Protokolle zeigen, alles, was außerhalb der der Vp. gewohnten und bekannten Sphäre des Brauchbaren, Verwendbaren liegt. Auf die prinzipielle Wichtigkeit dieses Umstandes werden wir gleich noch zurückkommen.

3.

a.

Wenn wir nun zu der Frage übergehen: wie macht es die Vp. in solchen Fällen, um doch eine Verwendungsmöglichkeit zu finden, auch wenn dieselbe sich nicht unmittelbar einstellt? so tun wir vielleicht am besten, zuerst das Resultat solcher Bemühungen der Vp. in seiner allgemeinen Beschaffenheit zu charakterisieren, da dasselbe zunächst recht auffallend ist. Die Protokolle zeigen nämlich, daß das Resultat des Suchens nach einer Verwendungsmöglichkeit des gegebenen Gegenstandes auch hier, wie oben, niemals die Aufstellung einer völlig neuen, der Vp. bisher in dieser Beziehung unbekannten Verwendungsmöglichkeit des betreffenden Gegenstandes ist; vielmehr ist das Resultat immer das Wissen um eine der Vp. geläufige Verwendungsmöglichkeit des betreffenden oder eines ähnlichen Gegenstandes (näheres s. u. »b«).

Nur dieses Resultat soll hier zunächst festgestellt werden, während alle dabei sich erhebenden Bedenken erst nachher zur Sprache kommen sollen. Nur soviel sei schon hier bemerkt, daß ich allerdings der Meinung bin und auch nachher (§ 25, 5 und 6) nachweisen werde, daß dieses Resultat nicht bloß durch die zufälligen Versuchsbedingungen hervorgerufen, sondern von allgemeiner und prinzipieller Bedeutung ist.

b.

Wie macht es nun aber die Vp. tatsächlich, um überhaupt zu einem Resultat im Sinne der Instruktion (Einstellung) zu kommen, d. h. um instruktionsgemäß zu einem bestimmten Gegenstand als Mittel einen Zweck, eine Verwendungsmöglichkeit, zu finden?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es finden sich in den Protokollen manche Angaben, die uns zunächst auf falsche Fährte bringen könnten; so, wenn z. B. angegeben wird, daß irgendwelche Bewegungsvorstellungen oder Bewegungstendenzen oder bestimmte Richtungserlebnisse (12) hierbei nach Angabe der Vp. oft eine wesentliche Rolle zu spielen scheinen; auch ein Hinstarren auf einen bestimmten Punkt oder in eine bestimmte Richtung wird oft berichtet (13). Daß dies jedoch nur relativ nebensächliche Begleitumstände sein können (wieder ohne Bestreitung ihrer eventuellen genetisch-entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung), geht wohl aus den verschiedensten Gründen hervor: aus dem unberechenbaren Eintreten oder Fehlen dieser Faktoren bei sonst gleichen Vorgängen; aus der Inkommensurabilität der psychischen unräumlichen Vorgänge und dieser räumlichen Symptome, (die höchstens eine verständliche Beziehung zur räumlichen Lokalisation der Gehirnsphären haben könnten, was aber auch niemand im Ernste wird behaupten wollen) usw.[1]). Man könnte solche Richtungssymptome höchstens zur Abgrenzung eines besonderen Typus des Suchens und Besinnens verwenden. (In dieselbe Kategorie relativ unwesentlicher Nebensymptome gehört es auch, wenn z. B. die Vp. A angibt (14), daß sich ihr der Unterschied von Instruktion 7 und 8 darin verdeutlicht habe, daß sie bei ersterer eine räumliche Bewegungsvorstellung vom Ausgedehnteren zum Begrenzteren, bei letzterer vom Begrenzteren zum Ausgedehnteren erlebt[2]) habe; wobei also das Ausgedehntere den Zweck, die Aufgabe, das Begrenztere das Mittel, und die Bewegungsrichtung je den Fortschritt vom gegebenen Reizwort zum Gesuchten symbolisierte.)

Sieht man nun von solchen Richtungsrepräsentationen des Suchens als unwesentlich ab, so bleibt als tatsächlicher Verlauf dieses Suchens nach einer Verwendungsmöglichkeit (unter dem Einfluß der instruktionsgemäßen Einstellung) nur folgender auffällige und zunächst verblüffende Tatbestand übrig: die Vp. tut im Prinzip und in der Hauptsache nichts anderes, als daß sie die Einstellung der Vorperiode so oft als nötig mit möglichster Intensität erneut und widerholt: die Einstellung auf die Verwendungssphäre dieses bestimmten Gegenstandes. Die Vp. verläßt sich einfach darauf, daß sich auf diese (im Notfall wiederholte) Einstellung hin schließlich wieder in

1) Eine verständliche räumliche Richtung auf intendierte räumliche Gegenstände, die zu der Einstellung in verständlicher Beziehung stehen, ist in manchen Fällen konstatierbar, ist aber ein anderer Fall von Richtungserlebnissen, als der hier gemeinte.

2) Das erstere freilich (s. Protokoll) nur retrospektiv ergänzt!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der unmittelbaren Weise, die in § 24 besprochen wurde, die zugehörige (d. i. erfahrungsgemäß zugehörige) Verwendungssphäre sozusagen von selbst einstelle (13).

Die einzigen Hilfsoperationen, die die Vp. bisweilen ausführt (und zwar, wie gleich nachher näher geschildert werden wird: meist unabsichtlich, unwillkürlich, d. h. ohne besonderen Plan), sind die zwei (s. o. »a«), daß die Vp. sich statt auf den bestimmten gegebenen Gegenstand entweder (I) sozusagen auf eine allgemeinere, »weitere« Sphäre von Gegenständen einstellt, zu welcher auch dieser Gegenstand (sozusagen als zu seiner »Ähnlichkeitssphäre«) gehört; (dies ist z. B. dann der Fall, wenn etwa auf Grund »analoger« Verwendungsmöglichkeit eines ähnlichen Gegenstandes das angestrebte Resultat erzielt wird, s. Protokoll 11 a); oder (II) daß die Vp. umgekehrt in Verengung des Einstellungsgegenstandes die Verwendungsmöglichkeit nur eines Teiles des gegebenen Gegenstandes (sozusagen: der durch diesen selbst schon repräsentierten »Sphäre«) intendiert (vgl. 15. Dabei oft ein »Verengerungserlebnis« wie in 12a s. später).

Aber immer ist das Enderlebnis, in welchem das Resultat gefunden wird, schließlich ein umittelbares, ein »Einfallen«.

Es ist schwer, für die hier gemeinten Erlebnisse und Erlebniszusammenhänge verständliche Bilder zu finden:

Auch wenn man (s. o.) festhält, daß die einzelnen räumlichen Richtungserlebnisse, die oben besprochen wurden, nur mehr repräsentativen Charakter tragen, so ist bei diesem »Suchen« doch immerhin im allgemeinen etwas vorhanden, was man nicht wohl anders als unter dem Bilde des Suchens »in einer bestimmten Richtung« bezeichnen kann. Alle dazu gehörigen Bewußtseinsphänomene sind intentional auf eine ganz bestimmte Sphäre, nämlich zunächst auf die durch die Instruktionseinstellung intendierte Sphäre der Verwendbarkeit im allgemeinen, und dann (nach Erscheinen des Reizwortes) auf diejenige dieses bestimmten gegebenen Gegenstands im Speziellen bezogen, »gerichtet«. Das Suchen besteht, wie die Versuche zeigen, in nichts anderem, als in einer beharrlichen sukzessiven Einstellung auf diese Sphäre im allgemeinen: es ist oft gar nichts anderes vorhanden als eine Einstellung von dem bestimmten Erlebnischarakter, der gerade diese spezielle Art der Einstellung bezeichnet. Auf diesen Akt der Bezogenheit hin, stellen sich vielfach ohne weiteres einer oder mehrere bestimmte Fälle der Verwendbarkeit (oder der V.-Sphäre) des betreffenden Gegenstandes wieder ganz »unmittelbar« ein. Ist dies

Generated on 2019-11-22 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

je nicht der Fall, so wird die Einstellung unwillkürlich entweder (s. o. I) eine allgemeinere, die nicht mehr bloß auf die Sphäre der Verwendbarkeit dieses speziellen Gegenstandes, sondern auf die Sphäre der Verwendbarkeit der allgemeineren Sphäre der mit diesem Gegenstand in irgendwelcher Weise zusammengehörigen (»ähnlichen«) Gegenstände bezogen ist: dies ist dann die psychologische Grundlage des oben genannten Findens der gesuchten Verwendbarkeit auf Grund einer »Analogie«. (Der Gedanke der Analogie ist hier keineswegs notwendig bewußt vorhanden, sondern wir benennen so nur den psychischen Akt, daß die Instruktionseinstellung [das Suchen in einer bestimmten Richtung] nicht auf den gegebenen Gegenstand allein, sondern auf eine allgemeinere Sphäre von Gegenständen bezogen ist, zu der auch dieser geg. spezielle Gegenstand gehört.) Daß es solche Ähnlichkeits-(12 a) usw.-Sphären gibt, und daß sie auch sonst eine große Rolle spielen, wird später ausführlich, besonders auch auf Grund der Vorversuche nach Instr. 1—6, dargelegt werden (Prot. 92ff., bes. 93).

Die andere Möglichkeit aber ist die oben (II) genannte (gewöhnlich eben so unwillkürliche) Verengerung des Objekts der Einstellung. — Ein während dieser sukzessiven Einstellungen auftretendes Erlebnis des sukzessiven »Näherkommens« (auf das intendierte Resultat zu) wird bei diesen Prozessen des Suchens ebenfalls manchmal (bildlich) berichtet.

Als besonders charakteristisch soll dabei noch einmal das oft (abgesehen von dem Akt der Einstellung) fast passive Verhalten der Vp. betont werden. Die Vp. sucht etwas, das in der angegebenen Weise mit dem Gegebenen zusammengehört. Ja, sie verläßt sich sozusagen darauf, daß ihr ihr Erinnerungsschatz auf diese Einstellung hin eine Erinnerung darbieten werde, wo der gegebene Gegenstand oder ein ähnlicher mit etwas anderem in der gesuchten Beziehung gestanden habe oder (zeitlos) stehe. Dieses Vertrauen darauf, daß unser Bewußtsein uns bei genügend intensiver Einstellung ganz ohne unser weiteres Zutun etwas in der erwarteten Richtung Brauchbares darbieten werde, findet sich in den Protokollen mit oft geradezu verblüffender Naivität und Selbstverständlichkeit ausgedrückt (15). Bleibt das Erwartete einmal aus, so tritt zuweilen ein regelrechtes manchmal sogar etwas indigniertes Staunen darüber ein.

c.

Dieser ganze Vorgang hat etwas Verblüffendes an sich. Der Vorgang des Sichbesinnens und Suchens reduziert sich so auf eine sukzessive Folge von Einstellungen und Erwartungen in allerdings

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oft ziemlich planvoll bewußt berechnet erscheinender Weise. Aber das alles wäre vergebens, wenn nicht die gehegten Erwartungen in verblüffender Weise in Erfüllung gingen. Zweierlei muß dabei als Voraussetzung angenommen werden, um sich diese Vorgänge überhaupt verständlich machen zu können: 1) die Fähigkeit der Psyche, sich unter bestimmten Gesichtspunkten zu determinieren, d. h. den Ablauf psychischen Geschehens in bestimmter Weise im voraus in seiner Richtung irgendwie zu bestimmen, wenigstens durch eine Art von Antizipation des Endziels (oder, was nach § 24, 2 dasselbe ist: durch eine gewisse (intentionale) Einstellung auf eine bestimmte »Sphäre«) auch die dazu »führenden« Bewußtseinsvorgänge in Aktion zu versetzen. Auch hier sollen zunächst die allgemeinsten Ausdrücke genügen. Eine solche Fähigkeit ist ja auch von den verschiedensten neueren psychologischen Forschern anerkannt worden (vgl. dieselben über das Wesen der Instruktion usw.).

2) Voraussetzung aber dazu ist eine bestimmte Ordnung, besser Ordnungsfähigkeit unseres geistigen Besitzes. Es ist schwer, hier, wo von diesen Dingen zunächst nur ganz allgemein die Rede sein kann, sich unmißverständlich auszudrücken. Wenn wir, wie jetzt schon mehrmals von uns geschehen ist, unter dem Einfluß einer bestimmten Einstellung derartig, man möchte sagen: planmäßig, sich abspielende Prozesse sich entwickeln sehen, so können wir dies nur unter der Voraussetzung begreifen, daß je nach dem Gesichtspunkt der Einstellung (allgemeiner: je nach dem spezifischen Erlebnischarakter der Einstellung[1])) der psychische Gesamtbesitz (dies soll ein möglichst allgemeiner unvoreingenommener Ausdruck sein) sich in bestimmter Weise ordnet, sich gleichsam unter diesem Gesichtspunkt, wie wir ja oben sahen: nach seiner Zugehörigkeit (wir werden in § 28 sehen: auch nach seiner näheren oder ferneren Zugehörigkeit) zu demselben gruppiert. Es würde nicht genügen, eine starre Ordnung unseres geistigen Besitzes, die ein für allemal feststünde, zu postulieren; es muß eine frei bewegliche Ordnungs- (besser darum vielleicht: Zuordnungs-)Fähigkeit vorausgesetzt werden. Es ist, um ein Bild zu gebrauchen, so, als ob unter dem Einfluß einer bestimmten determinierenden Einstellung sich unser ganzer potentieller psychischer Besitz gleichsam um den Magneten dieser bestimmten Einstellung in bestimmt geordneten näheren und ferneren

1) Da ja oft jede Repräsentation wegfällt, bleibt nichts anderes übrig, als ein solcher ganz allgemeiner, nicht weiter differenzierter spezifischer Charakter des Einstellungserlebnisses (s. später).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abständen gruppierte; und zwar je nach der Beschaffenheit des Magneten (der Einstellung) jeweils andere Gruppierungen einginge[1]).

In welcher Weise ich mir diese »psychischen Elemente« denken zu müssen glaube, um ihnen sozusagen diese Freizügigkeit zu sichern, kann ich erst später ausführen (wobei dahingestellt bleibt, ob dann der Ausdruck psychische »Elemente« sich noch rechtfertigen läßt); ebenso, wie ich mir den Charakter und die Wirksamkeit der verschiedenen »Einstellungserlebnisse« näher denke.

Hier soll nur so viel festgestellt sein: die bisher geschilderten psychologischen Tatsachen, vor allem die eine, daß (nach § 24) unter dem Einfluß bestimmter Einstellungen sich alle auftretenden Bewußtseinsinhalte in zugehörige und nichtzugehörige unmittelbar scheiden (denn auch die mittelbaren Vorgänge in § 25 haben sich ja, wie gleich noch näher besprochen werden soll, auch zuletzt auf unmittelbare zurückführen lassen) und zwar je nach der Einstellung immer wieder anders; und die andere Tatsache, daß unter dem Einfluß der Instruktionsstellung auch das Suchen und Sichbesinnen in beinahe rätselhaft unwillkürlich planvoller »geordneter« Weise vor sich geht und zum Ziele führt —: diese Tatsachen zwingen uns zunächst zu den oben angeführten zwei allgemeinen Voraussetzungen: 1) der Fähigkeit der Selbstdeterminierung des Verlaufs psychischer Prozesse durch das Ich, und 2) [als Voraussetzung derselben:] der Zuordnungsfähigkeit der wie immer beschaffenen psychischen Elemente und ihrer Komplexe zu solchen Einstellungsweisen, nach Maßgabe ihrer Zugehörigkeit zu der durch letztere intendierten Sphäre, welche eben unter dem bestimmten Gesichtspunkt der Intention zusammengehört.

Was die Herkunft und Entstehung einer solchen Ordnung und Zuordnungsfähigkeit der Elemente und der Zusammengehörigkeit derselben zu bestimmten Sphären betrifft, so ist schon angedeutet worden und wird später näher ausgeführt werden, daß dieselbe natürlich als sukzessive empirische Genesis zu denken ist (s. § 25 Exkurs).

Das Ich kann sich jedenfalls auf bestimmte Sphären (die unter bestimmten »Gesichtspunkten« zusammengehören) einstellen, und es besitzt ein Wissen um die Zugehörigkeit (ja auch die nähere oder fernere Zugehörigkeit, s. § 28!) jedes auftretenden Gegenstandes zu dieser Sphäre und ebenso um das Verhältnis der Sphären

---

1) Nachdem dies längst geschrieben war, finde ich genau dasselbe Bild für eine ganz ähnliche Sache bei Reichwein a. a. O. S. 95.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

untereinander (denn die Sphären sind ja in dieser Beziehung nur Gegenstände spezieller Art) — : das soll vorläufig festgehalten werden.

4.

Das Phänomen des Suchens nach einer Verwendbarkeit des gegebenen Gegenstandes und damit die mittelbare »Stiftung« von Finalrelationen (die Einwände s. unter 5 und 6 dieses Paragraphen!) reduziert sich also auf diese Weise auf eine bestimmte Folge von Einstellungen und Zugehörigkeitserlebnissen der unmittelbaren Art von § 24.

An sich führt uns also die Untersuchung sowohl der unmittelbaren wie der mittelbaren (reflektierten) Finalbeziehung auf dieselben Grundphänomene der Psyche zurück. Wir halten aber dennoch aus den schon oben § 12 angegebenen Gründen an der methodischen Scheidung mittelbarer und unmittelbarer Vorgänge fest; vor allem auch deshalb, weil, wie wir später sehen werden, eine herkömmliche Neigung besteht, den Unterschied von mittelbaren und unmittelbaren psychischen Vorgängen (namentlich bei den Wertungsvorgängen) mit dem ganz anderen von intellektuellen und anderen Vorgängen zu verquicken.

Nur die Frage, die sich aufdrängt, sei kurz hier gestreift, ob und wie, wenn wir von der methodologischen Scheidung absehen, sich unmittelbare und mittelbare Relationsstiftungen etwa in Wirklichkeit aufeinander zurückführen lassen? Wir sahen, daß auch die mittelbaren schließlich phänomenologisch auf unmittelbare und zwar auf Sukzessionen von unmittelbaren sich zurückführen lassen. Aber könnte man nicht auch umgekehrt fragen, ob nicht die jetzt unmittelbaren immer auf frühere mittelbare zurückweisen, so daß erstere nur sozusagen Abbreviaturen der letzteren wären, die etwa auf größerer Geläufigkeit der in Rede stehenden Relationszusammenhänge beruhen? Dies letztere Problem ist ein genetisch-psychologisches; während die erstere Frage nach unseren früheren Bemerkungen von der Genesis der Phänomene noch ganz absieht, und vielmehr nur fragt: Was geht vor, wenn eine Relation, sei es mittelbar oder unmittelbar, »gestiftet« wird? Für die letztere ist es also an sich ganz gleichgültig, ob sie auf Komplexe rekurriert, die eine empirische Genesis hinter sich haben, oder nicht. Nur das Dasein, nicht die Geschichte dieser Komplexe interessiert sie in erster Linie (s. § 3, 1 b). Beide Fragestellungen sind also jedenfalls streng auseinander zu halten.

Nachher freilich (s. 5/6 in diesem Paragraphen) wird auch die genetische Frage aufzuwerfen sein; denn die psychologische Aufgabe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als solche wird voll erst durch die Berücksichtigung beider Fragen gelöst: 1) Was liegt vor, wenn ein bestimmtes psychisches Erlebnis vorliegt (Phänomenologie)? 2) Wie sind die phänomenologischen Faktoren psychologisch-genetisch zu erklären? Während aber erstere nur Tatsachen kennt, muß die letztere fast immer auf eine Theorie rekurrieren. Denn nur in Ausnahmefällen läßt sich auf der heutigen Stufe psychischer Entwicklung die Genesis empirisch beobachten. Dies eben ist einer der Hauptunterschiede zwischen naturwissenschaftlichem und psychologisch-genetischem Experiment: daß ersteres jederzeit aus den Elementen den Komplex erzeugen kann, letzteres aber nur in Ausnahmefällen: da die Elemente nie in dieser Weise bereitstehen (auch bei den Assoziationsversuchen nicht, da sich auch hier die Elemente niemals unverändert verbinden lassen). Eine solche Theorie wird in Nr. 6 (Exkurs) dieses Paragraphen entwickelt werden, welche zugleich den theoretischen (genetischen) Unterbau aller anderen bis jetzt von uns konstatierten phänomenologischen Tatsachen darstellt.

5.

Gegen die bisherigen Resultate und gegen den Anspruch, daß hier Relations-»Stiftungen« untersucht worden seien, erheben sich nun gewichtige Bedenken. Vor allem dann, wenn die obenerwähnte Tatsache ins Auge gefaßt wird, daß in diesen Versuchen kein Fall vorliegt, wo eine Vp. eine Finalrelation »gestiftet« hätte, die weder auf bestimmter direkter Erinnerung (in welchem Fall dann nach § 10, 4 und 5 auch phänomenologisch von einer »Stiftung« nicht wohl mehr die Rede sein könnte), noch auf einem »Wissen« d. h. schließlich doch auf früherer (wenn auch nicht bewußt erinnerter) Erfahrung noch auf bewußten Analogien zu einer solchen gefußt hätte. Man wird geneigt sein, zu sagen: also wird hier nirgends eine Relatio gestiftet!

Man wird auch sehr bereit sein, dies Resultat entweder auf die Art der Versuchsanordnung zu schieben und ihr etwa vorzuwerfen, daß sie nur solche Subsumtionsreaktionen unter bekannte Erfahrungskomplexe zulasse oder jedenfalls begünstige; oder man wird — im Zusammenhang damit — wenigstens behaupten, daß man (auch wenn man diejenigen Fälle, in denen keine bewußte Erinnerung an bestimmte frühere Erfahrungen vorliegt, nach § 10 als »Stiftungen« noch [phänomenologisch] anerkennt, weil hier die Relationen für das erlebende Bewußtsein wenigstens momentan wieder neu gestiftet werden, eine wirkliche »Synthese« also, wenn auch auf Grund von Erfahrung, vorzuliegen scheint) — daß man hier doch nur einen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spezialfall von Relationsstiftung vor sich habe; daß die eigentliche »Stiftung« hier nirgends vorliege, bei der die beiden Inhalte erstmals und neu kombiniert werden müßten.

Nun scheint es mir aber (abgesehen von der Frage, ob dieser Einwand nicht wieder in die genetische Psychologie verfällt) schon wegen der Verschiedenheit der in Betracht kommenden Versuche kaum wahrscheinlich, daß das obige Ergebnis nur auf den zufälligen Eigenschaften der aufgestellten Versuchsanordnung beruhen sollte. Doch das ist freilich an sich ohne Beweiskraft.

Ich glaube jedoch aus anderen allgemeinen Gründen überhaupt nachweisen zu können, daß wir hier nicht einen Spezial-, sondern den typischen Fall von Relationsstiftungen überhaupt vor uns haben; und ich will darauf näher eingehen, weil ich glaube, auf diesem Wege die herkömmliche Vorstellung von der Relationsstiftung, als einer synthetischen Funktion, auf psychologischem Gebiete als unrichtig nachweisen zu können, was auch für die späteren Versuche von fundamentaler Bedeutung ist.

Ich beginne mit einem Hinweis auf das gewöhnliche Leben, auf die allgemeine Erfahrung (vgl. § 24, 2 und 3).

Nehmen wir den Fall an, es würde wirklich uns im gewöhnlichen Leben ein Gegenstand gegeben, den wir nicht nur selbst noch nie zu irgendeinem Zweck gebraucht hätten, sondern der uns auch schlechterdings keine Anknüpfung an frühere Verwendungen anderer, namentlich in irgendwelcher Beziehung ähnlicher Gegenstände durch uns oder andere Menschen böte, so müssten wir eine völlige Ratlosigkeit empfinden, z. B. wenn es sich um die Anwendung eines Instruments handeln würde, das wir nie gesehen haben und zu dem wir gar keine Analogie fänden (was freilich kaum denkbar ist). Auch ein Robinson konnte schlechterdings nicht anders als auf Grund von früheren Zweckrelationen oder in Analogie zu solchen seine »neuen« Finalrelationen stiften.

Und ebenso umgekehrt, wenn nicht zu einem Gegenstand eine Verwendung, sondern zu einem Zweck ein Mittel zu finden wäre: wenn wir z. B. ein bestimmtes Ziel, einen bestimmten Zweck eifrig verfolgen, so werden auch im gewöhnlichen Leben, wie in diesen Versuchen, alle uns sich darbietenden Gegenstände ganz von selbst und ohne weitere Reflexion in positive oder negative Finalbeziehung zu diesem treten. (Man pflegt in dieser Beziehung in extremen Fällen von Menschen zu sprechen, die die ganze Welt durch die Brille ihres Berufs usw. sehen, und meint damit solche, denen sich alles ohne weiteres in Beziehung zu dem sie erfüllenden Zwecksystem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellt.) Auch hier aber immer nur auf Grund früherer Erfahrungen oder Analogien zu solchen. Andernfalls würden Gegenstände für uns auch in dieser Beziehung mindestens völlig indifferent bleiben. (Nur ein Fall ist denkbar, wo es anders ist, wo wir nicht auf früherer Erfahrung [genetisch-psychologisch] basieren; und dieser Fall wirft neues Licht auf die ganze Frage nach der »Stiftung« und Entstehung von Relationen. Ihm wollen wir uns von einer anderen Richtung aus zuwenden.)

6.

Die Frage, die sich uns bei den obigen Tatsachen immer sofort aufdrängt, ist natürlich die, mit der wir nun vollends ganz bewußt zur genetischen Fragestellung übergehen: Wenn dem so ist, wie ist es dann bei den ersten primitivsten Finalrelationen, bei denen noch keine Materialien zu Erinnerungen und Analogien vorliegen? (Und ferner freilich auch bei den doch zunächst noch wenigstens hypothetisch zu setzenden Fällen, in denen auch heute vielleicht noch absolut neue Zweckrelationen gestiftet werden oder besser: zustande kommen könnten?)

Auf diese Frage ist nach meiner Ansicht die einfache, wenn auch zunächst verblüffende Antwort zu geben: Finalrelationen (wie auch alle anderen Relationen) werden ursprünglich (psychologisch) überhaupt nicht gestiftet, sondern vorgefunden, was gleich näher erläutert werden wird. Es ist m. A. n. eine ungerechtfertigte Übertragung außerpsychologischer Anschauungen, die Relationen als Synthese zweier oder mehrerer Fundamente (Elemente) zu betrachten. Eine solche Anschauung verdankt ihre Entstehung einer abstraktlogischen Betrachtungsweise, wie sie in der Logik und Erkenntnistheorie in rekonstruierender Absicht zur Orientierung über den Aufbau unserer Erkenntnis wohl gerechtfertigt sein mag und wie sie auf höherer Stufe geistiger Entwicklung, wo mit abstrakten Elementen auch real-psychisch operiert wird, auch vielfach im tatsächlichen Denken (formell) realisiert wird; aber genetisch-psychologisch hat sie keine Stelle: auf diese synthetische Weise kommen niemals Relationen erstmals zustande.

Nehmen wir wieder ein anschauliches Beispiel: die oben angekündigte »einzige« Möglichkeit, bei der (auch für einen Robinson) eine tatsächlich neue Finalrelation (besser Finalzusammengehörigkeit) entstehen könnte, die nicht auf frühere Erfahrungen und Analogien zu ihr sich stützte, ist das »zufällige« (absichtslose) Vorfinden und Erleben einer solchen d. h. eines Komplexes, der für das analysierende Denken jene Fundamente in Relation enthält.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es gibt Fälle, wo in einem einheitlichen Erlebnis zwei (nachträglich trennbare) Elemente miteinander in bestimmter Relation vorgefunden (erlebt) werden. Die Erfindung des Pulvers ist ein vielleicht annähernd passendes Beispiel: hier wird die Relation zwischen Pulver und Explosion (die auch hier wahrscheinlich vorhandenen Analogien, die zu den betreffenden Versuchen des Mönchs führten, sollen hier ausgeschlossen sein) (psychologisch, d. h. als Erlebnis) erstmals nicht gestiftet, sondern vorgefunden und anaylsiert[1]). Die ursprünglichen (intellektuellen) Finalrelationen sind jederzeit Produkte analytischer Funktionen, keiner synthetischen. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß z. B. das Experiment, wenn einmal zufällig etwas Derartiges gefunden ist, durch Synthese (aber dann natürlich schon auf Grund von Erfahrung und Analogie!) die Relationen (und ähnliche andere) wiederholen kann. Das ist aber keine Stiftung. Abgesehen von jenem Urerlebnis wird jede weitere psychische Beschäftigung und Klarlegung dieses Phänomens darin bestehen, daß die einzelnen Fundamente intellektuell dem Gesamterfahrungskomplex jederzeit zugeordnet werden können, eben auf Grund dieses Urerlebnisses (s. Exkurs).

Die eigentliche Stiftung des Finalkomplexes (dieser Einheit des Erlebnisses) ist kein intellektueller Prozeß; erst die Analogie oder die auf Grund derselben ermöglichte Subsumption eines der Elemente unter den Gesamterfahrungskomplex kann als intellektuelle Operation bezeichnet werden. Damit aber ist alle intellektuelle Relations»stiftung« als Subsumptionserlebnis im früher dargelegten Sinn und im Sinne unserer Versuchsergebnisse allgemein zu definieren. Im nachher folgenden Exkurs wird dies näher ausgeführt werden.

Überhaupt existieren ja (s. Exkurs), lange ehe es ein bewußtes Denken gibt, eine Menge von zusammengehörigen »Sphären« oder mindestens bestimmte Zusammenordnungen von Erlebnissen, wie etwa die Speise zum Hunger oder zur Sättigung usw. Erst indem diese Komplexe analysiert d. h. indem diesen Komplexen als Ganzen (als ungetrennten Erlebnisganzen) Teile desselben bewußt intellektuell gegenübergestellt werden, kommen die spezifischen Erlebnisse der Zugehörigkeit zustande, die je nachdem (begrifflich) als finale oder andersartige Zugehörigkeitsarten zu bezeichnen sind (Näheres s. Exkurs). Das Ursprünglichere im genetischen Sinne ist für unsere Psyche in diesen Fällen jederzeit das nach unserem heutigen (ent-

1) Logische Einwände, die hier naheliegen, bitte ich bis nach dem Exkurs am Schluß dieses § zurückzustellen. Von dem logischen Urteil: »*A* ist die Ursache, *B* die Wirkung« ist hier noch nicht die Rede.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wickelten) Sprachgebrauch Komplexere. Finalrelationen entstehen psychologisch nicht durch Synthese von Elementen, sondern durch Analyse von Komplexen, wenn sie auch freilich nachher, wenn sie einmal gestiftet sind, auch in synthetischen Akten mögen reproduziert werden können.

Exkurs (zu § 25, 6).

Um diese meine Ansicht näher begründen zu können, sehe ich mich genötigt, hier eine kürzere Darlegung meiner allgemeinen psychologischen Grundüberzeugungen einzuschieben, da sonst die obigen und späteren Ausführungen wegen ihrer Abweichung von den herkömmlichen Ansichten, nicht wohl verstanden werden können bzw. fast notwendig mißverstanden werden müssen. Doch betone ich ausdrücklich, daß ich hier eine Theorie entwickle, deren Bestätigung Tatsachen zu erbringen haben, die hier nicht alle angeführt werden können. Jedenfalls aber dürfen ihr die Tatsachen dieser Arbeit nicht widersprechen, deren erklärenden Unterbau sie vielmehr bieten will.

1.

Ich gehe von der Tatsache intentionaler Erlebnisse d. h. solcher Erlebnisse aus, die sich auf einen bestimmten Gegenstand, einen bestimmten Inhalt (»Sphäre«) beziehen, ohne daß dieser doch in extenso gegeben zu sein brauchte. Ich kann mich in dieser Hinsicht auf meine früheren Ausführungen in § 24, 2 beziehen. Es wurde dort schon darauf hingewiesen, daß es alle Grade des Übergangs von inhaltlich bestimmten zu inhaltlich unbestimmten Intentionen gebe. Als genetische (geschichtliche) Zeugen für diese Tatsache haben wir vermutlich auch jene in den seitherigen Ausführungen des öfteren angeführten sinnlichen Repräsentationen aller Art zu betrachten. Jedenfalls bilden dieselben zum Teil Rudimente intendierter Gegenstände, wie sich in manchen Fällen evident nachweisen läßt und wofür auch die individuelle Verschiedenheit derselben spricht. Denn die Art der rudimentären Repräsente richtet sich, wie wir sahen, einerseits nach dem Vorstellungstypus der betreffenden individuellen Vp. Andererseits finden wir aber auch noch weitere individuelle Unterschiede des phänomenologischen Tatbestandes insofern vor, als die verschiedenen Individuen, je nach der Beschaffenheit ihrer individuellen Entwicklung und der ihnen darin allmählich zugekommenen empirischen Erlebnisse, für (logisch) dieselben intendierten Gegenstände (psychologisch) verschiedenartige Reproduktionstendenzen zeigen[1]). Wir erneuern also

1) Neben den Repräsentationen derartiger Provenienz gibt es aber freilich entschieden auch solche, die sich nicht bloß nur schwerlich, sondern wohl überhaupt nicht in wirklich sinnvolle und real bedeutsame Beziehung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Hinblick auf diese Art der sinnlichen Repräsente unsere frühere Aufstellung, daß es intentionale Erlebnisse gibt mit allen erdenklichen Graden konkreter Vergegenwärtigung des intendierten Inhalts.

2.

Daneben stellen wir nun gleich die weitere, ebenso wichtige Behauptung: daß die intentionalen Erlebnisse sich auf Inhalte jeglicher Art und Beschaffenheit richten können, ohne jede Einschränkung: sowohl quantitativ (I) als qualitativ (II). I. Quantitativ: das heißt: es ist völlig einerlei im Prinzip, ob der Inhalt ein, nach unserem Sprachgebrauch (der allerdings, wie später gezeigt werden wird, nach unserer Ansicht nicht ohne weiteres auch ein für die psychologische Beschaffenheit des betreffenden Erlebnisses gültiger ist), sehr mannigfaltiger oder einfacher ist. Die Intention kann prinzipiell ebensowohl z. B. auf den Inhalt der Geschehnisse eines ganzen Zeitalters gehen, wie den eines einzelnen Momentes, ohne daß deshalb an sich, wie gleich gezeigt werden soll, der psychologische Akt der Intention selbst als ein allgemeinerer oder konkreterer bezeichnet werden dürfte. An sich kann die Intention beim einen wie beim anderen in gleich konkreter und bestimmter Weise (intentional) »auf die Gesamtheit alles dessen« gehen, was, wie wir (auch wieder nicht vom psychologischen Standpunkt aus) sagen: in dem intendierten Gegenstand »enthalten ist«.

Bei diesem Umstand möchte ich noch etwas verweilen, weil er mir ein Licht auf die Konstitution der psychischen Phänomene überhaupt zu werfen scheint. Wenn tatsächlich unsere Psyche mit derselben Leichtigkeit Intentionen auf die komplexesten wie die einfachsten Inhalte ausführt; wenn sie (was damit zusammenhängt) imstande ist, z. B. ein außerordentlich verwickeltes früheres Erlebnis in einem einfachen Akt intentional zu reproduzieren (das war ja eine für die herkömmliche Psychologie doch fast unerklärliche Tatsache, daß ich z. B. imstande bin, mich selbst ohne alle Mühe in eine frühere Lebenslage mit ihren Gedanken usw., die ich damals wieder über noch frühere Erlebnisse hatte, zu versetzen, d. h. — zunächst — intentional zu beziehen! ebenso leicht wie auf eine »ganz einfache Vor-

---

zu den durch sie repräsentierten Intentionen bzw. deren Gegenständen bringen lassen. Dazu gehören namentlich auch räumliche Erlebnisse, wo von räumlichen Beziehungen eigentlich gar nicht die Rede sein kann und anderes mehr. Über die Bedeutung dieser Art von Repräsentationen wäre eine Spezialarbeit sehr am Platze. Es scheinen hier oft sehr weithergeholte Analogien (vom logischen Standpunkt aus betrachtet) eine Rolle zu spielen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellung«) —: so scheint mir das nur unter der Voraussetzung denkbar und ein deutlicher Fingerzeig darauf zu sein, daß solche Erlebnisse, an sich, sich nicht durch die Merkmale des einfacheren und komplizierteren Inhaltes unterscheiden können, sondern daß dieser Gesichtspunkt für sie als Erlebnisse an sich zunächst sekundär ist; daß sie vielmehr als Erlebnisse d. h. nach ihrem unmittelbaren Erlebnischarakter alle gleich »einfach« sind, wenn man diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen will. Nimmt man noch dazu, daß, wie oben festgestellt wurde, bei den intentionalen Erlebnissen (und im letzten Grunde sind alle Erlebnisse, wie eine genauere psychologische Analyse zeigen wird und wie schon früher behauptet wurde, intentional) der Gegenstand gar nicht notwendig repräsentiert zu werden braucht, ohne daß deshalb die Sicherheit und Eindeutigkeit der Intention (sozusagen die »Bedeutung« der Intention) darunter leiden müßte, so erhebt sich natürlich die Frage: Wodurch unterscheiden sich dann eigentlich diese intentionalen Erlebnisse, wenn dies weder notwendig durch irgendwelche stärkere oder schwächere Repräsentation des intendierten Gegenstandes noch durch den Unterschied komplexeren oder einfacheren Charakters der Einstellung selbst geschieht? Die einzige Möglichkeit ist dann wohl die, daß sie sich durch einen bestimmten Erlebnischarakter unterscheiden, der aber weder an der Einfachheit oder Komplexität noch an der Vergegenwärtigung des intendierten Gegenstandes selbst an sich orientiert sein muß. Wie man sich diesen Erlebnischarakter, wie er für jedes intentionale Erlebnis als ein spezifischer im Prinzip zunächst postuliert werden muß, des Näheren denken will, möge hier vorerst dahingestellt bleiben. Ohne den Hinweis auf bestimmte Reproduktionsmöglichkeiten wird man theoretisch dabei zunächst nicht auskommen. Hiervon soll jedoch erst später die Rede sein. An dieser Stelle möchte ich nur zwei Bemerkungen machen: erstens, daß man sich nicht durch die Zahl verschiedener Erlebnischaraktere, die im Prinzip dadurch gefordert wird, scheu machen lassen darf; an sich muß freilich für jedes beliebige psychische Erlebnis ein bestimmter, von anderen sich unterscheidender Erlebnischarakter postuliert werden. Aber dagegen ist zu bedenken, daß erstens durch die später noch zu berührende ökonomische Ordnung unseres psychischen Geschehens die Umstände und damit auch diese Zahl noch wesentlich vereinfacht und reduziert werden; und zweitens, daß an sich keine psychologische Theorie (wenigstens in ihrer Grundlage) um die Annahme einer solchen unübersehbaren Mannigfaltigkeit, sei es nun von sog. psychischen Elementen oder anderen Faktoren, an irgend einem bestimmten Punkte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird herumkommen können; es fragt sich nur, an welcher Stelle diese Mannigfaltigkeit am besten postuliert wird, um das psychische Geschehen möglichst verständlich zu machen. Zweitens ist hier schon zu bemerken: Aus unserer Auffassung, die dem Erlebnischarakter der intentionalen (und damit, wie oben schon angedeutet wurde, im Prinzip aller) Erlebnisse eine so selbständige Bedeutung zuschreibt, muß sich, wenn sie zu Recht besteht, ohne weiteres folgern lassen, daß diese Erlebnischaraktere auch für sich und selbständig reproduzierbar sind, also abgesehen von dem durch sie intendierten Gegenstand; es läßt sich leicht verstehen, wie wichtig dieser Umstand für die obengenannte Ökonomie und Ordnung des psychischen Geschehens und Besitzes ist. Diese Erlebnischaraktere können also auch selbst wieder Gegenstand neuer Intentionen werden. Auch werden wir nachher sehen, wie gerade diese Konsequenz Tatsachen erklärt, die sonst in der Psychologie unerklärlich waren.

3.

Hier muß ich zu besserem Verständnis einen Augenblick aussetzen und kurz entwickeln, wie ich mir die psychogenetische Grundlage der eben entwickelten Theorie denke. Damit wird dann auch zugleich erklärt werden, inwiefern ich sagen konnte, daß alle Erlebnisse schließlich intentionale Erlebnisse seien.

a.

Den Grundgedanken meiner Theorie von der — zunächst ontogenetischen, noch nicht phylogenetischen — Entwicklung unseres psychischen Besitzes kann ich kurz so formulieren:

Die Welt unseres psychischen Besitzes, so wie er uns heute vorliegt, mit der Menge seiner verschiedenen Vorstellungsinhalte usw. ist nicht, wie man vielfach in falscher Analogie zu logischen und anderen Gesichtspunkten (s. später) annimmt, psychologisch-genetisch das Produkt von Synthesen ursprünglichster und einfachster psychischer Elementarerlebnisse, wie Empfindungen usw., sondern sie ist genetisch das Produkt einer ständigen Differenzierung. Nicht das, was uns jetzt als Einzelnes und Einfachstes gilt, ist notwendig auch das primitivste psychische Erlebnis, sondern das von uns jetzt so genannte komplexe Erlebnis ist an sich vielfach das psychologisch Primäre, aus dem sich das jetzt so genannte Elementare, Einfache und Einzelne oft erst allmählich auf empirischem Wege herausdifferenziert hat. Das Ganze ist in diesem Sinn psychologisch-genetisch vielfach vor den Teilen.

Ein Beispiel sei aus der Kinderpsychologie angeführt: Das neugeborene Kind sieht nicht, wie man es sich wohl manchmal vorstellt,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine unendliche Mannigfaltigkeit von einzelnen Eindrücken auf sich einstürmen, über die es etwa deshalb nicht Herr werden könnte, weil es nicht imstande ist, diese Elemente zu Gestalten usw. synthetisch zu vereinigen. Es erlebt vielmehr, wie ich glaube, zunächst überhaupt keine (inhaltliche) Vielheit[1]), sondern es hat zunächst nur immer ein einziges unteilbares Erlebnis von ganz bestimmtem einheitlichem Charakter (bzw. Sukzessionen von solchen); in demselben sind noch nicht einmal die elementarsten Unterschiede der einzelnen Sinnesempfindungen gemacht, etwa zwischen Gesichts- und Gehörempfindungen; denn eine solche Unterscheidung würde ja schon die Zuordnung von Erlebnissen zu unterschiedenen Sinnesorganen voraussetzen, wovon in mehr als einer Hinsicht noch gar nicht die Rede sein kann. Überhaupt wird ja noch gar nichts auf ein Objekt und überhaupt auf einen Gegenstand bezogen —: kurz, das ganze Erlebnis besteht in einem qualitativ bestimmten »Erlebnischarakter« ohne jede (inhaltliche) Differenzierung.

b.

Das einzige, was zunächst als Grundvoraussetzung alles psychischen Lebens überhaupt vorausgesetzt werden muß, ist die Fähigkeit des Kindes, sukzessive Erlebnisse von verschiedener Qualität (von verschiedenem »Erlebnischarakter«) zu haben. Dazu kommt noch als Voraussetzung aller psychischen Entwicklung die Fähigkeit der Reproduktion, wenn man diese nicht schon als notwendige Voraussetzung der Fähigkeit, verschiedene Erlebnisse zu haben, ansehen will (da dies eine Vergleichung irgendwelcher Art vorauszusetzen scheint, was aber psychologisch nicht ebenso feststeht, wie logisch). Da die Psyche fortwährend wechselnde qualitative »Gesamterlebnisse« hat, so werden zunächst natürlich diejenigen, die sich annähernd »gleich sind«, m. a. W. die sich wiederholen, die meiste Aussicht auf Reproduktion haben. Wenn so allmählich sich ein gewisser Schatz von reproduziblen Erlebnischarakteren bildet, ist damit aber auch die Grundlage intentionaler Erlebnisse gegeben. Bei entwicklungsgeschichtlich späteren Erlebnissen wird dann zwar auch jederzeit der einheitliche Erlebnischarakter wie zu Anfang immer noch vorhanden sein, so daß auch späterhin an sich jedes Erlebnis in seiner Gesamtheit inskünftig Gegenstand einer absolut einfachen Intention werden kann; jedoch wird hier schon im Erleben

1) Von der Vielheit verschiedener sukzessiver Erlebnisakte (je in sich aber einheitlichen Charakters), die natürlich vorhanden ist, schon infolge unwillkürlichen Öffnens und Schließens der Augen, des Schlafens und Erwachens usw., ist hier nicht die Rede. Dies ist vorausgesetzt, s. u.!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegebenenfalls (natürlich zunächst ohne jede bewußte Absicht) eine Vereinfachung und »inhaltliche« Abbreviatur des Erlebnisses insofern stattfinden, als unwillkürlich für einen »Teil« des Gesamterlebnisses, für den von früher her eine mit demselben sich deckende reproduzible Intention auf ein früheres Erlebnis »bereitsteht«, einfach die Intention auf dasselbe eintritt. Man kann sich den Vorgang vielleicht am besten an der Analogie eines uns allen geläufigen Erlebnisses klarmachen, das freilich, weil es unserer so weit fortgeschrittenen Entwicklungsstufe entnommen ist, nur eine Analogie sein kann, die nachher sofort zur Vermeidung von Mißverständnissen wird eingeschränkt und berichtigt werden müssen. Wenn wir von fern her etwas, z. B. eine Reiterkolonne, auf uns zukommen sehen, so erkennen wir unter Umständen zunächst nichts als ein undifferentiiertes sich bewegendes »Allgemeines« (das heißt nicht, daß wir nur einzelne Teile sähen, sondern wir sehen sozusagen alles, aber nichts differentiiert); erst allmählich, beim Näherkommen, vermögen wir zunächst an einzelnen Punkten des Komplexes, dann an immer mehreren, das Erlebnis mit uns geläufigen Inhalten (Gegenständen) zu identifizieren; und die fortschreitende Differenzierung besteht eben darin, daß der ganze Komplex sich immer mehr, bis schließlich zu völliger Deckung (sit venia verbo!) in uns geläufige Erlebnisse (intendierte Gegenstände) »auflösen« läßt. Wenn wir uns den oben angeführten Vorgang psychischer Entwicklung an diesem Bilde klarmachen wollen, so müssen wir freilich erstens bedenken, daß schon darin ein fundamentaler Unterschied besteht, daß wir bei dem angeführten Bilde an das auftretende Erlebnis schon mit der Erwartung herangehen, daß es sich in der angegebenen Weise erfassen d. h. differentiieren lasse; das ist anfänglich bei der psychischen Entwicklung nicht der Fall, sondern erst ein auf lange Erfahrungen gegründetes Postulat. Zweitens aber müssen wir uns klarmachen, daß auch darin ein weiterer fundamentaler Unterschied besteht (der vielleicht letztlich mit dem ersten zusammenhängt, aber hier noch von ihm geschieden werden muß): daß in dem Beispiel schon die (mögliche) Beziehung auf Gegenstände a priori vorausgesetzt ist, welche auch erst ein Erfahrungsprodukt sein dürfte; denn zunächst existieren für das sich entwickelnde Bewußtsein nur Erlebnisse bestimmten Charakters und Intentionen auf solche (reproduzible) Erlebnischaraktere. Beachtet man jedoch diese beiden Punkte, so wird das Beispiel das Obengemeinte gut illustrieren können.

So scheint uns die fortschreitende Entwicklung des psychischen Lebens eine in der angegebenen Weise fortschreitende intentionale

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zuordnung von Erlebniscbarakteren zu sein, welche in ganz natürlicher, ungewollter Weise unter der später noch näher zu beschreibenden Einwirkung bestimmter Lebensumstände allgemeiner Art vor sich geht. Diese fortschreitende Zuordnungsfähigkeit der Erlebniscbaraktere bringt selbstverständlich eine fortschreitende Verbindung und (bis zu einem gewissen noch näher zu bestimmenden Grade, auch schon eine gewisse) Ordnung des psychischen Besitzes mit sich. Wir werden gerade von diesem Punkte aus darum auch wertvolle Aufschlüsse in Hinsicht der genetisch-psychologischen Auffassung der Relationen zu erwarten haben, um deren willen ja überhaupt dieser ganze Exkurs, wie man weiß, angestellt wird. Auch ist weiterhin schon angedeutet worden, wie nachher ausgeführt werden wird, daß uns in dieser intentionalen Zuordnungsfähigkeit von Erlebnis zu Erlebnis im angegebenen Sinn auch der Schlüssel zu liegen scheint für die psychologisch-genetische Theorie der gegenständlichen Erlebnisse (s. 6a). Somit ergäbe sich schon hier die interessante Perspektive auf die gemeinsame psychologische Wurzel von Ordnung (Relation) und Objektivität der Erlebnisse.

c.

Ich möchte hier nur nebenbei zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerken, daß die hier gegebene kurze Darstellung meiner Ansicht von der Genesis unseres psychischen Besitzes natürlich eine schematische ist, wie eine solche auch in den Naturwissenschaften ja längst Heimatrecht hat; d. h. sie schaltet Faktoren aus, die freilich auch immer in Betracht kommen, aber hier übergangen werden können. So weiß ich selbstverständlich wohl, daß auf unserer Entwicklungsstufe der Menschheit bei der geistigen Entwicklung des Individuums verschiedene den Prozeß determinierende und abkürzende Faktoren eine große Rolle spielen, wie Belehrung durch andere und namentlich auch die frühzeitige Einwirkung begrifflicher Elemente und der Sprache. Soweit sie für uns in Betracht kommen, wird gleich nachher noch von ihnen die Rede sein. Hier können sie schon deshalb außer Betracht bleiben, weil sie, wie gezeigt werden wird, tatsächlich in der Hauptsache (genetisch) nur Abbreviaturen bedeuten, wie sie die Erfahrung und die darauf gründende Ökonomie des geistigen Geschehens hervorbringt.

d.

So besteht nach meiner Ansicht die geistige Entwicklung in einer fortschreitenden Differentiierung der an sich immer gleich einheitlichen und auch deshalb gleich einheitlich reproduzibeln sukzessiven Erlebnisse bestimmten Charakters. Diese Differentiierung geschieht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wird ermöglicht durch immer sich vermehrende Bereitstellung reproduzibler (sozusagen typischer) Erlebnischaraktere (oder Intentionen auf solche). Dadurch, daß jedes spätere Erlebnis auf diese Weise zudem sogleich sozusagen in abgekürzter Weise erlebt wird oder werden kann, indem schon im Erleben Intentionen (auf frühere Erlebnisse) für bestimmte »Teile« des Erlebnisses selbst vikarieren, (die deshalb dann auch jederzeit bei Reproduktion des Gesamterlebnisses wieder mitreproduziert werden können, da sie in demselben mit enthalten sind) —: dadurch wird nicht nur das Erleben selbst abgekürzt und erleichtert, sondern es wird auch (s. o.) ohne weiteres (sozusagen ganz von selbst: das heißt zunächst ohne alle intellektuelle bewußte Tätigkeit) eine durchgehende Ordnung zwischen den Erlebnissen hergestellt, indem intentional fast alle Erlebnisse schließlich miteinander irgendwie verknüpft sind. Es folgt daraus die für uns nachher so wichtige Tatsache, daß schon vor aller bewußt intellektuellen Tätigkeit Ordnung und Relation innerhalb unseres psychischen Besitzes d. h. unserer Erlebnisse in gewisser Weise besteht und daß daher, wie wir vorläufig sagen wollen, jedenfalls nicht alle Relation auf Kosten bewußter intellektueller Tätigkeit zu setzen ist. Näheres erst später.

An einem Schema kann ich vielleicht die gezeichnete Genesis noch etwas deutlicher machen. Ein primitives (d. h. noch gar nicht differenziertes) Erlebnis von bestimmtem Charakter werde durch einen Kreis mit eingeschriebener Eins (*I*) bezeichnet: Ⓘ. Der »Gegenstand« dieses Erlebnisses ist, je nachdem man sich ausdrücken will, in diesem Falle noch gar nicht vorhanden oder er fällt mit diesem Erlebnisakt bestimmten, aber noch ganz undifferenzierten Charakters zusammen. Durch Wiederholung oder durch irgendwelche anderen begünstigenden empirischen Umstände prägt sich nun (sit venia verbo) dieser bestimmte Erlebnischarakter dem Erlebenden so stark ein, daß er reproduzierbar wird. Der Erlebnischarakter wird reproduzierbar oder, was auf dieser primitiven Stufe wegen des Nochnichtauseinandertretens von Erlebnisakt und Erlebnisgegenstand dasselbe ist, intendierbar. Trotz der tatsächlichen Identität von Intention des Erlebnisses und Reproduktion des Erlebnisses in diesem Fall wollen wir der schematischen Übersichtlichkeit halber auch hier schon von dem durch das obige Symbol ausgedrückten Erlebnis die Intention dieses Erlebnisses dadurch scheiden, daß wir den umschriebenen Kreis weglassen und dieselbe einfach mit *I* bezeichnen. Ebenso bezeichnen wir ein weiteres derartiges undifferenziertes Erlebnis von anderem Erlebnischarakter mit Ⓘ und die Intention

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Reproduzierbarkeit) desselben mit *II* usw. — Nun möge einmal ein Erlebnis Ⓐ eintreten, das an sich auch einen ganz einheitlichen Erlebnischarakter trägt und deshalb auch ebenso wie die früheren als solches einheitlich reproduziert bzw. intendiert werden kann (welche Intention wir nach Vorgang mit *A* bezeichnen), welches aber zugleich vermöge seiner Beschaffenheit die Reproduktion bzw. Intention von *II*, also Ⓘ oder *II* (was ja zunächst in Wirklichkeit dasselbe ist, s. o.), hervorruft, gleichsam durch einen partiellen Bekanntheitseindruck an letzteres erinnert. Ja, es könnte auch sein, daß es zugleich in derselben Weise auch an Ⓘ bzw. *I* in dieser Weise »erinnerte«. In diesem Fall läge dann also schon in dem einheitlichen Erlebnischarakter Ⓐ selbst die Intention auf *I* und *II* enthalten. Würde also z. B. nun etwa weiterhin ein Erlebnis von dem bestimmten einheitlichen Charakter Ⓓ erlebt, das in seinem Erlebnischarakter schon die Intention (oder natürlich die partielle oder totale Reproduktion) von *A* enthielte, so würde es damit auch schon die Intentionen *I* und *II* intentional enthalten können. Prinzipiell und schematisch würde so also jedes neu auftretende Erlebnis einerseits einen ganz bestimmten, nur ihm als individuellstem einmaligem Erlebnis eigenen Erlebnischarakter besitzen, der prinzipiell d. h. unter günstigen empirischen Umständen (s. o.) auch (später) immer als solcher reproduzierbar und intendierbar sein würde. Andererseits aber würden mit jedem Erlebnischarakter und demzufolge auch mit seiner Intention ebenfalls alle möglichen Intentionen auf frühere Erlebnisse intentional verbunden sein können.

e.

Diese prinzipielle Grundlage psychischer Entwicklungsmöglichkeiten wird nun, wie überall, auf dem Gebiet der Lebenserscheinungen durch die natürliche und künstliche Zuchtwahl beschränkt. Hier soll zunächst nur von der natürlichen die Rede sein. Sie zeigt sich in zwei Hauptpunkten: Einerseits nämlich kommen nicht alle der möglichen verschiedenen individuellen Erlebnischaraktere, die sich im Laufe der psychischen Entwicklung einstellen, zur Lebensfähigkeit d. h. in diesem Falle zur Reproduzierbarkeit, einfach weil sie nicht gebraucht werden. Vielmehr wird sich ein ganz bestimmter Teil von immer wiederkehrenden oder sonstwie eine besondere Rolle im Leben des psychischen Organismus spielenden Reproduktionen bzw. Intentionen von bestimmten Erlebnischarakteren, welcher zunächst prinzipiell bei allen Individuen ein verschiedener sein kann, erhalten und immer stabiler herausbilden. Und andererseits werden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch, was ja daraus schon folgt, nicht die prinzipiell schließlich in unendlichen Reihen stets mitreproduzierbaren Intentionen alle mitreproduziert werden, sondern auch hier wird eine durch die Verhältnisse des praktischen Lebens diktierte Beschränkung Platz greifen.

Immerhin kann man die praktische Probe machen, daß die Anzahl der reproduzibeln Erlebnischaraktere, wie auch die Reihe der aus einem solchen Erlebnischarakter sozusagen »auswickelbaren« Reihen von Intentionen eine recht beträchtliche ist. Man beobachte nur, wie viele Erlebnisse des eigenen Lebens man sich ohne jede Anstrengung, sozusagen »auf einen Schlag« vollständig in ihrem ganz spezifischen Charakter vergegenwärtigen kann, vielfach ohne daß irgend etwas Spezielles dabei inhaltlich vergegenwärtigt zu sein braucht; und man beobachte weiter, wie weitgehend sich oft die in diesem durchaus einheitlichen Erlebnischarakter angelegten Intentionen realisieren lassen, natürlich sukzessiverweise. (Ich möchte hier nur in Parenthese die Frage aufwerfen, ob wir nicht in dem früher angeführten» ganz undifferentiierten« Erlebnischarakter etwas vor uns haben, was so vielfach früher unter dem »nicht weiter definierbaren Gefühl« unbefriedigenderweise untergebracht wurde. Ich werde hierauf später noch bei der Darstellung meiner Auffassung der Gefühlslehre überhaupt [mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Gefühlsdimensionen Lust und Unlust] zurückkommen müssen, s. § 36.)

Von der künstlichen Zuchtwahl wird nachher bei der psychologischen Theorie der Begriffsbildung die Rede sein (s. Nr. 5 dieses Exkurses).

4.

Aber nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ können, wie wir oben in Nr. 2 dieses Exkurses gesagt haben, die Gegenstände, die Sphären der Intentionen in jeder denkbaren Weise variieren. Auch hier mag es zunächst dahingestellt bleiben, ob diese qualitativen Verschiedenheiten nicht (wie vorher die quantitativen) psychologisch gar nicht in dieser Weise vorhanden sind, wie es von den gewöhnlichen, außerpsychologischen Gesichtspunkten aus erscheint. Es handelt sich hier also um die verschiedenen Arten von Gegenständen, auf welche die Erlebnisse sich nach gewöhnlichem Sprachgebrauch »beziehen« können. In unserem Zusammenhang interessiert uns hier vor allem der vielbesprochene Unterschied von begrifflichen und gegenständlichen Erlebnissen im engeren Sinn. Man stoße sich zunächst nicht an dieser etwas ungewöhnlichen Terminologie, die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich durch die folgenden Ausführungen völlig klären wird. Es gibt jedenfalls Erlebnisse, die sich mit Begriffen und begrifflichen Verhältnissen, und solche, die sich mit Dingen und dinglichen Verhältnissen beschäftigen. Dabei soll vorerst ganz außer Betracht bleiben, wie sich diese beiden logisch oder erkenntnistheoretisch oder auch psychologisch zueinander verhalten. Wir entnehmen dieser Unterscheidung vorläufig nur die Aufgabe, uns zunächst einmal theoretisch klarzumachen, was wir psychologisch eigentlich unter begrifflichen und was wir psychologisch unter »sachlichen« Erlebnissen zu verstehen haben. Es handelt sich also um die Probleme der psychologischen Begriffs- und der psychologischen Gegenstandstheorie (einschl. der engeren Theorie der objektiven Beziehung der Erlebnisse in gleich näher zu beschreibendem Verhältnisse). Wir behandeln in Nr. 5 die erstere, in Nr. 6 die letztere, soweit wir es in dieser Arbeit als Grundlage zum Verständnis der späteren Ausführungen benötigen.

An und für sich liegen ja nach unseren früheren Ausführungen psychogenetisch nur Erlebnisse von bestimmtem Charakter und Intentionen auf solche vor; von dem obigen Unterschied dagegen war dabei noch nicht die Rede. Wie verhält er sich dazu? —

5.

Wir behandeln also zuerst die psychologische Bedeutung des Begriffs. Wie kommen Begriffe psychologisch zustande?

a.

Es ist zuerst wieder festzustellen, daß das, was wir wissenschaftlich einen Begriff nennen, als psychisches Phänomen an sich keine psychologische Einheit zu bilden braucht; der wissenschaftliche »Begriff« ist an sich kein Natur-, sondern ein Kunstprodukt. Aber freilich, kein Kunstprodukt ist je ganz künstlich, sondern ist immer nur eine besondere Verwendungsart natürlicher Materialien. Dementsprechend können wir auch hier sehr wohl zunächst die natürlichen psychologischen Voraussetzungen der Begriffsbildung aufzeigen.

b.

Die natürliche psychologische Grundvoraussetzung für die Begriffsbildung ist nun eben das oben ausgeführte allgemeine Phänomen des intentionalen Erlebnisses, der intentionalen Zuordnungsfähigkeit. Im Prinzip ist auch ein wissenschaftlicher Begriff nichts anderes, als (die Benennung für) ein bestimmtes intentionales Erlebnis. Gerade darauf beruht die (psychologische) Hauptbedeutung des Begriffs, daß wir in ihm ein ökonomisches Mittel haben, vermöge dessen wir nicht genötigt sind, alles in extenso uns vorzustellen, sondern uns mit Intentionen zu begnügen, was natürlich eine große Abbreviatur für das psychische

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschehen bedeutet. Ich weiß wohl, daß dies nicht die einzige Funktion des Begriffs ist, aber ich darf mich hier zunächst darauf beschränken.

Schon hieraus geht aber auch hervor, daß es auch schon vor der eigentlich wissenschaftlichen Begriffsbildung eine sozusagen natürliche Begriffsbildung gibt bzw. geben kann. Die oben geschilderten intentionalen Erlebnisse werden allgemein, besonders je mehr sie sich der reinen Intention nähern, mit immer stärkerem Zurücktreten des Gegenstandes der Intention, im Prinzip eine sehr schätzenswerte Vorarbeit für die eigentliche Begriffsbildung leisten können. Je höher die Entwicklung des psychischen Lebens steigt, d. h. je mehr das Erleben mit Intentionen arbeitet (s. o.), desto mehr wird sich auf diese Weise schon ganz von selbst d. h. im natürlichen Verlauf eine Art von begrifflichem psychischen Erleben herausbilden können. (Dabei ist freilich wieder mit Absicht von der Tatsache abgesehen, daß in unserer Zeit auch der Einfluß der künstlichen Begriffsbildung durch Erziehung und Belehrung sehr früh auftritt und die natürliche Entwicklung beeinflußt.) Auch hier stellt daher, wie wir noch genauer sehen werden, die künstliche Begriffsbildung nur eine Fortsetzung und Organisierung der natürlichen dar.

c.

Während dies für die Begriffsbildung ganz im allgemeinen gilt, sofern der Begriff (psychologisch) nur ein Spezialfall des intentionalen Erlebnisses überhaupt ist, läßt sich nachweisen, daß die natürliche Begriffsbildung auch in anderer Weise vielfach in einzelnen Fällen der künstlichen vorarbeitet. Ich möchte hier als Beispiel nur die Allgemeinbegriffe anführen. Es ist ganz falsch (s. o.), wenn man, vom Standpunkt der künstlichen Begriffsbildung allein ausgehend, annimmt, daß das Erlebnis des (vom begrifflichen Standpunkt aus) Konkreten immer genetisch früher sein müsse als das des in derselben Beziehung Allgemeinen. Zum Beweis möge ein Beispiel aus der Kinderpsychologie angeführt werden, obwohl diese Art der Begriffsbildung gar nicht auf die kindliche Psyche beschränkt ist. Schon früher haben wir dargetan, daß die ersten Erlebnisse des Kindes noch ganz undifferentiiert und, vom späteren entwickelten Standpunkt aus, noch sehr »allgemein« sind. Daher kommt es, daß in vielen Fällen, wie jeder Kinderfreund weiß, sich ganz deutliche Allgemeinvorstellungen bilden, lange ehe die konkreten, darunter befaßten, als solche erlebt und aufgefaßt werden. Die Allgemeinvorstellung »Tier« ist meist viel früher da und wird unterschiedslos auf alles Lebende und auch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch einiges andere angewandt, lange ehe ein Schaf und eine Kuh unterschieden wird. Diese hier gemeinten Fälle sind leicht von denen zu unterscheiden, bei denen die reale Unterscheidung der konkreten Vorstellungen schon da ist, und es dem Kind nur an den entsprechenden Worten und Benennungen fehlt. In dem hier gemeinten Fall kann man nämlich zur Probe dem Kinde die Namen der konkreten Tierarten so oft sagen und anschaulich vordemonstrieren, als man will, und wird doch höchstens, wenn das Kind sich die Worte wirklich merkt, den Erfolg haben, daß es nun ganz promiscue und in falscher Zuordnung das, was es vorher Tier nannte, einmal Schaf und einmal Kuh nennt usw. Erst von einem gewissen Zeitpunkt an, der natürlich ganz individuell verschieden ist, lernt es auch die richtige Zuordnung der Benennungen, wodurch dann erwiesen ist, daß sich auch im Erleben selber das allgemeine Erlebnis differentiiert hat.

In derselben Weise, wie in diesem Beispiel, ist in vielen Fällen die Allgemeinvorstellung oder wie wir besser zunächst hier allgemeiner sagen: das allgemeinere Erlebnis vor dem konkreteren (beides überhaupt nur nach der Terminologie des entwickelten Bewußtseins) vorhanden und kann so in ganz begrifflicher Weise anderen zugeordnet werden. Wir können daher auch hier in diesem speziellen Fall unbedenklich von einer natürlichen Vorbildung der künstlichen Begriffe sprechen; zugleich folgt daraus, daß die Genesis eines und desselben Begriffs bei verschiedenen Individuen sehr verschiedenartig, sowohl natürlich als künstlich oder auch eine Kombination beider Arten der Genesis sein kann. Es ist dies auch ein Faktor, der den Reichtum der Verschiedenheiten individueller Erlebnisweisen bedingt, den wir im Leben bestaunen und über den keine noch so strenge Begriffsbildung ganz Herr wird.

d.

Wie verhält sich nun hierzu die »künstliche« Begriffsbildung, welche diesen Namen gewöhnlich für sich allein beansprucht? (Die wissenschaftlich-logische Begriffsbildung ist hiervon aber immer noch, wie wir sehen werden, nur der extremste und bewußtestorganisierte Fall.)

Wie schon angedeutet wurde, tut die künstliche Begriffsbildung nichts anderes, als daß sie sich die erstgenannte Art (b) natürlicher Begriffsbildung sozusagen systematisch zunutze macht. Sie ist eine Art bewußter Zuchtwahl unter den natürlichen intentionalen Erlebnissen. Wenn man nach den früheren Ausführungen sagen konnte, das Wachstum der Psyche bestehe in immer neuen Erlebnissen und in immer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuen intentionalen Zuordnungen derselben zu früheren Erlebnissen und zu früheren intentionalen Zuordnungen, so besteht die künstliche Begriffsbildung nun in der Selektion bestimmter Erlebnisse mit bestimmten intentionalen Zuordnungen bestimmter anderer zu ihnen. Man kann sich den Vorgang vielleicht wieder am besten durch einen Vorgang aus der Kinderpsychologie vergegenwärtigen, für den jedoch jeder leicht ein Beispiel aus seinem eigenen Leben auch auf allen anderen Altersstufen einsetzen kann. Wie macht man es psychologisch-pädagogisch, um einem Kind einen Begriff anzudemonstrieren? Wir sehen hier von dem obigen zweiten Fall der natürlichen Vorbereitung der Begriffsbildung (s. oben »c«) ab, weil dies ein besonders begünstigter Fall wäre, der keineswegs überall vorausgesetzt werden darf. Dann ist der Vorgang schematisch gewöhnlich dieser: man läßt das Kind den (intentionalen) Gegenstand des Begriffs (in einzelnen Fällen) erleben und nennt dabei immer das betreffende Wort, das den Begriff bedeutet. Der psychologische Vorgang der Begriffsbildung besteht in diesem Falle darin, daß in dem Kind auf diese künstliche Weise, aber freilich ganz in Analogie zu der natürlichen Entwicklungsweise (s. o), eine (durch Reproduktion möglichst feste) Zuordnung von bestimmten Erlebnischarakteren (irgendwelcher Art) zu einem und demselben bestimmten anderen Erlebnischarakter (in diesem Fall zu dem betreffenden akustischen[1]) Erlebnis des gesprochenen Wortes) erzeugt wird. In anderen Fällen wird die Erziehung schon auf ziemlich weitgehende natürliche Vorbildungen solcher Allgemeinbegriffe (s. »c«) treffen; dann wird an Stelle des bloß lautlichen Erlebnisses das betreffende schon vorhandene »allgemeine« Erlebnis als Zuordnungserlebnis (d. h. als dasjenige Erlebnis, dem sich die »subordinierten« anderen zuordnen) treten können (womit dann als weitere Zuordnung auch das Worterlebnis sich verbindet; wobei jedoch solche weitere Zuordnungsverwicklungen, wie schon betont wurde, an sich durchaus nicht eine größere Kompliziertheit des psychischen Erlebnisses mit sich zu bringen brauchen!). — Dieser Vorgang ist derselbe, um welche Art von Begriffen es sich auch handeln möge, wie jeder sich durch Beispiele deutlich machen kann. Es ist freilich selbstverständlich, daß im Laufe der Entwicklung Abbreviaturen eintreten können (durch Intentionen höheren Grades auf ähnliche Manipulationen und

1) Bei Taubstumm-Blinden können dafür z. B. taktile Erlebnisse eintreten, was ja keinen prinzipiellen Unterschied für unsere Theorie bedeutet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erlebnisse; aber im Prinzip ist die Sache nie eine andere. Schon bei dem obigen Beispiel werden natürlich in Wirklichkeit solche Abbreviaturen eintreten. Denn die pädagogische Zuordnungsstiftung kann z. B. selbstverständlich nicht endlos dem Kind neue Fälle geben (etwa sämtliche Tiere). Diese Forderung der »Vollständigkeit« des Begriffes entspringt überhaupt rein logischen, aber keinen psychologischen Voraussetzungen. Zur psychologischen »Vollständigkeit« eines Begriffes ist keineswegs erforderlich, daß alle unter ihm befaßten Gegenstände (d. h. psychologisch: ihm zuordnungsfähigen Erlebnisse) ihm bewußt einmal zugeordnet worden sein müßten. Psychologisch gibt es eben eigentlich einen in dieser Hinsicht vollkommenen Begriff überhaupt nicht. Die psychologische Begriffsbildung geht in betreff ihrer Zuordnung (auch wo sie künstlich ist) sozusagen nach der unvollkommenen Induktion vor. Sie ist an sich (wie das Leben überhaupt) immer geneigt, lieber zu viel als zu wenig (auch in der Zuordnung) zu tun (was man namentlich bei Kindern ja überall beobachten kann) und überläßt es dem sichtenden Einfluß des Lebens, welche von den Zuordnungen sich erhalten. Im übrigen hilft sie sich »im Notfall« mit Ähnlichkeiten und Analogien (im früher psychologisch interpretierten Sinn; s. § 25,3).

e.

Nur so weit, wie hier geschildert, ist die Begriffsbildung eine psychologische Angelegenheit. Denn die Gründe und Ursachen, warum nun z. B. der Lehrer dem Kinde bestimmte begriffliche Erlebniszuordnungen besonders stark zur Reproduktion und Beachtung darbietet und warum im allgemeinen eine solche Selektion von Erlebnissen und intentionalen Zuordnungen zur Reproduktion stattfindet, sind außerpsychologisch. Sie sind letzten Grundes in der Selbstbehauptung des psychischen Organismus und noch weiter zurück oder in willkürlichen Zwecksetzungen des menschlichen Geistes zu suchen —: also in Faktoren, die zwar als erlebbare natürlich auch in die Psychologie und unter die Gesetze ihrer Entwicklung gehören, die aber selbst wie gesagt außerpsychologisch sind; in ebendemselben Maße, wie kein naturwissenschaftliches Gesetz die Gründe bzw. Ursachen der Selektion erklärt, da vielmehr alle Gesetze nur unter deren Voraussetzung erklärlich sind.

Konkret gesprochen: die Gesichtspunkte der Begriffsbildung sind außerpsychologisch begründet. Wir werden dies gleich noch für den Spezialfall der Relationsbegriffe und überhaupt später bei den Wertungen noch oft näher auszuführen haben.

Die künstliche Begriffsbildung d. h. die Begriffsbildung im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

strengen Sinn ist also als Selektion bestimmter Zuordnungen (intentionaler Erlebnisse) unter außerpsychologischen Gesichtspunkten zu bezeichnen. Die Frage, ob denn tatsächlich nur eine Selektion d. h. eine Auswahl unter schon Vorhandenem, unter vorhandenen intentionalen Erlebnissen stattfinde und nicht doch auch eine Art von psychischer Neuschöpfung, wird gleich näher zu behandeln sein; und damit sind wir dann wieder bei dem Punkte angelangt, um dessen willen dieser ganze Exkurs eingeführt wurde: bei der speziellen Erhebung dieser Frage gegenüber den (Wert-)Relationen als psychologischen Phänomenen.

6.

a.

Nach dieser Darlegung der psychologischen Bedeutung des Begriffs bleibt nun noch (s. 4.) übrig der Nachweis, was wir psychologisch unter gegenständlicher Beziehung zu verstehen haben. Ich habe gezeigt, daß bei den genetisch primitivsten psychischen Erlebnissen von einer Scheidung von Intention und Gegenstand (im allgemeinsten Sinn = Inhalt überhaupt) noch nicht eigentlich die Rede sein kann. Erst wenn einem einheitlichen Erlebnis andere Erlebnisse intentional zugeordnet sind, kann von einer solchen Beziehung gesprochen werden.

Wir können uns wieder auf unser obiges Beispiel der sich nähernden Reiterabteilung (s. 3b.) beziehen. Das erste Erlebnis aus weiter Ferne und in völlig undifferentiierter Weise, ist noch nicht gegenständlich. Wir dürfen uns hier wieder nicht durch den, aus unserer jetzigen entwickelten psychischen Daseinsstufe herrührenden gegenteiligen Schein beirren lassen. Wenn wir jetzt, auf unserer Entwicklungsstufe, ein so »undeutliches« Erlebnis hätten, so wäre es natürlich auch schon in diesem Stadium gegenständlich, da wir bei etwas Derartigem, von ferne Herankommendem, auf Grund unserer Erfahrungen eben die Erwartung von etwas Gegenständlichem ohne weiteres an dieses Erlebnis heranbringen, m. a. W.: da wir auf frühere ähnliche vage Erlebnisse, die sich schließlich doch immer noch differentiierten und als gegenständlich erwiesen, intentional ohne weiteres bezogen sind. Liegt diese Erfahrung und diese Möglichkeit der intentionalen Rückbeziehung aber noch nicht vor, so liegt auch noch kein gegenständliches Erlebnis vor, ja überhaupt noch kein inhaltliches. Erst wenn sich ein solches Erlebnis ohne weiteres intentional zu früheren Erlebnissen zuordnen läßt, ist die Möglichkeit gegenständlicher Beziehung gegeben (NB! gegenständlich ist hier immer in dem oben angegebenen weiteren Sinn gebraucht, in dem es inhaltliche, gegenständliche und objektive [im engeren Sinne] Erlebnisse

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

miteinander einschließt). Dieser gegenständliche Charakter eines Erlebnisses wird nun (rein psychologisch) einerseits (α) um so deutlicher sein, je fester und deutlicher die Intentionen früherer Erlebnisse sind, auf die das Erlebnis bezogen ist. Letzteres aber hängt, wie wir sahen, in erster Linie von der empirischen Häufigkeit ab, mit der diese Intentionen durch Erlebnisse in Aktion versetzt (aktualisiert) wurden. Ein Erlebnis, das Intentionen auf frühere Erlebnisse einschließt, die schon außerordentlich oft reproduziert oder wenigstens intendiert wurden, wird deutlicher und in verstärktem Maße den Charakter gegenständlicher Beziehung tragen[1]). Die Stärke dieser Verankerung eines Erlebnisses in früheren Erlebnissen durch seine auf letztere in ihm enthaltenen Intentionen ist also ein wesentliches Moment der Stärke des psychologischen Gegenständlichkeitserlebnisses. Andererseits (β) hängt die letztere aber auch noch in einer anderen Weise von der intentionalen Zuordnung des Erlebnisses zu früheren Erlebnissen ab: sie wird nämlich um so stärker und überzeugender sein, je mehr das ganze auftretende Erlebnis in Intentionen auf frühere Erlebnisse aufgeht. Im Bilde gesprochen: je mehr sich das neuauftretende Erlebnis mit früheren Erlebnissen (auf die es im Sinne von α intentional bezogen ist) nicht bloß partiell, sondern vollständig deckt, um so mehr wird es den Charakter der Gegenständlichkeit tragen (man möge etwa an Analoga zu den Erlebnissen des größeren oder geringeren »Bekanntheitscharakters« von Erlebnissen denken).

Diese beiden Momente bestimmen also miteinander die Stärke (den »Grad«) der Gegenständlichkeit eines Erlebnisses, wobei aber wie gesagt Gegenständlichkeit noch so vollkommen allgemein verstanden ist, daß damit die Beziehung eines Erlebnisses ebensowohl auf einen Begriff (der ja [s. o.] psychologisch als ein Erlebnis wie jedes andere zu fassen ist) wie auf einen Gegenstand im engeren Sinn gemeint sein kann[2]).

---

1) Die Häufigkeit der Reproduktion eines Erlebnisses wird zugleich aber die Intention (den Erlebnischarakter) desselben ganz von selbst immer mehr von bloß individuellen Zügen desselben befreien und das eigentlich Typische, »Gemeinsame« der betreffenden ähnlichen, auf einander bezogenen Erlebnischaraktere hervortreten lassen; dies ist der Winkel, in den diese alte Form der (psychologischen) Abstraktionstheorie gehört.

2) Alle diese Aufstellungen gelten natürlich nur für die ursprüngliche Genesis dieser psychischen Phänomene. Denn auch hier wird natürlich auf späterer Entwicklungsstufe z. B. die Erziehung bedeutende Abbreviaturen eintreten lassen. Ein einziges Wort des Lehrers kann dann u. U. einen ganzen derartigen Entwicklungsprozeß ersetzen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es legt sich uns freilich hier gleich der weitere Gedanke von selbst nahe, ob wir nicht vielleicht die oben unterschiedenen verschiedenen Arten der Erlebnisse: das bloß inhaltliche, das allgemein gegenständliche, das objektive Erlebnis, ursprünglich[1]) psychologisch nur als verschiedene graduelle Stufen des oben geschilderten Entwicklungsprozesses anzusehen haben. Und in der Tat scheint mir darin eine gewisse Wahrheit zu liegen.

Ich bin also der Ansicht, daß die gegenständlichen und die auf Objekte gehenden Erlebnisse oder wie sonst man diesen Unterschied benennen mag, sich genetisch-psychologisch nicht anders unterscheiden, als durch die Art und die Beschaffenheit (den Grad) der betreffenden intentionalen Zuordnungen. Ich begnüge mich damit, hier nur kurz die verschiedenen Fälle mit Angabe der nach meiner Ansicht ihnen eigenen psychologischen Konstitution anzugeben.

a) Die entwicklungsgeschichtlich niederste Stufe ist wie gesagt die der noch ganz undifferentiierten Erlebnisse, welche also noch überhaupt keine intentionalen Zuordnungen zeigen und infolgedessen auch gar keinen Inhalt haben; auf diese werden wir später bei der Gefühlslehre (§ 36) noch einmal zu sprechen kommen.

b) Die zweite Stufe bilden die bloß inhaltlichen Erlebnisse. Es sind diejenigen, die bestimmte intentionale Zuordnungen besitzen.

c) Die dritte Stufe bilden die gegenständlichen Erlebnisse (zu denen die »objektiven« s. »d« als Spezialfall gehören). Zu der gegenständlichen Beziehung des Erlebnisses in diesem Sinn genügt nicht die bloße intentionale Zuordnung zu bestimmten Erlebnissen (s. b.), sondern nur diejenige zu einer bestimmten Auswahl (Selektion) und Ordnung derselben. Da ich auf diese Ordnung gleich bei der Besprechung der psychologischen Bedeutung der Relationen kommen werde, so kann ich es hier kurz so zusammenfassen: im Lauf der Entwicklung der menschlichen Psyche heben sich, wie ja schon früher angedeutet wurde, durch eine Art von natürlicher oder künstlicher Selektion (letzteres z. B. unter Einwirkung der Erziehung) unter dem Einfluß außerpsychologischer Faktoren bestimmte Erlebnischaraktere und die ihnen entsprechenden Intentionen in hervorragender Weise heraus; aber nicht nur einzelne solche Erlebnisse, Intentionen usw., sondern, wie ja bei der gleich näher zu schildernden, durch die Art der psychischen Entwicklung von selbst sich ergebenden, allseitigen intentionalen Zuordnung der Erlebnisgrundlagen ganz natürlich ist, ebenso auch bestimmte weitere Zuordnungen (»höheren Grades«) zu diesen, die (im Sprachgebrauch

1) s. S. 133 Anm. 2.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der späteren Entwicklungsstufe der Psyche) so einfach und so vielgliedrig sein können, wie sie wollen, ohne daß dadurch der Erlebnischarakter des auf diese Weise mit »einer Menge früherer Erlebnisse« (wie es dem späteren analysierenden Standpunkte scheint) intentional verbundenen Haupterlebnisses an sich komplizierter werden müßte. So kommt (rein vom psychologischen Standpunkt) schon durch natürliche Selektion im Laufe der psychischen Entwicklung ein allseitiges in sich verbundenes und verankertes System von (»überlebenden«) Erlebnissen und Erlebnisbeziehungen, von Intentionen auf Erlebnisse und Erlebnisbeziehungen zustande; und die intentionale Bezogenheit oder Nichtbezogenheit auf dieses bzw. die nächstzugeordneten [1]) Teile desselben ist es, was jedem neuauftretenden Erlebnis den Charakter des gegenständlichen oder nichtgegenständlichen gibt. Daß in Wirklichkeit sich wieder auf unserer Entwicklungsstufe diese natürliche Entwicklung mit künstlichen Einwirkungen der Begriffsbildung, Erziehung usw. vermischt, ist selbstverständlich. In welcher Weise der Charakter der Gegenständlichkeit im einzelnen Fall psychologisch erlebt wird und inwieweit dabei das ganze oben geschilderte System von Beziehungen oder nur repräsentative Teile desselben eine Rolle spielen, wird z. B. bei der Untersuchung der »logischen« Wertungen (s. Richtigkeitswerte) zu besprechen sein.

d) Es bleibt noch ein kurzes Wort über den psychologischen Unterschied zwischen diesen gegenständlichen Erlebnissen im allgemeinen und solchen, bei denen das Erlebnis auf ein äußeres Objekt bezogen wird. Auch dieser Unterschied ist psychologisch nur ein gradueller, kein prinzipieller. Der Unterschied beruht einfach auf der geringeren oder umfassenderen Zuordnungsfähigkeit des betreffenden Erlebnisses zu dem oben geschilderten intentionalen System bzw. dem entsprechenden Teile desselben. Läßt sich das Erlebnis sozusagen in allen seinen Teilen völlig mit diesem zur Deckung bringen (oder wenigstens in dem empirisch notwendigen Grade; denn das wirkliche Leben hilft sich auch hier mit erfahrungsmäßig ausgeprobten Abbreviaturen der Kontrolle), so haben wir ein real-objektives Erlebnis im obigen Sinne [2]). Ein Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben (oder wenigstens eine

1) S. § 28.

2) Hier ist natürlich nur von den allgemeinsten psychologischen Voraussetzungen der Beziehung auf äußere Objekte die Rede. Wie sich diese Projektion nach außen im Einzelnen vollzieht (durch Interpretationen der obigen »gegenständlichen« Intentionen mittels Begriffen, welche psychologisch Analogien zu Erlebnisweisen des erlebenden Ich selbst darstellen [Substanz, Kausalität usw.]), muß an anderer Stelle einmal dargestellt werden, da hier nicht Raum dazu ist (vgl. unten »b«).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Analogie) möge der Unterschied zwischen einem vorgestellten und einem realen sinnlichen Gegenstand sein, wo auch experimentelle Untersuchungen (Külpe, neuerdings Rieffert) zeigen, daß oft sogar Grenzfälle solcher Erlebnisse vorkommen; meist, wie mir die Fälle aus meiner eigenen Erfahrung als Vp. bei solchen Versuchen zu zeigen scheinen, eben auf Grund des Mangels an Zuordnungsfähigkeit zu anderen intentionalen Erlebnissen.

b.

Zu der eben besprochenen allgemeinen Klimax möchte ich zum Schluß noch einmal mit besonderem Nachdruck darauf hinweisen, um Mißverständnisse zu vermeiden, daß die Unterscheidungen an sich, wie gesagt, logische und nicht genuin psychologische Unterscheidungen sind. Die aufgestellten Gleichungen dürfen daher nicht so verstanden werden, als ob nun alle die psychischen Vorgänge (Erlebnisse), die einer dieser Definitionen entsprechen, alle zu den inhaltlichen oder objektiven usw. notwendig gehören müßten. Sondern so, daß ein so und so benanntes Phänomen die und die psychologische Konstitution zeigen muß (was nicht umgekehrt werden darf!). Ob unter den psychischen Erlebnissen, die einer dieser Angaben entsprechen, eines auch unter die betreffende logische Kategorie fällt, ist nicht psychologisch, sondern nur unter außerpsychologischen Gesichtspunkten auszumachen. Z. B. bestimmt es die außerpsychologische natürliche Selektion, welches System von Zuordnungen dasjenige sei, als zu welchem zugeordnet ein Erlebnis objektiven Charakter trägt. Ebenso bestimmt es die natürliche Selektion, nicht ein psychologischer Grund, welche Art der Zuordnung eine gegenständliche sein soll: rein psychologisch steht eine bloß assoziative Zuordnung nicht gegenständlichen Charakters auf derselben Stufe, wie letztere.

Diese Grenzen der psychologischen (auch der hier getriebenen genetisch-psychologischen) Betrachtung wollen wohl beachtet sein!

7.

Wie können und müssen wir nun nach unserer eben gegebenen genetischen Theorie die in unserer experimentellen Untersuchung bisher gebrauchten Hauptbegriffe der Tendenz, Einstellung, Intention, Sphäre und Zugehörigkeit zu einer solchen definieren? Ich kann mich dabei nach den gegebenen Darlegungen auf die sofortige Angabe einer etwas ausführlicheren Definition dieser Begriffe in der Terminologie unserer Grundanschauung begnügen (vgl. § 24, 2),

a.

Vorausschicken möchte ich eine Bemerkung über das Verhältnis der Begriffe Tendenz, Einstellung und Intention. Die beiden ersten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurden schlechthin gleichbedeutend von mir in dem Sinn gebraucht, daß sie sowohl die Richtung auf eine inhaltliche Sphäre, als auf eine zu vollziehende Aufgabe bezeichnen konnten (vgl. die doppelte Einstellung in § 23, 1)[1]), wobei über den wirklichen psychologischen Unterschied dieser Bedeutungen noch gar nichts ausgemacht sein sollte. Den Begriff der Intention dagegen habe ich in der Hauptsache nur für den ersteren dieser beiden Fälle bisher verwendet, wie es auch dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entspricht. Es wird sich erst zeigen müssen, wie weit dieser Sprachgebrauch und diese partielle Synonymität psychologisch gerechtfertigt ist.

b.

Die früher entwickelte psychologische Theorie kennt an sich nur verschiedene Erlebnischaraktere »einheitlichen« Charakters und Intentionen d. h. Zuordnungsmöglichkeiten von solchen. Wie läßt sich in dieser Terminologie nun die Charakteristik obiger Begriffe geben?

Zuerst das Verhältnis von Intention (Einstellung im ersteren Sinn) und Sphäre! Wir haben schon in § 24, 2 bemerkt, daß diese beiden Begriffe psychologisch Korrelatbegriffe seien, von denen keiner ohne den anderen eigentlich einen Sinn habe. Dies ist durch unsere theoretischen Ausführungen klar begründet worden. Nach letzteren haben wir ja dies Verhältnis im allgemeinen zu definieren als ein Erlebnis bestimmter Art mit intentionaler Zuordnung anderer reproduzibler Erlebnisse, welch letztere unter irgendwelchen, sei es natürlichen oder künstlichen, Selektionsbedingungen zustande gekommen sein muß. Wenn z. B. von einer Einstellung auf die Verwendbarkeitssphäre die Rede ist, so ist darunter ein intentionales Erlebnis von ganz bestimmtem Charakter gemeint, welches als psychisches Erlebnis keineswegs auch unbestimmt bzw. allgemein ist, weil es unter logischem Gesichtspunkt so erscheint. Es hat einen bestimmten konkreten Erlebnischarakter, welcher, durch natürliche oder künstliche Entwicklungsfaktoren, (intentional) bestimmten anderen Erlebnissen zugeordnet ist, welche sich auch tatsächlich mehr oder weniger unmittelbar und leicht reproduzieren lassen, genau nach der empirischen Begünstigung, welche dieselben im Lauf der empirischen Entwicklung der betreffenden individuellen Psyche erfahren haben, auf natürlichem und künstlichem Wege. Wir werden im Verlauf der Untersuchung uns davon noch überzeugen können, wie auch die Einstellung auf, nach logischen Begriffen, fabelhaft

1) Der Begriff der Tendenz neigte etwas mehr nur nach der letzteren Bedeutung.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

komplizierte Gebiete ein durchaus einheitliches Erlebnis sein kann (vgl. z. B. die ethischen Einstellungen Protokoll 62ff.). Dabei ist immer ganz besonders auf die früheren Ausführungen zu achten, daß auch den auf künstlichem Wege seligierten »logischen« Begriffen psychologisch aktuell-konkrete Erlebnischaraktere entsprechen, die durchaus nichts im logischen Sinn Begrifflich-Abstraktes und Unwirkliches, sondern durchaus den konkreten Charakter von bestimmten psychischen Erlebnissen an sich tragen, denen andere intentional zugeordnet sind. Sage ich »Tier«, so ist dies logisch betrachtet eine Abstraktion, psychologisch-genetisch betrachtet eine natürliche oder künstliche (selektive) Entwicklung der früher beschriebenen Art, aber phänomenologisch-psychologisch ein (jedenfalls möglicherweise) durchaus einfaches psychisches Erlebnis von bestimmtem konkretem Charakter (zunächst akustischer oder optischer Art), wodurch es sich von allen anderen unterscheidet (vgl. oben Nr. 5), dem intentional bestimmte andere Erlebnisse zugeordnet sind. In dem Begriff der »Intention« haben wir somit einen der weiteren früher (§ 3, 1 b) geforderten psychischen Elementarbegriffe. Die letzte Mannigfaltigkeit, auf welche unsere prinzipiellen Anschauungen über die psychische Entwicklung und ihr Resultat, wie es im gegenwärtigen Bestand jeder individuellen Psyche vorliegt, überall zurückführen (wie überhaupt jede psychologische Theorie irgendwie auf eine solche Vielheit an irgendeinem Punkte hinleiten muß, wie früher schon bemerkt wurde), ist die Vielheit der Erlebnischaraktere, die prinzipiell ebenso groß ist, wie die Zahl der Erlebnisse unseres Lebens überhaupt, die aber durch natürliche und künstliche Selektion in der beschriebenen Weise reduziert und reguliert wird. — Näheres s. unter Nr. 8 am Beispiel der Relation. Intention und Sphäre (Einstellung und Einstellungssphäre; Tendenz und intendierte Sphäre) sind also untrennbare Korrelate. Von »Sphäre« allein zu reden hat nur abstraktiven Sinn. Denn eine Sphäre existiert nur unter der Einheit einer bestimmten Intention, wenn dieselbe auch selbständig explicite reproduziert werden kann. (Ebenso ist es mit der Einstellung usw.).

c.

Neben dieser Einstellung auf einen bestimmten Inhalt (Intention einer Inhaltssphäre), die wir eben hauptsächlich im Auge hatten, haben wir nun aber von Einstellung (Tendenz) auch noch in dem anderen Sinne der Einstellung auf eine bestimmte Aufgabe gesprochen (s. »a«). Ist dieser doppelte Gebrauch nun nicht ungerechtfertigt und bringen wir nicht damit nur eine Scheineinheit in an sich ganz verschiedene

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dinge? — Oder kann man auch hier ebenso (psychologisch) von der Intention einer »Sphäre« reden?

Es sind wieder die beiden Arten der Einstellung, die wir schon in § 23, 1 unterschieden haben.

Das gemeinsame bei beiden Vorgängen ist jedenfalls die Fähigkeit der Psyche, psychische Prozesse in einer bestimmten Weise zu antezipieren. Im ersten Fall (beim intentionalen Erlebnis im engeren Sinn) antezipiert sie »im allgemeinen« (d. i. eben intentional) eine Reihe möglicher Reproduktionsprozesse (»Zuordnungen« von Erlebnissen) und »ersetzt« sie gleichsam durch ein äquivalentes »stellvertretendes« einheitliches Erlebnis bestimmten Charakters (eben das Intentionalerlebnis), welches implicite schon die explikable Sphäre enthält. Im zweiten Fall (bei der Einstellung auf eine Aufgabe) antizipiert sie »im allgemeinen« das intendierte »Ziel« (einer Reihe von psychischen Prozessen, die auf dieses Ziel hinführen sollen). Zur Veranschaulichung muß man sich nur etwa die in § 23 geschilderten Vorgänge vergegenwärtigen. Jeder Willensvorgang bietet für die letztere Form typische Beispiele (s. Ach a. a. O.). Willensvorgänge z. B. sind in der Tat, soweit sie in die Psychologie gehören, nichts anderes als sukzessive Antezipationen von Zielvorstellungen; damit wäre aber nichts erreicht, und das merkwürdige Wesen des Wollens bzw. Wollenkönnens auch psychologisch nicht erklärt, wenn nicht als Voraussetzung dabei noch eine (genetisch natürlich empirisch begründete) ordnungs- und planmäßige Zuordnung bestimmter psychischer Prozesse zur »Realisierung« der bestimmten intendierten Zielvorstellungen bestände. Böte nicht unser psychischer Organismus entwicklungsgeschichtlich-empirische feste (reproduzible) sukzessive Zuordnungen der angegebenen Art, so würde alle Antizipation der Zielvorstellung wertlos und ohne Erfolg sein. Wir finden also hier, wie hier nicht weiter ausgeführt werden kann, ganz analoge Verhältnisse zu denen, die wir früher bei der empirischen Entstehung der Zuordnungen für die intentionalen Erlebnisse im ersten (»inhaltlichen«) Sinne (unter »b«) fanden. Der Unterschied ist allein der, daß es sich dort um Zuordnungen sozusagen »inhaltlicher« Momente bzw. von Momenten nach inhaltlichen Gesichtspunkten handelte; hier aber um Zuordnungen von Erlebnissen nach praktisch-teleologischen Gesichtspunkten. Jedoch läßt sich in beiden Fällen mit gleichem Recht von »Sphären zusammengehöriger Erlebnisse« reden, die unter einem bestimmten Gesichtspunkt jederzeit auf Grund der Erfahrung reproduzibel sind. Nur daß bei beiden der Gesichtspunkt der Zusammengehörigkeit ein verschiedener ist: das eine Mal

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sozusagen ein theoretischer, das andere Mal ein praktischer. Die Entwicklungsgeschichte der Psyche und demzufolge der Aufbau und die Ordnung (Zuordnungsfähigkeit) reproduzibler Erlebnisse ist überhaupt sozusagen von einem theoretischen und einem praktischen Gesichtspunkt aus in allen ihren Phasen bestimmt (vom logischen Gesichtspunkt aus): Der theoretische Gesichtspunkt ist, teleologisch betrachtet, die Ordnung und Vereinfachung unseres Erlebnisbestandes schlechthin; von diesem Gesichtspunkt aus erfolgen in natürlicher und künstlich beeinflußter Entwicklung die Zuordnungen, wie wir sie in unserem Exkurs ausführlich in ihrer entwickeltsten Form als begriffliche beschrieben haben. Der praktische Gesichtspunkt dagegen ist, teleologisch betrachtet, die Ordnung der Sukzession der Reproduzibilität der psychischen Erlebnisse nach Maßgabe ihrer praktischen Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit. (Dieser letztere Gesichtspunkt wird in § 36 zu seinem Rechte kommen.) Ein Beispiel: Es besteht (logisch betrachtet) in der Entwicklung der Psyche die Tendenz, nicht nur die Erlebnisse nach ihrer Ähnlichkeit usw. einander zuzuordnen, sondern auch nach Zusammenhängen, in denen bzw. durch die gewöhnlich etwas praktisch erreicht wird (»praktische Erfahrung«). Eine prinzipielle psychologische Differenz besteht gar nicht zwischen diesen beiden Arten; die Scheidung dieser Arten als solche ist lediglich außerpsychologisch begründet. Denn unsere früheren Ausführungen über Zuordnungen unter dem Gesichtspunkt z. B. der Kausalität oder Teleologie (vgl. die Protokolle 92ff.) und überhaupt unsere Ausführungen über die Selektion solcher Gesichtspunkte selbst, haben ja deutlich gezeigt, daß diese selbst bzw. die Selektion und Zuchtwahl gerade solcher Gesichtspunkte für die Sphärenbildung entwicklungsgeschichtlich ihren zureichenden Grund in außerpsychologischen Faktoren, vor allem in ihrer praktischen Verwendbarkeit haben. (Genetisch-psychologisch ist übrigens der zweite Gesichtspunkt [der praktische] der übergeordnete, sofern auch die Vereinheitlichung des psychischen Besitzes zunächst praktisch bedingt ist. Daß im Lauf der Entwicklung [auf der »künstlichen Stufe«] der theoretische Gesichtspunkt sich verselbständigt, gehört nicht hierher.)

d.

Wir können also unser Ergebnis über die beiden Arten der Einstellung so zusammenfassen: Einstellung usw. ist in beiden Fällen die Fähigkeit der Psyche, psychische Prozesse oder Prozeßzusammenhänge in der Weise zu antizipieren, daß einem Erlebnis von bestimmtem Charakter (sei es ein »Begriff« oder eine »Zielvorstellung«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach unserer Terminologie) bestimmte (nämlich eben jene zu antizipierenden) Erlebnisse oder Erlebniszusammenhänge unter irgend einem (außerpsychologischen) Gesichtspunkt intentional zugeordnet sind. Diese Abbreviaturen psychischen Geschehens sind immer, was ihre Zuordnungen betrifft, empirisch-entwicklungsgeschichtlichen Ursprungs und nach Art und Stärke durchaus abhängig von den individuell für ihr Entstehen und Reproduziertwerden mehr oder weniger günstigen entwicklungsgeschichtlich vorangegangenen allgemeinen (natürlichen oder künstlichen) Selektionsbedingungen. Alle Arten von determinierten Prozessen (und damit wohl überhaupt die meisten psychischen Prozesse) lassen sich leicht dieser Definition einordnen.

e.

Ich möchte nur anfügen, daß sich von hier aus auch eine interessante Perspektive für die Psychologie der Willensvorgänge (s. schon oben das Beispiel!) ergibt, welche durchaus mit den neuesten experimentellen Untersuchungen auf diesem Gebiet übereinstimmt (vgl. zusammenfassend die Bemerkungen von O. Selz in der Zeitschr. f. Psych. Bd. 62. S. 145ff.).

In der oben dargelegten Fähigkeit der Psyche, einen psychischen Prozeß in seinem Resultat zu antizipieren, welche auf der empirisch entstandenen intentionalen Zuordnung(sfähigkeit) von Erlebnissen zu dem »Einstellungserlebnis« beruht, haben wir natürlich auch die Grundlage für den allgemeinsten Fall eines Willenserlebnisses, dem als Realisation in jedem Falle die Explikation der intentional zugeordneten Erlebnisse oder Erlebnisreihen im angegebenen Sinne entspricht. Die Ansicht von Michotte und Selz (a. a. O.), daß die Größe der hierzu erforderlichen Anstrengung, also die relative Schwierigkeit der Realisation nicht zu den wesentlichen Bestandteilen des Willensvorgangs als psychologischen Phänomens gehören kann, und daß demgemäß auch die von Ach für wesentlich gehaltenen Spannungsempfindungen und die Bewußtseinslage der Anstrengung nicht typisch für den Willensvorgang sind, teile ich demnach vollkommen. Hierdurch wird dem Willensvorgang aber natürlich eine viel umfassendere Bedeutung, als vielfach üblich ist, zugeschrieben, vollends als in jener allerengsten Fassung des Willensbegriffs, bei welcher sogar der äußere Erfolg desselben noch als wesentliches Moment hereingezogen wurde. Ein Willensvorgang ist nach dieser unserer Auffassung also jeder psychische Prozeß, bei welchem ein bewußt intentional antizipiertes Erlebnis irgendwelcher (d. h. von logischem Standpunkt einfacher oder komplizierter und auch qualitativ noch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so verschiedener [s. Nr. 2 dieses Exkurses]) Art realisiert wird. Daß die Fähigkeit zu solchen Antezipationen, wie der Grad ihrer Realisierungsfähigkeit ganz von dem Grade der Festigkeit (Stärke) der dabei in Betracht kommenden Reproduktionstendenzen und damit auch der Stärke ihrer Zuordnung zu der intendierten Sphäre abhängt, ist nach unseren früheren Ausführungen klar. Derjenige wird den »stärksten« Willen haben, dessen Reproduktionstendenzen dem betreffenden Einstellungserlebnis auf Grund natürlicher und künstlicher Entwicklung am stärksten zugeordnet sind; und allgemein: dessen Einstellungsfähigkeit im oben ausgeführten Sinne die ausgebildetste ist.

Unter unsere obige Definition des Willenvorgangs fallen also ebensowohl die Erlebnisse der Realisierung eines gewöhnlichen intentionalen Erlebnisses (im engeren Sinn, s. Nr. 7a dieses Paragraphen), wie sie sich z. B. bei den Prozessen des Besinnens abspielen, wie jedes anderen determinierten intellektuellen Prozesses, von denen die im gewöhnlichen Leben so genannten »Willensprozesse« (im engsten Sinn) sich nur als Spezialfall dadurch abheben, daß durch sie psychische Prozesse realisiert werden, welche die Auslösung von Muskelbewegungen im Gefolge haben (vgl. § 24, 2).

Ich hoffe, daß dies für die Zwecke unserer Arbeit genügen mag. Eine weitere Ausführung solcher Fragen gehört natürlich nicht hierher. Doch schienen mir die bisherigen Ausführungen bei der gegenwärtig nirgends herrschenden Einheit psychologischer Anschauungen notwendig zur Begründung und Sicherung der Grundanschauungen dieser Arbeit.

8.

Nach diesem allgemeinen Exkurs über unsere psychologischen Grundanschauungen sind wir nun in die Lage versetzt, auch die von uns gefundenen zunächst befremdlichen Tatsachen über die psychologischen Relationsstiftungen gegen Einwände zu verteidigen und in ihrer Notwendigkeit zu verstehen.

a.

Zu diesem Zweck haben wir uns zunächst das Wesen der psychologischen Relationsvorgänge auf Grund der ausgeführten prinzipiellen Anschauungen klarzumachen.

Wie Relationen überhaupt zustande kommen, geht schon aus den früheren Ausführungen hervor. Wir können auch hier wieder natürliche und künstliche Relationen nach ihrer Genesis (psychologisch) unterscheiden. Was die natürlichen anlangt, so ist nach unseren prinzipiellen Ausführungen klar, daß hier jedenfalls die Entstehung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Relation nicht nach dem hergebrachten Schema vor sich geht: daß zuerst etwa zwei Fundamente da sind und daß dann irgendwie durch einen besonderen psychischen Akt eine Synthesis dieser beiden stattfindet. Diese Vorstellungsweise stammt, wie wir gleich nachher sehen werden, durchaus aus außerpsychologischen Gesichtspunkten. Sondern hier kommen Relationen so zustande, daß in einem einheitlichen Erlebnis die Beziehung auf frühere Erlebnisse intentional schon enthalten ist. Hier findet schlechterdings kein eigener besonderer Beziehungsakt statt, sondern es liegt ein einheitliches Erlebnis vor, in welchem die Intention zur Reproduktion eines oder mehrerer früherer Erlebnisse unmittelbar enthalten ist, ja das Erlebnis als solches erst mitkonstituiert. Von einer intellektuellen Relationsstiftung ist also in diesen Fällen jedenfalls nicht die Rede. Wir haben vielmehr hier in dem, was sich vom anderen Standpunkt aus als Synthese zweier Fundamente ausnimmt, ein einheitliches Gesamterlebnis zu sehen, das erst durch spätere Analyse bewußt in jene Bestandteile zerlegt werden kann. Schon lange ehe überhaupt von irgendwelcher selbständigen bewußten synthetischen Tätigkeit die Rede sein kann, befindet sich der gesamte psychische Besitz in unendlichen Relationsverbindungen auf Grund der ausgeführten intentionalen natürlichen Zuordnungen. Prinzipiell würde auch hier wieder eigentlich fast jedes Erlebnis jedem anderen auf irgendwelche Weise intentional zugeordnet sein müssen oder jedenfalls in ungeheuer weitgehendem Maße. (Dabei müßte jedoch immer beachtet werden, daß die hier schon als »Relationen« bezeichneten Zuordnungen nie schon als selbständige Verbindungen etwa verstanden werden dürften, noch auch, daß man auf dieser Stufe irgendwie zwischen Relationsfundamenten scheiden könnte, sondern daß alles das in einem untrennbaren Akt gegeben ist.) Denn jedes neuauftretende Erlebnis steht ja schon vermittels seiner Auffassung selbst, wie wir oben gezeigt haben, intentional mit anderen in Relation, welch letztere dann wieder weiter mit anderen intentional in Verbindung stehen und so fort. Aber auch hier läßt die Wirklichkeit wieder nicht alle Möglichkeiten sich entwickeln und Bestand gewinnen, sondern ganz von selbst werden schon hier wieder in einer Art natürlicher Zuchtwahl bestimmte Arten von Verbindungen, welche etwa zur Selbstbehauptung des Individuums besonders wichtig und häufig sind, vor anderen bevorzugt. Dies ist ein Weg, auf dem auch hier auf diesem speziellen Gebiet (»Relationserlebnisse«), wie früher bei den Erlebnissen überhaupt, die natürliche Entwicklung der künstlichen vielfach wieder in die Hände arbeitet. Denn die künstliche Relationsstiftung (wenn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir diesen unzutreffenden Ausdruck (der Stiftung) zunächst einmal festhalten wollen) besteht nun eben auch hier wieder darin, daß sie eine Zuchtwahl unter den Relationserlebnissen (im oben angegebenen Sinne) unter ganz bestimmten Gesichtspunkten (außerpsychologischer Art) darstellt. Wir haben ja schon früher, bei Gelegenheit der psychologischen Erklärung objektiver Bewußtseinsvorgänge, darauf hingewiesen, wie schon die natürliche psychische Entwicklung bestimmte, vor anderen durch ihre regelmäßige Wiederkehr usw. ausgezeichnete (Zuordnungs-)Folgen von Erlebnissen schafft und festhält und andere intentional auf sie (man könnte hier schon proleptisch sagen: wie auf eine Norm, einen Maßstab) bezieht, und haben damals auch gleich betont, daß solche Folgen wieder als psychisch einheitliche Erlebnisse und nicht (wie man von späterer Analyse aus meinen könnte) als sehr komplizierte psychische Erlebnisse auftreten können, wie denn überhaupt ja der Gegenstand der Intention quantitativ wie qualitativ an sich unbegrenzt ist (s. o.).

b.

In ganz analoger Weise vermag nun also auch die künstliche Relations»bildung« sich zu vollziehen: sie besteht nicht etwa in der Neuschöpfung von Relationen, sondern nur in einer auswählenden Begünstigung (»künstlichen Zuchtwahl«) besonderer Arten derselben, unter bestimmten (außerpsychologischen) Gesichtspunkten. Da es sich hier prinzipiell genau um denselben Vorgang handelt, wie bei dem hinsichtlich der Begriffsbildung (Nr. 5) besprochenen, so brauche ich in bezug auf die nähere Art, wie dies geschieht, nur wieder auf das dort Ausgeführte zu verweisen (vgl. besonders das Beispiel aus der Kinderpsychologie, wie der Erzieher es angreift, um einem Kinde einen noch unbekannten Begriff anzudemonstrieren). Man kann das dort Ausgeführte einfach übertragen, denn man darf nicht aus dem Auge lassen, daß der Unterschied zwischen einfachem (inhaltlichem) Erlebnis und Relationserlebnis für die Psychologie an sich ja gar nicht besteht, sofern von ihrem Standpunkt aus, wie gezeigt wurde, jedes von späterem Standpunkt aus einfache (gegenständliche) Erlebnis schon eine Relation (Intention) einschließt, und umgekehrt jedes Relationserlebnis (vom späteren Standpunkt aus) an sich ein einfaches Erlebnis ist. Das obige Beispiel gilt also ganz wörtlich auch für diesen Fall: ich kann einem Kinde eine Relation künstlich nur so beibringen, daß ich ihm verschiedene Fälle (= Erlebnisse) z. B. des Kausalverhältnisses (als »Gesamterlebnisse«) vordemonstriere (es erleben lasse: *A* bewirkt *B* usw.). Freilich gelten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann auch hier wieder dieselben Restriktionen: daß das Kind auch in natürlicher Entwicklung, durch eigene Erlebnisse auf die Bildung dieses Relationsbegriffs d. h. auf die intentionale Festlegung dieser »allgemeinen« Erlebnisart gekommen sein kann; und zweitens, daß im Lauf der Entwicklung weitere Abbreviaturen auch für dieses Verfahren der künstlichen Relationsbegriffsbildung eintreten (»per analogiam«). Aber es bleibt die Tatsache, daß ein Kind und ebenso schließlich jeder Mensch eine Relation nur als »fertiges« Relationserlebnis (also als Gesamterlebnis im obigen Sinn) in sich aufnehmen kann: d. h. es muß ihm ein konkretes Gesamterlebnis ermöglicht werden (z. B.: eine ein Loch in den Sand drückende fallende Bleikugel), aus dem sich nachträglich analytisch die beiden Fundamente und die Relation intellektuell herauslösen lassen. Auf Grund eines solchen einheitlichen Erlebnisses muß es dann empirisch gelehrt werden, diesem Gesamterlebnis die einzelnen angegebenen Teile desselben zuzuordnen, so daß es, wenn Sand und fallende Kugel gegeben ist, die Relation ergänzt (»macht ein Loch«), oder wenn »Sand« (mit solcher Vertiefung) und »ein solches Loch hineinmachen« gegeben ist, sofort die Kugel wieder reproduktiv zugeordnet wird usw. Ein solches Beispiel ist natürlich (vom logischen Standpunkt auch in anderen Beziehungen noch) kompliziert; man halte sich jedoch nur an das, worauf es hier ankommt: daß das erste Mal die Relation als einheitliches Erlebnis erlebt (gegeben) sein muß und daß alle folgenden sog. Relationsstiftungen im Prinzip darin bestehen, aus zwei solchen darin analytisch enthaltenen Elementen das dritte auf Grund des Gesamterlebniskomplexes zu ergänzen. (Näheres s. »d«.)

Daß dieses Erlebnis einer Relation nun gerade als spezifisches »Kausalerlebnis« erlebt wird, setzt freilich noch weitere Zuordnungen natürlicher oder künstlicher Art voraus. Hier haben wir wieder auf unser früheres Beispiel von der Begriffsbildung zu verweisen (s. auch c). Es müssen entweder einem bestimmten Worterlebnis verschiedene Fälle solcher Relationserlebnisse künstlich zugeordnet werden, oder kann auch schon die natürliche Begriffsbildung dieser Zusammenfassung vorarbeiten, indem etwa »Ähnlichkeitserlebnisse« dabei eine Rolle spielen (wofür beim Kausalverhältnis gerade ja auch die sprachliche Entwicklung ein wenig zu sprechen scheint, sofern die sprachlichen Ausdrücke desselben vielfach Analogien aus konkret menschlichen Kausalerlebnissen d. h. Wirkungsweisen heranziehen und diesen die Fülle ähnlicher sonstiger Relationserlebnisse zuordnen als ihrem »Begriff«). Doch kann hier die Fülle der Möglichkeiten nicht erschöpft werden, die das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wirkliche Leben zur Bildung des Kausalverhältnisbegriffs neben der künstlichen Begriffsbildung einschlagen kann.

c.

Es folgt aus dem Gesagten die sehr wichtige Tatsache, daß die Unterschiede, die wir zwischen Kausal-, Final- usw. Relation machen, auf bestimmten Zuordnungen von Relationserlebnissen unter »begrifflichen« Gesichtspunkten beruhen: daß also diese Unterschiede nicht dem Relationserlebnis als solchem ursprünglich anhaften können. An sich gibt es für die Psyche nur Relationserlebnisse im Allgemeinen. Daß aber gerade diese bestimmten Arten und wie dieselben (d.h. unter welchen Gesichtspunkten sie) bevorzugt und unterschieden werden, ist wieder in außerpsychologisch motivierten Gesichtspunkten und Faktoren begründet. Es wird sich also, wie ja auch die Vorversuche nach Instr. 1—6 bestätigen, erwarten lassen, daß sich, bei der experimentellen Untersuchung des psychologischen Vorgangs der »Stiftung« von Relationen der logisch verschiedenen Arten, dieselben psychologischen Ergebnisse zeigen werden (nur natürlich verschieden nach der Verschiedenheit der Gegenstände (Erlebnisse usw.), auf die sich dieselben »beziehen«, bzw. der betreffenden durch dieselben gegebenen Intentionen und ihrer (rudimentären) Repräsente). (Da ferner die logischen Begriffe psychologisch wie gesagt auch intentionale Erlebnisse bestimmten Charakters sind, so besteht psychologisch NB.! auch der Unterschied von Relationen von Gegenständen und von Begriffen in dieser Beziehung nicht!)

d.

Da nun psychologisch, wie gesagt, Elemente und Relation nicht geschieden zu sein brauchen, sondern an sich eine untrennbare intentionale Einheit bilden können, so ist das gewöhnliche Schema psychologischer Relationsversuche, das zu zwei Elementen eine Relation suchen läßt, psychologisch zum mindesten nur ein einzelner von drei zu koordinierenden Fällen. Ebensogut kann dann die Aufgabe so gestellt werden: zu der Relation und zu dem einen oder: zur Relation und dem anderen Fundament derselben das dritte zu suchen bzw. zu ergänzen. Aber eine »Stiftung« im strengen Sinne wird das überhaupt nie sein (psychologisch), sondern immer nur eine Ergänzung des dreiteiligen Ganzen aus zwei Teilen, oder, wie wir früher sagten: eine Subsumption eines gegebenen Teils unter ein (zu ergänzendes, intentional ebenfalls gegebenes) Ganzes. Mit zwei Fundamenten ließe sich psychologisch nie etwas anfangen, wenn das »Ganze« (das Gesamtrelationserlebnis) nicht (in allen drei Fällen) schon bestünde und als intentionales Erlebnis durch die Festlegung von Teilen desselben schon gegeben wäre.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Die logische Beurteilung, welcher Art nun das erlebte Verhältnis sei, ist etwas anderes und gehört nicht hierher.)

(Überhaupt ist, rein psychologisch betrachtet, die zweigliedrige Relation ein bloßer Spezialfall ohne jede besondere Bedeutung, und es ist (psychologisch) ungerechtfertigt, nur Relationen von zwei Fundamenten als »Relationen« gelten zu lassen. Diese mögen unter außerpsychologischen Gesichtspunkten eine besondere Bedeutung haben. Aber für die Psychologie selber sind Relationen von mehrgliedriger Zuordnung genau dasselbe im Prinzip.)

Relationen können also (psychologisch) nie in dem Sinne gestiftet werden, daß willkürlich zwischen Elementen, die gar nichts miteinander zu tun haben (besser: genetisch noch gar nichts empirisch miteinander zu tun hatten), vollkommen neu eine Relation oder gar eine bestimmte Relation geschaffen würde; daß also erst eine Verbindung zwischen ihnen durch einen besonderen rein spontanen Akt hergestellt würde; sondern wenn die betreffenden »Elemente« nicht schon verbunden d. h. als Einheit, als gemeinsam einem Dritten zugeordnet erlebt sind, so wird dies nie gelingen. Im letzteren Fall aber ist die Lösung der Aufgabe nur eine Ergänzung eines gesuchten Teiles zum (mindestens intentional) gegebenen Ganzen.

In unseren Instruktionen war eines der Fundamente (»O_2«) gesucht, während die Art der Relation (Verwendbarkeit) und das andere Fundament (»O_1«) gegeben war. Schematisch läßt sich das so darstellen: nach Obigem läßt sich die Aufgabe nur lösen, wenn vorher schon in der Psyche besteht: 1) ein einheitliches Erlebnis, in dem O_1 und O_2 verbunden sind $\boxed{O_1\,O_2}$ und 2) ein Erlebnis der Verwendbarkeit (bzw. des Begriffs der Verwendbarkeit; s. o.), welches auch ein Erlebnis von einheitlichem Charakter psychologisch ist (V). 3) Die intentionale Beziehung von 1 und 2 (also $\boxed{O_1\,O_2} \overset{\leftarrow}{\rightarrow} V$). Nun steht aber nicht allein $\boxed{O, O_2}$ zu V in dieser Beziehung, sondern noch eine Menge anderer Erlebnisse, sowohl der Form: $\boxed{O_1 O_v}$ als $\boxed{O_w O_2}$ als $\boxed{P_1 P_2}$ usw., welche alle wieder auf andere Erlebnisse zurückgehen (v und w bezeichnen nur allgemeine Exponenten).

In unserem Fall ist die Vp. nun eingestellt, etwas zu erwarten, das zur Verwendbarkeitssphäre gehört. Sie ist also auf ein X eingestellt, das V zugeordnet ist und zwar nicht allein, sondern in Verbindung mit einem Y (die Vp. weiß ja, daß es sich um das zweigliedrige Verhältnis »Zweck—Mittel« handelt). Sie ist also eingestellt auf: $\boxed{X\,Y} \overset{\leftarrow}{\rightarrow} V$. Es wird nun O_1 gegeben und tritt sofort an Stelle von X. Also $\boxed{O_1\,Y} \overset{\leftarrow}{\rightarrow} V$. Durch diese Näherbestimmungen werden im Prinzip nun sofort alle Intentionen der Form (s. o.):

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

$\boxed{O_1 O_v} \rightleftarrows V$ ausgelöst, während alle anderen Formen, die für $\boxed{X\ Y}$ intentional zugeordnet waren, gar nicht mehr in Frage kommen. $\boxed{O_1 O_v}$ stellt nun immer noch eventuell prinzipiell eine große Sphäre von Zuordnungen dar vermöge der Variabeln O_v. Und es wird nun darauf ankommen, welches O_v, bzw. welches $\boxed{O_1 O_v}$ die meiste Begünstigung zur Reproduktion besitzt auf Grund aller möglichen (aus Entwicklungsverlauf und gegenwärtigem Bestand der betreffenden individuellen Psyche resultierenden) Faktoren, die außerhalb unserer hier vorgenommenen prinzipiellen Berechnungen stehen. Dieses Meistbegünstigte ist das Reaktionsresultat O_2.

Die früher angeführten Fälle, wo nach »Analogie« reagiert wird (§ 25, 3a), zeigen folgendes speziellere Schema: in dem oben angegebenen tritt einfach für O_1 durch Substitution ein ω_1 ein, das sich zu O_1 so verhält: daß O_1 mit ω_1 (und eventuell vielen anderen ω_2, ω_3 usw.) eine gemeinsame Zuordnung (sagen wir Ω_1) besitzt in einer bestimmten Beziehung, die sich eben in dem gemeinsamen Erlebnischarakter von O_1 und ω_1 ausspricht, welcher in der gemeinsamen Intention von Ω_1 besteht. (Gerade diese Art der gemeinsamen Zuordnung nennen wir »Ähnlichkeitscharakter« in dieser Beziehung). Es treten also einfach an Stelle eines Gliedes weitere Zuordnungen desselben der beschriebenen Art. (S. die früheren Beispiele: für »Glasscherben« tritt »Tonscherben« ein; beide haben die gemeinsame Zuordnung zu dem [vom logischen Standpunkt: »Allgemeinbegriff«, vom psychologischen: einfach zu dem] anderen Erlebnis »Scherben«. Die Zuordnung ist hier entweder künstlich oder natürlich im Individuum genetisch zu erklären.) Für das Erlebnis selbst braucht, wie gesagt, diese Erweiterung der Zuordnungen an sich nicht komplizierend zu wirken.

Die obengenannten zwei anderen Fälle der »Ergänzung« des Relationsgesamterlebnisses sind selbstverständlich ganz analog zu schematisieren.

e.

Was hier »Ergänzung« genannt wurde, kann natürlich ebensogut wie früher als »Subsumption« bezeichnet werden. Die beiden Benennungen sind nur Betrachtungsweisen von verschiedenen Seiten. Wenn das Ganze, das ergänzt werden soll (eben das bestimmte Gesamtrelationserlebnis), schon vorher als solches für die Psyche (intentional) vorhanden ist, und nach Maßgabe der Instruktionseinstellung zuerst unbestimmt, dann immer bestimmter intendiert wird, (d.h. nach Maßgabe der in der Versuchsanordnung allmählich eintretenden Näherbestimmungen s. »d«), so kann dieser Vorgang

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlich ebensogut als sukzessive Subsumption der im Versuch dargebotenen Bestandteile unter das von Anfang an intendierte Ganze bezeichnet werden, wie als eine Ergänzung des zuerst unvollständigen Schemas[1]). Beide Ausdrucksweisen sind ja doch nur bildliche Ausdrücke, die nur den oben theoretisch eingehend geschilderten Vorgang der Zuordnung der aktuellen und intentionalen (reproduzibeln) Erlebnisse (bzw. Erlebnischaraktere) der Psyche bezeichnen sollen.

9.

Das psychische Phänomen des »Suchens« und »Sichbesinnens«, das wir bei den indirekten Finalerlebnissen konstatierten und auf das natürlich hier nicht näher eingegangen werden kann, ist nach diesen Ausführungen nichts anderes, als eine Tendenz zur Explikation einer bestimmten intendierten Sphäre, also zur Reproduktion der im Einstellungserlebnis intendierten Zuordnungen: wobei alle jene selektiven Faktoren, von denen früher gehandelt wurde, wieder eine determinierende Rolle spielen in Betreff der größeren oder geringeren Leichtigkeit der sukzessiven Zuordnungsfähigkeit (Reproduzibilität) der intendierten Erlebnisse. Daraus erklärt sich nun auch, warum in diesen Prozessen des Suchens etwas inhaltlich Neues nicht angetroffen werden konnte, als höchstens sukzessive Erneuerungen der Einstellung, die auf das zunächst undeutlich und inexplizit gegegebene Intentionsgebiet gerichtet ist. Aber oft tritt dafür auch ein bloßes »Abwarten« ein. Das Suchen und Sichbesinnen kann somit im allgemeinen als Tendenz zur Realisation intendierter Reproduktionen bezeichnet werden und ist (vgl. Nr. 7e dieses Exkurses!) eine Art der Aufmerksamkeit, die auf eben den beschriebenen Realisierungsprozeß gerichtet ist.

Da nun aber die sogenannte Relations»stiftung« überhaupt und ganz im allgemeinen psychologisch auch als ein solcher Vorgang der Explikation oder Realisation von Intentionen, näher: als ein Prozeß der Ergänzung des aktuellen Erlebnisses zum Ganzen des intendierten Erlebnisses oben aufgewiesen worden ist, so ist demnach auch das Phänomen des Suchens, wie es unseren Versuchen anhaftet, als etwas nicht nur unserer Versuchsanordnung Anhaftendes, sondern als ein Moment der (indirekten, mittelbaren) Relationsstiftung selbst nachgewiesen. Es wird hier sozusagen das »Ganze« zu dem gegebenen Teil in der bestimmten Beziehung gesucht (s. o.), das Erlebnisganze

1) Vgl. O. Selz über determinierte intellektuelle Prozesse (Bericht über den Kongreß für exp. Psychol. 1912).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(die Erlebnissphäre), unter welche sich das gegebene Reizwort in der angegebenen Weise subsumieren läßt. Daher ist es erklärlich, warum auch dann dieses für uns in den bisherigen Vorversuchen so wichtig gewordene Moment des Suchens sich immer noch zeigt, wenn es nicht mehr durch den Wortlaut der Instruktionen gefordert ist. Auch dann, wenn wir zu den eigentlichen Wertungsversuchen, und zuerst zu den ökonomischen Wertungen übergehen, und wenn von den Vp. nicht mehr ausdrücklich verlangt wird, wie bisher zu etwas Gegebenem unter einem bestimmten Gesichtspunkt etwas Zugehöriges zu suchen und zu finden (oder wie wir jetzt sagen müssen: das Gesamterlebnis zu finden, zu dem es in der durch Instruktion angegebenen Weise mit etwas anderem zusammengehört); sondern wenn nur ein Gegenstand gegeben wird, der (wenn wir zunächst Instr. 14 ins Auge fassen) von der gegebenen Lage der Vp. aus »gewertet« werden soll —: auch dann werden diese oben besprochenen charakteristischen Momente bleiben, und wir werden bei allen diesen Vorgängen doch im Grunde jene obengenannten Züge und Voraussetzungen finden (»Wertrelation«).

(Auch das Zugehörigkeitserlebnis als Erlebnis der Subsummierbarkeit des Gegebenen unter ein der Intention entsprechendes Gesamterlebnis ist mit obigem erklärt.)

10.

Damit ist der Zweck unseres Exkurses erreicht: die zunächst auffallenden Ergebnisse unserer bisherigen experimentellen Untersuchung sind gerechtfertigt d. h. begreiflich gemacht durch einen genetisch-theoretischen psychologischen Unterbau. Aber abgesehen von diesem nächsten Zweck wird, wie wir sehen werden, dieser Exkurs die theoretische Erklärungsgrundlage auch für alle unsere weiteren Untersuchungsergebnisse bilden können.

11.

Zum Schluß dieses Exkurses möge nur noch die Frage erhoben werden, wie sich denn zu der hier geschilderten ontogenetischen Entwicklung die phylogenetische verhalte.

Ich glaube, daß auch hier der Satz gilt, daß die erstere im wesentlichen eine Rekapitulation der letzteren ist. Doch ist bei der näheren Rekonstruktion dieser Entwicklung zu viel größerer Vorsicht zu mahnen, als hier vielfach angewandt wird. Man kann hier absolut nicht, wie es gewöhnlich geschieht, ausgehend von der sukzessiven allmählichen Entwicklung der Sinnesorgane in der aufsteigenden Reihe der Entwicklung der Organismen, sagen: von dieser Stufe an liegen Gesichtsempfindungen, von dieser an Gehörsempfindungen usw. vor.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn eine solche Differenzierung ist eben nur von unserem vollentwickelten psychophysischen Organismus aus und auf unserer jetzigen Entwicklungsstufe wirklich sinnvoll. An sich ist daher ein solches wie das abgelehnte Vorgehen genau so falsch wie die früher (Nr. 3a) abgelehnte Ansicht, daß das Kind sich von Anfang an einer Mannigfaltigkeit gegenübersehe. Von einer optischen Empfindung im strengen Sinn kann nur die Rede sein, wenn eine feste Zuordnung vollzogen ist zwischen Auge und bestimmten Erlebnisarten. Diese aber setzt schon eine ziemlich hohe Entwicklungsstufe psychischen Lebens voraus; jedenfalls darf die bestimmte Scheidung von den übrigen Erlebnissen nicht ohne weiteres sofort mit dem Auftreten des betreffenden physiologischen Sinnesorganes postuliert werden.

Überhaupt werden wir uns von der Art des psychischen Lebens auf einer Stufe, in der nicht wenigstens die allgemeinsten physiologischen Voraussetzungen unseres heutigen psychischen Lebens gegeben und schon vorhanden waren, niemals einen wirklichen Begriff machen können.

Wir können mit Sicherheit nur jene oben in Nr. 6a skizzierte Stufenfolge psychischer Entwicklung auch für die phylogenetische Entwicklung im allgemeinen annehmen, ohne sie jedoch im einzelnen mit Sicherheit bestimmten Stufen der Entwicklung der Organismen zuordnen zu können.

Die niederste Stufe psychischen Lebens war auch phylogenetisch zweifellos eine Stufe ganz undifferentiierten Erlebens, so daß wir hier ev., wie ja manchmal geschieht, auch von inhaltlosem, rein »gefühlsmäßigem« Erleben sprechen können (näheres § 36). Wann diese Stufe aber verlassen wird, das hängt nicht allein von dem Auftreten neuer Sinnesorgane ab, sondern auch, und zwar in erster Linie, von dem Auftreten bzw. der Erstarkung der Fähigkeit der Reproduktion, vermöge welcher sich die ersten primitivsten Beziehungen zwischen undifferentiierten Erlebnissen verschiedener Art bilden konnten. Erst dann könnte, wie gesagt, auch von Empfindungserlebnissen im Unterschied von den primitiven, ganz undifferentiierten die Rede sein. Von welchem Zeitpunkt ab dies aber der Fall ist, ist absolut nicht auszumachen. Das eigentliche bestimmte gegenständliche Erleben setzt jedenfalls schon unsere heutige allgemeine psychophysische Organisation voraus, wie wir sie mit den höheren Tieren gemeinsam haben. Auch hier kann die menschliche Entwicklung des psychischen Organismus nur in Vervollkommnung der Zuordnung d. h. der fortschreitenden Ordnung und Abbreviatur (Ökonomie) der Erlebnisse, nicht in der Neuschaffung solcher bestehen. Über den Wert solcher Erlebnis-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zuordnungen im allgemeinen, über die größere oder geringere Gültigkeit derselben gegenüber früheren Entwicklungsstufen usw. ist in der Psychologie natürlich gar nichts auszumachen. Dieselbe kennt nur Erlebnisse und gesetzmäßige Zuordnungen von solchen. Sie kann höchstens vermuten, daß der im Laufe der psychischen Entwicklung durch natürliche und künstliche Zuchtwahl (von denen die künstliche in ihren verschiedenen Versuchen und Möglichkeiten natürlich ebenfalls der natürlichen Zuchtwahl letztlich wieder untersteht) überlebende Teil von psychischen Erlebnissen und Zuordnungszusammenhängen derselben, da er sich ja zu diesem Ende als brauchbar und verwendbar und relativ stabil erweisen mußte, eben deshalb auch eine Geltung besitzen müsse, welche über die psychologische Kompetenz hinausreicht. Aber hier muß sie Halt machen. Denn hier ist die Ausfallspforte ins Land der Metaphysik.

Doch ich kehre nun zu unserer laufenden Untersuchung vor dem Exkurs zurück.

(§ 25,) 7.

Wir haben im Vorhergehenden meist als Beispiel Instr. 8 genommen, wo zu einem gegebenen Mittel ein bestimmter Zweck gesucht werden sollte. In dem umgekehrten Fall (Instr. 7) ist nach den Protokollen der Vorgang ganz derselbe, nur daß sich im einzelnen in den Begleitumständen (Richtungserlebnissen [14] usw.) kleine Differenzen zeigen, die aber in keiner Weise prinzipieller Natur sind. Der Vorgang des Suchens ist hier nur womöglich noch deutlicher, indem auf Erinnerungen an die innerhalb der betreffenden Zwecksphäre verwendeten Gegenstände bewußt oder unbewußt zurückgegriffen wird (oder auf Analogien). (Vgl. die Protokolle und § 24, 3.) Wir haben ja hier nur einen anderen von den oben (Exkurs Nr. 8d) genannten Fällen.

§ 26. Individuelle und generelle Geltung.

(Grade der Allgemeingültigkeit.)

1.

Es bleibt uns nun noch die Frage zu beantworten, welchen Unterschied in den Protokollen die Verschiedenheit von individueller und genereller Gültigkeit der »gestifteten« Finalrelationen in den Instr. 6 und 8 gegenüber 7 und 9 ausmacht.

a.

Ich suchte, wie aus den Instruktionen zu ersehen ist, solche dadurch hervorzurufen, daß ich die Vp. anwies, zu dem gegebenen Gegenstand einen Zweck zu nennen, zu welchem man oder das andere

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mal: zu welchem sie selbst denselben gebrauchen können. Auf diesen Unterschied war in den Instruktionen besonders nachdrücklich hingewiesen.

Man könnte nun zunächst geneigt sein, anzunehmen, daß dieser Unterschied sich jedenfalls darin ausprägen müsse, daß der individuellen auch eine individuelle Erinnerung (resp. ein unbewußtes Zurückgreifen auf individuelle Erfahrungen) bzw. eine Reflexion auf solche entspreche, der allgemeinen dagegen ein allgemeines Wissen und die Reflexion auf ein solches. Dem ist aber nicht so. Vielmehr zeigt sich oft eine eigentümliche Verschlingung von Allgemeinem und Individuellem in solchen Erlebnissen, so daß u. U. eine ganz individuelle Erinnerung d. h. eine Erinnerung mit deutlicher Ichbeziehung für den Verlauf vollständig den Wert eines allgemeinen Tatbestandes, den Charakter der Allgemeingültigkeit hat, während ein ganz allgemeines Wissen eine deutliche Beziehung auf den konkreten individuellen Fall, eine deutliche Ichbeziehung einschließt. Daraus folgt, daß wir psychologisch in diesem Charakter der Allgemeinheit oder Konkretheit einer Vorstellung oder eines Gedankens nicht eine qualitative Differenz des Einzelerlebnisses selbst vor uns haben; an sich d. h. für sich allein genommen, ist jedes Erlebnis gleich individuell oder gleich allgemein, oder vielmehr keines von beiden; diesen Charakter erhält es erst durch seine Relation zu anderen Erlebnissen (die Intention auf solche). In den vorliegenden Versuchen ist der Unterschied deutlich von vorn herein durch den verschiedenen Charakter der Einstellung gegeben. Es zeigt sich in den Protokollen, daß die Vp. von Anfang an in den individuellen und allgemeinen Versuchen ganz anders eingestellt ist (18). Sie ist, so merkwürdig das klingen mag, schon in der Vorperiode auf die Sphäre ihres eigenen augenblicklichen Lebens oder auf eine ganz allgemeine Sphäre (man könnte sie etwa »Menschheitssphäre« oder ähnlich nennen; vgl. § 33 und 34) eingestellt, intentional bezogen. Beides sind Erlebnisarten von derselben Einfachheit, wenn man natürlich auch vom genetischen Standpunkt aus (s. § 25, Exkurs) der ersteren Einstellung größere Natürlichkeit, als der zweiten zuzusprechen geneigt ist. Aber für das Erlebnis als solches macht das, wie wir oben bei der psychologischen Theorie der Begriffsbildung sahen, (psychologisch) nichts aus. Die eine oder andere Art der Einstellung bedeutet psychologisch nach unseren früheren Ausführungen nichts anderes, als daß die Vp. intentional alles nun folgende, was gegeben wird, einem bestimmten, nämlich durch die Einstellung gegebenen Erlebnis bestimmten Charakters, als dem dominierenden,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zuordnet, wodurch das erstere die betreffende »Betonung«, den betreffenden »Charakter« der Individualität oder Allgemeinheit erhält. Es klingt zunächst seltsam, daß es ein Erlebnis der Allgemeinheit von ganz bestimmtem Charakter geben soll. Und doch kann sich jeder selbst davon überzeugen, wenn er etwa den Inhalt irgendeines Sprichwortes, das ihm gegeben werden soll, entweder ganz allgemein erfassen oder auf seine gegenwärtige Lage (oder überhaupt auf sich selbst) anwenden soll. Was ist der Unterschied des Erlebnisses, der Einstellung, in beiden Fällen? Jeder wird zugeben müssen, daß die Beziehung auf das Ich, auf die bestimmte gegenwärtige Lage desselben, durch ein bestimmtes einheitliches intentionales Erlebnis psychologisch repräsentiert sein kann (ohne daß diese Intention irgendwie notwendig im einzelnen ausgeführt sein müßte), vgl. auch § 30, 1!; und ebenso wird man bestätigt finden, daß auch die andere Art der Einstellung, bei der man logisch von einer »Abstraktion vom eigenen Ich« reden könnte, psychologisch als etwas weder Negatives, noch Kompliziertes, sondern als ein Erlebnis ebenso einfachen und doch ganz bestimmten Charakters sehr wohl vorliegen kann. Und durch Zuordnung zu diesem Erlebnis dieses bestimmten Charakters, indem also in diesem vorliegenden Fall jedes auftretende Erlebnis unter dem Einfluß der Instruktion ohne weiteres auf dieses Einstellungserlebnis bezogen wird (bzw. schon mit seinem Eintreten bezogen ist), erhält jedes andere auftretende Erlebnis diesen seinen Charakter der Allgemeinheit oder Individualität bzw. trägt denselben oder, wie man auch hier wieder sagen könnte: diese »Allgemeinheits- bzw. Ichbetontheit« unmittelbar an sich. Ich brauche nur etwa an das Anhören einer Rede im gewöhnlichen Leben zu erinnern, bei der ich, wie man sagt, zunächst ganz unbeteiligt zuhöre, dann aber auf einmal merke, daß dieselbe auch für mich aktuelle Bedeutung hat. Ich werde dann alles wie vorher hören und vorstellen und denkend verstehen können, und doch ist etwas anders geworden: die Einstellung; oder was dasselbe ist: alles ist nun ohne weiteres intentional auf mich, meine Lebenssphäre usw., mein spezifisches Icherlebnis bezogen. Es können dabei unendlich viele verschiedene persönliche Interessensphären meines Ichs, einzeln oder zugleich, unter dieser Ich- und Lebenssphäre verstanden und intentional begriffen sein. Das macht für die Einheitlichkeit des Erlebens, wie schon oft betont wurde, nicht notwendig etwas aus. Die Einstellung kann sich in diesen Fällen, sozusagen: mit dem gleichen logischen Effekt (der »individuellen Geltung«), entweder ganz »allgemein« auf mein Ich beziehen oder auf bestimmte meiner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

individuellen Erlebnisse oder Erlebnissphären. Immer wird bei einer derartigen Einstellung ein »unter ihrer Herrschaft« auftretendes Erlebnis den Charakter des Individuellen tragen, bzw. unwillkürlich so »aufgefaßt« werden können, wenn nicht besondere Hindernisse eintreten. Was nicht in die Sphäre der Einstellung im angegebenen Sinne hereinpaßt, wird ohne weiteres als nicht zugehörig erlebt. Prinzipiell ist es mit der »allgemeinen Einstellung« genau dasselbe. Auch im gewöhnlichen Leben hängt dies jederzeit von der jeweiligen (durch äußere und innere Faktoren veranlaßten) Einstellung ab.

Logisch freilich ist eine solche Einstellung komplizierter, als z. B. die in den früheren Versuchen, da sie neben den dort (§ 23, 1) besprochenen Einstellungen noch diese neue ebenbesprochene enthalten soll; aber psychologisch d. h. hier: für das Erlebnis als solches, braucht sie deshalb nicht notwendig komplizierter zu sein. Zunächst mag ja die Zusammenstellung der verschiedenen Einstellungsgesichtspunkte eine gewisse Schwierigkeit verursachen, aber prinzipiell ist dieselbe keine andere, als diejenige, die sich bei der künstlichen Selektion und Verbindung von Zuordnungen immer zeigt (z. B. bei der Erziehung in den früheren Beispielen).

b.

Phänomenologisch also kann hier nichts als diese Veränderung der Einstellungserlebnisse (nach ihrem »Charakter«), der Intentionen, der Zuordnungen im angegebenen Sinn konstatiert werden.

Ganz davon zu scheiden ist nun die andere Frage, ob sich nicht psychologisch-genetisch diese Einstellungserlebnisse, hier in erster Linie die Entstehung eines solchen intentionalen »Allgemeinheitserlebnisses« erklären und darstellen lasse.

Und in der Tat ist dies möglich, indem wir nur die im Exkurs zu § 25 angegebenen Gesichtspunkte der psychischen Entwicklung im allgemeinen auf diesen Spezialfall anwenden. Ich möchte dies hier gleich kurz ausführen, um in Zukunft in dieser Arbeit in ähnlichen Fällen auf dieses Beispiel zurückverweisen zu können.

Zunächst ist natürlich festzustellen, daß das begriffliche Erlebnis der Allgemeinheit ein künstliches Selektionsprodukt der Logik ist. Aber auch jedes derartige logische Kunstprodukt hat, wie wir früher sahen, seine natürlichen Voraussetzungen, und zwar in zweifacher Weise: denn erstens ist eine solche logische Selektion immer nur eine Selektion aus individuellen derartigen Erlebnissen: hier also von individuellen Erlebnissen allgemeinen Charakters, die von der Logik nur erst unter diesem einheitlichen Gesichtspunkt aus-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewählt und zusammengefaßt wurden. Zweitens aber kommt die natürliche selektive psychische Entwicklung auch dieser künstlichen Selektion als solcher d. h. der Einheit ihres Selektionsgesichtspunkts (eben der »Allgemeinheit«) schon vielfach von selbst entgegen, in dem sie selbst schon unter der Einwirkung nichtlogischer selektiver Lebensfaktoren ähnliche Zusammenfassungen und einheitliche Zuordnungen vornimmt bzw. erzeugt.

Unter beiden Gesichtspunkten soll hier die psychologische Entwicklung des Allgemeinbegriffs kurz dargestellt werden.

Wir haben schon früher betont, daß die Häufigkeit eines Erlebnisses oder eines Erlebniszusammenhangs (d. h. einer bestimmten Zuordnung von Erlebnissen irgendwelcher Art) ein wichtiger selektiver Faktor für dasselbe d. h. ein Hauptgrund für die Festhaltung (Reproduzibilität) und Zuordnungsfähigkeit desselben ist. Hauptsächlich aus diesen Ursachen bildet sich allmählich ein unter tausend andersartigen Erlebnissen und Erlebniszusammenhängen überlebender, sich behauptender und immer wieder reproduzibler Erlebniszusammenhang: die Voraussetzung »objektiver« Erlebnisse im höchsten Sinn. So werden ganz von selbst auch schon in der natürlichen Entwicklung der Psyche sich bestimmte Erlebnisse und Erlebniszusammenhänge durch leichtere Reproduzierbarkeit auszeichnen. Je mehr dies aber der Fall ist, um so mehr wird ein solcher reproduzibler Erlebnischarakter auch ohne individuelle Zuordnungen anderer, nur relativ »zufällig« mit diesem Erlebnis verbundener Erlebnisse reproduziert werden können: d. h. je öfter ein Erlebnis reproduziert wird auf Grund häufiger Wiederholung desselben (resp. eines ähnlichen) Erlebnisses, um so mehr wird sozusagen der Kreis ihm (nur in einzelnen Ausnahmefällen) anhaftender weiterer Zuordnungen von Erlebnissen »verwischt« werden, da ja das betreffende Erlebnis in immer anderen Zuordnungen erscheint, abgesehen von dem seine Eigenart bildenden, immer relativ gleichbleibenden Erlebnis oder Erlebniszusammenhang. Wir kommen auch von hier aus auf die schon früher festgestellte Tatsache, daß ein Erlebnis um so individuelleren Charakter trägt, je mehr es einen bloß individuellen[1]) Zusammenhang von Erlebnissen konstituiert; um so allgemeineren Charakter aber, je mehr auch sein Zusammenhang der »Norm« d. h. dem üblichen und als feststehend schon reproduzibeln Erlebniszusammenhang entspricht.

1) Das konkrete Erlebnis selbst wird natürlich immer in individuellem Zusammenhang auftreten, aber gerade sofern es eben, abgesehen von diesem zufälligen Zusammenhang, doch intentional auf frühere gleiche Zusammenhänge bezogen ist, trägt es allgemeinen Charakter.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So wird verständlich, wie es auch vor logisch-künstlicher Begriffsbildung (d. h. Selektion von Erlebniszuordnungen) schon Unterschiede der Erlebnisse hinsichtlich ihrer Allgemeingültigkeit oder individuellen Gültigkeit gibt oder geben kann: ist es in seinem ganzen Zusammenhang in Übereinstimmung mit reproduzibeln Erlebnissen, d. h. ist es intentional auf annähernd denselben (von früher her schon bekannten und feststehenden) reproduzibeln Erlebniszusammenhang intentional bezogen, so ist es allgemeingültig und umgekehrt.

Der Begriff der Allgemeingültigkeit im logischen Sinn wird dann auf Grund solcher schon vorhandener Grundlagen der natürlichen Entwicklung in ganz genau derselben Weise gewonnen, wie es in § 25, 6, Exkurs Nr. 5 beschrieben ist. Aus dieser Entwicklung resultiert dann ein psychologisch einheitliches (repäsentativ-intentionales) Erlebnis der Allgemeingültigkeit, dem die einzelnen allgemeingültigen Erlebnisse der oben beschriebenen natürlichen Provenienz einheitlich zugeordnet sind (als ihrem »Gesichtspunkt« oder »Begriff«). Damit ist die Möglichkeit der oben konstatierten Einstellungen psychogenetisch erklärt, auf Grund unserer allgemeinen psychogenetischen Theorie.

Diese Ausführungen widersprechen natürlich nicht dem in »a« festgestellten Tatbestand, daß auch ganz individuelle Erinnerungen an Fälle von Finalrelationen allgemeingültigen Charakter haben bzw. tragen können. Der Allgemeingültigkeitscharakter dieses Erlebnisses beruht auch dann vielmehr darauf, daß diese individuelle Erinnerung, gerade was dieses Finalerlebnis anlangt, selbst nicht bloß einmaliggültig, sondern auf feststehende gleiche reproduzible Zusammenhänge intentional bezogen ist. Individuell ist hier nur der Erlebniszusammenhang, in dem dieser durch seine Intention allgemeingültige Finalerlebniszusammenhang zufällig erlebt wurde; diese äußeren, auch mit erinnerten Umstände, unter welchen dieses allgemeingültige Finalerlebnis (vielleicht zum letztenmal vor der Versuchsstunde) erlebt wurde, sind allerdings ev. nur zufällig und individuell.

2.

Entsprechend unseren obigen Ausführungen über die verschiedenartigen Möglichkeiten der spezielleren oder allgemeineren Icheinstellung (Nr. 1a) und auch gemäß der eben aufgezeigten allmählichen (»graduellen«) Entwicklung des psychologischen Allgemeingültigkeitserlebnisses weisen denn auch die Protokolle verschiedene Arten und Übergangsstufen der Erlebnisse von »absolutester« Allgemeinheit zur schlechthinigen Singularität der Geltung auf, sowohl was den Umfang als die Zeit der Geltung betrifft. Aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn man angeben soll, in welchem Moment sich psychologisch z. B. die absolute Allgemeingültigkeit einer Finalrelation manifestiere, so kann in den meisten Fällen eben nur auf den ganz bestimmten Erlebnischarakter (»Erlebniston«) verwiesen werden, der auch erst nachträglich logisch in dieser Beziehung genauer bestimmt werden kann, aber nicht etwa auf ein inhaltliches Merkmal des Erlebnisses selbst.

Daß die Allgemeinheit eines Erlebnisses auf dem Erlebnischarakter der Einstellung im angegebenen Sinne beruht, zeigt sich besonders deutlich in solchen Fällen, wo bei absolut gleichbleibendem sinnlichem oder gedanklichem Substrat sich der Charakter der Allgemeinheit unter dem Einflusse der Instruktion unabhängig plötzlich und oft fast unmerklich verändert (17).

3.

Man beachte schon hier die uns oft wieder begegnende Tatsache, daß wir psychologisch kontinuierliche Stufen der Allgemeingültigkeit haben können (in der oben angegebenen entwicklungsgeschichtlichen Begründung), während dies für den logischen Begriff nicht gilt. Es ist dies der immer wieder uns sich zeigende prinzipielle Unterschied natürlichen Geschehens und begrifflicher, grenzenabsteckender Erfassung desselben.

§ 27. (Instr. 12.) Das Zugehörigkeitserlebnis zu einer bestimmten Sphäre.

1.

Die Instr. 12 ist zu dem Zweck aufgestellt, um die Zugehörigkeitserlebnisse, auf die wir seither immer wieder gestoßen sind, noch etwas genauer zu illustrieren und unsere obigen Ausführungen zu bestätigen. Eine ganz bestimmte Sphäre, ein ganz bestimmter Umkreis von Begriffen und Vorstellungen ist hier durch Instruktion der Vp. gegeben: der Umkreis dessen, was ein Gärtner braucht. Es ist prinzipiell völlig unwesentlich, ob die Vp. sich irgendeinen in denselben gehörigen Gegenstand im einzelnen denkt oder vorstellt: das sind nur Typenunterschiede. Aber jede Vp. weiß nach Kenntnisnahme der Instruktion ohne weiteres, was damit gemeint ist; und sie weiß ebenso, daß sie jeden Gegenstand, der ihr jetzt gegeben werden mag, mühelos — wenigstens in normalen Fällen mühelos — als diesem Kreis zugehörig oder nicht zugehörig erkennen wird. Und auch hier handelt es sich nun wieder nicht bloß um eine Einstellung, die eben ganz allgemein jede irgendwie und irgendwoher bekannte und geläufige Assoziation von Gärtner und einem Reizwort als der Instruktion

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entsprechend und also »zugehörig« ansprechen und anerkennen würde; sondern es ist auch hier wieder eine Einstellung, die sich auf die ganz spezielle, in der Instruktion angegebene teleologische Zugehörigkeit (die Verwendbarkeit) bezieht. Das zeigt sich bei sämtlichen Vp. z. B. bei dem Reizwort »Schnecken« (19). Wäre die Vp. nur auf allgemeine Assoziationszusammengehörigkeit eingestellt, so müßte sie (bei unmittelbarer Reaktion!) mit »ja« reagieren oder sie müßte zum mindesten, wenn sie etwa aus Vorsicht eine sofortige Reaktion vermeiden könnte, eines besonderen Aktes bedürfen, um die richtige Einstellung etwa auf Grund einer Reflexion zu gewinnen. Das ist aber nicht so, sondern die Vp. hat ein unmittelbares einheitliches, meist mit einem gewissen Unbehagen verknüpftes Erlebnis der Nichtvollzugehörigkeit! Dieses Erlebnis ist ein so einheitliches, daß sich die Vp. angetrieben fühlen, nachträglich durch reflektierende Analyse den Sinn und die Berechtigung dieses Erlebnisses festzustellen. Es ist also, bildlich gesprochen, wie wenn die Einstellung der Instruktion ein elektrisierter Metallstab wäre, der in Anziehung und Abstoßung durch seine bloße Gegenwart eine Scheidung zwischen den ihm entgegentretenden Größen hervorruft, nur daß statt gleichnamiger und ungleichnamiger elektrischer Eigenschaft die Zugehörigkeit und Unzugehörigkeit (bzw. nach den physikalischen Gesetzen umgekehrt) einzusetzen wäre.

Welcher Art ist nun aber und worauf beruht diese Zugehörigkeit (20)? Auch im vorliegenden Fall ist der Kreis der zu einem Gärtner und seinen Bedürfnissen gehörenden Gegenstände natürlich ein rein auf Erfahrungswissen basierender Komplex. Wir müssen uns eben klar darüber sein, daß es ebensogut wie z. B. erfahrungsmäßige Kausalzusammenhänge (bei denen dies niemand leugnet) auch erfahfahrungsmäßig zusammengehörende Komplexe anderer Art gibt, die wir uns (wie oben) etwa durch einen gemeinsamen Erlebnischarakter verbunden denken können. Die Zusammengehörigkeiten und Sphären der Psychologie richten sich gar nicht in erster Linie nach logischer, sondern vor allem nach empirischer Erlebniszusammengehörigkeit.

In anderen Fällen mögen es freilich auch ganz andere Arten von Komplexen, Sphären oder — ganz allgemein ausgedrückt — Zusammengehörigkeiten sein, die bei diesen Prozessen im Spiele stehen. Die Versuche nach den Instruktionen 1—6 (92 ff., s. § 48, 1) enthalten Material genug hierzu. Aber überall wird durch die in der Instruktion gegebene Direktive die Vp. in eine bestimmte Richtung oder auf bestimmte Sphären eingestellt, die, sei es nun erfahrungsmäßig oder sonstwie, unter dem betr. Gesichtspunkt zusammengehören; und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dadurch erhält jeder beliebige sich darbietende Gegenstand, je nachdem er sich unter dieselbe subsumieren läßt oder nicht, einen bestimmten Charakter der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit (im ersteren Fall den spezifischen Erlebnischarakter der betreffenden Sphäre) aufgedrückt.

Es genügt im übrigen nach unseren früheren Bemerkungen völlig, auf die Protokolle zu verweisen und dazu aufzufordern, sich dort die früheren Ausführungen bestätigen zu lassen (s. die Protokolle 19, 20, 92ff.).

2.

Am Schluß dieser Bemerkungen zu Instr. 12 sei noch auf den bemerkenswerten Umstand hingewiesen: daß in dieser Instruktion zum erstenmal im Wortlaut der Instruktion selbst das Wort wertvoll gebraucht ist; daß sich aber trotzdem durchaus kein Unterschied in den Ergebnissen gegenüber denjenigen bei den Finalbeziehungen der früheren Instruktionen gezeigt hat. Das »wertvoll für den Gärtner« hat ja tatsächlich auch wirklich schlechterdings hier keinen anderen Sinn, als: brauchbar für denselben in seinem Beruf oder: brauchbar als Mittel für seine bestimmten und speziellen Berufszwecke. In diesem Fall geht also die »Konstatierung« der Finalität ganz von selbst in eine bestimmte Art dessen über, was wir später als »ökonomische Wertung« gesondert untersuchen werden. Durch Feststellung der Finalbeziehung eines Gegenstandes zu dem bestimmten (erwarteten, intendierten) Zweck wird der Wert desselben in dieser Beziehung festgestellt. Näheres hierüber s. später.

3.

Nicht uninteressant mag die Nebenbemerkung sein, ob nicht durch solche Versuche auch auf das, was man »Einfühlung« zu nennen pflegt, oder wenigstens auf eine bestimmte Seite dieses Vorgangs, ein gewisses Licht fällt (»Einfühlung in den Gärtner«). Sollte nicht vieles, was man Einfühlung nennt, psychologisch auf einer Art intentionaler Zuordnung der an sich durchaus individuell-eigenen Erlebnisse des Sicheinfühlenden zu dem Erlebniskomplex, der für den letzteren jenen anderen Menschen darstellt, beruhen? (Vgl. die Versuche nach Instr. 25a und b.)

§ 28. Das Erlebnis näherer und fernerer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sphäre.

1.

Bei Instr. 11, wo es sich nun darum handelt, zwei gegebene Gegenstände zu einem gegebenen Zweck als Mittel in Beziehung zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

setzen, und zugleich über ihr näheres oder entfernteres Verhältnis zu diesem Zweck auszusagen, ist es charakteristisch, daß unmittelbare Reaktionen d. h. solche, die ohne bewußte Reflexion zustande kommen, meist nur in solchen Fällen vorzukommen scheinen, wo der Unterschied in der Nähe der Beziehung der beiden Objekte zum gemeinsamen Zweck ein so starker ist, daß das eine neben dem anderen sozusagen gar nicht in Betracht kommt (21). Doch gibt es auch Fälle eines unmittelbaren Vorziehens des einen, bei denen kein so extremer Gegensatz vorliegt (22). Vorbereitet wird auch hier die Reaktion in solchen Fällen schon dadurch, daß wieder schon bei der Einstellung der Vorperiode (auf den bestimmten Zweck) eine Art von Sphärenbewußtsein dessen, was als Mittel zu diesem Zweck in Betracht kommen kann, gewöhnlich vorhanden ist. Dieses tritt entweder wieder in der Form einer Art von bloßem Richtungsbewußtsein auf (s. o.) oder als inhaltliches Sphärenbewußtsein, so daß oft sogar die nächstliegenden hergehörigen Mittel schon vorher (in der Vorperiode) einzeln gedacht oder vorgestellt werden (dies sind natürlich diejenigen, die die stärkste Reproduktionstendenz zeigen), während die fernerstehenden als ihnen sich anschließend nur im Allgemeinen hinzugedacht (intentional vorhanden) sind. Die Art der Vergegenwärtigung ist eine ganz verschiedene und ohne allgemeine Bedeutung. Wenn dann eines dieser als nächstliegend schon antizipierten Mittel gegeben wird, so ist es durch die Einstellung vor einem fernerliegenden natürlich schon wesentlich bevorzugt.

Ist dagegen nicht von vornherein ein solcher Unterschied schon vorhanden, so werden allerlei Hilfsgesichtspunkte (23) eingeschoben, vermöge deren die schließliche Entscheidung doch wieder auf ein unmittelbares Erlebnis näherer oder entfernterer Zugehörigkeit zu der Sphäre des betreffenden Gesichtspunktes resp. auf die Vergleichung von Gesichtspunkten (s. später) herauskommt.

Wie also bei den einfachen Finalerlebnissen ein Zugehörigkeitserlebnis im allgemeinen uns eine besondere Rolle zu spielen schien, so hier, bei vergleichender Beziehung zweier Gegenstände als Mittel in Rücksicht auf denselben Zweck, ein Erlebnis bzw. ein Bewußtsein näherer oder entfernterer Zugehörigkeit.

2.

Die Theorie dieser Erscheinung ist natürlich unmittelbar aus früheren Ausführungen zu entnehmen. Die nähere oder fernere Zugehörigkeit beruht auf der durch natürliche und künstliche Entwicklungsfaktoren psychologischer und außerpsychologischer Art mehr oder weniger begünstigten Reproduzierbarkeit und Stärke der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zuordnung zu dem Reizwort unter dem Einstellungsgesichtspunkt. Eine weitere Ausführung dürfte sich nach den hierauf schon bezüglichen früheren Aufstellungen erübrigen.

3.

Der Unterschied von allgemeinem Zugehörigkeits- oder Nichtzugehörigkeitserlebnis des vorigen Paragraphen und dem hier entwickelten von größerer und geringerer Zugehörigkeit ist, wie ich schon hier bemerken möchte, ein für die spätere Psychologie der Wertung selbst methodisch wichtiger. Wir werden dort einen analogen Unterschied zwischen allgemeinem Wert-Unwerterlebnis und bestimmter (höherer oder geringerer) Wertung feststellen, der namentlich für die Werttheorie eine wichtige (logische) Klärung der Begriffe nach sich ziehen dürfte. Auch hier sind deshalb beide Erlebnisarten von Anfang an geschieden worden, wenn auch die Theorie für beide gezeigt hat, daß sie schließlich in der psychologisch-genetischen Betrachtung auf dieselben psychologischen Entwicklungen zurückgehen. Besonders wichtig wird es für unsere spätere Untersuchung sein, daß diese graduelle Abstufung der Zugehörigkeit mit ihrer Anbahnung einer bestimmten Rangordnung innerhalb der Grade der Zugehörigkeit und daher überhaupt einer Zugehörigkeit bestimmten Grades (im Gegensatz zu der bloßen allgemeinen Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit) jederzeit eine Vergleichung und daher eine Mehrheit voraussetzt, wozu wir später bei den Wertvergleichungen die Parallele finden werden.

§ 29. Ergebnisse.

1.

Die bisherigen Untersuchungen, die ursprünglich zum Zweck der Vergleichung der psychologischen Konstitution der »Relationsstiftungen« überhaupt mit den Wertungen (Wertstiftungen) unternommen wurden, haben uns, sozusagen wider Erwarten, in einer etwas anderen Richtung schon wichtige Resultate für unsere spätere Untersuchung selbst geliefert. Sie haben uns erstens über die psychologische Konstitution der Relationserlebnisse an sich wichtige Aufschlüsse gebracht, zweitens aber auch schon psychologische Vorgänge gezeigt, die zum mindesten in näherer Analogie zu den eigentlichen Wertungen zu stehen scheinen. Wir fassen diese zwei Punkte in 2 und 3 nochmals kurz zusammen.

2.

Wir haben gefunden, daß alle Relationsstiftung im herkömmlichen Sinn diesen Namen eigentlich nicht verdient, sondern psycho-

Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

logisch in anderer Weise zu beschreiben ist. Es kann keine Relation bewußt als solche erlebt werden, die nicht schon vorher als einheitliches Erlebnis wenigstens intentional gegeben wäre. Es handelt sich psychologisch vielmehr in solchen Fällen um einen Akt der Ergänzung eines (intentional gegebenen) Erlebnisganzen bei gegebenen Teilen oder um einen Akt der Subsumption des Gegebenen unter dasselbe. Der Begriff der Relationsstiftung im gewöhnlichen logischen Sinn, als Verbindung zwischen Fundamenten, ist auf Grund einer bewußten aposteriorischen Analyse des an sich psychisch-einheitlichen Erlebnisses auf logischem Gebiet erwachsen, und, wo er psychologisch vorkommt, niemals konstitutiv im engeren Sinne.

Demzufolge kann auch eine Finalrelation ursprünglich psychologisch nicht sozusagen aus zwei Erlebnissen geschaffen, sondern nur als Einheit erlebt werden.

In dieser Beziehung sind alle Relationen psychologisch ursprünglich gleichgestellt. Die einheitlichen Gesichtspunkte, unter denen eine Klassenbildung (Selektion von Zuordnungen) unter den Relationen erfolgt, sind nicht aus den Eigenschaften der psychologischen Relation selbst genommen, sondern außerpsychologisch motiviert (womit eine, dieser künstlichen Selektion entgegenkommende natürliche nach § 25 und 26 natürlich nicht geleugnet ist).

Schon von hier aus wird sich daher die Frage erheben lassen, ob nicht zu erwarten ist, daß auch die Wertrelationen, die logisch nur eine bestimmte Spezies der Relationen sind, erstens die obige psychologische Konstitution der Relationen im allgemeinen teilen, also immer nur sozusagen Subsumptionserlebnisse, niemals wirkliche Relationsstiftungen im engeren Sinne sind? und zweitens: daß auch ihre Zusammenfassung unter dem Begriff der Wertrelationen einem an sich außerpsychologischen Einheitsgesichtspunkt entspringe?

Doch ist demgegenüber im Hinblick auf unsere Ausführungen über das Verhältnis logischer und psychologischer Einheiten in § 3, 1a zur Vorsicht zu mahnen.

3.

Die Auffassungsweise der Reizgegenstände unter dem Einfluß einer bestimmten intentionalen Einstellung (s. § 23ff.) gab uns Anlaß zu Beobachtungen von Erlebnissen, die ebenfalls für unsere Wertungspsychologie wichtig zu sein scheinen. Nämlich insofern wir unmittelbare Erlebnisse der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit, ja sogar auch der größeren oder geringeren Zugehörigkeit eines als Reiz gegebenen Gegenstandes zu der erwarteten (auf Grund der Instruktion intendierten) Sphäre feststellen konnten. Diese Erlebnisse,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch welche, logisch betrachtet, sich alle denkbaren Gegenstände unter dem Einfluß der betreffenden (intentionalen) Einstellung in zwei Gruppen: in zugehörige und nicht zugehörige (subsumierbare und nicht subsumierbare) durch ihren Erlebnischarakter scheiden, schienen uns schon ein gewisses Analogon zu bilden zu den Erlebnissen des Wertes oder Unwertes (eines bestimmten Gegenstandes unter einem bestimmten [Einstellungs-] Gesichtspunkt) im allerweitesten Sinn. Der Sprachgebrauch wenigstens scheint nichts dagegen zu haben, wenn man ein solches Erlebnis der Zugehörigkeit eines Gegenstandes zu einer gerade intendierten Sphäre als ein Erleben seines Wertes in dieser Beziehung (d. h. in Beziehung zu dem Einstellungsgesichtspunkt) also als positive Wertung unter diesem Gesichtspunkt bezeichnet; und ebenso umgekehrt das Erlebnis seiner Nichtzugehörigkeit als ein Erlebnis seines allgemeinen Unwerts in dieser Beziehung. In derselben Weise aber auch weiter ein Erlebnis der näheren oder ferneren Zugehörigkeit (s. § 28) als ein Erlebnis seines höheren Wertes in dieser Beziehung und umgekehrt.

Eines freilich ist gleich hierbei nicht zu übersehen (weshalb ich auch nur von einem Erlebnis des Wertes oder Unwertes »im allgemeinsten Sinn« gesprochen habe): daß nämlich das Erlebnis der Nichtzugehörigkeit im obigen Sinne nicht unmittelbar gleich dem Erlebnis des positiven Unwertes ist, im Sinne der Wertwidrigkeit; sondern daß dasselbe sowohl dieses letzere als auch dasjenige der Wertindifferenz in sich schließt.

Das darf uns jedoch nicht ohne weiteres an unserer Parallele irre machen. Es könnte ja auch sein, daß auch bei den eigentlichen Wertungen diese Differenzierung des allgemeinen Nichtwertes (in einer bestimmten Beziehung) sich erst (genetisch später) in die Erlebnisse der Wertwidrigkeit und Wertindifferenz differentiiert hätte, daß die bloße Gegenüberstellung von Wert und Wertwidrigkeit erst eine psychogenetisch spätere Bildung wäre gegenüber der obigen, die nur scheidet zwischen Wert und Nichtwert. Doch gehört das noch nicht hierher (vgl. § 37).

Fest steht jedenfalls, daß obiger Gleichung der Zugehörigkeit mit der positiven Wertung sich der Sprachgebrauch willig fügt.

Aber kann dies nicht auch nur zufällig sein und besonderen Umständen der betreffenden Versuche sein Dasein verdanken? Kann man nicht zum Beispiel mit Recht sagen: nur deshalb sei jenes Zugehörigkeitserlebnis auch als positive Wertung zu bezeichnen, weil eben die intendierte Sphäre, in ihrer Eigenschaft als nach Instruktion intendierte und darum erwartete, selbst wertvoll sei, schon

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von vornherein? Wenn die ganze Sphäre von vornherein wertvoll sei für die Vp., so sei es nur selbstverständlich, wenn auch das als zu ihr gehörig Erlebte wertvoll sei! Es würde sich hier dann nur um eine Subsumption unter eine als wertvoll schon feststehende Sphäre handeln: sagen wir kurz: um eine Subsumptionswertung.

Lassen wir das gelten! Aber fällt uns hier nicht gleich dann die merkwürdige Übereinstimmung dieses Ergebnisses, wenn es wirklich zu Recht bestehen sollte, mit unseren am Schluß von Nr. 2 dieses Paragraphen geäußerten Erwartungen in die Augen? Könnte es nicht möglich sein, daß diese Subsumptionswertung die einzig mögliche Art von Wertung (psychologisch) überhaupt wäre?

Aber lassen wir das dahingestellt! Uns möge es hier genügen, uns nur vorläufig diese Möglichkeiten klar gemacht zu haben, die sich aus der zunächst auffallenden Tatsache ergeben, daß sich die obengenannten Erlebnisse der Zugehörigkeit eines Gegenstandes zu einer intendierten Sphäre ohne Vergewaltigung des Sprachgebrauchs als positive Werterlebnisse in dieser Beziehung bezeichnen ließen[1]). An welchem von den charakteristischen Momenten dieser Erlebnisse das liegt, ist hier noch nicht auszumachen; aber irgendetwas muß an diesem Vorgang sein, worauf diese Möglichkeit beruht. Darum haben wir wenigstens diese Vorgänge im Auge zu behalten, um, gemäß unserer früheren Forderung der Vollständigkeit des Materials, auch sie für eine etwaige psychologische Definition des Wertungsvorgangs zu berücksichtigen.

4.

Da in diesen Vorversuchen prinzipiell schon so viele Vorbegriffe der eigentlichen Untersuchung vorweggenommen sind, so kann ich mich bei der Darstellung der Ergebnisse der Hauptversuche, zu der ich nun übergehe, relativ kurz fassen, indem ich mich auf eine übersichtliche Darstellung der Resultate unter ausgiebigsten Verweisen auf die Protokollauszüge im Anhang beschränke. Man möge daher den relativ kleineren Umfang des Folgenden nicht mißverstehen.

---

1) Auch haftet der Charakter der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit tatsächlich (s. o.) an den aufgefaßten Reizgegenständen wie eine Art Betonung von bestimmter Art, ganz ähnlich wie der Charakter des Wertes oder Unwertes unter einem bestimmten Gesichtspunkt an den Gegenständen zu haften pflegt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

B. Die ökonomischen Wertungen (einschließlich [C] der hedonischen). S. 137—194.

Übersicht.

Vorbemerkung (Begriff der ökonomischen Wertung).
§ 30. Individuell-momentane ökonomische Wertungen. (Die Einstellung — unmittelbare und gefühlsmäßige Wertungen — Die Wertungstypen). Instr. 14. S. 137.
§ 31. Vergleichswertungen (Instr. 17 und 18; inkl. 21—24); (Das Vorziehen — Wertvergleichungen und bestimmte Werte). S. 151.
§ 32. Wertmaßstab und Wertnorm (Instr. 19 und 20); (seine psychologische Repräsentation und seine Bildung). S. 160.
§ 33. Individuell-allgemeine Wertung (Instr. 15). S. 166.
§ 34. Generell-allgemeine Wertung (Instr. 16). S. 170.
§ 35. [C.] Die hedonischen Wertungen. (Instr. 21—24); vgl. § 31. (Nachträge). S. 171.
§ 36. Gefühl und Wertung. (Allgemeine Theorie: Die Zweidimensionalität des Gefühls — die Intensität des Gefühls — Lust- und Unlustgefühle als gefühlsmäßige Wertungen — Gefühl und Empfindung.) S. 172.
§ 37. Wert, Unwert, Wertwidrigkeit und Wertindifferenz. S. 185.
§ 38. Prinzipielle Einwände. S. 189.
§ 39. Ergebnisse dieses Abschnitts. S. 192.

Vorbemerkung.

Unter dem Namen der ökonomischen Wertungen habe ich in Analogie zu dem Begriff der ökonomischen Werte, die wir neben den ästhetischen, moralischen und logischen als Hauptwertgebiete gewöhnlich aufzuzählen pflegen, alle diejenigen Wertungen zusammengefaßt, die sich irgendwie mit Gebrauchsgegenständen beschäftigen, die im Ganzen des menschlichen Lebens irgendwelche Verwendung finden. Es war mir dabei von vornherein klar, daß wir es hier mit einer begrifflichen Zusammenfassung zu tun haben, die psychologisch sehr Verschiedenes umfaßt. Aber der Zweck dieser Arbeit sollte ja eben der sein, festzustellen, was auf den verschiedenen Wertgebieten bei Wertungen der verschiedensten Art psychologisch vorgeht. So hoffte ich hier wenigstens zu einer gewissen psychologischen Typenbildung rein phänomenologisch gelangen zu können. Erst nach diesen phänomenologischen Feststellungen werden wir dann auch hier wieder versuchen einen genetisch-psychologischen Unterbau für diese verschiedenartigen psychischen Vorgänge zu schaffen, ähnlich wie wir dies bei den Relationen getan haben. Doch möchte ich betonen, daß ich mich mit Absicht bemühe, die Resultate

Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der Versuchsanordnungen zunächst ohne alle Rücksicht auf meine in § 25 ausgeführte Theorie (womöglich auch in anderer Terminologie, nämlich der der Vp.) darzustellen, und erst dann zu zeigen, inwieweit sich dieselben durch die angegebene Theorie (genetisch) erklären lassen. Gelegentliche Ausblicke auf letztere, auch innerhalb der Tatsachendarstellung, waren freilich nicht zu vermeiden; doch sind sie als solche immer deutlich bezeichnet.

§ 30. Individuell-momentane Wertung (Instr. 14).

1.

a.

Die Einstellung erfolgt gemäß Instruktion in der Weise, daß die Vp. auf ihre eigene gegenwärtige Lage im allgemeinen intentional eingestellt ist. Es ist auch hier wieder charakteristisch, wie dies geschieht. Ohne daß die Vp. sich notwendig irgendetwas Bestimmtes vorzustellen braucht (wenn dies auch, bei manchen Typen, manchmal der Fall ist), ist der Vp. ein Wissen um ihre gegenwärtige Gesamtlage gegenwärtig, und zwar näher ein Wissen um die Gesamtheit ihrer gegenwärtigen Bedürfnisse, Wünsche usw.. Oft ist es ein bloßes Gerichtetsein auf diese Sphäre, ein Wissen, daß Vp. sofort imstande sein wird, wenn ein Reizwort kommt, über die Stellung des dadurch bezeichneten Gegenstandes zu dieser Sphäre ein Urteil abzugeben; oft aber ist es auch schon mehr, als dieses (scheinbar) bloße Richtungsbewußtsein, nämlich ein auch irgendwie schon auf einen, aber ganz allgemeinen Inhalt bezogenes intentionales Wissen. Es ist ein allgemeines Inhaltssphärenbewußtsein ganz eigentümlicher Art. Es hat trotz seiner Undeutlichkeit eine bestimmte Begrenzung. Am besten vielleicht könnte es als eine Art von »Umfangsbewußtsein« (allerdings bestimmter Qualität) einem spezialisierten Inhaltsbewußtsein gegenübergestellt werden (24). Jedenfalls ist es trotz der Allgemeinheit seines Inhalts ein Erlebnis von ganz bestimmtem Charakter. Selten ist die Vp. auf ganz bestimmte Bedürfnisse schon in der Vorperiode eingestellt, die sie aber dann nur als »Beispiel« für die gemeinte Sphäre auffaßt.

Ich kann mich jedoch hier auf die Ausführungen in § 23 berufen, wo ja von derartigen Erlebnissen ausführlich die Rede war.

Jedenfalls wird ein solches »allgemeines« (intentionales) Erlebnis der Gesamtheit der gegenwärtigen individuellen Lebensbedürfnisse usw. in unserem hier vorliegenden Falle durch die Einstellung infolge der Instruktion tatsächlich bewirkt; aber es wiederholt sich, wie schon früher gesagt, damit nach unserer Meinung auf künstlichem Wege

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur das, was auch im gewöhnlichen Leben jederzeit der Fall sein wird, wenn wir einen Gegenstand als brauchbar im allgemeinen oder in einer bestimmten Lage erleben (vgl. § 26, 1 a).

Der Umstand, daß die Instruktion (logisch) eine mehrfache Einstellung verlangt, sofern die Wertung eine momentane und individuelle zugleich sein soll, macht, wie die Protokolle zeigen, der Vp. keine nennenswerten Schwierigkeiten. Höchstens zeigen die Protokolle, daß eine Vp. eventuell das erste und zweite Mal sich diese Bestimmungen einzeln vergegenwärtigt; dann aber ist auch bei diesen die Einstellung ein für allemal festgelegt und eine durchaus einheitliche.

Der Vergleich mit dem Verhalten der Vp. bei der nächsten Instruktion (§ 33), wo ihr dies durchaus nicht in derselben Weise gelingt, zeigt, daß es sehr wichtig ist für die Leichtigkeit solcher »mehrfacher« Einstellungen (vom logischen Gesichtspunkt aus), ob die verlangten verschiedenen Einstellungen auch im gewöhnlichen Leben der Vp. in derselben Zusammenstellung empirisch häufig vorkommen oder nicht. Es ist, jedenfalls bis zu einem gewissen Grade, Sache der Übung, ob eine »mehrfache« Einstellung leichter oder schwerer ausgeführt wird (s. zu § 33).

b.

Diese Einstellung auf die verschiedenen im gegenwärtigen Augenblick (zusammen oder im einzelnen) vorhandenen Strebungen des Ich ist natürlich intentional (indirekt) auch eine Einstellung auf alle in diesen Strebungen intendierten (inhaltlichen) Sphären, welche im Sinne von § 25, Exkurs Nr. 7a—d die Explikation bzw. Realisation dieser Strebungen darstellen. Aus diesem Umstand erklären sich dann auch wieder die gleich darzulegenden unmittelbaren Reaktionen. Die Vp. ist darauf eingestellt, etwas (einen Gegenstand) gegeben zu bekommen, der zu dieser intendierten Sphäre der Realisationen ihrer intentionalen gegenwärtigen Einstellungen gehört. (Was sich logisch hier wieder nur so umständlich formulieren läßt, ist aber psychologisch deshalb keineswegs ebenso kompliziert, wie schon oft ausgeführt wurde.)

Die angeführten intendierten Sphären der gegenwärtigen Strebungen der Vp. sind wieder nichts anderes als die in der § 25 angegebenen Weise empirisch zustande gekommenen Zuordnungssphären praktischer Art (§ 25, Exk. 7c): in der Hauptsache Finalrelationen (vom logischen Standpunkt aus), in welchen den intendierten Zielvorstellungen die zu ihrer Realisation nötigen »Mittel« intentional zugeordnet sind (a. a. O. 7e).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man kann natürlich auch hier wieder sagen, daß die Vp. also demnach von Anfang an auf eine bestimmte Wertsphäre eingestellt sei, und daß die Reaktion nur wieder in dem Erlebnis der Zugehörigkeit zu dieser intendierten Sphäre bestehe, was mit unseren Ausführungen in § 29, 2 übereinstimmen würde (»Subsumptionswertung«). Wie es mit diesem Einwand ist, wird erst nach Darlegung der Versuchsergebnisse in § 38 dargelegt werden.

2.

Wir betrachten nun zunächst die unmittelbaren Wertungen dieser Instruktion (das sofortige Erleben der momentanen Brauchbarkeit nach Erscheinen des Reizgegenstandes). Auch hier bei diesen Versuchen finden wir wieder, wie in § 24, vielfach derartige unmittelbare Erlebnisse, ohne daß irgendein intermediärer psychischer Vorgang irgendwelcher Art zu konstatieren wäre. Die Vp. ist infolge der Einstellung zu sofortiger Reaktion befähigt. In diesen Fällen braucht dann natürlich gar nicht erst auf einen bestimmten Fall momentaner Verwendbarkeit des gegebenen Gegenstandes irgendwie bewußt rekurriert zu werden. Es wird einfach sozusagen aus einem unmittelbaren allgemeinen, nicht näher ausgemalten (oft »Gefühl« genannten) Bewußtsein der Zugehörigkeit zu der Einstellungssphäre, des »in der Richtung der Einstellung Liegens« heraus reagiert. Der Gegenstand zeigt wieder jene eigentümliche Art der »Betonung«, in diesem Fall der Brauchbarkeitsbetonung, wie wir dies schon früher festgestellt haben.

Dieser Fall des allgemeinen unmittelbaren Zugehörigkeitserlebnisses unterscheidet sich nun namentlich bei den optischen Vorstellungstypen deutlich (phänomenologisch) von dem anderen Fall, wo das Zugehörigkeitserlebnis zwar auch noch unmittelbar eintritt, aber nur im Sinne der Zugehörigkeit zu einer bestimmten individuell-momentanen Verwendbarkeitssphäre. Ich habe hier wieder in demselben Sinne wie in § 24 von den optischen Typen besonders gesprochen, weil sich hier wieder ganz besonders deutlich dieses unmittelbare Auftauchen einer bestimmten, unter dem allgemeinen Instruktionsgesichtspunkt mit dem Reizgegenstand zusammengehörigen Sphäre zeigt. Doch ist es bei den anderen Typen in derselben Weise der Fall. Bei den optischen Typen ist es oft interessant, zu beobachten, wie sich dabei die allgemeine Einstellung (wenn sie wirklich eine allgemeine war, was ja nach dem oben über die Einstellung Gesagten nicht notwendig der Fall zu sein braucht) der Vorperiode, wenn das Reizwort erscheint, spezialisiert, sich gleichsam der konkreten Situation anschmiegt. (Übrigens bieten hierfür auch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alle anderen [unter anderen Gesichtspunkten angelegten] experimentellen Protokolle — namentlich z. B. die von Ach a. a. O. — Belege.) Wie dieses »Ergriffenwerden« der Reizvorstellung durch die Einstellungstendenz näher zu erklären ist, gehört nicht hierher (s. Exkurs in § 25); es genügt, die Tatsache zu konstatieren. Jedenfalls wird die ursprünglich allgemeinere Einstellung durch das Eintreten des Reizes sozusagen »verengert«, was nach den Angaben der Vp. oft ganz sinnlich repräsentiert sein kann. Der bestimmte »Teil« der »allgemeinen« Sphäre der Einstellung (»Brauchbarkeitssphäre«), der dem genannten Reizgegenstand sozusagen zunächst steht, wird durch das Verstehen des Reizwortes ganz »unwillkürlich« zur Aktualität erhoben (Brauchbarkeitssphäre dieses Gegenstandes). Immer wieder kehren, namentlich bei stark optischen Typen, die Worte wieder: »Nach Anhören und Verstehen des Wortes war ich sofort in die konkrete Lage ganz hineinversetzt.« Es ist, wie wenn um die ins Bewußtsein lancierte Vorstellung, wie um einen ins Wasser geworfenen Stein, eine Folge von konzentrischen Kreisen entstünde. Alle diese Gebilde aber haben zugleich Anteil an der vor dem Steinwurf im Wasser schon herrschenden Bewegungsrichtung, die in unserem Falle durch die Instruktion (im Bilde durch die dem Wasser gegebene Abflußrichtung) hervorgerufen ist.

Es ist aber wieder nicht bloß (wie auch § 24, 3) eine beliebige (»zufällige«) Assoziationssphäre, die sich bei diesen unmittelbaren Wertungen sofort um die Reizvorstellung bildet, sondern die Assoziation steht deutlich unter dem bestimmenden und auswählenden Einfluß der durch die Instruktion, die Einstellung, angegebenen Direktive.

So kommt es, daß der der Reizvorstellung sich unmittelbar assoziierende Kreis von Vorstellungen oft den Tatbestand, auf Grund dessen die Wertung erfolgen kann, wieder wie oben (§ 24, 2) ohne weiteres enthält, und daß so, ohne weitere Reflexion auf Erinnerungstatsachen und Erfahrungen, oft eine ganz unmittelbare und doch bestimmte Entscheidung erfolgt (25).

Ich verweise hier auf die Beispiele, die für die unmittelbaren Wertungen dieser Art nachher in Nr. 5a und b dieses Paragraphen angeführt werden. Ehe ich zu ihnen übergehe, möchte ich jedoch die Gelegenheit benutzen, vor einer sehr leicht an die unmittelbaren Wertungen sich anschließenden Verwechslung zu warnen, und zwar vor der

3.

Verwechslung von unmittelbaren und gefühlsmäßigen Wertungen, wie ja prinzipiell auch früher schon geschehen ist (s. § 12). Freilich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist es gerade bei den vorliegenden Fällen tatsächlich oft nicht leicht, die beiden Arten reinlich auseinander zu halten, da einerseits diese beiden sehr oft in Verbindung miteinander auftreten, und da andererseits die unmittelbaren Erlebnisse vielfach an sich einen Erlebnischarakter tragen, den man früher fälschlich oft wegen seiner inhaltlichen Unbestimmtheit als »gefühlsmäßig« (s. 2!) in jenem bekannten ganz unbestimmten Sinn zu bezeichnen pflegte, der sich aber daraus erklärt, daß ja die intendierte Sphäre gar nicht notwendig in ihren einzelnen Inhalten bewußt gegenwärtig zu sein braucht, sondern auch — wie ja schon oben bei der »allgemeinen Sphäre der Einstellung« angemerkt wurde — nur intentional gegenwärtig sein kann.

Hier dürfte darum der rechte Ort sein, im Anschluß an die Protokolle zu untersuchen, inwieweit denn überhaupt bei diesen (unmittelbaren) ökonomischen Wertungen, die wir hier vor uns haben, ein Gefühlsmoment beteiligt ist.

Da ist nun zunächst einmal festzustellen, daß ein solches jedenfalls nicht als ein durchgehendes charakteristisches Merkmal derselben auftritt. Denn erstens (1) gibt es nach unseren Protokollen vielmehr sowohl unmittelbare (rein) intellektuelle Wertungen als auch mittelbare Gefühlswertungen; und zweitens (2) muß man überhaupt wohl unterscheiden zwischen den Fällen, wo ein Gefühlsmoment wirklich als konstituierendes Moment der betreffenden Wertung vorliegt, und solchen, wo es nur auch neben den eigentlichen konstituierenden psychischen Wertungsprozessen auftritt; und zwar auch wieder sowohl bei den unmittelbaren als bei den mittelbaren (reflektierten) Wertungen.

Sieht man nämlich in der letzteren Beziehung (2) die Fälle durch, in denen bei den Protokollen ein Gefühlsmoment von den Vp. besonders hervorgehoben wird, so ist vielfach das Auftreten eines solchen für die Wertung an sich ziemlich nebensächlich, und tatsächlich ausreichend durch besondere Nebenumstände in dem betreffenden Einzelfall erklärt, etwa durch einen in diesem Fall besonders sehnlichen Wunsch (26) oder eine bei der betreffenden Vp. besonders stark ausgebildete habituelle Neigung zu dem betreffenden Reizgegenstand (27). Weit wichtiger aber ist der erste Gesichtspunkt (1).

(ad 1.) Wäre ein Lustgefühl nämlich ein konstituierendes Element aller dieser unmittelbaren ökonomischen Wertungen, so müßte es sich jedenfalls bei den hier in Rede stehenden individuell-momentanen Wertungen natürlich am meisten und deutlichsten zeigen, da das Gefühl doch nach allgemeinem Zugeständnis sozusagen gerade die Resonanz vor allem des individuellen Erlebnisses ist. Das ist

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber, wie gleich an Beispielen gezeigt wird (s. 5a), nicht der Fall. Jedenfalls ist es nicht das einzige und Hauptmoment der (unmittelbaren) Wertung als solcher schlechthin. Dies wird auch durch den Umstand bestätigt, daß in ganz ähnlichen Fällen bei denselben Vp., wo nicht minder zweifellos eine gleich unmittelbare Wertung vorliegt, das Gefühlsmoment völlig fehlt, während es im analogen Fall vorhanden war. Man darf auch nicht einwenden, in den Fällen, wo das Lustgefühl fehle, liege eben eine weniger primitive Wertung vor, also eine, die sich etwa schon auf frühere Wertungen stütze. Demgegenüber ist außer dem früher prinzipiell zu solchen Einwänden Bemerkten (s. § 10) zu betonen, daß gerade bei den oben angeführten Beispielen von Gefühlswertungen auch Fälle sind, wo sich die Wertung tatsächlich bewußt auf frühere Wünsche und Wertungen stützt, während andererseits das Gefühlsmoment oft gerade in solchen Fällen fehlt, wo ganz zweifellos eine ursprüngliche und erstmalige (im Sinne von § 10, 3) Wertung vorliegt, soweit dies nach den früheren und späteren Ausführungen überhaupt möglich ist. Nach Ausweis der Protokolle ist es also zweifellos, daß neben dem allerdings vorkommenden gefühlsmäßigen Charakter der Wertung andere ebenso wertkonstituierende Arten sich nachweisen lassen. Ob diese verschiedenen Arten der Wertung auf den verschiedenen Wertgebieten vielleicht in verschiedener Weise dominieren, ist eine Frage, die erst später entschieden werden kann; jedenfalls aber bieten schon die hier vorliegenden Protokolle (nach Instr. 14) über die individuell-momentanen ökonomischen Wertungen sie nebeneinander dar. Eher könnte man geneigt sein, die verschiedenen Arten als bei verschiedenen Vp. in verschiedener Weise vorherrschend anzusehen; so daß wir je nach der dominierenden Art der Wertung verschiedene Typen des Wertens unterscheiden könnten. Es wird sich jedoch in dieser Beziehung gleich zeigen, daß diese Wertungstypen identisch sind mit viel allgemeineren Typen psychischer Veranlagung und demnach nur einen Spezialfall derselben bilden.

Ich möchte hier nur noch einmal ausdrücklich betonen, daß es sich hier zunächst für uns wie gesagt nur um die Aufnahme des phänomenologischen psychologischen Tatbestandes der verschiedenartigen Wertungstypen handelt. Ob von diesen verschiedenen hier zu konstatierenden Typen und Arten vielleicht genetisch dem einen oder anderen die Priorität zugeschrieben werden kann, diese Frage kann und darf uns erst nachher beschäftigen, wenn das Material vorliegt (vgl. § 36).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4.

Wir können nun, wie ich glaube, zunächst allgemein zwei verschiedene Typen der Wertung unterscheiden (auch hier bei den individuell-momentanen): den gefühlsmäßigen und den intellektuellen. Die Voraussetzung des ersteren ist eine leichte Erregbarkeit des Gefühls überhaupt, und wir finden ihn daher auch bei denjenigen Vp. am häufigsten, die auch sonst (wo es sich nicht um Werterlebnisse handelt) eine besonders reges Gefühlsleben zeigen. Beispiele dafür sind die Vp. *C* und *F*, bei denen dieser Typus am reinsten sich findet. Wenn man darauf, wie es ja geschehen ist, den Schluß gründen wollte, daß die Wertungen des primitiven Menschen, dessen Gefühlsleben ja zugestandenermaßen, soweit es hier in Betracht kommt, besonders ausgebildet sein muß, Gefühlswertungen gewesen seien und daß man deshalb diesen Typus als den Normal- und Grundtypus aller Wertung ansehen müsse —, so ist gegen den ersten Satz nichts zu sagen (s. später § 36); aber der zweite, also die daraus gezogene Folgerung, ist nur in demselben Maße richtig oder auch falsch, wie es die Behauptung wäre, das Wesen des Denkens oder des Wollens oder des ästhetischen Genusses sei nur aus seiner genetisch allerprimitivsten Form richtig zu bestimmen. Was dagegen zu sagen ist, habe ich schon oben § 10 dargelegt. Die phänomenologisch-psychologische Beschaffenheit einer Klasse von psychischen Phänomenen kann nicht unter bloßer Berücksichtigung der primitivsten Form auch für unsere Entwicklungsstufe zureichend bestimmt werden.

Der zweite Typus der Wertung, der, was die Konstitution des Wertes anlangt (s. § 10, 4), gleichberechtigt neben dem der Gefühlswertung steht, ist nun der der intellektuellen Wertung. Hier muß zuerst ein Mißverständnis abgewehrt werden, das sich leicht an diesen Namen knüpfen könnte. Zum intellektuellen Typus genügt es nicht, daß bei der Wertung überhaupt ein intellektueller Vorgang beteiligt ist, so wenig, wie oben (s. »ad 2«), das bloße Vorhandensein eines Gefühls für die Gefühlswertung genügte. Es kann z. B. sehr wohl sein, daß auch eine Gefühlswertung auf Grund einer intellektuellen Operation eintritt: daß also z. B. auf Grund eines bewußten Urteilsaktes über den Gegenstand erst ein Gefühl entsteht, das nun den Wert konstituiert; eine solche Wertung ist nach unserem Sprachgebrauch, wie wir sehen werden, als Gefühlswertung (und zwar als mittelbare) zu bezeichnen. Ob ein Urteilsgefühl (d. h. in diesem Fall: ein Gefühl auf Grund eines bewußten Urteilsaktes) oder eine andere Art von Gefühl im Spiele steht, ist für die Definition unseres Gefühlswertungstypus nicht ausschlaggebend; der Nachdruck liegt allein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darauf, daß der Wert oder Unwert gefühlsmäßig als Lust- oder Unlustgefühl zum Bewußtsein kommt. (Daß überhaupt kein Gefühl als solches selbständig und isoliert auftritt, ist dabei als selbstverständlich vorausgesetzt, jedoch mit Absicht noch nichts Näheres über die Art des Wertgefühls ausgesagt (vgl. Nr. 5a dieses Paragraphen!). Daß also ein intellektueller Vorgang irgendwie an der Wertung beteiligt ist, genügt noch nicht, um einem Wertungsvorgang die Diagnose auf intellektuellen Typus in unserem Sinne zu stellen. Vielmehr ist das wesentliche Merkmal dies, daß die Wertung ohne Gefühl der Lust oder Unlust als konstituierenden Faktor, rein intellektuell für das Bewußtsein zustande kommt.

Der Unterschied zwischen den beiden angegebenen Typen ist, wie angedeutet, nur ein Spezialfall des allgemeinen Unterschieds in der psychischen Veranlagung der Menschen, die sich in einer Beziehung ja auf allen Gebieten psychischen Lebens in Gefühls- und Verstandesmenschen einteilen lassen dürften, und deren Unterschied vor allem in der vorausschauenden oder »impulsiven« Art des »Denkens« und Handelns liegt. Es ist eine allgemeine Erfahrungstatsache, daß das Gefühlsleben bei reflektierten Naturen zurücktritt, die mehr intellektuell auf die an sie herantretenden Eindrücke reagieren und ihr psychisches Leben von dem direkten gefühlsmäßigen Einfluß der letzteren immer unabhängiger gestalten (vgl. § 36), was jedoch nicht die Unmittelbarkeit des Erlebens an sich zu beeinträchtigen braucht (s. u.). Wir werden in dem Unterschied der Ergebnisse der gerade auf diesen Unterschied abgezweckten Instruktionen 14 und 15 diese Bemerkung bestätigt finden. In dem Bestehen verschiedener Typen bei den verschiedenen Vp. liegt aber auch mit der Grund dafür, daß schon bei Instr. 14 vielfach, trotz individueller Einstellung, ein Teil der Vp. (nämlich eben die vom intellektuellen Typus) den Umweg über die allgemeine Reflexion bevorzugt hat, während bei Instr. 15, trotz der allgemeinen Einstellung, sich mehrmals die gefühlsmäßige Wertung zeigt, die man nach der Instruktion kaum hier erwarten würde; und zwar beides fast ausnahmslos auf dieselben Vp. verteilt.

Von diesem Unterschied der Typen der Wertung selbst ist nun streng zu scheiden der Unterschied der Wege, auf welchen es zu solchen (beider Typen) kommt: hier ist der Unterschied von mittelbar und unmittelbar bei beiden eben besprochenen Typen zu machen. Auf diese Weise ergeben sich durch Verbindung dieser beiden Gesichtspunkte vier verschiedene mögliche Arten der Wertkonstitution: entweder: der betreffende Gegenstand »erweckt« in dem bestimmten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich mit seinen bestimmten gegenwärtigen Tendenzen unmittelbar ein (irgendwie fundiertes, s. Nr. 5a!) Lustgefühl; oder dies letztere geschieht mittelbar auf Grund einer Reflexion, zu deren Gegenstand das betreffende Objekt gemacht wird: in beiden Fällen haben wir eine Gefühlswertung. Oder es wird der betreffende Gegenstand unmittelbar (intellektuell »intuitiv«) als wertvoll erlebt, ohne daß ein Gefühl oder eine Reflexion dabei ausschlaggebend oder überhaupt mitwirkend wäre; oder dies geschieht auf dem Umwege über eine Reflexion: in den beiden letzteren Fällen haben wir intellektuelle Wertungen vor uns.

5.

Schon die Protokolle zu Instr. 14 bieten nun Beispiele aller dieser vier Arten von Wertungen und zwar der individuell-momentanen ökonomischen Wertungen, die wir aber auch später immer wieder finden werden.

a) Die unmittelbare Gefühlswertung (31), bei der, vermöge der Einstellung, der angebotene Gegenstand durch sein Zusammenfallen bzw. durch ein unmittelbares Erlebnis der Zusammengehörigkeit mit einer im gegenwärtigen Ich vorhandenen Tendenz (Strebung) (s. § 36) ein Lustgefühl hervorruft. Ein Gedanke braucht dabei nicht vorzuliegen. Es ist eine unmittelbare Gefühlsreaktion des in bestimmter Weise eingestellten Ich. Der Vorgang steht für unser Bewußtsein auf derselben Stufe der Unmittelbarkeit, wie etwa das Lustgefühl eines Hungernden beim Anblick von Speise. Ob bei solchen Erlebnissen die Einstellung der Vp. (vom logischen Standpunkt aus) eine relativ einfache d. h. von nur einer übermächtigen Tendenz, die alle anderen zurückdrängt, determinierend beherrschte oder aber eine relativ komplizierte d. h. von einer Resultante aus vielen verschiedenen mehr gleichwertigen Tendenzen dominierte ist, fällt ja (s. o.) für den psychologischen Wertungsvorgang nicht in das Gewicht, da in beiden Fällen das Icherlebnis hier doch ein einheitliches ist, ob es nun nachträglich in eine Summe von Tendenzen als Komponenten aufgelöst und zerlegt werden kann oder nicht. Die Unmittelbarkeit des Erlebnisses würde nur mit dessen Einheitlichkeit aufhören, und die Einheitlichkeit erst dann, wenn verschiedene Tendenzen sich bewußt während des Erlebnisses nebeneinander geltend machen würden und erst durch Reflexion gegeneinander abgewogen und zum Zweck der Ermöglichung einer einheitlichen Wertung in Ausgleich gebracht werden müßten (so § 31). Die Unmittelbarkeit des Erlebnisses besteht vielmehr darin, daß sich der Gegenstand der durch die Einstellung (wie sonst

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch die Verhältnisse einer bestimmten Lebenslage) hervorgerufenen einheitlichen allgemeinen Strebungstendenz oder Strebungssphäre ohne weiteres einordnet, ja vielmehr in diesem Fall als unmittelbare Erfüllung und Befriedigung vorhandener Strebungen erlebt wird.

Das Wesentliche an der unmittelbaren Gefühlswertung ist, wie gesagt, daß sie einerseits unmittelbar im eben angegebenen Sinne ist und dann, daß ein Gefühlsmoment bei ihr ausschlaggebende Rolle spielt. Dies ist zu betonen. Denn dadurch ist, wie man sieht, nicht ausgeschlossen, daß mit diesem Lustgefühl (genetisch) auch ein intellektuelles Moment: etwa ein unmittelbares intellektuelles Zugehörigkeitserlebnis verbunden ist. Unsere Unterscheidung zwischen gefühlsmäßiger und intellektueller Wertung ist ja rein phänomenologisch und geht zunächst nur von dem Gesichtspunkt aus, daß bei der einen ein Gefühl keine Rolle spielt, während es bei der anderen eine Rolle spielt (beidemal als wirklich konstituierender Faktor der Wertung). Ob diese Scheidung auch für die genetisch-psychologische Betrachtung in dieser Weise standhält, wird sich erst nachher zeigen müssen (§ 36). Man mag also, wenn man will, auch die oben unter dem einheitlichen Namen der unmittelbaren Gefühlswertung zusammengefaßten Wertungsprozesse trennen in solche, wo ein Lust- oder Unlustgefühl allein für sich und wo es zusammen mit einem unmittelbaren intellektuellen Zugehörigkeitserlebnis eine konstituierende Rolle spielt (wir werden in § 36 allerdings sehen, daß diese Scheidung auch genetisch zwei verschiedene Phasen darstellt). Aber Gefühlswertungen bleiben doch beide nach unserer obigen Einteilung. Ich behalte dieselbe auch noch aus einem speziellen Grunde bei, der nicht ohne methodologische Bedeutung ist: weil man sich nämlich angewöhnt hat, zwischen den sinnlichen Lust-Unlustgefühlen und Gefühlen, die mit intellektuellen Vorgängen verbunden sind, eine hohe Scheidewand aufzurichten; als ob dieselben so gut wie gar nichts miteinander zu tun hätten. Das ist nun aber zum mindesten fraglich und müßte jedenfalls erst bewiesen werden (ob nämlich tatsächlich für das Erlebnis ein Unterschied besteht zwischen solchen Gefühlsarten; ob nicht vielmehr das Lust-Unlustmoment daran immer sinnlich und im ganzen dasselbe bleibt, während der Unterschied nur von den begleitenden psychischen Faktoren getragen wird.) Dies wird in § 36 untersucht werden. Einstweilen aber ziehe ich es vor, die Gefühlswertungen im obigen Sinne zusammenzufassen, und nur im früheren Sinn zwischen unmittelbaren und mittelbaren unter ihnen zu scheiden. Doch soll also wie gesagt nachdrücklich betont sein, daß der Begriff der unmittelbaren Gefühlswertung auch Fälle nicht ausschließt, wo ein unmittel-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bares intellektuelles Erlebnismoment auch dabei beteiligt ist; nur darf natürlich eine bewußte Trennung beider nicht vorliegen, da sonst das Erlebnis zu einem mittelbaren würde. Wir sind hier erst bei der (phänomenologischen) Sammlung und Sichtung (noch nicht bei der Erklärung) des Materials. Die Erklärung wird § 36, 5f. gegeben werden.

b) Die unmittelbare intellektuelle Wertung liegt in den Fällen vor, wo ohne konstituierende Mitwirkung eines Gefühlsmomentes diese Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit unmittelbar erlebt wird (32)[1]). Von diesen Fällen ist ja oben in § 30,2 schon ausführlich die Rede gewesen —. Es ist eine zunächst vielleicht verwunderliche Tatsache, daß man die momentan-individuelle Wünschbarkeit bzw. das Bedürfnis eines Gegenstandes unmittelbar erleben kann, ohne phänomenologisch irgendein Hereinspielen eines Gefühlsmomentes konstatieren zu können. Die Werttheoretiker haben sich über diese Tatsache vielfach dadurch hinweggeholfen, daß sie unterbewußte psychische Vorgänge interpolierten oder solchen (wie sie meinten: fragmentarischen) Prozessen die typische Geltung absprachen. Aber wie es ein unanschauliches Denken gibt, obwohl genetisch alles Denken auf Vorstellen beruht bzw. intendiert, so gibt es auch ein Gerichtetsein auf etwas bzw. ein Treffen auf etwas, was diesem Gerichtetsein entspricht (ein Realisieren der intendierten Sphäre s. § 25 Exkurs Nr. 7e!), ohne begleitende Gefühle, wenn auch vielleicht genetisch-ursprünglich immer ein Gefühl bei solchen Prozessen eine Rolle gespielt haben mag; vgl. § 36! Daraus, daß mit größter Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann, daß auf einer ursprünglichen Stufe die Realisierung einer Begehrung Lust bringe, folgt noch lange nicht, daß auch auf entwickelter Stufe die Lustkausation immer ein wesentliches Moment solcher Vorgänge ist. Ebenso bei der Wertung: weil primitiv vielleicht (was hier noch dahinstehen soll) ein Werterlebnis nur in gefühlsmäßiger Form vorkommt, ist das Lustgefühl noch lange nicht psychologisch allgemein ein integrierendes Moment (sei es nun direkt oder indirekt) jeder Wertung als solcher und ganz im allgemeinen. Die Erfahrung zeigt vielmehr das Gegenteil. Die Protokolle bieten viele solche Fälle, wo infolge der Einstellung sofort bei Verstehen des Reizwortes ein

1) Bei den unter (32) aufgeführten Beispielen mag es zunächst verwundern, daß manche darunter sind, die (logisch) sicher schon einer reflektierten (mittelbaren) Wertung zuzuzählen zu sein scheinen. Ich verweise demgegenüber auf § 50, 7, wo gezeigt ist, daß der logischen Komplexität die psychologische in dieser Beziehung nicht entsprechen muß. Vgl. Protokoll 33a!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unmittelbares Wissen um die allgemeine oder bestimmte (s. § 30, 2) Wünschbarkeit d. h. aber um den subjektiven Wert des Gegenstandes (sozusagen mit unmittelbarer Evidenz) vorhanden ist. Daß dies nicht bloß infolge der besonderen Versuchslage der Fall ist, wird nachher gezeigt werden. Es ist auch nicht bloß ein Wissen um den Wert des Gegenstandes, d. h. um einen schon bestehenden; sondern ein Wissen um die Wünschbarkeit bzw. Brauchbarkeit für die Vp. in diesem Augenblick im Sinne der Instruktion. Das unmittelbare Erlebnis konstituiert darum auch hier den Wert des Gegenstandes: es schreibt ihm Wert zu in einer für das Bewußtsein konstituierenden Weise; es ist deshalb eine wirkliche, unzweifelhafte Wertung, welche hier vorliegt. Man stoße sich hier vorläufig nicht an dem Begriff der »Wertkonstitution«, so wenig man sich früher an dem Begriff der Relations»stiftung« gestoßen hat. Denn es wird nachher nachgewiesen werden, daß diese Art von Wert»konstitution« jedenfalls die einzige ist, welche psychologisch nachweisbar ist; ob man ihr dann den Namen »Konstitution« lassen will oder nicht (wie früher dem Relationserlebnis den Begriff der »Stiftung«).

c) Die dritte Art ist die mittelbare (reflektierte) Gefühlswertung (33). Hier tritt die Wertung nicht unmittelbar mit dem Erfassen des Reizgegenstandes auf. Es bedarf zuvor einer Selbstorientierung der Vp. vermittels der Reflexion in betreff der Art der Zugehörigkeit des Reizgegenstandes zu den Tendenzen (der Sphäre) der Einstellung. Über diese »Selbstorientierung«, sofern sie eine Art Suchen darstellt und durch bloßes »Abwarten« oder »im Notfall« mittels Einschiebung von Zwischengliedern (Zwischeneinstellungen) zwischen Reizvorstellung und Reaktion geschieht, ist schon oben § 25 das Nötige gesagt worden. Der Vorgang ist hier genau derselbe. Die Vp. verengert in diesem Falle gewöhnlich den Kreis der durch die Einstellung intendierten Sphäre, indem sozusagen der der Sphäre des Reizgegenstandes zunächststehende Teil derselben in den Blickpunkt des Bewußtseins tritt (»Sphäre der [bestimmten] Brauchbarkeit«). Durch intensivere Vergegenwärtigung dieses letzteren wird dann meist schon, sei es auf dem Wege der Erinnerung[1]) oder durch Analogie zu einer solchen (s. o.), die gesuchte Beziehung gefunden. Ist dies auch dann noch nicht der Fall, so wird dieser Prozeß der Verengerung und Verdeutlichung fortgesetzt, wobei aber

1) Eine wirkliche Wertkonstitution liegt hier trotzdem vor, weil ja das wertkonstituierende (Wert-)Gefühl erst auf Grund der Erinnerung entsteht. Nur wenn mit der Erinnerung (an den Wert) selbst der ganze Vorgang zu Ende wäre, läge keine wirkliche Wertung im Sinne von § 10 vor.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Prinzip nichts Neues zu bemerken ist. Neben dieser bewußt fortschreitenden Art der Reflexion (des Suchens) finden sich aber, sei es als Zwischenglieder oder an anderen Stellen des Prozesses, vielfach auch wieder jene schon oben a. a. O. beschriebenen eigentümlichen Phänomene naiven Abwartens des Resultats, die, wenn sie Erfolg haben, wieder mehr in die Sphäre der unmittelbaren Wertung hinüberweisen. Es gilt überhaupt auch hier wieder der Satz, daß alle mittelbaren Wertungen schließlich sich in unmittelbare auflösen lassen, im Sinne von § 25, 3 c (ff.).

Charakteristisch aber ist es wie gesagt für diese dritte Art der Wertung, daß sozusagen als Endpunkt und Ergebnis der Reflexion immer ein Gefühlsmoment (ein Lust- oder Unlustgefühl) tritt: d. h. (s. § 36) eine gefühlsmäßige Wertung des Gegenstandes. Welcher Art die vorangehende Reflexion ist, ist prinzipiell ganz einerlei. Worauf sich die Gefühle gründen, woran sie sich anschließen, womit sie sich verbinden, ist für den Charakter der Wertung als solcher und als gefühlsmäßiger gleichgültig. Denn wo nur immer Gefühle tatsächlich das konstituierende Element einer Wertung bilden, da beruht diese ihre Funktion, wie wir noch näher zeigen werden (§ 36), ganz auf ihrem allgemeinen Lust- oder Unlustcharakter; dieser aber ist allen Unterarten von Gefühlen gemeinsam, an welche anderen psychischen Phänomene sie sich nun auch im einzelnen Fall anschließen mögen, vermöge ihrer steten Anlehnungsbedürftigkeit. Einige Beispiele für diese Verschiedenheit der »Fundamente« der Wertgefühle kann man in den Protokollen finden (vgl. oben »a«), doch bietet jedem die eigene Erfahrung Belege genug.

d) Aus dem bei b) und c) Gesagten ergibt sich alles, was über die vierte Art der Wertung, über die mittelbare (reflektierte) intellektuelle Wertung (35) zu sagen ist. Soweit sie reflektiert (mittelbar) ist, gilt von ihr dasselbe wie von c). Nur daß sie nicht in ein Gefühl des Wertes ausmündet, sondern in ein Wissen, ähnlich dem in b) geschilderten. Sofern das letztere, auch wenn es auf Grund längerer Umwege gefunden wurde, doch schließlich immer (vgl. § 25, 4) als ein unmittelbares hervorspringt, könnte man versucht sein, es doch auch wieder unter diesem Gesichtspunkt zu den unmittelbaren zu rechnen, was aber dem methodischen Zweck unserer Einteilung zuwiderlaufen würde (s. a. a. O.). Es mag ja sein, daß überhaupt schließlich unter historisch-genetischem Gesichtspunkt alle unmittelbaren Wertungen in mittelbare und (vielleicht auf späterer Entwicklungsstufe einmal) alle mittelbaren Wertungen sich vollends in unmittelbare mögen verwandeln lassen. Aber für unsere Entwick-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lungsstufe und für unser Bewußtsein besteht dieser Unterschied zwischen unmittelbaren und mittelbaren Wertungen phänomenologisch unverkennbar. Und da es uns um phänomenologische Feststellung der psychischen Tatsachen in erster Linie zu tun ist, so haben wir zunächst bei diesem Unterschiede stehen zu bleiben.

Ebenso werde ich erst später (§ 31, 5) bei den Wertvergleichungen näher auf die Arten und namentlich die Gesichtspunkte der bei den mittelbaren Wertungen auftretenden Reflexionsprozesse eingehen, sofern sie für die Wertpsychologie und nicht bloß für die allgemeine Denkpsychologie Interesse haben.

Zu diesen mittelbaren intellektuellen Wertungen gehören natürlich auch alle die Fälle, wo reflektiert wird auf die Stärke des Lustwerts eines (hypothetischen) Besitzes des Gegenstandes. Auf was ich reflektiere, ist ganz einerlei. Aber es ist eine Reflexion, auf Grund deren in einem solchen Fall mittelbar die Wertung zustande kommt. Ob sie selbst eine gefühlsmäßige oder intellektuelle ist, ist damit noch in keiner Weise gesagt (34). Hierüber später mehr.

6.

Einige Begriffsbestimmungen.

1.

Unter der unmittelbaren Wertung eines Gegenstandes verstehe ich also eine solche Wertung, die unmittelbar mit dem Gegebenwerden eines bestimmten Gegenstandes bewußt vollzogen wird auf Grund einer bestimmten Einstellung. Ob diese sich in einem Lust- oder Unlustgefühl (als positive bzw. negative) äußert oder in einem unmittelbaren nicht gefühlsmäßigen, sondern intellektuellen Erlebnis[1]) dieser Beziehung zu der gegebenen Einstellung, ist für die Unmittelbarkeit einerlei. Als mittelbare Wertung bezeichne ich eine solche, wo dieses Beziehungserlebnis nicht unmittelbar bei Gegebenwerden des Gegenstandes unter dem Einfluß der bestehenden Einstellung sich vollzieht, sondern erst durch weitere Prozesse vermittelt werden muß. Da diese Vermittlungen, wie alle psychischen bewußten Vermittlungsprozesse den Charakter der Reflexion tragen, nenne ich sie die mittelbare oder reflektierte Wertung. Ihr Ergebnis aber kann wieder je nachdem eine gefühlsmäßige oder intellektuelle Wertung sein.

2.

Als nicht konstitutive Wertungsvorgänge (nach § 10) sind von den unmittelbaren wie mittelbaren intellektuellen Wertungen im

1) Ich rede mit Absicht zunächst ganz allgemein von intellektuellem Erlebnis, um es noch nicht näher klassifizieren zu müssen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

obigen Sinn alle die intellektuellen Vorgänge auszuscheiden, die nur irgendwie mit einem schon feststehenden Wert operieren, bei denen also sozusagen Einstellung und Gegenstand von Anfang an miteinander gegeben sind (als »Ganzes«, s. § 25 Exkurs), die also einfach als fertige Wertungen übernommen werden, ohne selbst dieses Beziehungserlebnis von neuem zu vollziehen (z. B. als »bloße Assoziation« im Sinne von § 24, 3; 30, 2). Bei unserer Versuchsanordnung wird dies überhaupt selten der Fall sein, vielmehr fast immer die Wertrelation bewußt vollzogen werden (s. jedoch später).

Ob dieses Beziehungserlebnis dagegen zum erstenmal als solches erlebt oder vollzogen wird, ist für den konstitutiven Charakter der Wertung ganz einerlei. Ebenso ob dieses Beziehungserlebnis einem anderen Wertenden sozusagen bloß nachgewertet wird. Nur muß die Einordnung (Relation) immer bewußt vollzogen werden. Es darf der Charakter des Beziehungserlebnisses zwischen der bestimmten Einstellung und dem Gegenstand nicht verloren gehen (s. § 39, 7).

Vgl. hierzu die analogen Ausführungen § 10, 4 und § 25 Exkurs, zu denen diese Ausführungen nur Näherbestimmungen auf Grund der bisherigen Ergebnisse bedeuten.

§ 31. Die Wertvergleichung und das Vorziehen (Instr. 17 und 18).

1.

a) Wir erhalten auch hier bei den Wertvergleichungen den besten Überblick über die Resultate, wenn wir zunächst wieder zwischen den zwei Typen: der Gefühlswertung und der intellektuellen Wertung scheiden, und innerhalb jedes dieser beiden Typen wieder zwischen unmittelbarer und mittelbarer (reflektierter).

(Über die Art der Einstellung bei Wertvergleichungen s. nähere Ausführungen unter § 32 zum Begriff des Maßstabes!).

b) Im allgemeinen läßt sich vorausschicken, daß bei allen Wertvergleichungen phänomenologisch ein besonderer ihnen eigentümlicher Akt die ausschlaggebende Rolle spielt: das Vorziehen. Ein bloßes Vergleichen zweier Werte ist etwas rein Intellektuelles, und hat mit einer Wertung an sich nichts zu tun; denn ob an Stelle zweier sonst irgendwie gearteter Objekte zwei Werte verglichen werden, hat an sich für den einfachen intellektuellen Vorgang der Vergleichung keine Änderung zur Folge. Ein eigentlicher Wertungsvorgang, ein wirkliches »Höherwerten« des einen (im Gegensatz zu einem bloßen »Anderswerten«), besser gesagt: die Konstitution eines Wertverhältnisses (oder von Vergleichs- oder bestimmten Werten, s. o.) —:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist eben erst dieser Akt, den wir das Vorziehen nennen wollen[1]). Bei den Gefühlswertvergleichungen ist es ein rein gefühlsmäßiges Vorziehen, bei den intellektuellen ein intellektuelles Vorziehen; bei den unmittelbaren ein unmittelbares, bei den mittelbaren ein mittelbares. Beim mittelbaren (reflektierten) Vorziehen besteht die vorausgehende Reflexion natürlich gewöhnlich in einer Vergleichung, von der sich dann aber das eigentliche Vorziehen, wie etwas ganz Neues, von seiner bloßen Unterlage abhebt.

Im folgenden werde ich, da Mißverständnisse nicht zu befürchten sind, auch den Begriff »Wertvergleichung« in einem weiteren Sinn gebrauchen, so daß darunter gewöhnlich eben dieser hier beschriebene Akt des Vorziehens verstanden ist.

c) Außerdem läßt sich noch allgemein vorausschicken, daß trotzdem auch sonst manche Verwandtschaft zwischen dieser Funktion des Bevorzugens und der Vergleichung im allgemeinen sich psychologisch konstatieren läßt. So gelten psychologisch für die nähere Form, in der sich diese Funktion abspielt, dieselben Bestimmungen, die auch für die gewöhnliche Funktion des Vergleichens überhaupt gelten: es brauchen z. B. nicht notwendig immer beide »Fundamente« der Vergleichung notwendig im Akt des Vergleichens bzw. Vorziehens selbst bewußt vergegenwärtigt zu sein. Es kommt oft vor, daß eines der beiden Fundamente von Anfang an für das Bewußtsein als selbständiges Glied der Vergleichung bzw. Bevorzugung völlig zurücktritt. Trotzdem aber ist die Bevorzugung des anderen Gliedes dann noch ihrem Charakter nach eine volle Bevorzugung, nicht bloß eine Bejahung desselben, ohne Rücksicht auf das von vornherein Zurücktretende (letzteres würde nicht mehr als Wertvergleichung gelten dürfen). Es liegt auch dann in der Annahme und Bejahung des ersteren eine deutlich bewußte Beziehung zu dem, nur eben selbst inhaltlich nicht mehr bewußt gegenwärtigen anderen (das eben sozusagen nur intentional gegenwärtig ist). Auch in diesem unwillkürlichen, häufig vorkommenden Zurücktreten des einen der beiden gegebenen Reizgegenstände gegenüber dem anderen wird man natürlich schon eine Wirkung der instruktionsgemäßen Einstellung auf eine zu treffende Bevorzugung zwischen den beiden zu sehen haben. Würden die beiden Reizgegenstände der Vp. ohne diese bestimmte Einstellung gegeben, so wäre kein Grund einzusehen,

---

1) Hier wird wohl am besten verstanden werden, was oben bei den »einfachen« Wertungen immer schon als genuine konstitutive Wertung bezeichnet war im Unterschied von bloßen Aussagen über Werte (s. § 10 u. 12).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

warum gerade einer der beiden, und zwar immer der in bezug auf seinen Wert tatsächlich für die Vp. unter dem bestimmten Gesichtspunkt inferiore, dem Bewußtsein (inhaltlich) so merkwürdig entschwinden sollte. Dasjenige, was entsprechend der Einstellung einen viel größeren Lustwert besitzt, dominiert sozusagen für das Bewußtsein eo ipso in einer solchen Weise, daß das andere darüber kaum mehr oder auch gar nicht beachtet wird (s. zur Einstellung bei Wertvergleichungen unten § 32).

d) Sehr wichtig ist außerdem ein anderer Umstand für das Verständnis des Vorziehens, daß nämlich zwei Werte nur dann in ein solches Verhältnis des größeren oder geringeren Wertes treten können, wenn sie sich unter einen einheitlichen Wertgesichtspunkt bringen lassen. Ist dies nicht der Fall, so haben die Vp. keinen anderen Weg, um doch noch ein Vorziehen zustande zu bringen, als den, zunächst die beiden »Gesichtspunkte« selbst, unter denen der eine und der andere für sich wertvoll sind, miteinander zu vergleichen bzw. einen dem anderen vorzuziehen. Gelingt auch dies nicht, so ist ein Vorziehen überhaupt nicht möglich: die beiden Gegenstände sind inkommensurabel: auch dies wieder eine nahe Verwandtschaft zu den Vergleichungen im allgemeinen. Beispiele dafür werden wir vor allem in § 32 bei den Untersuchungen über die psychologische Repräsentation des Maßstabs finden.

e) An sich setzen natürlich, wie kaum zu betonen ist, alle diese Erlebnisse des Vorziehens zwei Werte und damit auch zwei einzelne Wertungen (genetisch) schon voraus, nur mit den in »c« angegebenen Einschränkungen.

f) Sonst verweise ich hier nur noch auf die hier oft vorkommende Scheidung von allgemeinem und bestimmtem Werten, die wir schon in § 28, 3 vorgebildet fanden in den allgemeinen Erlebnissen der Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit im allgemeinen, und der größeren oder geringeren Zugehörigkeit bzw. Nichtzugehörigkeit. In § 30 haben wir es entsprechend der Instruktion nur mit dem Erlebnis des Wertvoll- oder Nichtwertvollseins in einer bestimmten Richtung zu tun, welchem die Reaktion ja oder nein entsprach. ‚Mit den Wertvergleichungen dagegen betreten wir nun das Gebiet der bestimmten graduellen Wertabstufung, wie sie sich in der eigentlichen Wertskalenbildung dann in den folgenden Instruktionen fortsetzt. Methodisch jedenfalls wollen wir diesen Unterschied zunächst streng festhalten und deshalb auch in den folgenden Ausführungen scheiden zwischen »Wert haben im allgemeinen« und »einen bestimmten Wert haben« (beides natürlich in einer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bestimmten Beziehung). Vielleicht dienen einige konkrete Beispiele zur Klärung. Alle sogenannten »ökonomischen Werte« (in des Wortes gewöhnlicher engerer Bedeutung) sind Werte der letzteren Art, also bestimmte Werte, die allesamt auf der Vergleichung verschiedener allgemeiner Wertungen beruhen und in diesem Sinn einen gewissen Maßstab (s. darüber § 32) voraussetzen. Nur durch allmähliche Verabsolutierung dieser an sich relativen Wertbestimmungen können diese bestimmten Werte den Charakter des Vergleichswerts verlieren. Aber an sich ist es etwas durchaus zu Scheidendes, ob ein Gegenstand rein für sich unter einem bestimmten Einstellungsgesichtspunkt positiv oder negativ gewertet wird; d. h. also: ob sein Wertvollsein oder Nichtwertvollsein im allgemeinen unter dem betreffenden Gesichtspunkt festgestellt (erlebt) wird; oder ob ihm ein bestimmter Grad, eine bestimmte Höhe (Größe) des Wertes in dieser Beziehung zugeschrieben wird. Der Streit, ob bei jeder Wertung ein Wertmaßstab vorausgesetzt werden müsse oder nicht, ist vielfach nur dadurch so verwickelt, daß man nicht zwischen dem Erlebnis des Wertvollseins eines Gegenstandes im allgemeinen (d. h. ohne nähere Gradbestimmung des Wertes) und der Gradbestimmung eines solchen (ev. auch dem Erlebnis der Gradbestimmtheit des Wertes eines bestimmten Gegenstandes) unterschied. (Zu der Frage, ob nicht jeder Wert an sich schon einen bestimmten Grad haben müsse, s. u. § 32.) Man kann die verschiedenen Fälle, in denen der Wertbegriff sprachlich verwendet zu werden pflegt, geradezu in zwei Hälften scheiden nach diesem ebengenannten Gesichtspunkt. Wenn man z. B. nach dem (ästhetischen) Wert eines Kunstwerks, dem (ökonomischen) einer bestimmten Arbeitsleistung, nach dem Geldwert irgendeines Dings, nach dem Wert irgendeiner wissenschaftlichen Methode usw. fragt, so meint man damit den bestimmten Grad des Wertes, also den Vergleichswert dieses Gegenstandes mit anderen gleichartigen, unter demselben Gesichtspunkt gewerteten. (Ebenso bei Zahlenwerten usw.) Fragt man dagegen, ob ein bestimmter Gegenstand gefalle, ob wir ihn gerne haben möchten, brauchen könnten, ob eine Handlung uns moralisch abstoße usw.; fragen wir also nach dem Annehmlichkeits-, Wunsch-, Gebrauchs-, moralischen usw. Wert oder Unwert in diesem allgemeinen Sinn, so meinen wir den unmittelbaren »Eigenwert« des betreffenden Gegenstandes in der betreffenden Beziehung.

Die Frage nach der Notwendigkeit eines Maßstabes bekommt so ganz verschiedenen Sinn, je nachdem ich von Wert in der einen oder anderen Weise rede. Doch gehört diese Frage nicht hierher. Soweit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie psychologisches Interesse hat, wird sie in § 32 behandelt werden. Nur so viel sei hier angemerkt, daß man in Konsequenz dieser Unterscheidung zwei Arten von Relativität der Werte unterscheiden muß: diejenige, die jedem Wert zukommt, sofern ein Wert immer nur ein Wert in einer bestimmten Beziehung sein kann (von den sog. absoluten Werten ist später die Rede); und die andere, die nur den bestimmten Werten im obigen Sinn zukommt, sofern sie relativ höheren oder niederen Wert haben als ein anderer in derselben Beziehung wertvoller Gegenstand. (Von der allgemeinen Relation zum Subjekt der Wertung ist dabei noch ganz abgesehen.) Über den psychologischen Unterschied beider Arten von Wertungen wird erst nach § 31 und 32(—36) die Rede sein.

2.

Wir behandeln zuerst die unmittelbare gefühlsmäßige Wertvergleichung (Bevorzugung). Wenn zwei gefühlsmäßige Wertungen nebeneinander stehen, so besteht das unmittelbare gefühlsmäßige Vorziehen des einen natürlich in dem Vorziehen desjenigen mit dem größeren Lustwert (Beispiele s. Prot. 41, worunter auch gleich solche von § 35 (hedonische Wertungen) aufgenommen sind, mit denen ja dieser Fall teilweise (s. § 35) identisch ist.

Es handelt sich hier also nur um einen Spezialfall des Vorziehens, wo der unmittelbare Lustwert des einen mit dem unmittelbaren Lustwert des anderen gegebenen Gegenstandes unmittelbar in Konkurrenz tritt. Wenn dieser Fall von verschiedenen Werttheoretikern als der typische hingestellt und behandelt wird, so ist dies ein Irrtum; in Wahrheit ist dieser Fall sogar ein verhältnismäßig seltener und ausnahmsweiser. Meist sind, wenigstens auf der heutigen Entwicklungsstufe unserer Psyche, Tendenzen wirksam, die eine derartig unmittelbare Wirksamkeit der Gefühlswertung gar nicht oder doch sehr schwer eintreten lassen. Ganz abgesehen von allen ethischen Tendenzen, die einer derartigen Bevorzugung des reinen größeren Lustwertes vor dem weniger intensiven schon im Keime im Wege stehen, ist unsere ganze geistige Organisation eine schon viel zu sehr allen rein gefühlsmäßigen Reaktionen auf Reize abgeneigte und »reflektierte« d. h. in diesem Fall: durch einen Schatz von Erfahrungszusammenhängen und festen, allgemeineren determinierenden Tendenzen beherrschte geworden, um auf jeden Reiz als solchen im gewöhnlichen Fall überhaupt noch immer isoliert gefühlsmäßig mit Lust oder Unlust zu reagieren und so eine unmittelbare Gefühlswertung und -bevorzugung zuzulassen. — Jedenfalls aber ist es verkehrt, diese Form der Wertung und Wertvergleichung der Theorie zuliebe

Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

als Grundlage auch aller übrigen Arten der Wertvergleichung anzusehen: als ob etwa auch bei einer reflektierenden Wertvergleichung immer auf den größeren oder kleineren Lustwert reflektiert werde, den das Vorziehen des einen oder anderen der proponierten Gegenstände wahrscheinlicherweise mit sich bringe. Ganz abgesehen von den unüberwindlichen theoretischen und praktischen Schwierigkeiten, in die man bei konsequenter Durchführung dieser Annahme verwickelt wird, beweist schon die einfache Untersuchung der Tatsachen, d. h. der wirklichen Vorgänge, daß diese Art von Wertung und Wertvergleichung zwar auch, aber relativ in einer nur sehr mäßigen Häufigkeit, vorkommt. Jedenfalls gibt es eine Reihe anderer Typen von mittelbar intellektuellen Wertungen und Bevorzugungen von Werten, die von dieser Reflexion auf einen wirklichen oder angenommenen Gefühlswert der in Frage stehenden Gegenstände vollkommen frei sind (s. § 33, 5). Und außerdem würde ein solcher Fall überhaupt nach unserer Terminologie gar nicht zu den unmittelbaren gefühlsmäßigen, nicht einmal unter die gefühlsmäßigen Wertvergleichungen überhaupt, sondern unter den Begriff der intellektuellen Wertvergleichung gehören, wie schon in § 30, 7 ausgeführt wurde.

Es wäre auch, wie die Tatsachen lehren, nicht richtig, die Gefühlswertvergleichungen in der Weise zur Grundlage aller Wertvergleichung machen zu wollen, daß man meinte, eigentlich seien alle Bevorzugungen gefühlsmäßige, sie würden jedoch immer sofort beim erzogenen Menschen von anderen Gesichtspunkten unterdrückt und sozusagen überbaut. Die Protokolle zeigen, daß gar nicht allen Arten der Bevorzugung immer zunächst eine unwillkürliche gefühlsmäßige vorhergeht.

Die entwicklungsgeschichtliche Frage der Priorität schließlich geht uns hier noch nichts an, wo wir nur zunächst den phänomenologischen Tatbestand festzustellen haben. Dafür verweise ich, wie überhaupt für alles Nähere über die Gefühle im Verhältnis zur Wertung und Wertvergleichung auf § 35 und 36. Namentlich wird dort der (in § 32, 1 näher ausgeführte) Umstand erklärt werden, warum und inwiefern den Lustgefühlen bestimmte Intensität zukommt und wie sich dazu andere Wertabstufungen verhalten.

So viel von dem unmittelbaren Vorziehen auf Grund des überragenden Gefühlswertes des einen. Hier ist also auch für das Vorziehen tatsächlich der Gefühlscharakter, näher: das unmittelbar gefühlsmäßig erlebte Überwiegen des Lust- (bzw. das Minus des Un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lust-)[1]) Gefühls des einen der beiden Reizgegenstände ausschlaggebend. Nur deshalb rechnen wir auch hier diese Wertvergleichung zu dem Gefühlstypus der Wertung (vgl. besonders auch die hedonischen Wertvergleichungen, die hierher gehören; s. § 35ff.).

3.

Die mittelbare Gefühlswertvergleichung scheint recht selten vorzukommen (42). Unter dieser haben wir nach unserer früheren Definition den Vorgang zu verstehen, bei dem auf Grund einer Reflexion ein Vorziehen gefühlsmäßig erlebt wird. Es muß also hier auf Grund etwa einer intellektuellen Vergleichung der Werte (unter irgendwelchem Gesichtspunkt; vgl. Nr. 5 in diesem Paragraphen) ein überwiegender aktueller Lustcharakter des einen der beiden proponierten Gegenstände resultieren.

In den meisten Fällen, wo eine derartige mittelbare Gefühlswertung vorzuliegen scheint, ist es nicht eigentlich die Vergleichung, das Vorziehen, was gefühlsmäßig geschieht, sondern die Wertung des durch intellektuelle Vergleichung schon gefundenen (einfachen) Resultats. Dieser Fall aber gehört dann zu den einfachen mittelbaren Gefühlswertungen auf Grund einer intellektuellen Wertvergleichung, unter Umständen auch zu den Fällen intellektuellen Vorziehens.

4.

Viel häufiger sind nun aber unter unseren Wertvergleichungen die intellektuellen (unmittelbaren und namentlich mittelbaren) zu finden. Bei den unmittelbaren (43) liegt ein unmittelbares Erlebnis der Evidenz vor von der Vorzüglichkeit des einen, bzw. von der Inferiorität des anderen. Die Einstellung, die im Versuch durch die Instruktion, im gewöhnlichen Leben durch die jeweils herrschende Tendenz und Lage des Ich geschieht, gibt unmittelbar d. h. ohne daß irgendwelche Zwischenerlebnisse zu bemerken sind, dem einen der gegebenen Vorstellungsgegenstände oder beiden diesen entsprechenden Charakter. Ich brauche hier nicht noch einmal, da ich es bei ähnlicher Gelegenheit ja schon öfter getan habe, näher auf diese Wirkung der Instruktion einzugehen. Es ist einfach Tatsache, daß hier, auch in Fällen, wo die Vp. sich keiner früheren Vergleichung der im betreffenden Falle vorliegenden Werte entsinnen kann (auch nachträglich nicht), eine

1) Auch in diesem Falle glaube ich, daß unmittelbare Wertungen nachgewiesen werden können. Größeres und geringeres Lust- und größeres und geringeres Unlustgefühl können direkt miteinander verglichen werden und ebenso Lust- und Unlustgefühle (diese aber nur als solche, nicht ihren Intensitätsstufen nach, was sehr zu beachten ist, vgl. unten die Gefühlstheorie § 36, 2).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solche unmittelbare »Rangierung« verschiedener Gegenstände stattfinden kann, wenn nur der bestimmte Gesichtspunkt, unter dem dies geschehen soll, vorher (durch Instruktion) gegeben ist (s. 1d!).

Inwieweit in solchen unmittelbaren Erlebnissen (wie auch oben bei den gefühlsmäßigen Reaktionen) etwas von der bewußten Gegenwart und Mitwirkung eines Maßstabes in irgendwelcher Form zu konstatieren ist, und wie überhaupt Wertabstufungen zustande kommen, die nicht auf Gradunterschieden der Lustgefühle beruhen, darüber verschiebe ich weitere Erörterungen auf die Besprechung von Instr. 19 und 20, die ja dem Maßstabproblem besonders gewidmet sind (s. § 34; vgl. auch § 28 über nähere und fernere Sphärenzugehörigkeit).

5.

Als letzter (vierter) Typus des Vorziehens bleibt das mittelbare (reflektierte) intellektuelle nun noch zur Besprechung übrig. Es scheint mir der verbreitetste Typus zu sein. Hier wird rein intellektuell der Wert eines Gegenstandes gegen den anderen abgewogen, unter den verschiedensten möglichen ökonomischen Gesichtspunkten[1]) Ein weiteres psychologisches Interesse haben diese mehr der Denkpsychologie angehörenden Vorgänge im einzelnen für uns hier nicht (vgl. auch die Experimente über Wahlreaktion von Ach und Michotte und Prüm). Es sei nur noch einmal auch hier betont, daß wir auch in diesen Vorgängen solche vor uns haben, die Werte und Wertverhältnisse nicht bloß (als schon fertige) nachträglich beurteilen, sondern (in dem allein hier zunächst brauchbaren angegebenen Sinne; s. 1b) solche selbst erst schaffen. Nur darum und in so weit gehören sie zu den wirklichen Wertungsvorgängen.

Wenigstens eine kurze Übersicht dürfte jedoch nicht ohne Interesse sein über die verschiedenen Gesichtspunkte[1]), unter denen die Vp. diese Vergleichungen anstellen, da sich in ihnen die relative, aber auch nur relative objektive Berechtigung der meisten bisher aufgestellten nationalökonomischen Werttheorien aufweisen läßt.

Zwei verschiedene Arten von Wertvergleichungen sind jedoch zunächst hier auseinanderzuhalten: solche, in denen Gegenstände unter dem gleichen Wertgesichtspunkt verglichen werden, bei denen sich also gleichsam innerhalb dieses einen Gesichtspunkts eine Skalenbildung vollzieht; und solche, wo die dargebotenen Reize unter verschiedenen Gesichtspunkten verglichen werden; wo es sich also um die Wertvergleichung auch dieser verschiedenen Gesichtspunkte

1) Über die psychologische Bedeutung dieser »Gesichtspunkte« s. § 32!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(entweder dieser allein oder zusammen mit [und nur als Vorbereitung] der obigen Art der Wertvergleichung) handelt (vgl. 1d!). Ob dieser Unterschied auch ein psychologischer ist, wird § 32 untersucht werden.

(ad 1.) Folgende Gesichtspunkte liegen in den Protokollen isoliert vor: 1) des Angenehmer- bzw. Unangenehmerseins (44); 2) des größeren oder geringeren Bedürfnisses (45); 3) der größeren oder kleineren Zweckmäßigkeit (zu einem bestimmten [wertvollen] Zweck) (46); 4) des größeren oder geringeren Umfangs der Verwendbarkeit (47); 5) der größeren oder geringeren Zeit der Verwendbarkeit (48); 6) des größeren oder geringeren Tauschwertes (49).

Alle diese verschiedenen Gesichtspunkte kommen selbständig vor, und an sich ist keiner vom anderen abhängig, wiewohl sie natürlich in mannigfachen Verschlingungen auftreten. Inwiefern man in ihnen eine Entwicklungsreihe zu sehen hat von primitiveren zu höheren Wertungsgesichtspunkten, wie weit also diese Gesichtspunkte selbst wieder eine aufsteigende Wertreihe darstellen, ist hier natürlich nicht näher zu untersuchen. Diese Frage interessiert uns hier nur soweit, als sie Tatsachenfrage ist, d. h. soweit in den Protokollen diese Gesichtspunkte einander selbst als Fundamente eines neuen (höheren) Vorziehens gegenübertreten (s. o. den zweiten Fall). Es genügt hier (ad 2) auf die Protokolle (50) zu verweisen.

Daß freilich in der angegebenen obigen Reihenfolge im allgemeinen ein gewisser gleichmäßiger Fortschritt vom individuell-momentanen zum generell-allgemeinen Werten sich äußert, ist unverkennbar, und auch diese Unterscheidungen ordnen sich daher unserer früheren Unterscheidung in einfacher Weise ein.

Den Nachweis, inwieweit durch diese Gesichtspunkte tatsächlich bestehende ökonomische Werttheorien, die ihr System auf Begriffe wie Gebrauchswert, Bedürfniswert, Tauschwert usw. bauen, bestätigt und auch in ihre Schranken zurückgewiesen werden, muß ich mir auf meine systematische Arbeit versparen. — Über die psychologische Bedeutung dieser »Gesichtspunkte« s. § 32.

6.

In betreff der allgemeinen oder individuellen Geltung des Vorziehens, wie der einfachen Wertungen gilt hinsichtlich ihrer psychologischen Repräsentation genau dasselbe, was § 26 ausgeführt wurde.

Über die für die psychologische Genesis des Allgemeingültigkeitserlebnisses entwicklungsgeschichtlich vielleicht nicht unwichtige Möglichkeit intentionaler Abschätzungserlebnisse der Häufigkeit des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erlebthabens gewisser Erlebnissphären s. in § 33, 2 und 34 die Spezialuntersuchung.

7.

Bei den Beispielen für die verschiedenen Gesichtspunkte der Wertvergleichungen ökonomischer Art (in 5) habe ich bei Nr. 1 (größere und kleinere Annehmlichkeit) sogleich (in den Protokollen) die Ergebnisse der Instruktionen 21—24 herangezogen, da diese Untersuchungen über hedonische Wertungen, die aus den früher angegebenen systematischen Gesichtspunkten getrennt angestellt wurden, psychologisch, wie sich gleich zeigen wird, durchaus in diese erste Gruppe der ökonomischen hereingehören. Ich kann mich daher später mit einem kurzen Wort über diese hedonischen Wertungen begnügen, soweit das Wesentliche nicht schon hier zur Sprache gekommen ist (s. § 35/36).

§ 32. Wertmaßstab und Wertnorm.

1.

Nach den logischen Anschauungen ist es ein Axiom, daß Wertvergleichung, Wertmaßstab, Vergleichswert (nach unseren früheren Festsetzungen als »bestimmter Wert« zu bezeichnen) zusammengehören. Danach können Werte nicht graduell bestimmt und also auch nicht verglichen werden (bevorzugt werden) ohne einen bestimmten Maßstab. Wie ist es psychologisch damit, und wie ist der Begriff der Wertnorm psychologisch repräsentiert, wenn er auch hier eine Rolle spielt?

Wir fragen zunächst: ist überhaupt die behauptete Zusammengehörigkeit von Wertvergleichung und bestimmtem Wert psychologisch wirklich zu rechtfertigen?

Zur Feststellung der Sachlage ist es zunächst notwendig, sich an unsere früheren Ausführungen in § 31, 1c zu erinnern: daß nämlich ein Vergleich auch dann vorliegen kann, wenn nicht beide Fundamente der Vergleichung bewußt gegenwärtig sind. So kann auch ein Wert schon ein Vergleichswert sein, ohne ausdrückliches Bewußtsein des Inhalts des Vergleichungskorrelats. Solche Fälle dürfen also nicht als Zeugen gegen obige Zusammengehörigkeit aufgeführt werden. (Von den »absoluten« Werten wird erst später die Rede sein; teilweise jedenfalls lassen sie sich auch auf den eben angeführten Umstand zurückführen.)

Aber auch wenn dies berücksichtigt wird, bleibt doch noch die Frage offen, ob nicht doch auch schon eine einzelne Wertung (bei der also in keiner Weise schon eine Vergleichung vorliegt) einen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bestimmten Wert konstituieren könne (ohne irgendwelchen Vergleichswert) und nicht bloß einen Wert oder Unwert im allgemeinen? M. a. W.: Gibt es nicht doch Wertungen, die an sich schon einen bestimmten Intensitätsgrad ihres Wertes so unmittelbar besitzen, daß, wenn etwa zwei solche nacheinander auftreten, sie, ohne jede weitere Notwendigkeit einer Vergleichung unter einem bestimmten gemeinsamen Gesichtspunkt rein vermöge ihrer ursprünglichen Intensität sich in bestimmter Weise voneinander unterscheiden? und daß weiterhin aus mehreren solchen Werten sich ohne weiteres eine stetig aufsteigende Reihe bilden läßt? — Oder ist hierzu immer erst noch die Zuordnung zu einem bestimmten Gesichtspunkt und Maßstab (psychologisch) notwendig? —

Es scheint nicht zweifelhaft sein zu können, daß es solche unmittelbar bestimmte Werte gibt: die sinnlichen Lust- und Unlustwerte (Gefühle); das beweist auch ein Blick auf die Ergebnisse nach Instr. 19. Hier scheint jedem der gebotenen Getränke unmittelbar ein ganz bestimmter Annehmlichkeitswert zu eignen (in bezug auf auf die [oder heraus aus der] augenblicklichen Gesamtstimmung [d. h. aller jeweils herrschenden Dispositionen, Strebungen und Gefühle] der Vp.).

Jeder Lustwert scheint so phänomenologisch ein absolut graduell in sich fest bestimmter Wert zu sein. (Ob das immer so gewesen ist, wird erst in § 36 erörtert werden.) Die Lustwerte lassen sich deshalb unmittelbar in eine Intensitätsreihe einordnen und auch unmittelbar, wie wir oben § 31, 2 sahen, vergleichen bzw. bevorzugen. Hier scheint also nicht eine Vergleichung notwendig zur Konstitution eines bestimmten Wertes.

Wie aber kommt die graduelle Abstufung bei anderen als den sinnlichen Lustwerten zustande? Gibt es hier auch Werte von an sich bestimmter Intensität? Oder gibt es hier solche Abstufungen nur vermittels einer direkten Zuordnung zu jenen ersteren unmittelbar bestimmten Lustwerten? Oder auf irgend eine andere Weise? Ist vielleicht hier doch etwas wie ein Maßstab zu finden? Die Protokolle sollen uns Auskunft geben.

2.

Nach den Protokollen findet eine solche, weder direkt noch indirekt auf den (phänomenologisch) »absoluten« Intensitätsunterschieden der Lust- und Unlustgefühle beruhende bewußte Gradabstufung oder Ordnung von Werten erstmals da statt, wo die Vp. durch Instruktion angewiesen ist (wie z. B. in Instr. 16; vgl. § 34), drei oder mehr Wertstufen zu unterscheiden, etwa die drei: wertvoll, mittelwertig oder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wertlos (sc. unter einem bestimmten Gesichtspunkt). Wie geschieht das in solchen Fällen? Man hat nach den Protokollen deutlich den Eindruck, daß hier die Vp. schon in der Vorperiode vermöge der Instruktion auf eine solche dreifache Verschiedenheit eingestellt ist; nicht auf drei bestimmte konkrete derartige Fälle, aber in der Richtung auf drei derartige Fälle im allgemeinen oder: auf drei Sphären von zu erwartenden Gegenständen, die diese Werte bezeichnen. Mehrere Vp. haben dabei die verbale Repräsentation der angegebenen Stufen beständig nebeneinander vor Augen, und ordnen, wenn das Reizwort verstanden ist, dasselbe sofort räumlich an der betreffenden Stelle dieses Schemas ein (51). Nun ist dies, wie schon oft betont wurde, natürlich nur eine für den Vorgang an sich relativ unwesentliche Hilfsoperation, die von dem Vorstellungstyups der betreffenden Vp. wesentlich abhängt. Aber doch läßt sich daraus im allgemeinen ersehen, in welcher Weise etwa ein solches Messen der einzelnen gegebenen Werte an einem immanenten Maßstabe zu denken ist. Auch hier sind durch Einstellung einige Punkte der Skala schon vorher im allgemeinen (sphärenartig intentional, vielleicht mit bestimmten gedachten oder vorgestellten Repräsentationen) gegeben, welchen dann, sozusagen, wie bei einem gewöhnlichen räumlichen Maßstabe, die zu vergleichenden Werte direkt oder indirekt (durch Interpolation bzw. Subsumption unter die verschiedenen intendierten Sphären) zugeordnet werden. Wie ist aber diese analogbildliche Redeweise zu verstehen? Ich glaube, daß wir es uns in derselben Weise zu denken haben, wie bei dem Problem der Einstellung überhaupt: wie jede Einstellung dem unter ihrer Herrschaft auftretenden Reize ihren speziellen Charakter aufprägt bzw. die Sphäre für ihn bereithält, in die er eingeordnet werden soll, so geschieht es hier bei mehreren miteinander verbundenen dominierenden Einstellungstendenzen. Die allgemeine Einstellung ist in diesem Fall (Instr. 16) von Anfang an in eigentümlicher Weise in verschiedene Untereinstellungen gegliedert bzw. auf diese drei intentional bezogen, die bei auftretendem Reiz dann je nach der Zugehörigkeit des Reizgegenstandes zur einen oder anderen von ihnen (welche natürlich auf Empirie beruht) (unmittelbar oder sukzessiv) in Aktion treten, und dem betreffenden Gegenstand damit sofort auch seine bestimmte oder wenigstens ungefähr und annähernd bestimmte Stelle (vgl. § 28!) innerhalb der Einstellungsskala vermöge des ihm aufgeprägten Einstellungscharakters anweisen (52). Bei dem zweiten Fall der nicht mittelbaren, sondern nur annähernden Zugehörigkeit des Reizwertes zu einer der Unterabteilungen der Einstellungssphäre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird die Einrangierung desselben entweder durch ein unmittelbares größeres oder geringeres (»analoges«) Zugehörigkeitsbewußtsein (s. § 25) oder mittelbar auf Grund einer diesbezüglichen Reflexion geschehen können (53). Mit der Möglichkeit mehrfacher simultaner Einstellungen haben wir überhaupt immer zu rechnen. Vgl. die Untersuchung über Haupt- und Nebenaufgaben von Westphal a. a. O.; wenn dieser zu dem Resultat kommt, daß in der Hauptsache nur eine Hauptaufgabe bestehen könne, während sich die anderen dieser unterordnen und vor ihr zurücktreten, so ist dies eben für verschiedenartige Aufgaben und Einstellungen der Fall. Hier aber haben wir es mit derselben, nur in verschiedene Teile gegliederten, zu tun. Das ist etwas anderes. Und die Versuche zeigen, daß hier eine in gewissen Grenzen gleichmäßige Funktion der verschiedenen Untereinstellungen zu erreichen ist. Vgl. auch bei Ach (a. a. O.) die Versuche mit mehrfacher Zuordnung. Immerhin ist in vielen Fällen auch eine sukzessive Aufnahme der verschiedenen Einstellungen bei der Reaktion zu beachten. Jedoch, wie gesagt, keineswegs notwendig.

Das Wichtige an diesen Feststellungen ist, daß schon hier niemals nach unseren Versuchsergebnissen etwas wie ein kontinuierlicher Maßstab als solcher psychologisch als vorhanden nachzuweisen ist; sondern daß psychologisch das, was wir begrifflich-systematisch als Maßstab bezeichnen, nur durch das Gegebensein bestimmter ausgezeichneter Punkte der betreffenden Wertskala durch intentionale Einstellung auf bestimmte ausgezeichnete Sphären auf Grund der Empirie gekennzeichnet ist. Diese ausgezeichneten Punkte sind also demnach nicht Punkte (im mathematischen Sinn) konkreter, ganz bestimmter Begrenztheit, sondern wieder Sphären von unbestimmter Ausdehnung. Habe ich mich z. B. auf die drei Skalenunterschiede: wertvoll, mittelwertig und wertlos eingestellt, so bin ich in vielen Fällen imstande, ohne jede weitere Reflexion den erscheinenden Reizgegenstand sofort einer der drei durch die Einstellung bezeichneten Sphären zuzuordnen. (Natürlich auch hier auf Grund von empirischer Zugehörigkeit!)

3.

Es erhebt sich aber natürlich nun die Frage: wenn so alles auf die Einstellung zurückgeführt wird, ist dann nicht das Problem nur zurückgeschoben? Wie kommt die Einstellung zu dieser graduellen Gliederung? Dies ist aber gleichbedeutend mit der Frage: Wie kommt das Individuum zu einem solchen Maßstabsbewußtsein überhaupt? Dies kann, wenn überhaupt, nur dann entschieden werden, wenn es uns

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelingt, die Entstehung und Bildung eines Maßstabes selbst zu verfolgen; denn sonst müßten wir dieselben nur als etwas auf der heutigen Entwicklungsstufe unseres Geistes einfach Gegebenes hinnehmen.

Diese Bildung eines Maßstabes ist nun in den Instr. 19 und 20 ganz hübsch an einem konkreten Beispiel zu verfolgen. Zuerst sehen wir ein unmittelbares und mittelbares Vorziehen ohne jede Bezugnahme auf einen »Maßstab« (wie oben angegeben wurde [54]) gefühlsmäßig oder »intellektuell«; dann allmählich bilden sich, bei öfterer Wiederkehr der Gegenstände in verschiedenen paarweisen Kuppelungen, einige ausgezeichnete Wertglieder dieser Reihe zu feststehenden Typen für eine bestimmte Wertintensitätsklasse(-sphäre) unter dem gegebenen Gesichtspunkt heraus (55). Zwischen diese feststehenden Punkte werden dann im weiteren Verlauf, zunächst bewußt, neu auftretende Reize eingegliedert d. h. die Vp. hat zunächst ein Bewußtsein der näheren Zugehörigkeit des neuauftretenden Reizgegenstandes zu dieser oder jener Typensphäre, und derselbe tritt damit sofort auch unter die bestimmte Wertungsklasse dieses Typus ein (56). Eine noch weitere Entwicklungsstufe dieses Prozesses ist es dann, wenn diese typischen Vertreter der Wertungsklassen allmählich wieder in den Hintergrund treten, und unter Ausschaltung dieser Konkretion nur noch der allgemeine Charakter der vorher durch diese Typen bezeichneten Wertklassensphären übrig bleibt, so daß nun auch eine allgemeine Einstellung auf dieselben ermöglicht ist (57).

Wir sehen also, wie die Entstehungsweise dessen, was wir Maßstab heißen, in ganz allmählicher empirischer Weise vor sich geht. Niemals aber liegt ein kontinuierlicher Maßstab vor, sondern es sind (psychologisch) immer nur ausgezeichnete Punkte zur Zuordnung neu auftretender Reize durch die Empirie gegeben. Daß nach Art der Verschiedenheit der Erfahrung selbst auch diese Repräsente des Maßstabbewußtseins bei den verschiedenen Individuen verschiedene sind, und daß sich, wie in aller Erfahrung, so auch hier individuelle und allgemeine, persönliche und ererbte Erfahrungserwerbungen in unübersehbarer Fülle kreuzen, ist selbstverständlich.

Das, was wir Maßstab nennen, ist also ein in der angegebenen Weise beschaffenes Produkt der Erfahrungen (ausgehend wohl nach § 28 von Erfahrungen über nähere oder fernere Zugehörigkeit zu, geringere oder größere Hemmung usw. von bestimmten Tendenzen).

Die Art der Zuordnung neuer Reize zu den empirisch festgelegten Punkten der Skala ist hier natürlich dieselbe wie die § 25 (Exkurs)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beschriebene Art der allgemeinen Zuordnung von Erlebnissen zu Erlebnissphären.

Das Problem, woher bei den gefühlsmäßigen Bevorzugungen eine unmittelbare graduelle Abstufung möglich ist, und warum hier alle Werte ohne weiteres bestimmte Werte bestimmten Grades sind, ist damit freilich immer noch nicht gelöst und wird erst § 36 seine Lösung finden.

Auch die in § 31, 5 festgestellten »Gesichtspunkte« gehören natürlich, wie noch näher gezeigt werden wird, zu den oben geschilderten »festen Punkten« einer Wertskala (vgl. auch zu den »absoluten Werten« § 49, 7).

Vorbemerkung zu den §§ 33 und 34.

Die in diesen beiden Paragraphen darzulegenden Resultate der Instr. 15 und 16 geben keine neuen Ergebnisse für unsere psychologische Werttheorie. Sie können also ohne Schaden für den Zusammenhang der Arbeit überschlagen werden. Ich teile dieselben aber doch mit, weil sie manche in anderer Beziehung interessante Resultate enthalten. Die betreffenden Instruktionen wurden von mir, wie aus dem methodologischen Teil dieser Arbeit zu sehen ist, aufgestellt, um festzustellen, welche psychologischen Vorgänge den individuell-allgemeinen und generell-allgemeinen Wertungen entsprechen (vgl. schon § 33, 6). Nun kann man zwar einer Vp. direkt »vorschreiben«, einen Gegenstand zu werten, aber nicht ebenso direkt, ihn allgemein zu werten. Direkte Resultate für diese Fragestellung konnten also an sich nur nebenbei in anderen Versuchen erwartet werden. Die einzige Möglichkeit schien, solche besondere Arten von Wertungen dadurch hervorzurufen, daß man der Vp. die Instruktion gab, auf Grund nicht nur der gegenwärtigen augenblicklichen Lebensumstände, sondern ihres ganzen Lebens oder gar vom Standpunkt der Menschheit aus ihre Wertung des Gegenstandes zu vollziehen. Diesen (indirekten) Weg habe ich in § 33 und 34 eingeschlagen. Damit glaubte ich zugleich die beiden Gesichtspunkte des zeitlichen (»ganzes Leben«) und des Kollektivumfangs (»Menschheit«) (vgl. § 13, 1) je in einer dieser Instruktionen zugleich verbunden zu haben.

Nun ist aber von vornherein zu erwarten, wie aus unseren Ergebnissen in § 26 hervorgeht, daß solche Einstellungen, wie die angegebenen, den eigentlichen psychologischen Vorgang der Wertung nicht verändern. Was verändert wird, ist nur die Einstellung, unter der die Wertung geschieht. Diese aber ist nach unseren theoretischen Voraussetzungen in § 25 nichts anderes als die Zuordnung des ganzen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

betreffenden Wertungsvorgangs zu diesem bestimmten Einstellungserlebnis: die Allgemein- oder Individual betonung des Wertungsprozesses, wie ich es damals (§ 26) genannt habe. Zudem wird diese Art der Einstellung wesentlich eine reflektierte sein, da es sich ja um eine Bewertung des betreffenden Gegenstandes nicht für mich selbst direkt, sondern um eine indirekte Bewertung für ein von meinem jetzigen Ich verschiedenes Wertungssubjekt handelt (Menschheit bzw. »(zeitlich) allgemeines Ich«). Außerdem wird es sich nach dem Charakter der Einstellung dabei in den meisten Fällen um ein Abwägen verschiedener Gesichtspunkte und verschiedener Instanzen gegeneinander handeln müssen; denn es gibt ja faktisch wenige (ökonomische) Gegenstände, die als wertvoll oder wertlos schlechthin (d. h. für die ganze Menschheit oder für das ganze individuelle Leben) bezeichnet werden könnten. Es wird sich also meist um ein Abwägen nach den verschiedenen Gesichtspunkten handeln, um dem Gegenstand in der allgemeinen, durch die Instruktion gegebenen Skala der Reaktionsmöglichkeiten (s. die Instr.) seinen Platz anweisen zu können. Es handelt sich also nicht um allgemeine Erlebnisse des Wertvoll- oder Nichtwertvollseins (wie § 30); sondern um Festsetzungen eines bestimmten (abgestuften) Wertes für den bestimmten Reizgegenstand. Ein solcher bestimmter Wert aber setzt, wie wir sahen, eine Vergleichung voraus; und so werden wir denn auch sehen, wie wir bei den Ergebnissen der §§ 33 und 34 immer wieder auf Wertvergleichungen der uns bekannten Art und daneben auf andere Vorgänge stoßen werden, deren Kenntnis uns an sich in dem Gang unserer Untersuchung nicht direkt fördern wird.

Trotzdem habe ich ihre Darstellung nicht unterlassen wollen, da die Resultate manches bestätigen und klären, was oben schon dargelegt wurde. Im übrigen vgl. immer die analogen Ausführungen in § 26.

§ 33. Individuell allgemeine Wertung (Instr. 15).

1.

Welchen Unterschied verursacht im psychologischen Ablauf des Wertungsvorgangs die allgemeine gegenüber der momentanen Einstellung? Es liegt hier insofern ein etwas anderer Fall vor als § 26 bei den allgemeinen Finalrelationen, weil es sich hier um dem Umfang nach individuelle, der Dauer der Geltung nach allgemeine Wertung handelt, während es dort eine generell-allgemeine Beziehung war (s. § 34). Diese Verbindung von Ichbeziehung und zeitlicher Allgemeinheit scheint für die Einstellung eine bedeutende Erschwerung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu bedeuten. So zeigt auch schon die Einstellung in der Vorperiode Änderungen. Sie wird von vornherein als weniger leicht, weniger einheitlich und weniger sicher empfunden. Fast alle Vp. drücken dies in irgendeiner Form aus. Die meisten haben schon von vornherein den »Eindruck«, daß hier eine unmittelbare Entscheidung und Reaktion nicht möglich, sondern daß nach Erscheinen des Reizwortes eine nähere Überlegung und ein sorgfältiges Abwägen verschiedener Möglichkeiten und Umstände nötig sein werde (37). Zwar bildet die Ichbeziehung für die Einstellung keine Schwierigkeiten, aber die größere Allgemeinheit d. h. der größere zeitliche Umfang der Geltung bedingt schon vorher die Erwartung größerer Mittelbarkeit der Wertung und der Verlauf zeigt dementsprechend ein ziemliches Zurücktreten der unmittelbaren Wertung im allgemeinen. Nur in Fällen, wo der gegebene Gegenstand zufällig bei der Vp. auf eine bewußt habituelle Neigung stößt, finden sich auch in diesem Falle unmittelbare Wertungen (38). In den meisten Fällen dagegen herrscht die mittelbare und reflektierte Art der Wertung vor. Dies wird auch durch die Fälle nicht geändert, wo zuerst, unmittelbar nach Verstehen des Reizwortes, wie es ziemlich häufig vorkommt, eine unmittelbare (Gefühls- oder intellektuelle Wertung) eintritt. Denn eine solche ist dann fast immer, wie die Protokolle zeigen, eine instruktionswidrige individuell-momentane (oder wenigstens einmalige, eben keine allgemeine): die Vp. fällt in solchen Fällen ganz ungewollt und oft ganz unwissentlich in diese ihr leichtere Einstellungsweise zurück. Auch hier zeigt sich die vorhin erwähnte Schwierigkeit der Vereinigung der verlangten Instruktionsgesichtspunkte. Diese ist, wie ich oben schon (§ 30, 1) andeutete, jedenfalls auf die Ungewöhnlichkeit dieser Vereinigung begründet. Unter »ungewöhnlich« ist aber nach früheren Ausführungen in solchen Fällen immer zu verstehen, daß die psychische Entwicklung im allgemeinen diese Zuordnung von Gesichtspunkten (Erlebnisweisen) praktisch und empirisch nicht begünstigt.

Gerade bei solchen zunächst instruktionswidrigen Reaktionen aber tritt dann oft besonders schön und deutlich die plötzliche Wendung zu der instruktionsgemäßen allgemeinen Einstellung hervor. Diese Wendung ist in diesem Fall eine deutlich wahrnehmbare Veränderung der Einstellung (s. § 26), die zumeist auf Grund eines besonderen Willensimpulses, oft aber auch vermöge eines unwillkürlichen plötzlichen Wiederauftauchens und Übermächtigwerdens der durch die Instruktion gestifteten determinierten Tendenz erfolgt.

Den Hauptunterschied also zwischen den individuell-allgemeinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und den früheren individuell-momentanen Wertungen sehe ich darin, daß dort eine bestimmte einheitliche inhaltlich-intentionale Einstellung, wie bei den letzteren, nicht mehr möglich ist. Das Individuum vermag zwar die Gesamtheit seiner momentanen Strebungen und Bedürfnisse in einem einheitlichen Akt wenigstens intentional zu überblicken; dagegen ist es ihm praktisch (wenn auch nicht prinzipiell) unmöglich, die Gesamtheit der in seinem Leben sich folgenden Gesamtzustände seines Ichs in gleicher Weise einheitlich zu übersehen; es bedarf dazu vielmehr der Intention auf eine Folge sukzessiver Einstellungen; d. h. aber: zu ihrer Ausführung bedarf es einer Reflexion. Demzufolge ist eine unmittelbare Wertung hier gewöhnlich ausgeschlossen. Die Vp. können nicht mehr schon bei der ersten Einstellung sich »ganz in der Lage befinden (s. o.)«, sondern die Einstellung der Vorperiode selbst schon richtet sich hier oft mehr auf die Bereitschaft zu einer Reihe von sukzessiven Einstellungen bestimmter Art.

2.

Wie dann nach Verstehen des Reizwortes die Vp. es macht, um mittels verschiedener solcher sukzessiver Einstellungen der Aufgabe gerecht zu werden, ist sehr interessant, aber auch sehr verschieden, und gehört nur teilweise zu unserer Aufgabe, in der Hauptsache in die Denkpsychologie.

Im allgemeinen frappiert auch hier wieder die scheinbar oft höchst bewußt-methodische Art des Vorgehens, von der aber die Vp. selbst auf Befragen nachträglich meist angeben, daß sie in Wahrheit ganz unwillkürlich gewesen sei. Wir stünden also auch hier wieder vor einer wunderbaren (jedoch natürlich im Laufe der Empirie der psychischen Entwicklung ausgebildeten) Art mechanisierter Methode d. h. mechanisierter Erlebnisfolgen, die sich bei gewissen Zielvorstellungen ohne weitere bewußte Reflexion zu assoziieren vermögen (vgl. Exkurs § 25). Doch haben wir es hier zunächst nur mit der Konstatierung, nicht der Erklärung dieser Tatsachen zu tun.

Der Verlauf ist in der Regel der, daß sich die Vp. zunächst sozusagen, da sie sich nicht auf das ganze zeitliche Umfangsgebiet, wie eigentlich verlangt ist, auf einmal einstellen kann, auf allgemeine Unterabteilungen dieses Gebietes einstellt: sie teilt etwa die Zeit ihres Lebens ohne weiteres in Vergangenheit und Zukunft ein und sucht zunächst, sich auf diese einstellend, für diese einzeln das gesuchte Resultat zu finden (»immer, meist usw. wertvoll«), und dann beide miteinander zu vergleichen, um das Endresultat festzustellen. Oder, was noch häufiger ist: die Vp. pflegen eine Art von indirektem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verfahren einzuschlagen, indem sie zuerst sich auf negative Fälle besinnen (»wann war mir dieser Gegenstand nicht wertvoll?«), und dann nach dem Umfang des Bereichs der negativen Fälle den der positiven und nach diesem den Ausdruck der Reaktion bestimmen (40a und c). Dies indirekte Verfahren, das meist ohne besonderes Vorhergehen einer Reflexion über seine Zweckmäßigkeit eingeschlagen wird, hat in den meisten Fällen tatsächlich auch für die retrospektive Betrachtung den Vorzug, weil bei den gegebenen Reizworten der Bereich der positiven Wertungen der betreffenden Gegenstände gewöhnlich ein weit größerer und daher weniger leicht zu überblickender ist, als der negative. Diese Überlegung wird aber von den Vp. wie gesagt kaum je ausdrücklich angestellt. Um so erstaunlicher ist diese unwillkürliche Anpassungsfähigkeit des ausgebildeten geistigen Organismus, der ohne weiteres (natürlich wohl durch einen Schatz von Erfahrungen dazu befähigt) die dem Gegenstand angepaßte Methode in Anwendung bringt. Die Abschätzung selber, die in diesem Fall zunächst bei der Abschätzung der negativen Fälle selbst und dann in der »Umfangsvergleichung« der positiven und negativen Fälle vorliegt, ist selbst (namentlich in Rücksicht auf die relative Sicherheit und Bestimmtheit, mit der die Zuordnung des Resultats zu einem der zur Reaktion vorgeschlagenen Worte »immer meist usw.« vollzogen wird) ein neues Problem, sofern die Vp. gleichsam im Überblick über das ganze in Frage stehende Gebiet die ungefähre Valenz des Reizgegenstandes für dasselbe unter dem Einstellungsgesichtspunkt mit ziemlicher Leichtigkeit festzustellen vermag. Doch haben wir es hier ja nur mit der Schilderung dieser Tatsachen zu tun.

Immerhin werden wir nicht wohl ohne die Annahme von intentionalen Erlebnissen auskommen, die in diesem Fall sogar hinsichtlich des Umfangs ihrer Sphäre eine annähernde Abschätzung zulassen müssen. Eine derartige Bestimmtheit intentionaler Erlebnisse haben wir ja aus anderen Gründen auch früher schon annehmen zu müssen geglaubt (§ 31, 6).

Charakteristisch scheint mir in dieser Beziehung auch der Umstand zu sein, daß für die in der Instruktion gegebenen Zeitbestimmungen »immer, meist usw.« im Verlauf dieser Reflexionen gewöhnlich unwillkürlich die andere Reihe: »unter allen Umständen, unter fast allen Umständen usw.« eintritt, was auf die intentionale Bezogenheit auf (inhaltliche) Erlebnisse bzw. die Häufigkeit derselben hinzudeuten scheint (vgl. § 26). Es handelt sich also jedenfalls um ungefähre Bestimmungen der Erlebnishäufigkeit, mit welcher der betreffende Reiz-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegenstand in einer bestimmten intendierten (zeitlichen oder anderen) Sphäre von Erlebnissen als wertvoll empfunden wurde oder nicht. Die Ergebnisse auf den einzelnen sukzessiv nacheinander intendierten einzelnen Gebieten werden dann weiter wieder miteinander verglichen und führen so schließlich zum Schlußresultat. Daß diese Schätzung möglich ist, auch ohne Vergegenwärtigung, nur mit Intention dieser Erlebnisse, scheint demnach nicht zu bezweifeln.

Daß mit dieser Darstellung eine Erklärung im Einzelnen nicht gegeben sein soll, ist klar. Überhaupt gehören diese Vorgänge in der Hauptsache in die Denk- und nicht in die Wertpsychologie. Soweit letzteres der Fall ist, gehören sie ins Gebiet der Wertvergleichung, wo ähnliche Vorgänge bereits untersucht worden sind. Dies gilt namentlich für das oben geschilderte Abwägen der positiven und negativen Instanzen gegeneinander innerhalb der sukzessiven Einstellungsgebiete und der letzteren selbst untereinander.

Was die Gesichtspunkte anlangt, unter denen solche Wertvergleichungen überhaupt sich abspielen, verweise ich auf die einzelnen Darstellungen von § 31, 5 und auch auf die Ausführungen über Wertungsmaßstäbe in § 32.

§ 34. Generelle allgemeine Wertung. (Instr. 16.)

In Instr. 16 ist eine ganz allgemeine Abstufung des Wertes selbst gefordert (während in 15 nur eine solche der zeitlichen [Allgemein-]Gültigkeit der Wertung vorlag). Außerdem handelt es sich um generelle allgemeine Wertungen[1]), die natürlich von vornherein gewöhnlich intellektueller Natur sind. Gefühlswertungen kommen hier in den Versuchen fast gar nicht vor, dagegen die intellektuellen sowohl in unmittelbarer, wie in mittelbarer (reflektierter) Art. Bei ersterer ist es ein unmittelbares Wissen um die Art der Zugehörigkeit des Gegenstandes zu einer der drei Einstellungssphären (vgl. § 32, 2). Bei den mittelbaren (reflektierten) Wertungen dieser Art schlägt die Vp. gewöhnlich den Weg ein, daß sie sich erfahrungsgemäße Arten der Verwendung des betreffenden Gegenstandes vergegenwärtigt, und nun den Wert derselben summiert oder gegen andere abwägt, um das verlangte Resultat zu gewinnen; dabei werden wieder, wie schon oben (§ 33, 2), die Instanzen (vgl. § 31, 5 und 32, 3) gegeneinander in Rechnung gestellt, genau wie bei Instr. 20 (vgl. § 32, 3). Auf letztere Ausführungen kann ich mich daher hier auch berufen, besonders da an letzter Stelle schon auf diese Instruktion verwiesen ist (96).

1) Über die hier wieder leicht (und »geübt« s. § 30, 1) sich vollziehende Einstellung (generell-allgemein) ist nichts Neues zu sagen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

§ 35. [C] Die hedonischen Wertungen (Instr. 21—24).

Aus den in § 31, 7 angegebenen Gründen habe ich über diesen Teil der Versuche nur noch einiges Allgemeinere und mehr nur Zusammenfassendes hinzuzufügen. (Protokollauszüge der Instr. 21—24 s. zum Teil schon dort!)

1.

Zuerst etwas über den Unterschied von mittelbaren und unmittelbaren Wertungen auf diesem Gebiet, die auch hier sowohl bei den Gefühls- wie bei den intellektuellen Wertungen zu unterscheiden sind. Hedonische Wertungen, die ihren Namen nach ihrem ausschlaggebenden Faktor, den Lust- und Unlustmomenten, tragen, sind keineswegs, wie schon oft betont wurde, in ihrem ganzen Umfang identisch mit den Wertungen, bei denen aktuelle Lust- und Unlustgefühle die ausschlaggebende Rolle spielen, wie vielfach die Meinung ist. Es gibt Annehmlichkeits- und Unannehmlichkeitswertungen von durchaus nicht zu bestreitendem primär-konstituierendem Charakter, und sogar von unmittelbarer Art, bei denen ein aktuelles Lust- oder Unlustgefühl in keiner Weise eine entscheidende Rolle spielt. Gefühlsmäßige hedonische Wertungen kommen freilich vor, aber es ist nicht einmal sicher, ob sie auf unserer Entwicklungsstufe den größeren Prozentsatz aller Fälle bilden. Hedonische unmittelbare intellektuelle Wertungen (58), wie hedonische reflektierte intellektuelle Wertungen (59) kommen vielmehr ebensowohl vor, wie die von jenen Theoretikern meist als allein wirklich hedonisch bezeichneten Arten der unmittelbaren (60) und mittelbaren (= reflektierten [61]) hedonischen Gefühlswertung. Die angegebenen Beispiele werden das zur Genüge bestätigen. Aber auch ein unbefangener Blick in das tägliche Leben wird dasselbe lehren. Wo kämen wir praktisch hin, wenn überall die Gefühle eine derart dominierende Rolle spielen würden?! —

2.

Der Fehler besteht meist darin, daß man verwechselt: psychologisch-aktuelles Lustgefühl (welches eine gefühlsmäßige Wertung ist; s. § 36) und Wertung (irgendwelcher Art) wegen eines solchen. Man muß absolut scheiden zwischen gefühlsmäßiger Wertung im früher dargelegten Sinn und Wertung im Hinblick auf Kausation eines Lustgefühls. Letztere ist psychologisch nur ein Spezialfall der mittelbaren (reflektierten) Wertung überhaupt, und kann selbst gefühlsmäßig oder intellektuell sein: sie reflektiert auf ein Lustgefühl

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

d. h. aber, wie wir gleich in § 36 zeigen werden: auf eine ev. gefühlsmäßige Wertung.

Zur ganzen Frage vgl. § 36 und hinten § 49, 3.

§ 36. Exkurs: Gefühl und Wertung.

1.

a.

Schon vielfach im Verlauf der bisherigen Untersuchungen sind wir auf das Verhältnis von Lust- und Unlustgefühl zu den positiven und negativen Wertungen gestoßen. Wir glaubten in dieser Beziehung einen gefühlsmäßigen Wertungstypus von einem anderen intellektuellen scheiden zu müssen.

Eine Komplikation der Frage ergab sich uns in § 35 und auch schon an früheren Stellen aus dem Umstande, daß wir diese gefühlsmäßige Wertung zu scheiden hatten von einer (intellektuellen) Wertung, die durch eine Reflexion auf den Lust- oder Unlustwert des betreffenden Gegenstandes zustande kam, sich auf dieselbe stützte. Dadurch wurde die vielverhandelte Frage berührt, ob nicht das Lust-Unlustgefühl überhaupt die Ursache der Wert-Unwertung darstelle. Letzteres aber ist natürlich eine Auffassung, die sich mit der unserigen nicht verträgt, welche in dem Lustgefühl nicht die Ursache bzw. den Grund einer Wertung, sondern den Ausdruck (und zwar nur einen bestimmten Ausdruck, neben dem es noch einen anderen: den intellektuellen gibt!) der Wertung erblickt. Nach unserer Ansicht also war das Lustgefühl eine Art der positiven Wertung selbst, nicht die Ursache derselben. Solche und andere Fragen müssen natürlich den Wunsch einer prinzipiellen Erörterung nahelegen. Wo liegt das Recht der Tatsachen?

Dazu kommt noch ein weiterer Punkt, der an dieser Stelle eine derartige Untersuchung als wünschenswert erscheinen läßt: dies ist die schon oben (§ 32, 1) in Betracht gezogene Intensitätsreihe der Lust- und Unlustgefühle vom positiven Maximum durch den Nullpunkt zum negativen Maximum. Dieser Punkt ist es ja auch immer in erster Linie, der, vermöge seiner auffallenden Analogie zu der Reihe: Wertmaximum-Wertnullpunkt (oft mit dem der Wertindifferenz gleichgesetzt, vgl. dazu aber unten 12 und § 37) Unwert(Wertwidrigkeits)maximum zu einer irgendwelchen engen Kopulation von Gefühl und Wert geführt und gelockt hat.

Ist beides im Prinzip nun wirklich (wenigstens genetisch) aufeinander zurückzuführen, wie es nach manchen Theorien der Fall ist, daß also Lust und Wert, Unlust und Unwert usw. (und sei es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch vermittels der größten Komplikationen) einander letztlich irgendwie entspricht? — Dies ist die gewöhnliche Lösung. Aber macht nicht doch schon (von theoretischen Bedenken abgesehen) die Tatsache etwas stutzig, daß dann auf allen Wertgebieten eine solche schließliche Zurückführbarkeit auf Lust- und Unlustfaktoren postuliert werden müßte, da sich ja doch auf allen diesen Gebieten jener zu erklärende Parallelismus zeigt? Aber wenn man diesen Ausweg nun nicht ergreifen wollte, woher ist dann jener auffallende Parallelismus zu erklären?

b.

Es muß auffallen, daß, auch wenn man diesen Parallelismus als unleugbar zugibt, immer nur daraus geschlossen wird, daß deshalb das eine vom anderen in der angegebenen Weise abhängig sein müsse. Ebenso nahe liegen doch die anderen logischen Möglichkeiten, daß entweder das Verhältnis das umgekehrte sei, daß also der Lust-Unlustcharakter des Gefühls einer Wertung seinen Ursprung verdanke; oder daß — dies ist die dritte logische Möglichkeit — beide nur verschiedene Arten desselben Grundphänomens seien! Letzteres liegt doch schon des halb sehr nahe, weil doch gar nicht bloß die Unlust- und Lustgefühle diese selben Abstufungsverhältnisse, wie die Werte zeigen, sondern auch andere psychische Erlebnisse, die sich deshalb ebensogut mit der Skala der Werte verbunden haben d. h. in ihnen als konstituierende Faktoren stecken könnten, wie jene Gefühle der Lust usw., oder die wenigstens mit den Werten und Gefühlen zusammen eine gemeinsame Wurzel haben könnten. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß wir in dem allgemeinen Erlebnis der (größeren und geringeren) Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer bestimmten Sphäre, Einstellung usw. eine Erlebnisart haben, die auch diese Zweidimensionalität und alle diese Eigenschaften der Abstufung zeigt, und zudem ein so allgemeines Phänomen ist, daß es fast als Gattungsbegriff zu allen anderen sonst noch in Betracht kommenden gelten könnte. Sollte es nun also nicht z. B. möglich sein, daß auch die sogenannten Lust- und Unlustgefühle in diesem Sinne (logisch) nur ein Spezialfall dieses allgemeinsten Phänomens wären, so daß dann z. B. ein sinnliches Lustgefühl (zum mindesten ursprünglich) als ein gefühlsmäßiges Erlebnis der Zugehörigkeit eines sinnlichen Reizes zur Gesamtheit meiner in einem »sinnlichen Allgemeingefühl« sozusagen integrierten Lebenstendenzen zu definieren wäre; als gefühlsmäßige Reaktion dieses, sagen wir einmal: sinnlich-gefühlsmäßigen Gesamt-Ichs auf einen in der Linie seiner Bedürfnisse liegenden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reiz? Ich möchte einstweilen nur soviel bemerken, daß z. B. die Gefühlstheorie von Ebbinghaus ja sich in einer hiervon gar nicht so weit abliegenden Richtung bewegt.

Ich will statt aller sonstigen Verteidigungsversuche einer solchen Theorie zunächst einfach darlegen, in welcher Weise man sich genetisch-psychologisch eine solche Theorie ausgeführt denken könnte. Nachher werde ich zeigen, wieviel mir durch eine solche für unser Wertproblem gewonnen scheint.

2.

Das Endresultat dieser meiner Ausführungen möchte ich schon hier voranstellen, damit man von Anfang an die Richtigkeit der Deduktion desselben prüfen kann.

Ich glaube nämlich nachweisen zu können, daß die übliche Annahme der ursprünglichen Zweidimensionalität des Gefühls (Lust-Unlust) und ebenso die Auffassung der Gefühle als einer kontinuierlichen Intensitätsreihe, die von einem positiven Maximum durch den Nullpunkt zum negativen Maximum geht, unrichtig ist, sofern beide Momente an sich auf anderen Faktoren beruhen, die dem Gefühl nicht an sich, sondern nur durch Übertragung von anderen, dasselbe begleitenden Phänomenen zukommen.

Was jene zweite Ansicht von der kontinuierlichen Intensitätsreihe anlangt, so scheint mir schon folgende Überlegung Bedenken gegen sie wachrufen zu können: wäre es wirklich so, dann müßte doch auch Lust und Unlust von bestimmter, namentlich von gleicher Intensität miteinander verglichen werden können. Nun kann man aber zwar Lust verschiedenen Grades und Unlust verschiedenen Grades miteinander wohl vergleichen, aber die obige Vergleichung ist unmöglich. Es hat keinen annehmbaren Sinn, zu sagen, ein bestimmtes Lustgefühl habe dieselbe Intensität, wie ein bestimmtes Unlustgefühl. Dies scheint zugleich indirekt eine Bestätigung unserer ersten These, daß die beiden Dimensionen nicht dem (einheitlichen) Gefühl selbst ursprünglich zugehören. Wenigstens könnte es nach dem Obigen jedenfalls nicht eine Intensitätsreihe der oben angegebenen Art, sondern bestenfalls eine Intensitätsreihe abgesehen von jener Zweidimensionalität geben. Jedenfalls läßt die angegebene Tatsache nur folgende Wahl: entweder hat das Gefühl die zwei Dimensionen als ihm selbst ursprünglich zugehörige; dann aber kann die Intensität ihm nicht in derselben ursprünglichen Weise zugehören. Oder die Intensität kommt auf seine Rechnung, dann kann es aber nur eindimensional sein, d. h. Lust und Unlust sind zwei getrennte und beide positive, ganz getrennten Gebieten an-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehörige Intensitätsreihen. (Daneben besteht aber freilich noch die dritte Möglichkeit, daß sowohl die Intensität als die Dimensionen dem Gefühl nicht unmittelbar zugehören.)

Ich muß die Entscheidung hierüber bis nach der genannten folgenden genetischen Darlegung aufsparen, die für die zweite Möglichkeit sprechen wird.

3.

Voraussetzung meiner Theorie ist die Anschauung, daß ursprünglich (onto- und phylogenetisch) das psychische Leben nur aus »sinnlichen« (besser s. § 25 Exkurs Schluß: »gefühlsmäßigen«) Erlebnissen bestehe, die in einer Art Selbstbewußtsein primitiver Stufe zum bzw. im (sinnlichen) »Gemeingefühl« zusammengefaßt sind; letzteres scheint unzweifelhaft, da ja auch auf dieser primitiven Stufe doch schon irgendeine Gemeinsamkeit (eben jenes »Gemeingefühl«) aller Teile des Organismus (wenn man auf dieser Stufe überhaupt schon von Teilen reden will), angenommen werden muß, wie eine solche ja auch physiologisch schon vor jedem nachweisbaren psychischen Leben bei den Organismen sich zeigt. Somit ist das Gefühl in seiner Grundform durchaus als Allgemeingefühl aufzufassen, und gleichsam das ursprüngliche Selbstbewußtsein, oder besser Selbsterlebnis des betreffenden »Individuums« (ehe auf der Stufe der intellektuellen psychischen Funktionen das Selbstbewußtsein in seiner bewußt-intellektuellen Form sich entwickelt; s. unten).

Zunächst gibt es auf dieser Stufe nun, wie in § 25 ausgeführt wurde, nur ganz undifferentiierte (»gefühlsmäßige«) (sukzessive) Allgemeinerlebnisse. Erst wenn sich im Lauf der Zeit die Reproduktionsfähigkeit steigert, werden besonders typische Erlebnisarten reproduzibel und (qualitativ) unterschieden werden. Die erste und primitivste Scheidung unter den Erlebnisarten wird nun vermutlich diejenige sein, daß Erlebnisse des Behagens und Unbehagens in der allerallgemeinsten Weise und natürlich noch ohne jede begriffliche Scheidung oder gegenständliche Beziehung sich scheiden, welche wir von unserem Standpunkt aus näher als Erlebnisse einer für den Organismus zuträglichen oder unzuträglichen, sein Bestehen fördernden oder hemmenden allgemeinsten Daseinsform oder Lebensweise bezeichnen können.

4.

Die Versuchung liegt sehr nahe, in diesem Zusammenhang die Entwicklungsgeschichte dieser Förderungs- und Hemmungserlebnisse in ihren Grundlagen noch weiter zurück in die Verhältnisse und gesetzmäßigen Verhaltungsweisen auch der unbeseelten Materie zu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rückzuverfolgen. Die physiologischen Vorgänge der Assimilation und Dissimilation bei den niedersten Organismen, die sich wie die Gesetze des Chemotropismus, Thermotropismus usw. auf rein chemische und physikalische Gesetzmäßigkeiten zurückführen lassen, scheinen in der Tat doch mehr als eine bloße Analogie zu den primitivsten Werterlebnissen im oben angegebenen Sinn zu sein. Der Organismus assimiliert und »sucht«, was er zu seiner zunächst rein chemisch-physikalischen Konstitution (zur Assimilation) bedarf, und dissimiliert, was er in dieser Beziehung nicht brauchen kann (d. h. vom späteren Standpunkt aus: sowohl das Schädliche als das Indifferente, was eben in dem Begriff des »Nichthergehörigen« d. h. nicht zum Organismus Gehörigen vereinigt ist) —: und das schon auf einer Stufe, wo von psychischem Leben noch nicht die Rede sein kann. Sollten nicht diese mechanischen Vorgänge bei Erwachen des psychischen primitivsten Lebens ihre unmittelbare Fortsetzung bzw. Begleiterscheinung und Bewußtheit in jenen primitivsten Differentiierungen des sinnlichen Allgemeingefühls des Organismus erhalten? Ein zureichender Grund für diese oben behauptete ursprünglichste Differentiierung dieser ursprünglichsten Form geistigen Lebens: des undifferentiierten Allgemeingefühls (Lebensgefühls), schiene mir damit gefunden zu sein.

Nach dieser Auffassungsweise würden also (von unserem späteren »gegenständlich erlebenden« Standpunkt aus angesehen und aufgefaßt) die beiden ursprünglichsten voneinander sich scheidenden d. h. aus dem bloßen allgemeinsten Lebensgefühl sich herausdifferentiierenden Erlebnisweisen eigentlich diejenigen sein müssen, die bei der Aufnahme solcher Stoffe in den Organismus auftreten, die zu seinem Aufbau und Fortbestand notwendig sind, die ihn also fördern, und solcher, die dies ganz im allgemeinen nicht tun und die deshalb wieder dissimiliert werden. Gemäß den Entwicklungsgesetzen der Psyche (§ 25) werden sich nun aber zunächst nur entsprechend den Extremen dieser beiden Vorgänge besondere Differenzierungen des allgemeinen Lebensgefühls ausbilden. Besonders aber wird dies bei denjenigen psychischen Vorgängen der Fall sein, die den Dissimilationsprozessen entsprechen; während nämlich fast alle lebenfördernden (Assimilations-)Prozesse Gefühle des Behagens auslösen, werden zunächst nur direkte Hemmungen des Organismus Gefühle des Mißbehagens mit sich führen, während der andere Teil (s. o.): die »indifferenten« zunächst ohne ein besonderes, differentiiertes Gefühlserlebnis bleibt. (Der physiologische Unterschied, den man etwa für eine schon ursprüngliche Scheidung von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

indifferenten Stoffen und »hemmenden« Stoffen anführen könnte: daß nämlich manche nichtassimilierbare Stoffe dissimiliert werden in dem engeren Sinne, daß sie den Organismus auch äußerlich wieder verlassen, während andere innerhalb des Organismus als Fremdkörper bleiben können, ohne assimiliert und doch auch ohne dissimiliert zu werden, ist nur ein rein äußerlicher optischer Unterschied, aber kein im obigen Sinne prinzipieller, so daß man in ihm schon eine Vorbildung des Unterschieds von Indifferenz und positivem Unwert zu sehen berechtigt wäre.)

5.

a.

Von einer auf bestimmte Gegenstände bezogenen Lust oder Unlust und dementsprechend von einer eigentlichen »Förderung« oder »Hemmung« wäre auf dieser primitivsten Stufe zunächst freilich noch gar nicht die Rede, sondern nur von einem allgemeinen Erlebnis des Behagens oder Nichtbehagens im angegebenen Sinne; was jedoch, wie gesagt, für uns auch immer schon Gegenständlichkeit: Scheidung von Subjekt und Objekt des Erlebens irgendwie vorauszusetzen scheint. Erst wenn sich allmählich auch das gegenständliche Erleben entwickelt (s. § 25), werden auch diese beiden Arten sinnlich-gefühlsmäßigen Erlebens auf Gegenstände bezogen werden bzw. umgekehrt: bestimmte Erlebnisse werden einzig diesen beiden Erlebnisarten zugeordnet und erhalten von diesen ihren »Gefühlston«, womit dann auch die Voraussetzung der Bildung von besonderen Sphären (Klassen) fördernder und hemmender Erlebnisse resp. Gegenstände gegeben ist.

b.

Die Ausführungen in 4 bieten uns übrigens zugleich auch wertvolle Näherbestimmungen zu unserer in § 25 gegebenen Gegenstandstheorie. Es ist nämlich evident, daß unter den Erlebnissen im Laufe der Entwicklung, gerade bei der Entstehung der gegenständlichen Beziehungen, zunächst eben wegen ihrer praktischen unendlich überwiegenden Bedeutung rein selektiv nur diejenigen in Betracht kommen werden, die eine direkte Hemmung oder Förderung des Organismus bedeuten. Nur die Erlebnisse, die entweder positiv aufbauend oder positiv schädigend für den Organismus wirken, haben deshalb zunächst Aussicht in genügend starker Weise reproduzierbar und so der einen der beiden Grunderlebnisarten konstant zugeordnet zu werden (worin ja eben nach § 25 die Entstehung gegenständlicher Erlebnisse beruht). Gegenständlichkeit ist konstante Zuordnung zu bestimmten reproduktiven Erlebnisarten. So

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bilden sich auf ganz natürlichem selektivem Wege zunächst gegenständliche Erlebnisse nur da aus, wo bestimmte Erlebnisse mit Lustgefühlen (so kann man sie von nun an ruhig nennen) in der angegebenen (immer noch primitiven) Weise relativ konstant verknüpft sind, und solche, die mit besonders intensiven Unlusterlebnissen in dieser Weise verbunden sind (d. h. die besonders [intensiv] »unzugehörig« sind). Über diese »Intensität« des Lust- und Unlustgefühls s. gleich nachher unter Nr. 7!

c.

Zunächst also sind die Lust-Unlustgefühle durchaus Wertungen von Gegenständen (Erlebnissen) in Beziehung auf das Wachstum und den Bestand des sinnlichen Organismus. Es sind also, wenn auch im Lauf der Entwicklung teilweise ziemlich petrefakt gewordene, versteinerte d. h. vielfach an bestimmte (sinnliche) Reize (allgemeiner: Erlebnisse) ein für allemal sich heftende gefühlsmäßig-sinnliche Wertungen. Das ist für unsere ganze Werttheorie sehr wichtig: man versteht nun auch, warum wir Lust und Unlust auch auf späteren Entwicklungsstufen nicht (bloß) als Ursachen von Wertungen gelten lassen wollten, sondern sie selbst schon als Wertungen bezeichneten. In ihrer ursprünglichen Bedeutung sind sie dies jedenfalls. — Nimmt man dazu, daß, wie wir zu zeigen versuchten, die allerursprünglichsten Lust-Unlustgefühle Erlebnisse der Assimilierbarkeit oder Nichtassimilierbarkeit, und, auf gegenständlicher Stufe, der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu den dem Organismus förderlichen Substanzen (besser: Erlebnissen) darstellen (eine Ausdrucksweise, die natürlich ganz auf den Voraussetzungen erst der späteren Entwicklung beruht und die hier nur die Analogie der primitiven und der späteren Vorgänge hervorheben soll); so sieht man ferner die weitere Analogie, daß auch diese gefühlsmäßigen Wertungen immer schon Werte voraussetzen (in diesem Fall den Bestand und das Gedeihen des sinnlichen Gesamtorganismus resp. das Bestehen einer Sphäre (Klasse) von fördernden und von hemmenden Erlebnissen), als welche fördernd oder hemmend (resp. zur Sphäre der sie fördernden oder hemmenden Faktoren gehörig) etwas anderes allein seinen Wert bekommt. Wir sehen also schon hier, wie in § 38 noch näher gezeigt wird, daß psychologisch jede Wertung Werte schon voraussetzt, auch die so oft als primitivst und wertkonstituierend ganz besonders in Anspruch genommenen Gefühlswertungen (vgl. auch die Parallele bei den Relationen im allgemeinen § 25, zu welchen eben auch die Wertrelationen gehören).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

d.

Die weitere Entwicklung, soweit sie hier (in anderer Beziehung s. Nr. 7) für uns in Betracht kommt, ist nun die, daß auch bei immer weiter sich entwickelndem psychischem Leben etwas den Gesamtorganismus Störendes als lust- oder unlustbetont erlebt wird oder wenigstens ev. erlebt werden kann; letztere Einschränkung ist deshalb zu machen, weil im Laufe der Entwicklung nun auch andere Möglichkeiten auftreten, um festzustellen, was dem Gesamtorganismus oder Teilen desselben förderlich oder nichtförderlich ist. Neben und zugleich über diesem primitiven psychischen Organismus baut sich nämlich nun allmählich in der in § 25 geschilderten Weise eine höhere Welt psychischen Lebens auf, welche in der Hauptsache aus Veranstaltungen zu immer strafferer Konzentration besteht, womit eine fortschreitende Ökonomie der psychischen Prozesse naturgemäß Hand in Hand geht.

An die Stelle unmittelbarer sinnlicher Erlebnisse treten vielfach intellektuelle Prozesse in immer stärkerem Maße und über der ursprünglichen sinnlichen Einheit des Organismus-Gesamtgefühls erbaut sich die viel straffere Konzentration der intellektuellen Bewußtseinseinheit, des intellektuellen Selbstbewußtseins. So bedarf es denn auch auf dieser Stufe nicht mehr notwendig der unmittelbaren sinnlichen Gefühlswertung, um das dem psychophysischen Gesamtorganismus Schädliche oder Förderliche festzustellen; vielmehr kann dies jetzt auch auf dem Wege vorausschauender Reflexion geschehen (intellektuelle Zugehörigkeitserlebnisse zu einer intendierten Sphäre = Wertungen).

Aber trotz aller Weiterentwicklung bleibt dem sinnlichen Gemeingefühl seine Funktion, in derselben Weise, wie der Körper stets Träger des Geistes bleibt. Und nicht nur in den Fragen sinnlicher Zuträglichkeit oder Nichtzugehörigkeit. Vielmehr bleibt auch auf dieser Entwicklungsstufe (bei den verschiedenen Individuen mehr oder weniger) diese gefühlsmäßige Art der Wertung für den Gesamtorganismus (einschließlich seiner intellektuellen Funktionen) bestehen, so daß sich ein Lust- oder Unlustgefühl auch an solche Vorgänge unmittelbar heften kann, wo es sich überhaupt um Zugehörigkeitserlebnisse zu dem ganzen psychophysischen Organismus in seiner ganzen Komplexität (oder Teilen desselben) handelt. Gefühlsmäßige Wertung auf ihrer ursprünglichsten, primitiven Stufe ist, wie wir sahen, (gefühlsmäßiges) Erleben der Zugehörigkeit eines auftretenden Erlebnisses zu den im Allgemeingefühl desselben repräsentierten Tendenzen des Gesamtorganismus. Derselbe Vorgang wiederholt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich auf der höheren Stufe psychischen Lebens in intellektueller Form in dem intellektuellen Zugehörigkeitserlebnis, zu welchem ersteres sozusagen eine genaue Vorbildung darstellt.

Eben daraus aber, daß diese beiden Entwicklungsstufen der Wertung nun in demselben Individuum einander trotzdem keineswegs ausschließen, sondern daß beide sehr wohl auch auf unserer Entwicklungsstufe nebeneinander vorkommen (nur in individuell verschiedenen Verhältnissen), wie es übrigens bei allen psychischen Prozessen der Fall ist, erklärt sich nun auch, warum wir oben immer die beiden Typen der gefühlsmäßigen und intellektuellen Wertung unterscheiden mußten (§ 30, 4). Ihr Unterschied besteht eben darin, daß der Gegenstand der Wertung dabei einmal auf das Gesamtgefühl, das andere Mal auf das oben so genannte (höhere) intellektuelle Ichbewußtsein bezogen wird, wobei das Zugehörigkeitserlebnis im einen Fall intellektuell, im anderen als Lustgefühl erlebt wird und umgekehrt die Nichtzugehörigkeit als Unlustgefühl.

e.

Aus der innigen Verflochtenheit unserer sinnlichen und höheren geistigen Organisation und aus dem Zusammenhang zwischen psychischem und physischem Organismus überhaupt ist ja dieses Ineinander und Übereinander dieser beiden Systeme wohl begreiflich.

Auf die indirekte Bestätigung dieser Ausführungen, wie sie in den verschiedenen sukzessiven physiologischen Entwicklungsphasen des Nervensystems und vor allem des Gehirns zugunsten dieser Anschauung vorzuliegen scheint, sei hier nur hingewiesen.

Auch die oben skizzierte psychische Entwicklung im allgemeinen läßt dies gut verstehen: sofern sich auf jener primitiven Stufe zunächst Sphären von »Gegenständen« (Erlebnissen) bilden, die dem Lust- oder Unlusterlebnis zugeordnet sind (vgl. § 37), wird ein ganz allmählicher Übergang zu höheren (intellektuellen) Zugehörigkeitserlebnissen (Wertrelationen) geschaffen. So ergibt sich für bestimmte Gebiete zunächst die Mögichkeit einer unmittelbaren, wie einer mittelbaren gefühlsmäßigen Reaktion neben der intellektuellen. Und dieses Verhältnis bleibt auch auf den höchsten Stufen, so daß bei vorhandener Beziehung zum psychischen Gesamtorganismus immer die Möglichkeit einer gefühlsmäßigen Reaktion, namentlich bei gefühlsstarken individuellen Typen, bestehen bleibt.

Auch mit unseren Aufstellungen über die Entwicklung unserer Psyche in § 25 läßt sich diese Anschauung sehr wohl vereinigen; scheinbare Widersprüche beheben sich sofort durch die Beachtung der Tatsache, daß die dortige Anschauung mehr ontogenetisch, die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hier gegebene in der Hauptsache phylogenetisch orientiert ist. Beide aber gehen im Grunde trotzdem sehr wohl zusammen und vielfach auch ineinander über, wie sie denn auch in Wirklichkeit voneinander abhängig sind (s. § 25 Schluß).

f.

Ein besonderes Licht fällt von hier aus auch auf die schon in § 30, 5a bei dem Begriff der unmittelbaren gefühlsmäßigen Wertungen besprochene Tatsache, daß wir schon dort zwischen sinnlichen Lust-Unlustwertungen im eigentlichen Sinn (d. h. solchen, in denen die Wertung auf einen sinnlichen Reiz ging) scheiden mußten, und solchen, wo das sinnliche Lust-Unlustgefühl in unmittelbarer Weise mit intellektuellen Zugehörigkeitserlebnissen verbunden war. Beidemal ist das Lust-Unlustgefühl ein sinnliches, wovon sich jeder jederzeit selbst überzeugen kann. Auch das sublimste und intellektuellste Gefühl bleibt seinem Fond nach ein sinnliches, mag es nun ein religiöses oder wissenschaftliches (theoretisches) oder moralisches sein. Die Nuancen kommen nicht dem Gefühlsmoment zu, sondern den dasselbe begleitenden Prozessen. Das ist nach unseren theoretischen Ausführungen über das Gefühl nun wohl verständlich. Das Lust-Unlustgefühl ist eben auch bei intellektuellen Wertzugehörigkeitserlebnissen im angegebenen Sinn nur sozusagen die Resonanz des sinnlichen Organismus. Nur bei den eigentlichen sinnlichen Reizen ist es seiner ursprünglichsten Bedeutung in vollem Umfange treu geblieben, und stellt hier das adäquate Werterlebnis eines sinnlichen Erlebnisses für den sinnlichen Gesamtorganismus dar.

6.

Durch unsere Theorie würde sich vor allem auch die vielgenannte Unselbständigkeit der Lust- und Unlustgefühle erklären, da dieselben ja nur (wenigstens auf unserer »gegenständlichen« Entwicklungsstufe) immer als gefühlsmäßige Wertungen eines auch sonst irgendwie vorgestellten oder gedachten Objekts aufzufassen sind. Und in der Tat haftet diese Unselbständigkeit nicht dem Gefühl als solchem, sondern nur den Lust- und Unlustgefühlen an, die man nur fälschlicherweise meist mit jenen identifiziert. Eine Folge dieser falschen Identifikation ist die Scheu der meisten Psychologen, die dem natürlichen Sprachgebrauch so naheliegende weitere Bedeutung des Gefühlsbegriffs im Sinn des undifferentiierten »Allgemeingefühls« (s. gleich 7) irgendwo anzuerkennen, wo nicht ein bestimmter Lust- oder Unlustcharakter vorliegt. In vielen Fällen freilich geht dieser vulgäre Sprachgebrauch ganz gewiß zu weit, sofern er oft alle Erlebnisse, bei denen ein Gegenstand nicht deutlich wahrnehmbar ist, als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Gefühle« bezeichnet. Und in der Tat ist es auf unserer Entwicklungsstufe, auf der die gegenständliche Bezeichnung überall fast notwendig schon auch bei dem inhaltlich unbestimmtesten Erlebnis doch intentional schon vorhanden zu sein pflegt (vgl. § 25 Exkurs Nr. 6), schwierig, oft festzustellen, wo bloß ein unbestimmtes, aber doch eben gegenständlich bezogenes Erlebnis, und wo dagegen wirklich ein ungegenständliches Erlebnis vorliegt, das man als »Gefühl« bezeichnen dürfte. Aber doch wird von unseren Voraussetzungen aus das Vorkommen solcher letzteren an sich nicht bestritten werden können, auch in Fällen, wo weder ein Lust- noch ein Unlusterlebnis vorliegt (vgl. § 37); und in diesem Falle wäre der Ausdruck »Gefühl« unzweifelhaft am Platze. Derartige Erlebnisse sind nach unseren obigen Ausführungen sogar die ursprünglichste Art psychischer Erlebnisse überhaupt gewesen, jetzt aber freilich durch die angegebene Entwicklung und Differentiierung selten geworden (vgl. Nr. 7 über das »Gemeingefühl«!).

7.

a.

Während nun aber diese Erklärung des Lust-Unlustcharakters als Wertungserlebnis vielleicht Zustimmung finden dürfte, bedarf die andere These, daß das Gefühl an sich nur eine eindimensionale Intensitätsreihe darstelle, noch näherer Ausführung. Wir haben oben ausgeführt, daß es zuerst nur im allgemeinen den Unterschied von Erlebnissen sinnlichen Behagens und sinnlichen Unbehagens des primitiven Organismus gibt. Erst mit Entstehung der gegenständlichen Beziehung überhaupt wird es auch bestimmte derartige Erlebnisse geben; d. h. nach unseren Ausführungen über die gegenständliche Beziehung in § 25: die ursprünglichsten Arten des (gefühlsmäßigen) Erlebens werden bestimmten anderen Erlebnissen zugeordnet bzw. letztere werden der einen der beiden Arten zugeordnet, als zu ihrer Sphäre gehörig. Diese bestimmten Erlebnisse sind vom Standpunkt unserer späteren (gegenständlichen) Terminologie aus zunächst natürlich sinnliche Empfindungserlebnisse; andere gibt es auf dieser Stufe ja noch gar nicht. Bestimmten sinnlichen Empfindungserlebnissen wird also mit beginnender Vergegenständlichung der Erlebnisse die eine oder die andere der ursprünglichsten Erlebnisweisen: Lust- oder Unlustgefühl konstant (bzw. sie beständig dieser Sphäre) zugeordnet. Die Lust- oder Unlustgefühle sind also nun bestimmten Empfindungen konstant zugeordnet. Wir können es auch so ausdrücken: auf bestimmte sinnliche Erlebnisse reagiert das sinnlich-gefühlsmäßige Gesamt-Ich in der einen oder anderen Weise: dies ist die primitivste Form der gefühlsmäßigen Wertung.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf dieser Stufe gibt es also nur sinnliche Lust- und Unlustgefühle bzw. Wertungen von Sinneseindrücken (von »Eindrücken« kann ja erst jetzt die Rede sein; denn mit der Vergegenständlichung beginnt überhaupt erst die Verlegung von Reizen nach außen, womit zugleich ein wichtiger Fortschritt gegenüber den zunächst nur »immanenten« d. h. nicht in Subjekt und Objekt differentiierten Erlebnissen gemacht und die Grundlage für die ganze weitere Entwicklung gelegt ist, die eben darin besteht, daß das geistige Leben immer vorausschauender wird d. h. fähig wird, Reize schon in immer größerer zeitlicher und räumlicher Entfernung von ihrer Einwirkung auf den sinnlichen Organismus zu antezipieren). Bestimmte Reizungen des Körpers sind zunächst mit ihnen in bestimmter Weise verbunden. Auf dieser Stufe wird es dann natürlich auch so sein, daß der Intensität eines Reizes die Intensität des Lust- und Unlustgefühls direkt entspricht (innerhalb gewisser Grenzen; s. u. »b«). Dann aber müssen dem ursprünglichen Gemeingefühl auch schon Intensitätsunterschiede zugesprochen werden. Denn woher sollten die beiden Unterarten sonst solche zeigen? Aber natürlich kann bei dem ursprünglichen Gemeingefühl des Organismus nur von einer positiven eindimensionalen Intensitätsreihe die Rede sein, die sich dann nur in die beiden ganz verschiedenen Arten geteilt hat, ohne daß irgendein Grund vorliegen könnte, psychologisch von einer positiven und negativen kontinuierlichen Intensitätsreihe von Lust und Unlust zu reden. Auch das Gesamtgefühl ist ja, für den Sprachgebrauch unserer differentiierten psychischen Entwicklungsstufe, noch ein rein sinnliches und könnte also ebensogut wie als Gemeingefühl auch als Gemeinempfindung bezeichnet werden. Es wird uns also auch von hier aus nur natürlich erscheinen, wenn dies ursprüngliche Gemeingefühl dieselbe Intensitätsreihe zeigt, wie die spätere »Einzelempfindung«. So lassen sich dann überhaupt das Lust- und Unlustgefühl als ursprüngliche Differentiationen der »Gemeinempfindung« (= Gemeingefühl) definieren. Man kann sich, wenn man will, das Gemeingefühl als Gemeinempfindung nach Art der James-Langeschen Theorie ausdenken. Nur muß man bedenken, daß wir das Lust-Unlustgefühl als ursprüngliche (in derselben Linie wie die vorpsychischen Assimilations- und Dissimilationsprozesse des Organismus liegende) Differentiierungen des einheitlichen Gemeingefühls (der Gemeinempfindung) auffassen. (Nimmt man mit Wundt mehr als zwei Dimensionen des Gefühls an, so ist für diese leicht nachzuweisen, daß sie auch aus dem Gebiet der Empfindungen stammen, wo ja diese »weiteren Dimensionen«: Spannung und Lösung, Erregung und Beruhigung heimatberechtigt sind.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

b.

Auch der Streit, ob man von Schmerzgefühlen oder Schmerzempfindungen zu reden habe, wird durch vorstehende Theorie eigentlich gegenstandslos. Diese Phänomene sind nichts anderes, als besonders konstante (weil eben ursprünglichste) Wertungen bestimmter Arten von Empfindungen, die a priori als dem Organismus schädlich gelten. Den entgegengesetzten Fall (konstanter »Lustempfindungen«, wie man mit demselben Recht sagen könnte), der gewöhnlich ersterem gegenüber übersehen wird, haben wir z. B. bei den Wollustempfindungen der Geschlechtsorgane. Überhaupt ist ja die konstante Bindung bestimmter Gefühlswertungen gerade an bestimmte sinnliche Empfindungen aus den angegebenen Gründen der Entwicklungsgeschichte natürlich begründet und nicht verwunderlich. Man kann hier in dem früheren Sinn von »absoluten« (besser: absolut gewordenen) Wertungen und Werten reden. (Vgl. über diese »konstante Zuordnung« von Empfindungen und Gefühlen schon § 6, 2.)

Gerade der Umstand, daß bei diesen »absoluten« Lust- oder Unlustempfindungen nur innerhalb gewisser Grenzen der Steigerung der Intensität der Empfindung eine Steigerung des Lust- oder Schmerzcharakters entspricht, spricht sehr für unsere These, daß wir es hier mit gefühlsmäßig wertenden Reaktionen des Gesamtorganismus hinsichtlich dieser Empfindungen zu tun haben, die nicht mit ihm eins, sondern nur durch relativ konstante Zuordnungen derselben Art der Wertung mit derselben Empfindungsart zustande gekommen sind (auf empirische Weise im Laufe der psychischen Entwicklung).

Eben in diesem Nachweis, daß wir es (jedenfalls ursprünglich) bei den Lust-Unlustgefühlen selbst mit positiven und negativen Wertungen zu tun haben (nicht mit Ursachen zu einer solchen, was erst auf späterer, reflektierender Entwicklungsstufe vorkommt), sehe ich den Hauptwert dieser Ausführungen.

8.

Zum Schluß möge noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß natürlich die Tatsache, daß auf unserer Entwicklungsstufe die Höhe des Wertes nicht direkt mit dem Intensitätsgrade der Lust oder Unlust variiert, gar nichts für oder wider diese Aufstellungen beweist. Denn diese Tatsache beruht nicht auf den hier vorausgesetzten einfachsten psychischen Verhältnissen, sondern auf dem Ineinanderspielen intellektueller und gefühlsmäßiger Faktoren auf hochentwickelter Stufe.

Zur Frage des Verhältnisses von Lust und Wertung s. hinten § 50, 3.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

9.

Es möge hier nur noch als Frage angefügt werden, ob nicht jeder an sich selbst den Charakter der Lust- und Unlustgefühle als gefühlsmäßiger Zugehörigkeits- bzw. Unzugehörigkeitserlebnisse konstatieren kann. Alles das, was unser Ich, sei es in seiner Gesamtheit oder in der jeweils dominierenden und im Blickpunkt der Apperzeption des Selbstbewußtseins stehenden Tendenz, unterstützt, ihm entgegenkommt, seiner augenblicklichen Lage homogen ist, es in seiner Harmonie nicht stört usw., all das ist es, was uns als lustbetont zum Erlebnis kommt und umgekehrt. In jedem Lusterlebnis liegt dieses Harmonieerlebnis; und so kann jeder an sich selbst erleben, daß diese Definition keine Eintragung und künstliche Umdeutung, sondern wirkliche Deutung der Tatsachen bedeutet. Und zwar kann diese harmonische Übereinstimmung jedes beliebigen Gegenstandes mit jeder beliebigen Tendenz in dieser Weise erlebt werden. — Aber freilich: die Übereinstimmung kann auch ohne Gefühl in ebenso ursprünglicher Weise erlebt werden.

§ 37. Wert, Unwert, Wertwidrigkeit und Wertindifferenz.

1.

Ein Bedenken möge hier noch im Zusammenhang seine Lösung finden, wenn es auch an zerstreuten Stellen der vorigen Ausführungen schon widerlegt ist (s. bes. § 36, 4 und 5b). Wenn man das Werterlebnis und Unwerterlebnis unter einem bestimmten Gesichtspunkt (und ebenso das Lust- und Unlusterlebnis) gleichsetzt mit den Erlebnissen der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu der unter dem betreffenden Gesichtspunkt zusammengehörigen intendierten Sphäre von Erlebnissen (um uns ganz allgemein auszudrücken), so könnte man fragen: Wie ist dann von diesem Standpunkt aus das Unwerterlebnis von dem der Wertwidrigkeit und der Wertindifferenz unter diesem Gesichtspunkt zu scheiden?

Es ist zunächst klar, daß natürlich auch bei vorliegendem Erlebnis der Wertindifferenz unter dem bestimmten Gesichtspunkt ein Nichtzugehörigkeitserlebnis vorliegen muß. Das Nichtzugehörigkeitserlebnis umfaßt also tatsächlich sowohl Wertwidrigkeits- (Unwerts- im engeren Sinne) als Wertindifferenzerlebnis unter dem bestimmten Gesichtspunkt. Es wird also nichts anderes übrig bleiben, als entweder dieser Unterscheidung jede direkt psychologische Bedeutung abzusprechen oder aber eine Differentia specifica auch psychologisch nachzuweisen. Ein Beispiel: Das Reizwort »Schnecke« wurde bei Einstellung auf das für einen Gärtner Nützliche unmittelbar als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»nicht vollzugehörig« erlebt. Es gehörte zu der Sphäre des Gärtners im allgemeinen, aber nicht zur Nützlichkeitssphäre desselben (allgemeines Nichtzugehörigkeitserlebnis) und erst sekundär wurde festgestellt: ja es sei sogar schädlich. Hier scheint also auch psychologisch das Erlebnis des Unwerts (im engeren Sinn), besser: der Wertwidrigkeit ein engeres zu sein gegenüber dem Nichtzugehörigkeitserlebnis im allgemeinen.

Die Scheidung von Wertwidrigkeit und Wertindifferenz gehört also noch nicht an sich zum allgemeinen Nichtzugehörigkeitserlebnis. Für dieses ist die genannte Scheidung noch nicht vorhanden, sondern für dasselbe gehören beide zu dem Erlebnis der Nichtzugehörigkeit zu einer intendierten Sphäre bestimmter Art.

2.

Nun haben wir früher gezeigt, wie jedes Zugehörigkeitserlebnis eine empirisch im Laufe der Entwicklung gewordene Sphäre voraussetzt, zu welcher der betreffende Gegenstand als zugehörig erlebt wird. Wir haben dies bisher nur für die Relationen im allgemeinen in § 25 ausgefühlt. Aber auch für die hier vorliegenden Wertrelationen haben wir in § 36, 5c und 7b (Schluß) auf diesen Tatbestand hingewiesen (s. Näheres § 38). Es sei hier also zunächst vorausgesetzt, daß tatsächlich jede Wertung nur eine Subsumption unter bestehende Wertsphären sei. Nun ist von vornherein kein Grund einzusehen, warum sich nicht prinzipiell ebensogut Sphären von unter einem bestimmten Gesichtspunkt wertvollen, wie unter einem bestimmten Gesichtspunkt schädlichen, ja schließlich auch von unter diesem Gesichtspunkt indifferenten »Gegenständen« bilden sollten, als zu welchen zugehörig oder nicht zugehörig ein Gegenstand als wertvoll bzw. nicht wertvoll (schädlich bzw. nicht schädlich) bzw. indifferent sollte erlebt werden können. (Einwände werde ich in § 38 berücksichtigen.)

Ein Blick auf die menschliche psychische Entwicklungsgeschichte zeigt nun aber überall eine ausgesprochene ganz allgemeine Neigung, die positiven Werte in irgendeiner Beziehung zusammenzufassen, während dies bei den negativen nur in Ausnahmefällen, die ganz deutlich praktisch speziell begründet sind, stattfindet (z. B. bei den moralischen Unwerten [Verboten]; s. § 41) oder bei bestimmten besonders schädlichen Dingen, wofür auch Enthaltsamkeitstafeln der Ärzte bei bestimmten Krankheiten als Beispiel dienen können)[1]).

1) Auch die Skalenbildung des Unwerts hat analog wenig praktische Bedeutung. Die Redensart: das kleinere Übel wählen, hat psychologisch einen viel komplizierteren Hintergrund, als den hier in Frage stehenden. Denn das kleinere Übel ist hier meist immer noch ein positiver Wert, der nur unter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Noch weniger ist die Bildung von Indifferenzsphären unter bestimmten Gesichtspunkten empirisch-praktisch begünstigt, welche fast nur wissenschaftlich-logische Bedeutung hat (vgl. jedoch Bildungen wie die der Sphäre des moralisch Indifferenten, des in bestimmter chemischer und physikalischer Beziehung Indifferenten usw.).

So erklärt es sich rein empirisch-entwicklungsgeschichtlich, daß psychologisch eigentlich nur zwischen Wert und Unwert geschieden wird, und daß auch der gewöhnliche Sprachgebrauch eigentlich nur diese Scheidung: etwas »hat Wert« oder es »hat keinen Wert«, »ist nichts wert« (unter bestimmtem Gesichtspunkt) kennt (wobei der Ausdruck: »hat keinen Wert« sowohl das Indifferenz- als das Wertwidrigkeitserlebnis bedeuten kann (letzteres besonders in der Form »das hat doch keinen Wert!«)[1]). Denn zunächst und in allererster Linie kommt es dem Menschen darauf an: was hat Wert? Dem steht ganz allgemein gegenüber das, was keinen Wert (in dieser Beziehung) hat: worunter sowohl das Indifferente als das Wertwidrige an sich begriffen ist. Nur in bestimmten, empirisch besonders begründeten Fällen, ist es für den Menschen von besonderem Wert, auch das unter einem bestimmten Gesichtspunkt Wertwidrige[2]) besonders zusammenzufassen und besonders von dem bloß Indifferenten abzuheben. Erst dadurch eigentlich kommt die Scheidung herein in das Nichtzugehören. Man sieht dies z. B. bei den moralischen Wertbildungen (wo der Streit um Indifferenz und Wertwidrigkeit [Erlaubtes und Sünde] immer aktuell ist), daß immer die Tendenz besteht, die Gebiete wieder zu vereinigen, weil eine klare (logische) Scheidung nicht möglich ist (nur eine praktische), während die positvien moralischen Werte relativ feststehen.

Man kann die Probe machen, indem man die Vp. sich verschieden einstellen läßt: einmal auf etwas Wertvolles, dann auf etwas Wert-

---

einer bestimmten Höhe des erwarteten Wertes zurücksteht. Dagegen wird man von zwei absolut Wertwidrigen (NB. in jeder Beziehung wertwidrigen), Gegenständen überhaupt keinen wählen. Die Frage: was bringt relativ am wenigsten Schaden? heißt in Wirklichkeit immer: was bringt doch noch wenigstens in irgendeiner (anderen als der gerade im Vordergrund stehenden) Beziehung noch einen kleinen Nutzen bzw. einen größeren als das andere Wählbare. Eine Gradabstufung der Wertwidrigkeit in demselben absoluten Sinne, wie bei den positiven Werten, gibt es demnach überhaupt nicht.

1) Vgl. auch später das Verhältnis des moralisch Nichthergehörigen (Indifferenten) zum Ungehörigen (Wertwidrigen) in § 42.

2) Wodurch nicht ausgeschlossen sein soll, daß psychologisch-genetisch die Sphärenbildung sogar mit den Wertwidrigkeitssphären begonnen haben könnte. Hier ist nur von den Verhältnissen dieser Sphären auf unserer Entwicklungsstufe die Rede.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

widriges, dann auf etwas Indifferentes, so daß sie immer zu einem gegebenen Reizwort etwas zu ihm in diesem Wertverhältnis stehendes zu nennen hat. Die größte Leichtigkeit wird sich im allgemeinen (bestimmte obengenannte Fälle ausgenommen) bei der Reaktion der ersten Art ergeben, die schwierigste bei der letzten. Bei der zweiten wird sich zudem vielfach ein Umweg über die erste einstellen, abgesehen von den angegebenen besonderen Fällen. Ein Versuch etwa mit den Reizworten: »Reiten«, »Brand« usw. wird dies jedem bestätigen. Das beweist also, bei welcher Art dieser Zuordnungen die Reproduktion die empirisch meistbegünstigte ist.

3.

Entsprechend ihrer in § 36 beschriebenen Genesis ist es nun bei den Lust-Unlustwertungen ein wenig anders als bei diesen intellektuellen Erlebnissen der Zugehörigkeit zu einer positiven oder negativen Wertsphäre. In jenen ursprünglichen Erlebnissen der Förderlichkeit oder Schädlichkeit der sinnlichen Reize für den sinnlichen Gesamtorganismus richtete sich, wie wir sahen, die Wertung, die hier noch ganz von den unmittelbarsten sinnlich-praktischen Bedingungen des Lebens abhängig ist, fast von Anfang an nur auf diese zwei verschiedenen Gebiete des Wertvollen und Wertwidrigen in fast gleicher Stärke, während das Erlebnis der Indifferenz ganz zurücktrat (s. § 36, 4).

4.

Aus diesen Gründen rein außerpsychologischer praktischer Art erklärt es sich, warum das Indifferenzerlebnis, welches an sich mit dem Wertwidrigkeitserlebnis zusammen (logisch und, wie wir aus den physiologischen Vorbildungen dieser psychischen Prozesse in den Prozessen der Assimilation und Dissimilation schließen zu dürfen glaubten, auch psychologisch) zu dem weiteren Erlebnis des Unwerts (der Nichtzugehörigkeit) gehört, psychologisch sich in gefühlsmäßiger Erlebnisweise nicht ebenso ausgebildet hat, wie das (Werterlebnis und) Wertwidrigkeitserlebnis. Die Protokolle zeigen zwar manchmal, wie schon bei Gelegenheit bemerkt wurde, Unlustreaktionen auch bei Erlebnissen der Indifferenz. Dies ist aber fast immer anderen Motiven (z. B. Unwillen über die Unmöglichkeit der Erfüllung der Instruktionsaufgabe usw.) zuzuschreiben. Immerhin würden derartige Fälle ja nur für unsere Ableitung sprechen, wenn tatsächlich das Unlustgefühl sich direkt auf das Indifferenzerlebnis beziehen, bzw. dasselbe ausdrücken würde. Fälle, wo das Indifferenzerlebnis ein Lustgefühl auslöst, kommen nicht vor. Denn die Fälle, wo z. B. etwas Unangenehmes erwartet wird und wo dann etwas Indifferentes

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eintritt und ein Lustgefühl auslöst, sind, wie ich in § 50 (Eigen- und Konsekutivwert) zeigen werde, anders zu erklären, sofern hier als oberste Einstellung die positive zu betrachten ist, hinsichtlich welcher das Befürchtete wertwidrig ist. In Rücksicht auf diese aber ist das Indifferenzerlebnis ein positiver Wert und als solcher ist es lustbetont. Nicht der indifferente Gegenstand, sondern die abgewehrte Gefahr wird hier positiv gewertet.

§ 38. Einwände.

1.

An verschiedenen Stellen der Arbeit sind wir nun schon auf das befremdliche Resultat gestoßen, daß alle Wertungen, denen wir begegneten, sich als nichts anderes entpuppten, denn als Subsumptionen zu bestehenden Wertrelationen, daß also kurz gesagt jeder Wertungsvorgang uns immer auf einen anderen Wert zurückführte; daß demgemäß der Wertbegriff sich niemals psychologisch restlos auflösen ließ, sondern daß immer bei der Analyse ein Wert doch wieder als notwendige und nicht weiter analysierbare Voraussetzung zurückblieb.

So habe ich bei den intellektuellen Wertungen gezeigt, daß sie sich letztlich immer nur als Subsumptionen unter bestimmte Wertsphären und Wertzusammenhänge, also unter schon bestehende Wertrelationen irgendwelcher Art, enthüllten. Und auch für die Gefühlswertungen habe ich gezeigt, wie sie psychologisch nichts anderes sind, als der gefühlsmäßige Ausdruck solcher Zugehörigkeitserlebnisse zu dem »letzten« Wert des Bestandes und der Förderung des individuellen psychophysischen Organismus, schon von ihren primitivsten Formen an.

Wertvoll ist letzten Endes also immer das, was sich unter bestimmte Wertrelationen subsumieren läßt.

Dies gibt Anlaß zu gewichtigen Bedenken.

Kann dies wirklich das Ergebnis einer richtig angestellten psychologischen Analyse sein? Kann es richtig sein, daß in allen den Wertungsvorgängen psychologisch nur dieses Zugehörigkeits-(Subsumierbarkeits-)Erlebnis das gemeinsame Charakteristikum ausmacht?

Kommt es nicht vielleicht nur von der Art unserer Versuchsanordnung, daß wir immer nur Subsumptionswertungen erhalten? (Freilich könnten hiergegen schon unsere theoretischen Ausführungen in § 36 sprechen, die auf Grund ganz allgemeiner Reflexionen zu demselben Resultat gekommen sind, wie unsere Versuchsresultate.) Es ist dies zugleich die schon § 8, 4 erhobene Frage.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2.

Wir befinden uns hier ganz genau in derselben Lage, wie in § 25 beim Nachweis, daß alle Relationsstiftungen nur Subsumptionen unter schon bestehende Gesamterlebnisse sein können, aber psychologisch niemals in der Weise gestiftet werden, wie man es sich vielfach denkt.

Ich kann hier ganz auf jenen Nachweis zurückverweisen, von dem der hier zu leistende nur ein Spezialfall ist. Man kann in derselben Weise nachweisen, daß auch Wertrelationen nie gestiftet, sondern immer nur als einheitliche Erlebnisse vorgefunden und erlebt werden. Ohne einen auf Erfahrung sich gründenden Besitz derartiger reproduzibler Zuordnungen kann niemals etwas in irgendeiner Weise gewertet werden. Auch hier gilt voll wieder unser früherer Satz: auch ein Robinson kann keine neuen Werte schaffen im absoluten Sinn; er kann nur durch Subsumption, im höchsten Fall durch analoge Subsumption, wie wir früher ausführten, sich relativ neue Werte schaffen.

Alle unsere Werte, auch die Gefühlswerte, wie z. B. der erfrischende Hauch der Waldluft[1]), werden nie »erstmals gewertet« im angegebenen Sinne, daß ein Gegenstand da ist und ein Subjekt und daß das Subjekt nun, etwa auf Grund eines Lustgefühls, demselben Wert zuschreibt usw., sondern der Mensch erlebt solche Zusammenhänge als fertige, sei es im Lustgefühl, sei es im intellektuellen Zugehörigkeitserlebnis. Auch das rein unmittelbare sinnliche Lustgefühl ist nicht der Grund der Wertung des mit ihm verbundenen Reizes usw., sondern schon der Ausdruck einer Wertung, eines Wertverhältnisses, welches er vorfindet, und das psychologisch nur durch Zurückführung auf generationenweise (und oft schon vormenschliche) psychische Entwicklung weiter zu erklären ist. Ebenso aber ist es bei allen anderen Wertungsakten. Der tatsächliche psychologische Wertungsakt zeigt nur entweder intellektuelle Beziehung eines Gegenstandes auf eine Sphäre empirisch für ihn feststehender Werte und Unwerte

1) Oder: eine wehmütige Melodie ist eine solche, die Stimmungen in mir assoziiert, die einen bestimmten Wertcharakter tragen, nämlich den wehmütigen: sie kann das nur auf Grund einer früheren Zuordnung solcher Tendenzen (Einstellungen, Erlebnisweisen) mit dieser oder einer ähnlichen Melodie. Es ist dies nur einer der drei »Ergänzungs«(Subsumptions-)fälle, die in § 25, Exkurs 8 d angeführt wurden. Bei solchen Objekten, wo, wie z. B. bei bestimmten Farbenreizen, eine bestimmte Wertung (»ästhetischer« Lustgefühls-Art) mit Notwendigkeit hervorgerufen zu werden scheint, ist die konstante Einstellung dabei eben ein ganz bestimmter, wenn auch noch nicht näher bekannter, physiologisch begründeter Habitus (vgl. § 36) im oben beschriebenen »ererbten« Sinne.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(s. § 37), als eines zu dieser Sphäre gehörigen und darum auch den Charakter dieser Sphäre tragenden; oder der Wertcharakter wird gefühlsmäßig als bestehend schon vorgefunden. Dieses Vorfinden der fertigen Wertrelation kann dann nachträglich zum Gegenstand intellektueller Analyse gemacht werden, aber gestiftet wird sie dadurch nicht.

Die Frage nach der Genesis dieser Wertrelationen führt uns hier genau, wie in § 25 die nach der Genesis der Relationen überhaupt, auf ein bloßes Vorfinden solcher Relationen zurück.

3.

Bei allen Arten der Wertung sind bestimmte Werte schon vorausgesetzt. Immer muß, damit überhaupt irgendeine Wertung sich vollziehen könne, schon irgendeine Tendenz, eine Einstellung wenigstens da sein; diese aber enthält immer schon einen Wert, sofern jeder Gegenstand, jede Sphäre, auf die sich eine solche Einstellung richtet, schon einen Wert darstellt. So tritt auch ein Lustgefühl jederzeit nur auf, wenn der schon an sich wertvolle psychophysische Zustand des Organismus in der einen oder anderen Weise (direkt oder indirekt) gestört oder gefördert wird. Ist dies durch rein sinnliche Reize der Fall, so ist das Lustgefühl vielfach unmittelbar mit dem Reiz durch generationenweise Entwicklung verbunden; sie sind in diesem Sinne »absolute Werte« geworden; ist es auf andere Weise (s. § 36, 5f) der Fall, so verbindet es sich mit irgendeinem Erlebnis der Zugehörigkeit (zu irgendeiner wertvollen Tendenz) intellektueller Art.

4.

Es bestätigt sich uns also, daß auch jenes allgemeinste »Werterlebnis«, das wir schon bei den bloßen Relationsstiftungen zu finden glaubten (s. § 29, 3), rein auf dem Weg eines Zugehörigkeitserlebnisses zu einem schon gewerteten (selbst schon wertvollen) Komplex zustande kam. Die dort durch die Instruktion veranlaßte Einstellung und Erwartung rief den Wertcharakter der Reaktion schon hervor, da sie das Ziel oder Resultat (die intendierte Sphäre) bzw. den Reizgegenstand, wenn er dem erwarteten Resultat entsprach (zu der intendierten Sphäre gehörte), schon zu einem Wert an sich selbst machte.

5.

Es muß noch besonders hervorgehoben werden, daß psychologisch der Beziehungswert oder der Wertkomplex im obigen Sinn, auf den sich eine Wertung als Subsumptionswertung bezieht, meist als »absoluter« Wert d. h. selbst nicht auch wieder relativ (als Subsumptionswert) erlebt und vorausgesetzt wird. Das psychische Leben geht in dieser (logisch) ungenauen Weise vor

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und erspart sich aus leicht begreiflichen praktischen Gründen den logischen Wertrelations-(Subsumptions-)Regressus in infinitum. (Vgl. ähnliche Unterschiede zwischen logischer und psychisch-praktischer Methode in § 26, 3!; wir haben dieselbe Erscheinung ja auch in der ganzen Entwicklung des Zuordnungssystems der Psyche im allgemeinen festgestellt. Jede Zuordnung ist logisch etwas Relatives und so könnte es nie etwas Nichtrelatives, für sich Bestehendes, z. B. keinen isolierten Gegenstand, ja auch kein isoliertes Erlebnis mehr geben [auf unserer Stufe der Entwicklung und überhaupt seit das Reproduktionsvermögen eine gewisse Stufe erreicht hat; vgl. § 25], wenn die Psyche nicht in praktischem Interesse [durch Außerachtlassung von Intentionen und Zuordnungsmöglichkeiten] die an sich relativen psychischen Gebilde verabsolutierte.) Überhaupt kümmert sich die Psychologie nicht um die objektive Gültigkeit eines Wertes, welche (wie in der Logik) an der Richtigkeit der Ableitung der Subsumptionen geprüft werden mußte. Sie kennt nur Eigenwert und Konsekutivwert, was eine im eigentlichen Sinn psychologische Unterscheidung ist, während es logisch nur Konsekutivwerte geben kann, bei der logisch stets relativen Natur des Wertbegriffs (vgl. § 50, 7). Ebenso lassen sich genetisch-psychologisch, wie in § 36 gezeigt wurde, die Wertungen zurückverfolgen bis auf jene Urunterscheidung des Lust- und Unlustallgemeingefühls. Also auch von diesem Gesichtspunkt aus gibt es nur Konsekutivwerte bis auf jenen letzten Wert der Wohlfahrt des Organismus. Da aber dieser letzte schon in einer Zeit vorausgesetzt werden muß, wo von Wertung selbst noch nicht die Rede war, so kann man füglich behaupten, daß es psychologisch keine Wertung gibt, die nicht schon Subsumptionswertung wäre.

§ 39. Ergebnisse.

Wir sehen zuerst, was für Resultate wir unter den Gesichtspunkten gewonnen haben, unter denen die Versuche eigentlich angestellt waren (s. § 15); dann, was wir sonst für Ergebnisse gewonnen haben (vgl. § 29).

1.

Die Instruktionen waren nach den Gesichtspunkten der unmittelbaren und mittelbaren Wertung und nach Unterschieden der Allgemeingültigkeit variiert. Die Protokolle haben uns gezeigt, daß phänomenologisch die mittelbaren Wertungen schließlich immer auf unmittelbare hinausführen, daß also, was die Wertung selbst betrifft, dieser Unterschied psychologisch kein prinzipieller ist (denn daß im einen Fall noch irgendeine Reflexion vorausgeht, hat mit dem Wer-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tungsvorgang selbst wenig zu tun, kann uns freilich in anderer Beziehung, wie wir sahen, wichtige Aufschlüsse geben).

Auch die Unterschiede der Allgemeingültigkeit waren, wie wir sahen, psychologisch nicht prinzipielle Unterschiede der Wertung selbst, sondern hingen von anderen (Einstellungs-)Faktoren ab. Der Vorgang der Wertung selbst blieb derselbe.

2.

Was nun den Wertungsvorgang selbst betrifft, so konnten wir zunächst phänomenologisch zwei grundlegende Typen desselben unterscheiden: die gefühlsmäßige und die intellektuelle. Bei der intellektuellen bestätigten sich ohne weiteres (rein phänomenologisch) unsere Vermutungen von § 29, daß nämlich die Wertung als Wertrelation dasselbe Verhalten, wie alle Relationsstiftungen, zeige, m. a. W., daß sie immer Subsumptionswertung sei, also jederzeit schon einen Wert voraussetze. Rein phänomenologisch jedenfalls waren immer schon bestimmte Werte als »absolute« vorausgesetzt und ein Gegenstand wurde als wertvoll gewertet, wenn er zu der Sphäre der Realisation dieses Wertes gehörig war: wenn er (logisch betrachtet) also in Finalrelation zu ihm stand.

Bei der gefühlsmäßigen fanden wir scheinbar zunächst (phänomenologisch) Erlebnisse, bei denen die Wertung unmittelbar mit dem Gegenstand gegeben war, aber auch hier zeigte uns die genetische Betrachtung, daß dieselbe nur durch lange Entwicklungen so konstant zugeordnet und ursprünglich auch eine Art von Subsumptionswertung war, so daß sie zwar als genetisch ursprünglichere Form der Wertung (gegenüber der intellektuellen), aber auch nicht als eine wirklich wertkonstituierende angesehen werden kann.

3.

Die Wertvergleichung, als deren Charakteristikum der Akt des Vorziehens festgestellt wurde, führte uns in ähnlicher Weise genetisch-psychologisch auf die früheren näheren und ferneren Zugehörigkeitserlebnisse zurück. Es wurden auf dieselbe die graduell bestimmten Werte im Unterschied von den allgemeinen zurückgeführt.

4.

Der Gegensatz von Wert, Unwert wurde als ein auch im Erlebnis selbständiger gegenüber dem von Wert und Wertwidrigkeit festgestellt, und nur letzterem auf unserer Entwicklungsstufe der von Lust und Unlust gleichgesetzt.

5.

Die psychologische Funktion des Maßstabes der Wertung wurde als ein mehrfaches Einstellungserlebnis mit intentionaler Zuordnung definiert.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

6.

Da nach dem früheren das ökonomische Werterlebnis nur als ein Werterlebnis in ökonomischer Beziehung oder psychologisch als Zugehörigkeitserlebnis zu der Sphäre ökonomischer Einstellung (als Erlebnis der Übereinstimmung eines Gegenstandes mit einer ökonomischen Tendenz bzw. intendierten Sphäre) beschrieben werden kann, so kann die differentia specifica von anderen Arten der Wertungen nur durch Näherbestimmung der Art der hier im Spiel stehenden Tendenzen bzw. intendierten Sphären logisch näher bestimmt werden. Unter ökonomischer Tendenz im allgemeinen kann jede Tendenz verstanden werden, die sich auf Beschaffung von irgendetwas zum Leben Brauchbarem d. h. aber, wie wir sahen, auf eine »Finalrelationssphäre« im früheren Sinn bezieht. Die verschiedenen Tendenzen dieser Art sind dann aber selbst wieder, wie wir sahen, Gegenstände von ökonomischen Vergleichswertungen (s. § 33, 5), wie die von ihnen intendierten Gegenstände der Intentionssphäre selbst, und können auf diese Weise zu »absoluten« »Gesichtspunkten« der Wertung der Gegenstände werden (ib.). Daraus geht hervor, daß dieser Gesichtspunkt, unter dem diese Arten von Werterlebnissen zusammengefaßt werden, ein außerpsychologischer ist, wenn auch natürlich alles unter diesem Namen Begriffene psychologisch untersucht werden kann. Aber das Moment, weswegen wir alle unter dem Namen ökonomischer Wertungen zusammengefaßten psychischen Vorgänge Wertungen nennen, ist eben in jenem Zugehörigkeitserlebnis psychologisch erschöpft.

7.

Was unsere vorläufige Definition betrifft, die wir in § 10 aufstellten, so läßt sich nach diesen Ergebnissen sagen, daß sie zur Aufstellung des phänomenologischen Tatbestandes recht gute Dienste geleistet haben mag; aber durch diese genetischen Betrachtungen ist ihre Unzulänglichkeit erwiesen, sofern, was für das Bewußtsein eine Wertung konstitutiver Art ist, doch niemals wirklich einen neuen Wert schaffen kann. Man kann aber umgekehrt auch sagen, daß sie durch dieses Ergebnis erst recht gerechtfertigt sei, da man in anderem Sinn, als in dem bei ihr zugrunde gelegten, überhaupt nicht von einer Neuwertung reden kann.

Von unseren jetzigen Ergebnissen aus kann eine Wertung also jederzeit dann vorliegen, wenn die Relation, in diesem Sinne der Subsumption, (sei es nun gefühlsmäßig oder intellektuell) von der Vp. selbst vollzogen wird. Dies aber ist durch unsere Art der Versuchsanordnung fast immer der Fall.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorwort zur Charakterologie.

Von

Robert Friedmann (Wien).

Die Grundlegung eines neuen wissenschaftlichen Spezialgebietes bietet zahllose Schwierigkeiten. Denn die Notwendigkeit zu einem solchen Unternehmen ergibt sich erst, nachdem schon eine große Reihe verwandter Arbeiten geleistet wurde, in welchen vielfache Berührungspunkte eine Ähnlichkeit der Absichten und somit tiefere Berechtigung vermuten lassen. Doch oft ist diese Ähnlichkeit nur rein äußerlich, während ja gerade die Aufdeckung innerer Zusammenhänge in den bezüglichen Forschungsbestrebungen die Aufgabe einer ernstlichen Grundlegung bildet. Das heißt also, daß wohl das Forschungsobjekt identisch sein mag, daß aber ein Chaos besteht hinsichtlich des Begriffes der betreffenden Wissenschaft. Einheitlichkeit nun zu schaffen im Begriffe der Charakterologie soll vornehmlich die Aufgabe dieser Blätter sein.

Freilich liegt hier auch schon ein wesentlicher Streitpunkt. Das zusammenfassende, systematisch außerordentlich wertvolle Buch W. Sterns »Die differentielle Psychologie« (1911) ist bemüht, Übersicht und Einheitlichkeit in das Gesamtgebiet der Individualpsychologie zu bringen. Aber freilich, dieser Versuch gilt bloß unter der Voraussetzung der Anerkennung seiner Auffassung von den wissenschaftlichen Aufgaben jeglicher Psychologie. Wer anderer Meinung ist, bleibt trotz aller Mühe unbelehrt. Denn nach Stern ist die Charakterologie das historisch überwundene Stadium der »differentiellen Psychologie auf exakter Basis«. Und hierin drückt sich eben der große Unterschied zweier Richtungen aus, die am prägnantesten der feinsinnige Emil Lucka gesondert hat: Psychologie — Psychometrie [siehe: Das Problem einer Charakterologie, Archiv f. d. ges. Psych. 1908]. Nun kann ja Stern entschieden Fortschritte auf dem Gebiete des Experiments und der Statistik verzeichnen (die Bibliographie umfaßt mehr als 1500 Nummern), unsere psychologischen Erkenntnisse sind dennoch so ziemlich die alten ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blieben. Das mag wohl besonders darin liegen, daß auch Nichtpsychologen »exakt« forschen konnten, doch daß sie niemals in die Tiefe echter, psychologischer Probleme hinabzuleuchten vermochten. Ausdrücke, Formeln, Schemata sind trotz ihres bestechenden Kleides keine Psychologie, und wenn Stern meint, eine sinngemäße Verbindung des großen psychographischen Materials (besonders das von Heymans) sei früher oder später einmal zu erwarten, so ist ihm zu antworten, daß mit solchem Material allein eine Verbindung überhaupt nicht durchführbar ist.

Jedenfalls, die Charakterologie ist dabei zu kurz gekommen. Überwunden oder zukünftig, gearbeitet wird auf Wegen, die abseits liegen von der breiten Straße der generellen Psychologie, und Bedürfnis und Pflicht ist es, sich zu besinnen über Recht und Möglichkeit solcher Unternehmen, d. h. die wissenschaftliche Natur dieser verschiedentlichen Aufgaben zu erweisen. Und daß gerade hier vielfach gesündigt wurde, zeigen die bestehenden »Prinzipien« der Charakterologie. Denn sie wollen mehr geben, als nach der Theorie der Wissenschaften möglich ist: sie wollen ihre neue Wissenschaft einleiten, anstatt deren eigentlicher, allgemeiner Abschluß zu sein. —

Das Vorwort zur Charakterologie will ich nun hier zu geben versuchen: die Erledigung der beiden wichtigsten Vorfragen nach Berechtigung und Möglichkeit der Charakterologie. Zunächst: Was ist Charakterologie und welches sind ihre Probleme? Die schnelle Antwort: Psychologie der Charaktere kann niemanden befriedigen. Denn schon hier tut sich das schwierige Problem auf, was unter Charakter eigentlich zu verstehen sei; und vielleicht liegt darin schon der Kernpunkt aller betreffenden Untersuchungen, und wahrscheinlich auch darin die Ursache ihrer so schwankenden Basis. Die meisten ahnen wohl ungefähr, was mit dem Worte gemeint ist, jeder hat seinen eigenen Begriffsinhalt, doch die wenigsten wissen ihn bestimmt zu nennen. Ehe aber nicht einmal der Gegenstand unserer Untersuchungen definiert ist, wie läßt sich dann experimentieren? — Es bedarf also sicher erst eines reichen, vorbereitenden Materials über die Struktur der verschiedenen individuellen Phänomene im Gegensatz zu jenen der generellen oder interindividuellen Konstitution, um irgendwelche nähere Kenntnis des Formenschatzes der menschlichen Psyche zu erhalten, bzw. um eine Festlegung und Klassifizierung des Charakterbegriffes zu ermöglichen.

Ich will näher erklären, was damit gemeint ist, wiewohl der Versuch nicht mehr als ein Wortspiel ist — wie im Grunde alle Defini-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tionen. Manche Psychologen meinen erkannt zu haben, daß das, was man Temperament nenne, identisch sei mit dem Charakterbegriff, daß also die Charakterologie die Analyse der Temperamente (oder des Temperaments?) zur Aufgabe hat [ungefähr der Sinn der Arbeit Ribots über die verschiedenen Formen der Charaktere, Revue phil., vol. 34]. Anderen wieder ist eine gewisse Doppelnatur des Menschen aufgefallen, und sie schieden das Naturell, die konstitutionelle Beschaffenheit der Triebe oder den »eigentlichen« Charakter, von den vernunftmäßigen Abänderungen desselben, besonders durch Erziehung. Abgesehen nun davon, daß der unklare Charakterbegriff nur durch andere, keineswegs klarere Begriffe der Popularpsychologie ersetzt wurde, scheint auch keine dieser Meinungen den ganzen Begriffsumfang »Charakter« zu fassen. Ganz richtig sagt z. B. der immer geistvolle Ribot »les amorphes sont légions«. Nun muß aber doch eine einheitliche Spezialwissenschaft, wie es die Charakterologie eben sein oder werden soll, für alle überhaupt möglichen Fälle einen Platz vorsehen, oder zu mindestens für unvorhergesehene Dinge ein Türchen offen lassen. Jedoch der Charakterbegriff hatte sich seit undenklichen Zeiten in der Popularsprache eingebürgert, und es wird wohl in der dadurch bedingten Verschwommenheit eine der Ursachen jener bedeutenden Schwierigkeit zu suchen sein, welche sich der strengen und hinreichenden Begriffsfassung entgegenstellt.

Dazu tritt noch ein weiteres, beachtenswertes Moment. Nichts wäre z. B. leichter als die Definition: Charakter ist die individuelle Erscheinungsform jeder Psyche, nach Abstraktion ihrer generellen (oder interindividuellen) Eigenschaften. Man könnte wohl meinen, damit allgemein genug zu sein. Jedoch, diese Definition mag wohl mit der populären Anschauung ziemlich gut übereinstimmen, als wissenschaftliche Grundlage kann sie nicht viel wert sein. Denn dazu müßte in ihr das Grundproblem in bestimmter Form schon enthalten sein, anderenfalls die Charakterologie eigentlich als Wissenschaft gar nicht berechtigt wäre. Dieses Moment führt uns also gleichzeitig zur Untersuchung unserer ersten Vorfrage.

Jede Wissenschaft baut sich auf willkürlichen Übereinkommen auf (wie besonders Poincaré gezeigt hat). Nur dann, wenn in diesen Übereinkommen Probleme enthalten sind, welche nicht auf logischen Scheinkonstruktionen beruhen, und von welchen man Lösungen als möglich, das heißt im Bereiche unseres geistigen Fassungsvermögens erwarten kann: nur dann kann die betreffende Disziplin als zur wissenschaftlichen Behandlung berechtigt angesehen werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So ist denn unsere Aufgabe eins: der Nachweis von Problemen und die Festsetzung (Konvention) einer zureichenden Definition.

Ist nun die Vielfältigkeit der Individualität an sich ein Problem? Nur Gleichartigkeiten begegnen zunächst einem Unverständnis und enthalten somit Probleme. Nichts ist uns selbstverständlicher als die Verschiedenheit jedes einzelnen Menschen (abgesehen natürlich vom primitiven egomorphen Standpunkte). Gewiß liegt hier nicht die Aufgabe der Charakterologie, und eine Definition des Charakters, die nur aussagt, Charakter sei das, wodurch sich ein Mensch von anderen unterscheide, würde auf Scheinprobleme führen.

Gewisse Verwandtschaften aufzufinden unter den vielfältigen Einzelindividuen führt uns schon mehr zu dem eigentlichen Arbeitsgebiete der Charakterologie. Doch nur dann scheint auch die Bewältigung dieses Stoffes möglich, wenn es gelingt, die Unendlichkeit der Individualitäten auf einige, allgemein begreifliche Einheiten zurückzuführen. Was also die Charakterologie unter Charakter zu verstehen hat, ist nicht dasselbe, was der populäre Ausdruck damit sagen will. Charakter ist hier ein sich stets wiederholender Reaktionsformenkomplex, der zwar nicht als generell (interindividuell) aufzufassen ist, der aber trotzdem bei den verschiedensten Konstitutionen als typisch immer wieder hervortritt. — So weit ist diese Definition für unsere Zwecke sicher zutreffend[1]). Sie ist aber vorläufig zu abstrakt, um klar zu sein. Sie wird uns erst verständlich, wenn wir versuchen wollen, aus ihr nun die einwandfrei bestehenden Probleme abzuleiten. Zunächst, wie ist zu erklären, daß trotz der verschiedensten Verhältnisse die Formen, in welchen die individuelle Psyche auf die Umwelt reagiert, eine ähnliche, verwandte Struktur zeigen. Denn bei aufmerksamer Beobachtung kann man bald die Erfahrung machen, daß gewisse Elemente in den individuellen Reaktionsweisen konstant wiederkehren, bei vollkommener Unabhängigkeit ihrer Entstehungsweisen selbstverständlich. Hier ist also der Sitz jenes großen »Warum«, das die Triebfeder aller Wissenschaft bildet; hier ist das Feld der eigentlichen theoretischen Untersuchungen. Reaktionsgeschwindigkeiten zu messen bringt keinem Probleme Gewinn, da man höchstens erfahren kann, was jeder weiß, daß kein Mensch dem anderen gleiche. Warum aber »Individualitäten« sich ähnlich sind, wo man doch eine Verschiedenheit ihrer Anlagen annimmt, das mag wohl einer tiefergehenden Untersuchung wert sein.

1) Auch die Klasse der scheinbar Formlosen (amorphes) wird durch diese Definition mit in den Kreis der Untersuchung gezogen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun darf selbstverständlich als Vielfältigkeit der Charaktertypen einerseits, und als Verwandtschaft derselben andererseits zweifellos nur die quantitative Veränderlichkeit qualitativ gleicher (genereller) Eigenschaften gemeint sein[1]). Denn nur so ist ein Verstehen der individuellen Differenzen der Psyche möglich, da wir diese philosophisch wie auch wissenschaftlich ja gar nicht anders als einheitlich fassen könnten. Ebenso wie in den Naturwissenschaften müssen auch hier die Qualitäten zu eliminieren gesucht werden [eingehender behandelt bei Dilthey, Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1894 und 1896]. Dies ist also die erste Aufgabe der Charakterologie. Sie ist identisch mit der früher genannten Aufgabe, die Bedingungen aufzusuchen, welche die einzelnen »typischen« Reaktionsformkomplexe entstehen lassen[2]). Denn diese Bedingungen sind natürlich nichts anderes als verschiedene, bestimmte Grundeigenschaften, die in jeder Psyche vorauszusetzen sind. Die quantitativen Veränderungen dieser Grundeigenschaften geben dann die einzelnen, unterschiedlichen Typen. Die Struktur sämtlicher individueller Phänomene ist also nach dem Kausalprinzip gar nichts anderes als ein Produkt verschiedener genereller Eigenschaften variabler Intensität, also vielleicht ähnlich aufzufassen wie die Kräftespiele der Mechanik. Die einzigen Forderungen, die wir stellen müssen, sind die psychologische Zulässigkeit der Grundannahmen und die Einheitlichkeit der Theorie. Gewiß bleibt immer noch jedes Bild einseitig, aber es wird eine angenäherte Problemlösung darstellen können.

Hier sind wir bei unserer zweiten wichtigen Vorfrage angelangt, bei der Frage nach der Möglichkeit einer Charakterologie, das heißt nach der Möglichkeit einer theoretischen Lösung der genannten Probleme. Diese Betrachtungen sind von großer Wichtigkeit, da hier die Entscheidung gefällt werden muß über die Aussichten der vorhandenen Methoden, und besonders über die Grenzen, welche allen charakterologischen Untersuchungen durch die Grenzen unseres psychischen Fassungsvermögens unverrückbar gegeben sind. Fast von selbst wird sich daneben auch eine Kritik der bisher geleisteten Versuche ergeben.

Zunächst folgern wir aus allem bisher Gesagten, daß Individual-

---

1) Damit ist aber nicht der experimentellen Behandlung das Wort gesprochen, da »quantitativ« immer bloß als Intensität (graduell) und niemals direkt zahlenmäßig gemeint werden kann.

2) Selbstverständlich sind ja bei verwandten Individualitäten gemeinsame Ursachen zu vermuten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

psychologie im engsten Sinne des Wortes gewiß gar nicht wissenschaftlich berechtigt ist, daß wir also überhaupt nur von der Möglichkeit einer »Typenpsychologie« zu sprechen haben.

Auf welchem Wege ist nun eine Lösung dieser speziellen Probleme zu erwarten? Um dies zu bestimmen, müssen wir uns vor allem über die Eigentümlichkeiten jeglicher psychologischen Methode Klarheit schaffen. G. Th. Fechner hat sie einmal besonders scharf gekennzeichnet, wenn auch anläßlich eines anderen Zusammenhanges (in »Nanna« oder Über das Seelenleben der Pflanzen): »... Ein Feld ganz klarer Betrachtungen kann überhaupt nicht da sein, wo wir es unternehmen, von dem Psychischen anderer Wesen als unserer selbst zu sprechen, außer insofern wir sie uns ganz analog voraussetzen können, da doch niemandem etwas anderes als seine eigene Seele zu Gebote steht, um danach vorzustellen, wie es in einer fremden hergehen mag ... In der Tat ist die Analogie des Psychischen das einzige, was uns zum Schlusse auf anderes als das eigene Psychische zu Gebote steht, da es eine Eigentümlichkeit jeder Seele ist, einer anderen als sich selbst nur durch äußere oder physische Zeichen erkennbar werden zu können, zu deren Deutung uns in letzter Instanz gar nichts anderes als die Analogie mit dem, woran wir unsere eigene Sache geknüpft finden, geboten ist.« Diese Aussprüche sind uns auch besonders deshalb wertvoll, weil sie von dem Manne herrühren, auf welchen sich alle Vertreter der experimentellen Psychologie in letzter Linie berufen. Und doch ist aus diesen Worten deutlich zu ersehen, daß das Experiment überhaupt nicht allzuweit führen kann, und daß es gerade in der Charakterologie zur Lösung ihrer tiefsten Probleme vollständig versagen muß. Die Abweisung dieser Methoden ist auch schon von so vielen Seiten erfolgt, daß eine weitere Kritik überflüssig erscheint.

Die Methode der Charakterologie ist und bleibt also die der Introspektion, nur in noch weiterer Verinnerlichung, als sie es in der generellen Psychologie zu sein braucht, da ja natürlich die Entwirrung (Analyse) »individueller« Phänomene ganz einzigartige Bedingungen erfordert. Fast von selbst ergibt sich so die wesentliche, folgenreiche Erkenntnis: Charakterologie kann nur betrieben werden durch Objektivierung der eigenen Psyche. —

Freilich, die Auffassung fremder Seelenleben stößt jetzt auf entschiedene Schwierigkeiten. Denn in konsequenter Durchführung des Gedankens erblicken wir die einzige Möglichkeit einer Lösung dieser Aufgabe in einer Selbstanalyse durch Mitleben. Nun ist aber leicht einzusehen, daß diese Forderung keineswegs immer durchführ-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bar ist. Denn ich höre zwar einen Schall aus unmittelbarer Nähe, ich höre ihn auch noch in zehn Meter Entfernung, aber ich weiß nichts mehr von ihm, wenn ich 100 oder 1000 m weit weg bin. Wohl erreichen mich dann auch noch die Luftschwingungen, aber meine Sinne müßten bedeutend feiner sein (wie bei manchen Tieren), um den Schall vernehmen zu können. Ebenso aber, wie durch die Einrichtung unseres Ohres die Vernehmbarkeit des Schalles begrenzt ist, ebenso ist es auch nicht möglich, daß ein Psychologe sämmtliche Charaktere verstehe, wie so fälschlich in vielen »Prinzipien« angenommen wird, — trotz qualitativer Gleichheit der generellen Eigenschaften. Nur jene Individualitäten sind uns faßbar, welche in quantitativer Nähe zu unserem eigenen Typus sind.

Und daher wird auch eine Gesamtlösung unseres Problems, die gleichzeitig eine sicher begründete Klassifikation der Typen erwarten läßt, nur als Synthese zahlreicher Einzelmonographien denkbar sein. Jede solche Monographie aber gibt einen Teil der Lösung, indem sie die Bedingungen aufsucht der konstanten Wiederkehr der eigenen und verwandten Reaktionsformenkomplexe.

Unter Umständen sehen allerdings diese Forderungen recht absurd aus. Denn wie soll ein Psychologe etwa einen typischen Verbrechercharakter, oder den eines Feldherrn, z. B. eines Napoleons, in seine ursächlichen Faktoren zerlegen[1]), da doch aller Wahrscheinlichkeit nach die vorliegenden Verhältnisse viel zu weit abseits liegen, um ohne weiteres verstanden zu werden. Nun meine ich aber, daß die manifesten Äußerungen der Individualitäten von zufälligen, äußeren Umständen abhängen, daher durchaus verschieden sind von den jeweiligen, typischen inneren Anlagen, den Reaktionstendenzen[2]). Es können ganz wohl quantitative Verwandtschaften in der Anlage der Triebe, Fähigkeiten usf. vorhanden sein, ohne je Gelegenheit zu haben, konkret als unterschiedliche Qualitäten wirksam zu werden, dennoch aber so viel Ähnlichkeit in scheinbar unwesentlichen Äußerungen zu besitzen, daß eben ein Verstehen, also ein »Mitleben« möglich ist.

Andererseits wieder können sichtbarliche qualitative Ähnlichkeiten bestehen, ohne solchen quantitativer Art zu entsprechen. Hierher gehören vor allem die Kapitel Völkerpsychologie und Psychologie der Frauen. Denn die Geschlechter sowohl wie die Völker

---

1) Selbstverständlich sind überhaupt nur gewisse allgemeine Züge einer Deutung zugänglich.

2) Ungefähr das, was Lucka »Persönlichkeit« nennt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bleiben sich trotz mancher äußerer Gleichheit ihrem tiefsten Wesen nach immer unverständlich. Kein Mann wird uns je die letzten Aufschlüsse über die Frauenseele geben können, denn das, was er in einer Frau sieht, sind nur ungefähre Vermutungen analog seiner eigenen Natur. »Die« Psychologie der Frauen können diese allein uns geben.

Zuletzt nun mögen noch, um manche Bedenken zu zerstreuen, einige psychologische Bemerkungen unsere rein akademischen Erörterungen ergänzen und vertiefen. Wie ist nämlich im besonderen jener Mechanismus vorzustellen, der weiter oben als »Objektivierung der eigenen Psyche« bezeichnet wurde? Zunächst ist damit einfach eine Abstraktionstätigkeit gemeint, bei welcher die vermutlich allgemein für einen größeren Typus geltenden Fakta vom speziellen Individualfall gesondert werden. Soweit aber ist diese Tätigkeit bloß logisch bestimmt, denn noch fehlt die Aufdeckung ihres tieferen, psychologischen Ursprunges. Dieser besteht nun bei der Introspektion in der Einsicht, daß gewisse, gewöhnlich nicht bemerkte Reaktionsformen als »typisch« Geltung haben könnten[1]). Diese besondere Einsicht kann man als Aufrichtigkeit bezeichnen. Je aufrichtiger der Beobachter, d. h. je unabhängiger er ist von selbstgefälligen Täuschungen über seine Anlagen sowie von jeglichen moralischen Werturteilen: desto allgemein gültigere (objevtive) Resultate erreicht er. Immerhin aber, Selbstbeobachtung (-beurteilung), Einsicht, Aufrichtigkeit sind psychisch determiniert. Die Grenzen mögen bei einem weiter, bei einem enger sein, eine vollkommene Klärung des psychischen Kräftespiels, dessen Resultierende der Charakter ist, wird als Ideal nie erreicht werden. Hier erkennen wir also am eindringlichsten die zahlreichen Anregungsmöglichkeiten, die aus den bestehenden Problemen immer wieder hervorgehen.

Dazu kommt noch ein weiteres, psychologisch bedeutungsvolles Moment: ein großer Teil unseres Seelenlebens ist irrational, weil unbewußt. Hier können nur mehr minder künstliche Konstruktionen helfen. Auch das pathologische Material wird gerade in der Charakterologie wenig fruchten. Unzählige Male werden wir ein Phänomen erleben, ohne überhaupt darüber Rechenschaft ablegen, und noch viel weniger eine Analyse durchführen zu können. — Dies ist auch gleich-

1) Daher braucht eine Autobiographie noch lange keine wissenschaftliche Charakterologie sein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeitig eine knappe Erledigung eines Einwandes, daß nämlich der ästhetische Genuß eines Dichterwerkes, besonders aber einer dramatischen Aufführung nichts anderes ist als das »Mitleben« mit den handelnden Personen, daß also doch ein Verständnis für alle Charaktertypen bei jedem Menschen möglich sei. Doch das ästhetische Mitleben ist weit verschieden von dem analytischen Verständnisse, das für jede Charakterpsychologie notwendig ist. Die Seiten unserer Seele, die hier mitschwingen, müssen uns auf direktem Wege immer unbekannt bleiben. Kein forschender Fremder aber wird die Konstellation verstehen können, die den betreffenden Charakter gebildet hat.

Und dennoch meint man, es müsse möglich sein, weil die großen Dichter uns zeigen, daß ein einzelner vielfältige Typen »miterleben« und zeichnen kann. Hier sind wir freilich bei einem großen Problem angelangt, das wohl nicht mehr hierher gehört, das aber doch im Zusammenhange genannt werden muß. Denn die Dichter schaffen eigentlich die tiefste Charakterologie, — nicht absichtlich—, doch unwillkürlich aus ihrer Fähigkeit heraus. Von einem Psychologen, der eine charakterologische Monographie leisten will, haben wir »Aufrichtigkeit« verlangt, das heißt Erkenntnis (Einsicht) der eigenen und verwandten »typischen« Reaktionsformen. Je verschiedener zwei Charaktere, desto schwieriger wird das Verständnis für jene unmerklichen, aber bedeutungsvollen psychischen Äußerungen, die einen Charakter erklären könnten. Denn unsere Sinne sind zu stumpf. Des Dichters Seele aber ist wie ein feines Sinnesorgan. Sie ahnt Zusammenhänge und erfaßt typische Eigentümlichkeiten, wo ein anderer ohne Verständnis bleibt. Vielleicht könnte man das in Zusammenhang bringen mit der allgemeinen Anschauung von der Universalität der dichterischen Psyche. Vielleicht ist das aber auch nur eine Umschreibung.

(Eingegangen am 30. September 1912.)

Generated on 2019-11-22 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Psychologie und Logik in ihrem Verhältnis zur Sprache und zur Methode sprachlicher Untersuchung.

Von

Dr. **Hermann Schmitt** (Königsberg i. Pr.).

»Der wahre Vorzug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Prinzip und in einer Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellektuellen Vermögen des Menschen in reger Tätigkeit zu erhalten, ihnen zum genügenden Organ zu dienen und durch die sinnliche Fülle und geistige Gesetzmäßigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend auf sie einzuwirken.«

W. v. Humboldt.

Jeder sprachlichen Äußerung liegt ein Erlebnis zugrunde und kommt in ihr irgendwie zum Ausdruck. Das »Wie« ist die fundamentale Frage, zu deren Beantwortung alle Sprachuntersuchung beizutragen hat.

Das Erlebnis konstituiert sich in Beziehungen logischer, ethischer, ästhetischer Art. Ob, wie weit, mit welchen Mitteln sich derartige Beziehungsmöglichkeiten in der Sprache bieten, sind Fragen, die in allgemeiner Erörterung die Sprachphilosophie beschäftigen. Und daß eine solche allgemeine Betrachtung der Mittel sprachlicher Äußerung — im Sinne einer allgemeinen Grammatik — überhaupt möglich ist, hat seinen Grund in dem allgemeinen Charakter des Spracherlebnisses als Tatsache des menschlichen Bewußtseins. »Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisierung innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung, daß man ebenso richtig sagen kann, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als daß jeder Mensch eine besondere besitzt[1])«. Auch die Erwägung stellen wir hierher, ob etwa unter den drei erwähnten Beziehungen, die sich psychologisch als drei verschiedene Seiten an dem in sich einheitlichen Erlebnis darstellen, im Element der Sprache Einer grundlegenden Bedeutung für die Veräußerlichung zukommt.

---

1) W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Hrsgeg. von A. F. Pott. Berlin 1880.[2] Bd. II. S. 62.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir gehen von dem Faktum aus, daß alle sprachliche Äußerung ein Erlebnis zur Quelle hat, und daß das Ziel, auf das sie ihrer ganzen Intention als Mitteilung und künstlerische Schöpfung entsprechend hinweist, gleichfalls ein Erlebnis, ein Inneres, ist. Die sprachliche Schöpfung aber ist nicht mehr das Innere, vielmehr eben seine Veräußerlichung. Und diese Darstellung vollzieht sich auf Grund einer Konzession des konkreten flüssigen Inneren an die konstruktiven Mittel des abstrakten stationären Äußeren. Diese konstruktiven Mittel aber sind Denkakte, nicht im Sinne des erkenntniskritischen, sondern des mythologischen Denkens. Wenn danach alles, was in der Sprache zum Ausdruck gebracht wird, ein Gedachtes ist, so heißt das, daß es nur als Gegenstand unseres Denkens, nur auf Grund eines Denkaktes ausgedrückt werden kann.

Es ist nicht richtig, die Sprache als Quelle aller Begriffsbildung anzusehen. Vielmehr hat sie die Begriffsbildung zur Voraussetzung. »Das Bedürfnis eines Begriffs und seine daraus entstehende Verdeutlichung muß immer dem Worte, das bloß der Ausdruck seiner vollendeten Klarheit ist, vorausgehen[1]).« An und für sich kann die Sprache den Vollzug des Begriffes nicht erzeugen, sie will ihn nur bezeugen. »Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist, ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit miteinander in einer und ebenderselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen[2]).« Der »Übergang« nun vom sprachlosen Erlebnis zum sprachlichen Ausdruck — wenn diese bildliche Ausdrucksweise gestattet ist — weist einen Akt logischen Denkens als »Durchgangspunkt« auf, der für die Sprache konstitutive Bedeutung hat. In ihm gründet jedes Verstehen, jedes Auffassen eines Gesprochenen, und damit jedes Nacherleben. »Denn indem die Sprache den Menschen bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellektualisiert, wird immer mehr der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzogen[3]).« Auch den Willenssätzen glauben wir einen Akt logischen Denkens der oben charakterisierten Art als Voraussetzung zuschreiben zu sollen. Wir sehen darin die logische Beschreibung des Prozesses, den die herrschende Psychologie bei der Erörterung des Willensproblems bezeichnet als »die geistige Vorwegnahme eines End-

1) Humboldt, a. a. O. S. 34.
2) Ibid. S. 52.
3) Ibid. S. 211.

Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

gliedes der empfundenen Tätigkeiten, das zugleich als lustvolle Beendigung der gegenwärtigen Unlust oder als lustvolle Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Lust vorgestellt wird[1]).«

Während das Erlebnis im Konkreten unserer Vorstellungen verläuft, stellt sich die sprachliche Äußerung im Abstrakten begrifflicher Fixierung dar. Das Fixationsprodukt mag mit der perspektivischen Zeichnung verglichen werden, so daß das Erlebnis, entsprechend der Nachschaffung des Gegenstandes in seiner dimensionalen Entwicklung, als die Aktualisierung psychischer Wertigkeiten zu betrachten ist. Wir wollen — so wenig passend der Vergleich auch sein mag — noch hinzufügen: Wie hier das Kind auch in verhältnismäßig einfachen Fällen nicht ausnahmslos imstande ist, zum wirklichen Gegenstande zu kommen, so gelingt auch dem in Sachen der Sprache Unentwickelten und Unerfahrenen nicht stets gleich glücklich die Aktualisierung möglicher Wertigkeiten und damit das vollständige Erlebnis. Der Schritt von der sprachlichen Äußerung zu dem in ihr intendierten und durch sie ermöglichten Erlebnis erweist sich als eine Funktion der Einbildungskraft, als wirkliche »Einbildung« und als eine, wenn auch primitive, künstlerische Tat, die zugleich eine momentane Befreiung von der Krücke des Gedankens, von dem sprachlichen Ausdruck darstellt. »Der Begriff vermag sich aber ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in anderen Worten wiederfinden. Dennoch muß die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden Empfindens ist, und oft gerade sehr eigentümliche Nuancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie muß das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Tätigkeit behandeln, als sich in seinen Grenzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu; und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer größere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in ebendem Grade höher steigert, in dem sie besser be-

1) Ebbinghaus, Abriß der Psychologie.[2] S. 79, wo das ganze Zitat im Sperrdruck gegeben ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

friedigt werden. Die Wörter erhalten, wie man an allen hochgebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welchem Gedanke und Empfindung einen höheren Schwung nehmen, eine mehr umfassende, oder tiefer eingreifende Bedeutung[1]).« Mitgegeben sind die ethischen und ästhetischen Beziehungen, die das allseitige Erlebnis ermöglichen, in der Welt der Sprache ebensowenig wie in der natürlichen Welt. Garantiert wird das Erlebnis in weitem Umfange erst durch die Wirkung der sprachlichen Äußerung auf einen Resonanzboden, auf ein »Milieu«, die Weltanschauung eines Individuums, wie sehr bescheiden sie auch sein oder gewesen sein mag.

Es gehört zum Wesen des sprachlichen Ausdrucks, daß er Lautung und Bedeutung zugleich ist. »Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein, vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn, in artikulierten umgewandelt, und dadurch in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwirkung, zugleich eine intellektuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisierender Tätigkeit wahrhaft, und scheinbar sogar selbständig, schaffenden Prinzip in der Sprache[2]).« Im normalen Sprachgebrauch zeichnet sich das Wort dadurch aus, daß in ihm nie das Lautbild das sprachliche Interesse in Anspruch nimmt. Vielmehr tritt die Lautung als sinnerfülltes oder sinnerfüllbares Zeichen im Bewußtsein auf. Nur in Fällen überraschender Unsicherheit oder irgendwelcher Störung[3]) richtet sich vielleicht die Aufmerksamkeit zum Zwecke der Kontrolle usw. vorübergehend nur auf das Lautbild. Soll bedeutungsvolle Sprache vorliegen, so ist ein — vorbereitender — Akt der Synthesis unerläßlich, in dem die Lautung zugleich mit dem Index der Sinnerfüllbarkeit existiert, oder anders ausgedrückt: in dem sich eine Bedeutungstendenz konstituiert. »Denn die Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, macht allein den artikulierten Laut aus, und es läßt sich nichts anderes angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite vom tierischen Geschrei, auf der andern vom musikalischen Ton zu bezeichnen[4]).«

Ihrem Wesen nach ist die Bedeutungstendenz generell, nicht

---

1) Humboldt. S. 120f.

2) Ibid. S. 307.

3) und beim Schulübersetzen in die fremde Sprache, wenn im Anschluß an ein Paradigma eine Wortform mühsam konstruiert wird!

4) Humboldt. S. 79f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

individuell. Ihr allgemeiner Charakter dokumentiert sich gewissermaßen im Umfassen einer Spezies, im Hindeuten auf Verschiedenes. »Das Verfahren der Sprache ist aber nicht bloß ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zustande kommt; es muß derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen, und unter allen ihr von dem Gedanken gestellten Bedingungen hervorzubringen[1].« Die Bedeutung also ist nicht allgemein und deutet nicht auf ein Allgemeines hin. Nur ihr Hindeuten ist seinem Auftreten und seiner Funktion nach allgemein, nicht an ein bestimmtes Einzelnes gebunden. »Das Wort ... enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt bloß an, diesen mit selbständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, daß sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, daß sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, daß sie gegenseitig ineinander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen[2].« Der generelle Charakter der Bedeutungstendenz ist in der okkasionellen Bedeutung ebenso wie im Bedeutungswandel wirksam und erweist sich als grundlegend für den Reichtum eines Ausdrucks an Bedeutungen und damit an Funktionsmöglichkeiten. Pott[3]) redet in einem treffenden Bilde von einer »elastischen Dehnbarkeit von Sprachzeichen«, »indem deren eins, auch ohne irgendwelche äußere Veränderung, indes nicht schlechthin nach Willkür, sondern infolge von Ideenverknüpfung und Begriffsverwandtschaft, eine Mannigfaltigkeit der Anwendbarkeit zuläßt je nach verschiedenem Redezusammenhange und somit je nach Verschiedenheit der Bezogenheit auf anderes und anderes.«

Es ist der Bedeutungstendenz eigentümlich, daß sie auf ein Ziel gerichtet ist. Und seine Erfüllung findet das sprachliche Erlebnis beim jeweiligen Gebrauch[4]) der Sprache in dem abschließenden Akt

---

1) Humboldt. S. 119.

2) Ibid. S. 209.

3) A. F. Pott, W. v. Humboldt und die Sprachwissenschaft. Berlin 1880. Als Einleitung (= Bd. I) zu seiner Ausgabe des oben zitierten Humboldtschen Werkes.

4) »Sie ist selbst kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Bedeutungsbestimmung. In ihm wird die Beziehung des sprachlichen Ausdrucks auf das »Bedeutete« aktualisiert, sei es wahrgenommen oder vorgestellt, wirklich oder phantasiert. Das Bedeutete nun ist ein Gegenstand oder Sachverhalt, aber nicht in seiner konkreten Existenz, sondern als Abbreviatur der Wirklichkeit erfaßt und in die Sprache eingekleidet. »Die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbsttätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als innerlich, gleichsam dem Artikulationssinne vorausgehend angesehen werden muß, ist hier (bei der inneren Form der Sprache) die Rede[1]).« In dieser Abstraktion gilt es, den spezifischen Weg zu erkennen, »welchen die Sprache und mit ihr die Nation, der sie angehört, zum Gedankenausdruck einschlägt[2]).« Die eigentümliche Auffassung, Gliederung und Abbreviierung der Wirklichkeit durch die sprachbildende Geistestätigkeit bedingt zugleich eine besondere Art, die Daten der Abstraktion durch denkendes Beziehen zu verbinden. »Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Kongruenz der Lautformen mit denselben. Eine solche Kongruenz muß auf irgendeine Weise in jeder Sprache vorhanden sein; der Unterschied liegt nur in den Graden, und die Schuld mangelnder Vollendung kann das nicht gehörig deutliche Hervorspringen jener Gesetze in der Seele oder die nicht ausreichende Geschmeidigkeit des Lautsystems treffen[3]).«

Beim Lesen und Reden kann man introspektiv beobachten, daß in dem Akte der Bedeutungsbestimmung das Bedeutete, mit dem die sprachliche Äußerung zur Einheit verschmilzt, gar nicht der Gegenstand oder Sachverhalt selbst, auch nicht die Vorstellung davon, ist. Der regelmäßige und phänomenologisch wichtigste Fall im Gebrauch der Sprache gründet sich vielmehr auf die Tatsache, daß jedes Erlebnis als Bewußtseinsfaktum in irgendeiner Art den Stempel seiner Wertung trägt, eines Gefühlswertes, sei es des Begehrens oder des Widerstrebens in irgendeinem Grade. Und was in dem sprachlichen Erlebnis bewußt wird und das Verständnis vermittelt, ist gerade dieses gefühlsmäßige Adäquat des Gegenstandes, vermehrt

---

die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.« Humboldt. S. 56.

1) Humboldt. S. 109.
2) Ibid. S. 61.
3) Ibid. S. 193.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und bereichert durch den lautlich-akzentuellen Gehalt der Veräußerlichung selbst, doch so, daß beide — aus Gründen, die später bei Akzent und Rhythmus sich zeigen werden — zur Einheit der Wirkung in der entwickelten Sprache verschmelzen[1]). In ihr gibt das Wortgefühl oder im Bilde gesprochen: das bloße Anklingen der Unter- und Obertöne, die Klangfarbe, den Ausschlag; der Grundton selbst bleibt latent. So sicher es ist, daß die Sprache aus der Anschauung heraus geboren ist, so gewiß ist, daß der Weg ihrer Vervollkommnung ins Unanschauliche, Abstrahierende der Darstellung und zum gefühlsmäßigen Erfassen und Verstehen führt. »Sie (die Sprache) ist erst fertiges Mittel des Geistes, seit sie die Anschauung hinter sich gelassen hat[2]).« Die Intensität eines gegenwärtigen Spracherlebnisses hängt demnach von dem Reichtum und der Reproduktionsmöglichkeit früherer Erlebnisgefühle ab, und der »außergegenständliche« Sprachgebrauch geht mit der Entwicklung der individuellen Weltanschauung Hand in Hand. »Wenn eine Sprache bloß und ausschließlich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte bloß als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens, und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden, Auffassung gar nicht die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwidernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche wirkliche Sprache kann es nun glücklicherweise unter den immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben[3]).«

Nach all diesen Erörterungen haben wir einen Überblick über die Möglichkeiten sprachlicher Untersuchung gewonnen. Die Tatsache, daß überhaupt ein Erlebnis in einer sprachlichen Veräußerlichung gemeint ist und gemeint sein kann, ist das phänomenologisch Eigentümliche der Sprache überhaupt. Davor macht jede Untersuchung für immer Halt. »Denn in ihr (der Sprache) ist die Verbindung des Lautes mit seiner Bedeutung etwas mit jener Anlage[4]) gleich Unerforschliches. Man kann Begriffe spalten, Wörter zer-

---

1) »Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung gibt denselben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung, und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut bestimmtes gleichsam überschwankte.« Humboldt. S. 216.

2) Th. A. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie. Leipzig 1901. S. 43.

3) Humboldt. S. 215f.

4) Nämlich mit der »Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gliedern, soweit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimnis nicht näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet[1]).« Wie aber steht es mit der etwaigen Erörterung der Synthese aus der bestimmten Lautung l_1 und der bestimmten Bedeutung b_1? »Daß Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist, scheint gewiß; die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber läßt sich selten vollständig angeben, oft nur ahnen und noch viel öfter gar nicht erraten[2]).« Das fruchtbare Gebiet sprachlicher Untersuchung betreten wir, wenn wir »die Sprache nicht sowohl wie ein totes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahieren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittlung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der inneren Geistestätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluß darauf zurückgehen[3]).«

Zur Voraussetzung hat die Sprache denkende Wesen als Glieder einer Gemeinschaft. Das ergibt sich einmal aus dem Wesen der Sprache als Objektivierung, Verstandesarbeit, die eben Sache und Leistung des Begriffes ist; zum anderen aus der Sprache als Mitteilung. Wir können uns nicht dazu entschließen, von einem doppelten Zweck der Sprache zu reden: von der Affektentladung und der Verständigung. Vielmehr ist die Mitteilung der Zweck, der sich in der Sprache geltend macht, und der Gesichtspunkt, unter dem sie zu betrachten ist[4]). Dagegen hat die Affektentladung für sich in der Sprache keine maß- und zielgebende Bedeutung. Sie führt wohl zu reflexartigen Lautbildungen. Diese haben aber, »da sie bei allen möglichen Gelegenheiten und ohne jede Absicht der Mitteilung hervorgebracht werden, noch durchaus nicht die Bedeutung von Sprachlauten[5]).« Also obwohl Ausdrucksbewegungen, sind diese affektartigen Gebilde noch nicht sprachliche Phänomene. Sprache ist eben mehr als Ausdrucksbewegung. Dasselbe aber ist von der

---

1) Humboldt. S. 210: »Die unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur.« Humboldt. S. 65.

2) Humboldt. S. 92.

3) Ibid. S. 54.

4) »Die Sprache verlangt, an ein äußeres, sie verstehendes Wesen gerichtet zu werden.« Humboldt. S. 45.

5) W. Wundt, Grundriß der Psychologie[8]. 1907. S. 358. Der Sperrdruck gehört nicht dem Original an.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Interjektion zu sagen — wenn es überhaupt einen Sinn hat, sie neben den eben erwähnten Reflexlauten als eine besondere Art der Affektentladung zu untersuchen. Erst wenn wir die Interjektion als Mitteilung, d. h. in ihrem Dasein für und in ihrer Wirkung auf einen Hörenden betrachten, stellt sie sich als embryonale sprachliche Äußerung dar. Für sich betrachtet liegt natürlich der Interjektion ein Erlebnis zugrunde. Der Veräußerlichung aber fehlt das Fundament der begrifflichen Läuterung und Klärung. Das Erlebnis wird nicht durch Isolierung charakterisiert und hervorgehoben, eben nicht begrifflich fixiert. Der Lautreflex ist überhaupt nur »bedeutend« nach seiner akzentuellen Seite hin, nach dem durch eine Melodie gleichsam vermittelten Gefühlsgehalte, während der Träger des Akzents überhaupt nicht in Betracht kommt. Die ganze Verstandesleistung also, die für jede sprachliche Äußerung conditio sine qua non ist, findet sich hier auf seiten des Hörenden, des Verstehenden.

Endlich soll auch die einfache Darstellung unter dem Gesichtspunkte der Mitteilung zu erörtern sein. Sinn bekommt sie eben dadurch, daß sie sich jemandem darstellt, also durch einen Gemeinschaftsbezug. Und daß der Monolog nicht zu der Mitteilung als dem Zwecke sprachlicher Äußerung im Widerspruch steht, liegt an seiner Anknüpfung an ein aktuelles Doppel-Ich.

Das Verhältnis zwischen Erlebnis und Sprachäußerung, die wir beide in der Synthese des Spracherlebnisses irgendwie fassen, läßt naturgemäß zwei einander entgegengesetzte, aber zugleich, wegen der gemeinsamen Grenzpunkte, einander ergänzende Richtungen der Betrachtung zu: vom Erlebnis zur sprachlichen Äußerung und umgekehrt von ihr zum Erlebnis. Die zwei Disziplinen, die dieser doppelten Aufgabe gerecht werden, sind die Syntax und die Stilistik. Ihre beiderseitigen Funktionen treten dann in folgender Weise einander gegenüber. Für den sprachlichen Vorgang sind drei Momente bestimmend: das Erlebnis, die Mittel, in denen sich die Veräußerlichung darstellt, und, wie wir aus früheren Überlegungen wissen, das Milieu. Für beide, Syntax und Stilistik, ist das Milieu jeweils gegeben. Die Syntax nun hat, vom Erlebnis ausgehend, die Mittel seiner Veräußerlichung zur Erkenntnis zu bringen. Die Stilistik dagegen entwickelt ihre Untersuchungen in umgekehrter Richtung. Mit Hilfe der von der Syntax bereitgestellten Mittel sucht sie aus einem so und so gearteten Milieu heraus ein Erlebnis seiner Entstehung und Gestaltung nach wissenschaftlich zu diskutieren. So tritt durch die und in der Stilistik die Syntax gleichsam unter einen höheren Gesichtspunkt. Sie stellt die Mittel für einen künstlerischen Akt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Verfügung, der im Erlebnis seinen — subjektiv variabeln — Abschluß findet. »Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß jenes Reich der Formen nicht das einzige Gebiet ist, welches der Sprachforscher zu bearbeiten hat, und daß er wenigstens nicht verkennen muß, daß es noch etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache gibt, von dem er, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnden in sich tragen muß[1]).« Die Syntax faßt die Aufgabe der Objektivierung ins Auge, die Stilistik die der Subjektivierung. Diese interessiert die Äußerung als Erlebnis, jene das Erlebnis als Äußerung. Die Syntax führt zur äußeren Gestalt, die Stilistik zum inneren Gehalt. Die Methode der Syntax ist analytisch, die der Stilistik synthetisch. Die Syntax sucht die formale Gestaltung einer Äußerung zur Erkenntnis zu bringen — mit Rücksicht auf den konstruktiven Faktor, der sich in ihr auswirkt (worüber später Genaueres). Die Stilistik entscheidet darüber, ob und wie weit der Aufwand an Darstellungsmitteln der Erreichung des beabsichtigten Zieles (Erlebnis) angemessen ist. Beide müssen zusammenwirken, wenn ein sprachlicher Ausdruck interpretiert werden soll. Es wird im einzelnen den syntaktischen Erwägungen eine stilistische Deutung zur Seite treten.

Wenn wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen der Sprache nähertreten, so ist es notwendig, daß wir den Satz ins Auge fassen, denn er ist die relativ[2]) — das bedeutet für die Syntax: im Zusammenhang der Rede; für die Stilistik: im Milieu — selbständigste sprachliche Einheit[3]). Es gilt zunächst zu bestimmen, was der Satz ist.

Am einflußreichsten unter den in neuerer Zeit vorgelegten Satzdefinitionen sind wohl die von Wundt und Paul gewesen. Wir wollen zusehen, was wir ihnen entnehmen können.

Wundt definiert den Satz als den »sprachlichen Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zueinander gesetzten Bestandteile« (Völkerpsychologie,

---

1) Humboldt. S. 205.

2) »Die verbundene Rede ... muß man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken.« Humboldt. S. 56.

3) »Denn die Rede enthält auch in Absicht der Geltung ihrer einzelnen Elemente und in den Nuancen ihrer Fügungen, welche sich nicht gerade auf grammatische Regeln zurückführen lassen, unendlich viel, was, wenn sie in diese Elemente zerschlagen ist, man nicht mehr an denselben erkennbar zu fassen vermag. Ein Wort hat meistenteils seine vollständige Geltung erst durch die Verbindung, in der es erscheint.« Humboldt. S. 213.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Teil 1: Die Sprache[2], II, 245). Da erst kürzlich wieder Elster[1]) die Definition ganz kritiklos übernommen hat, wollen wir sie noch einmal näher betrachten. Die Hauptmomente, auf die es uns ankommt, sind: die Gliederung einer primären Gesamtvorstellung und die logischen Beziehungen der Elemente des Ganzen. Um die erste Forderung stellen zu können, mußte Wundt mit Rücksicht auf die Tatsachen die sog. »offenen Verbindungen«, bei denen nicht selten dem Sprechenden selbst eine hinzutretende Vorstellung als etwas Neues, Unerwartetes erscheint, das von der unmittelbar vorangegangenen erst angeregt worden ist« (II, 320), den sog. »geschlossenen Verbindungen« gegenüberstellen, die sich dadurch auszeichnen, »daß ihre Teile Elemente der ursprünglichen Gesamtvorstellung sind, die der Bildung des Satzes zugrunde liegt« (II, 320). Soll nun die Satzdefinition Sinn und Berechtigung haben, so muß sich die geschlossene Verbindung als die ursprüngliche erweisen, die selbst der offenen Verbindung als Fundament dient. Beim einfachen Satze charakterisiert sich denn auch nach Wundt (II, 322) der Schritt von der geschlossenen zur offenen Verbindung als das »Werk einer sukzessiven Assoziation«, wobei die geschlossene Verbindung gleichsam »der Kristallisationskern für die weiteren Glieder ist«. Hieraus entnehmen wir also, daß die geschlossene Verbindung, die wir der »apperzeptiven« Denktätigkeit verdanken, grundlegend ist für die offene Verbindung, die der »assoziativen« Verstandestätigkeit entspringt. Dem aber widerspricht, was Wundt an einer anderen Stelle (Sprachgeschichte und Sprachpsychologie, 78) sagt: »Nicht minder wurde die Annahme, daß die attributive die ursprünglichere, die prädikative die später entwickelte Satzform sei, ebensowohl durch die genannten Eigentümlichkeiten der Sprachen, in denen die erstere vorwaltet, wie besonders durch die Tatsache gefordert, daß die attributive Form zu den ‚offenen', die prädikative zu den ‚geschlossenen Wortverbindungen' tendiert, oder psychologisch ausgedrückt, daß jene noch unter der Vorherrschaft der Assoziation steht, diese dagegen durchaus von der apperzeptiven Gliederung der Gesamtvorstellung beherrscht ist.« In demselben Sinne heißt es auch bei der Charakteristik der zusammengesetzten Sätze (II, 335): »Gerade die Entstehung des zusammengesetzten Satzes in seinen verschiedenen Formen weist aber bereits darauf hin, daß die rein apperzeptive Form des Denkens nicht die ausschließliche, und daß sie namentlich nicht die ursprüngliche ist, vielmehr selbst auf jenen offenen, auf Assoziationen be-

1) E. Elster, Stilistik. 1911.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ruhenden Verknüpfungen erwächst, wie uns solche vor allem auch in den parataktischen Satzverbindungen begegnen.« Demgegenüber wird wieder der fundamentale Charakter der »primären geschlossenen Verbindung« betont, wenn es heißt (II, 312): »Die Grundgestalt des Satzes, die in dem prädikativen Verhältnis zum Ausdruck kommt, beruht durchaus auf einer geschlossenen Verbindung.« Ist hiernach die geschlossene Verbindung Grundlage und Ausgangspunkt, dann wird man von Wundts Standpunkt aus die Gliederung der Gesamtvorstellung mit Fug als eine »willkürliche« bezeichnen. Ist aber nach den vorhergehenden Bemerkungen die in der assoziativen Denktätigkeit wurzelnde offene Verbindung das Ursprüngliche, dann hat dieses Datum in der Definition keinen Sinn. Denn wir wissen, »daß die passive Apperzeption[1]) ihrem wesentlichen Charakter nach einer Triebhandlung, die aktive einer Willkürhandlung entspricht[2])«. Widerspruchsfrei ist danach die erste Forderung nicht.

Bleibt noch die zweite Hauptbestimmung in der Definition des Satzes: die »in logische Beziehungen zueinander gesetzten Bestandteile«. Die aus der ihrem Wesen nach binären Gliederung des Satzes hervorgehenden Teile treten zueinander in logische Beziehungen im Sinne attributiver und prädikativer Verbindungen. Denn sie sind es, »die einerseits als die charakteristischen Ausdrucksformen logischer Beziehungen erscheinen, und in denen sich anderseits die analytische Funktion der Gesamtvorstellung betätigt« (II, 243). Und wenn es heißt (Grundriß 309): »Die elementarste aller Funktionen der Apperzeption ist die Beziehung zweier psychischer Inhalte aufeinander«, und weiter, »die Grundlagen solcher Beziehungen sind überall in den einzelnen psychischen Gebilden und ihren Assoziationen gegeben«, so kann das allenfalls einen Ausdruck für das analytische Urteil Kants liefern. Die Urteilstätigkeit aber dahin zu charakterisieren, »daß dieselbe nicht als eine synthetische, sondern als eine analytische Funktion aufzufassen ist« (Grundriß, 327; vgl. Essais, 313), schließt die Unzulänglichkeit der sprachpsychologischen Konsequenzen ein. Dem eingliedrigen Satze kann man so nicht gerecht werden. Lautliche Gliederung ist dann Bedingung für alles, was Satz sein will. Und die Annahme von unvollständigen Sätzen, Satzfragmenten, Satzäquivalenten wird unumgänglich. All dem gegenüber muß die Beachtung eines Doppelten betont werden: einmal, daß an dem Aufbau unserer Vorstellungen logische Funktionen,

1) = Assoziation; Grundriß. S. 271.
2) W. Wundt, Grundriß der Psychologie.[8] 1907. S. 266.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Urteilsakte, beteiligt sind, so daß sprachliche Äußerungen wie »— es blitzt!« oder »— ein Baum!« den adäquaten Ausdruck unserer elementarsten Urteilsfunktionen darstellen[1]); zum zweiten bleibt zu bedenken, daß die Situation dem einzelnen Satze seine Bedeutung eigentlich erst gibt[2]), daß wir fast immer auf Ergänzungen angewiesen sind, also in allen solchen Fällen von Satzäquivalenten zu reden hätten.

Wundts Auffassung vom Satze hat noch weitere Unstimmigkeiten zur Folge. Zunächst ist es irreführend zu sagen, »daß eines der häufigsten Satzäquivalente das einzelne Wort ist« (II, 239). Flexions- und Akzentverhältnisse sorgen dafür, daß das einzelne Wort in der Rede überhaupt nicht existiert, daß »es niemals als ein einzelnes gedacht werden darf. Es ist, wenn es allein steht, doch immer nur die Abbreviatur des Satzes«[3]). Wie steht es überhaupt mit der Grenze zwischen Wort und Satz? Sie ist nach Wundt fließend; das will sagen, »daß das Wort zwar stets aus dem Prozeß dieser Gliederung[4]) entsteht, daß es aber in Anbetracht der verschiedenen Ausbildung, welche die Wortsonderung in der Sprache zeigt, noch mehrere in logische Beziehungen gesetzte Bestandteile in sich enthalten kann[5]). In diesem Falle, der in den meisten Sprachen die Regel bildet, setzt sich demnach der Prozeß von dem Ganzen des Satzes in dessen einzelne Wortbestandteile hinein fort: auch das Wort ist dann noch einmal ein dem Satze untergeordnetes Ganzes. Hieraus ergibt sich zugleich, daß in gewissen Grenzfällen Wort und Satz zusammenfallen können« (II, 245). Und Formen wie »amant«, von denen auch Wundt sagt, daß sie Wort und Satz zugleich sind, zeigen, daß »die Scheidung von Wort und Satz vielfach erst auf der Willkür

---

1) Nach Wundt (Grundriß. S. 311) folgt das Urteilen den Empfindungen erst nach und ist von diesen durchaus zu trennen.

2) Wundts Ausführungen erwecken bisweilen Bedenken, daß hierauf nicht gebührend Rücksicht genommen werde; so wenn er (II, 232f.) sagt: »Hat z. B. jemand auf einer Tafel das Wort ‚Karl' gelesen, ohne sich irgend etwas Weiteres hinzuzudenken, so ist nicht einzusehen, warum man sich nicht damit begnügen sollte, ein so gelesenes Wort eben ein Wort zu nennen, ihm aber den Charakter eines Satzes abzusprechen.« Dagegen ist zu sagen, daß es sich für uns nicht um ein Wort auf der Tafel handelt, daß vielmehr nur seine Stellung in der Situation, in der lebendigen Rede gemeint sein kann. Steinthal hat nicht ohne Grund bei der Erörterung der Entstehungs- und Entwicklungsverhältnisse der Sprache an Frage und Antwort zugleich demonstriert.

3) Cohen, Ethik. S. 182.

4) Der Gesamtvorstellung bei der Entstehung des Satzes nämlich.

5) Solange dies der Fall ist, haben wir es laut Definition mit einem regelrechten Satze zu tun!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Sprachforschers« beruht (I, 600). Nur ganz allgemein ließe sich also das eine sagen, daß der Satz gegenüber dem Wort die ursprünglichere Vorstellungseinheit bildet, insofern, »als der in dem Satz ausgedrückte Inhalt auf jeder Stufe des Denkens gegenüber anderen, ähnlichen Inhalten ein scharf (?) abgegrenztes Ganzes[1]) ist, während das einzelne Wort mehr oder weniger innig mit den anderen Bestandteilen verbunden sein kann, so daß es, je nach den in der überlieferten Sprachform gegebenen Verhältnissen, bald sich deutlich von jenen sondert, bald mit einzelnen unter ihnen oder selbst mit dem Ganzen zu einer untrennbaren Einheit zusammenfließt« (I, 602). Dazu aber stimmt nicht die Mitteilung, es gäbe keine Sprachen, »in denen Satz und Wort in dem Sinne zusammenfallen, daß nicht die einzelnen Teile des ersteren gesonderte Bedeutungen besäßen« (Sprachgesch. und Sprachpsych. 85). Werden nämlich notwendig stets gesonderte Bedeutungen einzelner Teile erlebt, dann ist es mit der untrennbaren Einheit schlechterdings vorbei.

Humboldts[2]) weise Anschauungen und sein tiefes Verständnis für die Sache mögen hier Wundts Erörterungen gegenübergestellt werden. »Wenn man es wagt, in die Uranfänge der Sprache hinabzusteigen, so verbindet zwar der Mensch gewiß immer mit jedem, als Sprache ausgestoßenen Laute innerlich einen vollständigen Sinn, also einen geschlossenen Satz, stellt nicht bloß, seiner Ansicht nach, ein vereinzeltes Wort hin, wenn auch seine Aussage, nach unserer Ansicht, nur ein solches enthält. Darum aber kann man sich das ursprüngliche Verhältnis des Satzes zum Worte nicht so denken, als würde ein schon in sich vollständiger und ausführlicher nur nachher durch Abstraktion in Wörter zerlegt. Denkt man sich, wie es doch das Natürlichste ist, die Sprachbildung sukzessiv, so muß man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen. Das sich im Laut äußernde Gefühl enthält alles im Keime, im Laute selbst aber ist nicht zugleich alles sichtbar. Nur wie das Gefühl sich klarer entwickelt, die Artikulation Freiheit und Bestimmtheit gewinnt, und das mit Glück versuchte gegenseitige Verständnis den Mut erhöht, werden die erst dunkel eingeschlossenen Teile nach und nach heller, und treten in einzelnen Lauten hervor.«

An Wundt knüpft in seinen Darstellungen O. Dittrich an.

---

1) Die 3. Auflage sagt weit zutreffender: »... ein relativ abgeschlossenes Ganzes ist« (I^3, S. 611). Ferner ist hier die ganze Fortsetzung des Zitats zum Vorteil der Darstellung gestrichen.

2) Humboldt, a. a. O. S. 183.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wegener[1]) hat die Forderung einer Syntax des Redenden und des Hörenden gestellt. Auch Dittrich[2]) weist darauf hin, »daß einzelne Gebilde (z. B. das au! des Schmerzes) ihren Satzcharakter nur aus der Bedeutungssyntax des Hörenden, nicht des Sprechenden erhalten«, und betont im Anschluß an diese Überlegungen, daß die Definition des Satzes neben der Lautungs- und Bedeutungssyntax des Redenden auch die psychischen Prozesse beim Hörenden zu berücksichtigen habe. Diesen Einwand hat u. E. Wundt nicht entkräftet, denn es spricht durchaus für Dittrichs Ansicht, wenn Wundt (II, 246 Anm.) fordert, »eine allgemeine Satzdefinition muß auf den im einsamen Denken gebildeten Satz ebenso wie auf den in der Unterredung entstehenden (sic!) anwendbar sein«.

Es liegt im Wesen seiner Bestimmung der Aufgabe und Methode der psychologischen Disziplin, daß Wundt den eigentümlichen Charakter des Satzes nicht getroffen hat. Aber selbst unter Voraussetzung seines Standpunktes in der Formulierung der Aufgaben der Psychologie können wir uns eines Bedenkens nicht erwehren. Wenn die Psychologie »den Anteil des Subjekts an der Erfahrung berücksichtigt« (Grundriß, 5), wenn sie »den Inhalt der Erfahrung in seiner vollen Wirklichkeit, die auf Objekte bezogenen Vorstellungen (sic!) samt allen ihnen anhaftenden subjektiven Regungen untersucht« (Grundriß, 6), so entspricht die Ausführung nicht diesem Programm, wenn und solange sie nicht in dieser im Bewußtsein sich darstellenden Beziehungseinheit zwischen Erscheinung (Vorstellung) und erscheinendem Gegenstande (Objekt) einen synthetischen Urteilsakt des Denkens anerkennt und diese Einsicht für die Definition des Urteils und — mutatis mutandis — des Satzes verwertet.

Daß wir uns zu Pauls Definition des Satzes gleichfalls nicht bekennen können, soll auch erwähnt werden. Die Definition ist unzureichend, weil Paul überhaupt eine Ausführung schuldig geblieben ist über »das logische Verhältnis der Teile des Satzes«[3]), das doch nicht nur die Grundlage für die Ermittlung der Satzarten, sondern auch für die Bestimmung des Wesens des Satzphänomens bildet.

Die Anforderungen, die wir an den Satz glauben stellen zu müssen, sind in allem Wesentlichen schon in den seitherigen Erörterungen enthalten. Der Satz ist ein Stück menschlicher Sprache. Daher muß er die allgemeinen Bedingungen erfüllen, denen auch die Sprache

1) Grundfragen. 1885.
2) Zeitschr. f. rom. Philologie. XXVII. S. 204; und sonst.
3) Prinzipien.[4] S. 133 Anm. 1.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unterliegt. Das heißt aber, er muß Ausdruck dafür sein, daß aus dem Komplex einer Bewußtseinslage ein Erlebnis, das selbst primitiv oder differenziert sein kann, durch begriffliche Fixierung hervorgehoben wird. Er muß vermöge der (objektivierenden) Leistung des Begriffs einem (in diesem Sinne objektivierbaren) Sachverhalt (mittelbar) Ausdruck verleihen. M. a. W.: Der Sprechakt stellt eine Verschmelzung des einen objektivierbaren Bewußtseinsinhalt objektivierenden Begriff mit der ihn bedeutenden, signalisierenden Lautung dar. »Wir haben . . . von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen, und in ihr eine Synthesis erkannt, die, was nur durch einen wahrhaft schöpferischen Akt des Geistes möglich ist, aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet«[1]). Und der Satz ist ein Sprechakt, der einen solchen Vorgang zur Grundlage hat (Funktion des Redenden) und ihn auszulösen geeignet ist (Funktion des Hörenden). Danach können wir das Wesen des Satzes etwa in die folgende Definition fassen: Unter einem Satze verstehen wir eine lautlich dargestellte oder lautlich vorgestellte, begrifflich geklärte, d. h. objektivierte Tatsache des Bewußtseins, sofern der im Begriff vollzogene Objektivierungsakt in der wahrnehmbaren oder vorgestellten Lautung als tatsächlich vollzogen erkennbar ist, ohne daß der Gesamtsprechakt von Ergänzungen durch die Situation und Bereicherung aus dem Milieu unabhängig wäre.

Zur Erläuterung ist nur noch ein Weniges nachzutragen. Die Berücksichtigung des lautlich Dargestellten und lautlich Vorgestellten soll nur die Wesensgleichheit hörbaren und nicht hörbaren Sprechens andeuten. Zu der Bedingung, daß »der im Begriff vollzogene Objektivierungsakt« in der Lautung auch tatsächlich erkennbar sein muß, wollen wir uns wieder auf die lehrreichen und für alle Sprachphilosophie geradezu klassischen Ausführungen Humboldts erläuternd beziehen. »Aus dem Erkennen jener doppelten Beziehung der Gegenstände nun, dem Gefühl ihres richtigen Verhältnisses und der Lebendigkeit des von jeder einzelnen hervorgebrachten Eindrucks, entspringt, wie von selbst, die Flexion, als der sprachliche Ausdruck des Angeschauten und Gefühlten[2]).« Und weiter über ihre Funktion im Satze: »Jenes dreifache Verfahren nun, das sorg-

1) Humboldt. S. 259.
2) Ibid. S. 194.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fältige grammatische Zurichten des Wortes zur Satzverknüpfung, die ganz indirekte und größtenteils lautlose Andeutung derselben, und das enge Zusammenhalten des ganzen Satzes, soviel es immer möglich ist, in einer zusammen ausgesprochenen Form, erschöpft die Art, wie die Sprachen den Satz aus Wörtern zusammenfügen[1]).« Auch über die wichtige Tatsache der Verlebendigung des sprachlichen Ausdrucks durch die Situation und seiner Vertiefung durch das Milieu wollen wir Humboldt hören: »Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, daß die Sprache nicht bloß ein Austauschungsmittel zu gegenseitigem Verständnis, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muß, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen[2]).« Und zusammenfassend können wir über die Auffassung der Sprache als Ausdruck einer Weltanschauung sagen: »Jeder Vorzug, den eine Sprache in diesen wahrhaft vitalen Teilen ihres Organismus (im weitesten Sinne: Flexion usw.) besitzt, geht ursprünglich aus der lebendigen sinnlichen Weltanschauung hervor. Weil aber die höchste und von der Wahrheit am wenigsten abirrende Kraft aus der reinsten Zusammenstimmung aller Geistesvermögen, deren idealischste Blüte die Sprache selbst ist, entspringt, so wirkt das aus der Weltanschauung Geschöpfte von selbst auf die Sprache zurück[3]).«

Mit diesen Betrachtungen sind wir den Beziehungen zwischen Psychologie und Logik einerseits und Sprache andererseits schon weit nachgegangen. Das Interesse der Psychologie gilt der Subjektivität, dem unmittelbaren Erlebnis. Der in sich einzige und einheitliche Sachverhalt, der in der objektiven Wissenschaft in konstruktiver progressiver Vergegenständlichung verläuft und sich darstellt, wird in der Psychologie rekonstruktiv, in seiner subjektiven Existenz als Inhalt des Bewußtseins, also bezogen auf das Ich, betrachtet. Und zwar so, daß auf jeder Stufe der konstruktiven Objektivierung die rekonstruktive Subjektivierung der Erscheinung die eigentümliche Methode der Psychologie ausmacht.

Auf die Sprache angewendet bedeutet der hier entwickelte Weg die Richtung, in der, wie wir aus früheren Erwägungen wissen, die Stilistik den Tatsachen der Rede gerecht zu werden sich bemüht. Wir sahen, daß ihr methodisch die Syntax vorauszugehen hat.

---

1) Humboldt. S. 176.
2) Ibid. S. 217.
3) Ibid. S. 193.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neben der Betrachtung des Verhältnisses der Psychologie zur Sprache haben wir auch die Frage nach dem logischen Faktor der sprachlichen Äußerung aufgeworfen. Während die wichtige Untersuchung des Denkens in seiner Gestaltung im individuellen Bewußtsein und in seinem Ablaufe als zeitliches Geschehen nach allgemein herrschender Ansicht der Psychologie zu überweisen ist, hat es die Logik mit dem Denken zu tun, sofern es nicht von zeitlichen Bedingungen abhängig ist. Sie handelt von dem auf die Erkenntnis gerichteten, Erkenntnis erzeugenden Denken. Nun ist aber klar, daß in der Sprache das Denken nicht »rein«, d. h. Erkenntnis ermöglichend, zum Ausdruck kommt, vielmehr in seiner mythologischen Verfassung analog seiner Darstellung und Funktion in dem naiven, nicht-wissenschaftlichen Aufbau der »wirklichen« Welt. Denn Satz und Sprache entstehen dadurch, daß man »dem scharf und vollständig aufgenommenen Eindruck des Gegenstandes Gestaltung im Laute erteilt«[1]).

Sofern aber die Sprache Objektivierung ist, also der Leistung des Begriffs bedarf, liegt notwendig allem Sprachdenken die Grundrelation des Einen und des Mannigfaltigen zugrunde, auf der ja alle gesetzlichen Relationen des Denkens beruhen. Wenn das auch nicht der erste Schritt dazu sein soll, das Kategoriensystem der aristotelischen[2]) Logik in dogmatischer oder teleologischer Weise auf die Sprache zu übertragen, so müssen wir doch mit Pott[3]) das eine bedenken: »So gewiß nämlich die Sinnen- und die Gedankenwelt im ganzen und großen sich gleich, oder doch analog, bleibt, und so ohne Widerstreit die Logik an jegliche Sprache die unerläßliche Forderung stellen muß, daß sie z. B. den Anschauungen von Raum und Zeit und den daraus hervorgehenden Verhältnissen, sowie ferner den Höchstbegriffen oder Kategorien (bei Kant) und vielen anderen mehr untergeordneter Art irgendwie in sprachlicher Darstellung gerecht zu werden vermöge: über die Ausdrucksweise des wie, und die etwaigen Formen, worin das geschehen und ermöglicht werden soll, hatte den Sprachen jene Denklehre keine Vorschriften zu machen.« Wohl aber kommt es darauf an, eine ganz allgemeine, verbindliche Form auszumachen, in der sich das für alles naive, also auch für das sprachliche Denken grundlegende Verhältnis der

1) Humboldt. S. 194.

2) Wir haben oben gesehen, daß das Kantische Kategoriensystem überhaupt nicht in Frage kommt wegen des Wesens des Sprachdenkens als gerade nicht »reinen« Denkens.

3) Pott, a. a. O. S. 531.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

synthetischen Einheit darstellt. Und diese Form finden wir in dem Substantialitätsverhältnis. In ihm haben wir die Grundlage für die Objektivierungen sprachlichen Denkens und damit zugleich, zufolge voraufgehender Erörterungen, das Prinzip der syntaktischen Analyse zu erblicken.

Natürlich handelt es sich hier um die naive, kritisch nicht belehrte Auffassung des Grundsatzes der Substantialität. Denn in der Sprache als einem Geschehen in der Zeit bestimmt sich dieses Verhältnis in jedem konkreten Falle neu. Dem mythologischen Sprachdenken fehlt jegliches Interesse an der Erkenntnis der Gesetzlichkeit der wandelbaren Bestimmungen (der Akzidentien), die doch selbst erst den Charakter der Substanz ausmacht. Vielmehr stellt sich in der Sprache der Prozeß so dar, daß ein Akzidenz, ein »Prädiziertes«, für ein Nächstfolgendes zur Substanz, zum Subjekt[1]) wird, sich mit diesem Folgenden zu einem komplexeren Subjekt für ein abermals folgendes neues Prädikat zusammenschließt, und so fort. Diese progressive Komplexion des Zielpunktes für folgende Akzidentien ist weder an die Grenzen des einfachen noch an die des zusammengesetzten Satzes gebunden. Zu beachten ist noch in der Sprache, daß das Grundverhältnis der Substantialität nicht etwa nur für die formale Struktur des Ausdrucks Bedeutung hat. Vielmehr sind in Sachen der Sprache ebenso wie etwa mit Beziehung auf ein Kunstwerk Form und Inhalt Korrelatbegriffe, die eben wegen ihres impliziten Verhältnisses als organische Einheit auch eines gemeinsamen Grundsatzes im Denken — für uns ist es das Substanzverhältnis — bedürfen. Und ein anderer Ausdruck für die Korrelation ist es, daß wegen dieser eigentümlichen objektiv-subjektiv orientierten Doppelseitigkeit des sprachlichen Erlebnisses die Syntax den Sprachausdruck nicht in der reinen Objektivität, die Stilistik ihn nicht als vollkommene Subjektivierung erfassen kann.

Auf der so gewonnenen logischen Grundlage bauen die wertvollen Überlegungen Humboldts weiter: »Der Mensch nötigt den artikulierten Laut, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab[2]).« Durch dieses Mittel kommt er, wie wir gesehen haben, zur Sprache: »Sie hat zum Zweck das Verständnis[3]).« Dies wird in der Sprachbildung

1) Das erste Feste ist das Ich.
2) Humboldt. S. 79.
3) Ibid. S. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

garantiert durch die mehr oder weniger weit entwickelte[1]) formale Ausprägung der kategorialen Verstandestätigkeit, in der ja zugleich die obersten Gesetze des natürlichen Seins liegen. »Der Mensch in seiner ganzen Eigentümlichkeit muß sich mit dem Gedanken (dem Denken) nach der äußeren und inneren Welt hinbewegen, und, indem er Einzelnes erfaßt, auch dem Einzelnen die Form lassen, die es an das Ganze knüpft[2]).«

Unter dem Gesichtspunkte der (sprachlichen Grund-) Relation der Substantialität nun stellt sich der Satz dar als der Ausdruck für eine logische Beziehung, die hervorgehoben wird an einem in dieser Beziehung erst zu voller Bedeutung gelangendem Datum, und die sich erstreckt auf einen gegebenen oder gesuchten, lautsprachlichen oder außerlautsprachlichen Zielpunkt. Die allgemeine Charakteristik dieser Beziehungseinheit ist der einfachste Ausdruck für die Aufgaben der Sprachbetrachtung philosophischer Art. Von der syntaktischen Seite der Untersuchung sagt Humboldt[3]): »Wenn es mir gelungen ist, die Flexionsmethode in ihrer ganzen Vollständigkeit zu schildern, wie sie allein dem Worte vor dem Geiste und dem Ohre die wahre innere Festigkeit verleiht, und zugleich mit Sicherheit die Teile des Satzes, der notwendigen Gedankenverschlingung gemäß, auseinanderwirft, so bleibt es unzweifelhaft, daß sie ausschließlich das reine Prinzip des Sprachbaues in sich bewahrt. Da sie jedes Element der Rede in seiner zwiefachen Geltung, seiner objektiven Bedeutung und seiner subjektiven Beziehung auf den Gedanken und die Sprache, nimmt, und dies Doppelte in seinem verhältnismäßigen Gewichte durch danach zugerichtete Lautformen bezeichnet, so steigert sie das ursprünglichste Wesen der Sprache, die Artikulation und die Symbolisierung, zu ihren höchsten Graden.« Die Syntax also lehrt, daß die Sprache allerhand Mittel geschaffen hat, um diese Beziehungen objektivierend zum Ausdruck zu bringen, und gibt damit — so müssen wir ergänzen — der Stilistik die Möglichkeit auszumachen, ob, oder zu erweisen, daß bei geeigneter Auswahl der überhaupt vorhandenen Mittel die Rekonstruktion des zugrunde liegenden Erleb-

---

1) Der »unvollkommene Organismus« einer Sprache liegt darin, »daß der innere Sprachsinn sich nicht überall in dem Laute hat sinnlichen Ausdruck schaffen können, und daher die formenbildende Kraft dieses letzteren vor Erreichung vollendeter Formalität ermattet ist«. Humboldt, S. 315.

2) Humboldt. S. 239.

3) Ibid. S. 200.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nisses in seiner ganzen Unmittelbarkeit sich abspielen kann. Die hierzu verfügbaren Mittel können etwa sein:

1) Analytische und synthetische Prä- und Postposition besonderer Sprachelemente, die nicht selbständig, sondern nur mitbedeutend sind und zur Geltung kommen, nur sofern sie die Variation einer Selbstbedeutung ausmachen.

2) Syntaktisch wirksam, wenn auch natürlich in erster Linie stilistisch wertvoll, ist die Wortbedeutung.

3) Wie die Bedeutung der Wörter so enthält auch die ihr nahe stehende Wortfolge — die einfache Position — eigenartige Anweisungen für Deutungen syntaktischer und stilistischer Art.

4) Hierher gehören auch die Verhältnisse des Redetempos und der Verwendung der Skala der Akzentuierung. Sie bilden den wenigst gepflegten und subtilsten Teil sprachlicher Untersuchung.

Soviel über die konstruktiven Züge der Syntaxierung im Zusammenhange mit dem Wesen des Satzes rein abstrakt gefaßt. Wo sie erkennbar werden, handelt es sich immer um konkret gegebene Sätze, und die Sprachwissenschaft hat die Aufgabe, zum Zwecke ihrer Einteilung nach Arten ein Schema zu liefern. Dies ist denn auch schon häufig genug geschehen. So lehrt Wundt über die Klassifizierung der Sätze: »Ausrufungs-, Aussage- und Fragesätze sind in der Tat die drei Satzarten, die keiner Sprache ermangeln« (II, 256). Die Ausrufungssätze zerfallen dann noch weiter in Wunsch- und Gefühlssätze. In den Gefühlssätzen, die ohne den Einfluß einer Willensregung zustande kommen und einer Gemütsstimmung Ausdruck geben sollen, sieht er die ursprünglichste Art des Satzes. Doch hierzu bemerkt schon Paul gelegentlich[1]): »Der Anteil des Gefühls kann keinen Einteilungsgrund für die Satzarten abgeben. Er kann bei jeder Art von Sätzen stark oder schwächer oder gar nicht vorhanden sein.« Paul selbst teilt die Sätze ein in Aussage-, Aufforderungs- und Fragesätze. »In der Aufforderung ist natürlich Bitte, Gebot und Verbot, Rat und Warnung, Aufmunterung, auch Konzession und Ablehnung oder Verbieten enthalten« (S. 134).

Bei der Ermittlung der Satzarten müssen wir, was die traditionelle Einteilung nicht erkennen läßt, zunächst einen Einteilungsgrund ausmachen. Dabei scheidet das akustische Phänomen von vornherein aus. Für sich betrachtet, d. h. rein abstrakt aufgefaßt, ist es als sinnloses Geräusch für die Erkenntnis des Wesens der Sprache überhaupt wertlos. Soll es in den Bereich sprachlicher

1) Paul, a. a. O. S. 133 Anm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Untersuchung hereingehören, dann müssen Akzentverhältnisse, Wortbedeutung und andere Faktoren in ihm geltend gemacht werden, die der Lautung gerade den Charakter der bedeutenden Lautung, also Sprachcharakter, geben. »Absolut betrachtet, kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck gerichtet ist, und diese Arbeit schon bei ihrem ersten Element, dem artikulierten Laut, beginnt, der ja eben durch Formung zum artikulierten wird[1].« Ohne diese Rücksicht hätte man ja das sprachliche Untersuchungsobjekt getötet und hätte es schlechterdings nicht mehr.

Der Gehalt der Sprache ist zu bestimmen nach Inhalt und Form, oder genauer, da ja nicht die lautliche Gliederung, sondern in erster Linie die die Bedeutung mitbestimmende Form gemeint sein soll: nach Inhalt und Verkehrsform.

Inhaltlich kann sich der Sachverhalt des sprachlichen Ausdrucks präsentieren als seiend oder als seiend gewollt, dabei der Außenwirklichkeit oder der Innenwirklichkeit geltend. Handelt es sich bei dem Satzinhalte um ein subjektiv oder objektiv Seiendes, dann gibt die einfache Setzung den Ausschlag. Die Sätze, mit denen wir es hierbei zu tun haben, seien mit dem Namen Tatsachensätze (und ihre Negation natürlich) bezeichnet. Die zweite Satzgruppe wird durch das Moment des Strebens charakterisiert. Wir nennen alle hierher gehörigen Sätze Begehrenssätze (und ihre Negation). Bei ihnen ist zu bemerken, daß trotz der vorherrschenden Stellung des geäußerten Begehrens im Satze das Begehrte durch geistige Vorwegnahme bereits zum subjektiven Faktum geworden sein kann. So ist der Satz: »Morgen um vier Uhr stellst du dich hier ein« zweifellos als Begehrenssatz anzusprechen, obwohl der Gegenstand des Begehrens als fertige Tatsache vorgestellt, die Affinität zum Tatsachensatze also unverkennbar ist. Wir sagen dann: die subjektive Meinung des Redenden gibt in der Sprache den Ausschlag. Sie bedeutet nicht etwa Willkür, sondern sie ist zulässig, soweit sie innerhalb einer gegebenen Sprachgemeinschaft üblich ist und daher verstanden wird, soweit sie aus Situation und Milieu ungesucht sich ergibt.

Einer besonderen Art von Satztypen ist hier beim Satzinhalte noch zu gedenken, in denen weder von einem Vorherrschen des Vorstellens noch von einer entscheidenden Wirkung des Strebens zu sprechen ist, für die vielmehr gewissermaßen der Quotient beider,

1) Humboldt, a. a. O. S. 60.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Gefühl, bestimmend ist. Unter den Fällen nämlich, in denen der Akzent in erster Linie Träger des Gefühlsausdrucks ist, haben wir die sog. Ausrufesätze zu suchen. Sie sind den Tatsachen- und Begehrenssätzen nicht nebengeordnet, sondern sie sind eine gelegentliche besondere Auffassungsweise beider. Bei ihnen erfolgt die Auslösung des Gefühls explosionsartig, also ganz anders als dort, wo sie wesentlich in dem Material der Worte sich äußert.

Den zweiten Gesichtspunkt für die Einteilung sollte die Verkehrsform bilden. Danach lassen sich zwei besondere Gruppen ermitteln. Einmal der Mitteilungssatz, der einfach Ausdruck einer Mitteilung sein will, und ferner der Fragesatz, der zugleich oder eben nur eine Anregung zur Mitteilung enthält. Auch in diesen Fällen kann wieder die subjektive Meinung des Redenden es bedingen, daß ein Mitteilungssatz als Fragesatz gemeint ist, und umgekehrt.

Danach nun soll die Art eines Satzes zu bestimmen sein, und zwar, weil jeder Satz Inhalt und Form einheitlich darstellt, in der eben besprochenen zweifachen Weise. Diese Untersuchung läßt deutlich die Richtung der Subjektivierung, also die stilistische Betrachtungsweise des sprachlichen Phänomens, erkennen. Wir haben der Syntax im Rahmen der Sprachforschung das methodische Prius zugestanden, und zwar insofern, als sie von dem je nach der Beschaffenheit des Milieus mehr oder weniger tiefgründig und allseitig Entwickelten ein objektives Korrelat zu geben oder durch die Analyse zur Erkenntnis zu bringen sucht, m. a. W. also selbst erst den Sprechakt vollzieht und überhaupt bezeugt. Diese analytische Funktion aber macht sie wenig geeignet für die Charakteristik des Satzganzen. Sie könnte nur reden von der Unterscheidung von ein- und zweigliedrigen, Subjekt- und Objekt-, Verbal- und Nominalsätzen usw. Ihr eigentliches Gebiet bleibt also vielmehr die Betrachtung der Satzglieder, sofern und in dem Maße wie sie die Erkenntnis des konstruktiven Faktors in der Sprache fördert.

Dieser konstruktive Faktor, die Relation der Substantialität, wie sie im naiven Verstandesgebrauch funktioniert, drückt gewissermaßen eine Bewegung aus von einem Ausgangspunkte nach einem Ziele zu. Man kann sie einer Spannung vergleichen, deren Pole sich schrittweise neu bestimmen. Der schrittweise Vollzug der Lösung dieser Spannung, die Funktion des Strebens auf ein vorläufiges Ziel hin, erhält im Rhythmus sprachlichen Ausdruck. Die Leistung des Rhythmus ist, in strenger Analogie zu dem über den logischen Faktor in der Satzstruktur Gesagten, progressiv-konstruktiver Art.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber den soliden Einheitsbezug vermag er nicht auszudrücken, in seiner analytischen Funktionsweise erschöpft er also gar nicht das Verhältnis der Substantialität, dem doch gerade die Einheit eignet. Wie diese Relation sich erst in der progressiven Komplexion eines Zielpunktes sprachlich erschöpft, so muß auch der Rhythmus der Darstellung der Einheit dienstbar gemacht werden.

Das sprachliche Ereignis ist ja zugleich seinem Erlebnischarakter nach simultaner Art. Dieser Tatsache hat der Akzent gerecht zu werden. Seine Funktion ist eine Synthese. Er beruht auf der geistigen Vorwegnahme des Gesamtresultates[1]), des Tatbestandes der Äußerung, in einer eigentümlichen Konzentration. Damit ist zugleich die Möglichkeit der Wertung des Tatbestandes gegeben. »Der Ton aber (unter welchem ich hier immer den Sprachton, nicht die metrische Arsis verstehe) hängt von der Freiheit des Redenden ab, ist eine ihr von ihm mitgeteilte Kraft, und gleicht einem ihr eingehauchten fremden Geist. Er schwebt, wie ein noch seelenvolleres Prinzip, als die materielle Sprache selbst ist, über der Rede, und ist der unsichtbare Ausdruck der Geltung, welche der Sprechende ihr und jedem ihrer Teile aufprägen will[2]).« Und je nach dem Charakter der Wertung bekundet sich der Akzent in jedem Glied des Ganzen als mehr oder weniger deutliche Gefühlsqualität. »Das empfindungsgetränkte Wort stellt die höchste Blüte der Sprache dar; im Empfindungston wird dem Wort die Seele eingesetzt, es wird aufs wunderbarste verinnerlicht, vertieft und bekommt eine geheimnisvolle Unergründlichkeit; denn alles Empfundene hat einen irrationalen Rest, der dem eindringenden Verstande unauflöslich bleibt. Was an der Sprache der großen Meister so bezaubert, ihre lebensprühende Fülle und ihre weiche Unmittelbarkeit, kommt durch den Empfindungston oder wenigstens unter seiner Beihilfe zustande. In ihm erscheint die Sprache ganz von innen heraus, ganz aus dem Zentrum der redenden Persönlichkeit geboren, in ihm erscheint sie zurückgeführt zu ihrer ursprünglichen Frische und Jugendlichkeit. Der Empfindungston füllt, wie weiches Fleisch, das harte Gerippe des intellektualen Vorstellungsinhalts aus. Worte mit eigenem Empfindungston sind daher die eigentlich poetischen Worte und

---

1) Die pädagogische Praxis berücksichtigt dies einmal bei den Anforderungen, die etwa an das erstmalige Lesen eines unbekannten Stoffes zu stellen sind, sodann bei der Beurteilung der Bedeutung, die der Einübung eines bekannten Textes zukommt.

2) Humboldt. S. 170.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tragen mit ihrer Gehobenheit alles empor in eine der Wirklichkeit entrückte idealistische Sphäre[1]).«

Auf einer Stufe der Verlautung, wo Singen und Sagen noch ungeschieden ineinander verschmelzen, wo das Gebilde rein interjektionalen Charakter hat und die naive Konstruktion der wirklichen Welt ohne ausdrückliche Beziehung zu einem einheitlichen Gesichtspunkte ungeordnet und in engster Abhängigkeit von der Situation ersetzt, sind in den lautlichen Daten seele- und lebengebende Faktoren akzentueller Art bereits mitenthalten. Ihre Existenz liegt also der eigentlichen Sprache, zu der wir den interjektionalen Lautsang noch nicht rechnen, sicherlich vorauf. Und auch in ihm selbst sind sie das ursprüngliche und wesentliche Element, da auf den abstrakten Laut verhältnismäßig wenig ankommt. Uns interessiert hier an dem Akzentuellen seine methodische Grundbedeutung, seine überragende Wichtigkeit für das Verständnis und seine Unmittelbarkeit, d. h. seine Unabhängigkeit von der objektivierenden Leistung des Begriffs. Dies lehrt uns das »interjektionale Lautspiel«. Bei ihm steckt das Phänomen noch ganz im Okkasionellen. Infolgedessen ist dann auch das Erlebnis, das subjektive Korrelat, notwendig gleich bescheiden. Wo die Syntax wenig Material liefert, ist auch der Stilistik nur mäßiger Erfolg beschieden.

Soll die Veräußerlichung eines Erlebnisses als Veräußerlichung und als Erlebnis an Deutlichkeit weiterhin zunehmen, so kann das nur auf dem festen Boden sprachlicher Schöpfung geschehen. Natürlich wird dabei der Einheitscharakter des Sprachereignisses in keiner Weise verletzt. Vielmehr wird das Hineinwachsen des akzentuellen Moments in die und sein Verschmelzen mit der weiterhin differenzierten Veräußerlichung garantiert in der beiden zugrunde liegenden Relation der Substantialität. Zugleich ist hierbei das Verhältnis des Rhythmus zu dem sich über ihm erhebenden Akzente zu beachten. Beide müssen als unentbehrliche Vehikel des Lebens und des Gehaltes der Sprache stets in Einklang gebracht werden. Der Ausgleich zwischen ihnen stellt an den die Sprache Gebrauchenden künstlerische Anforderungen, wie primitiver Art sie bisweilen auch sein mögen. »Die Betonung unterliegt mehr, als irgendein anderer Teil der Sprache, dem doppelten Einfluß der Bedeutsamkeit der Rede und der metrischen Beschaffenheit der Laute. Ursprünglich, und in ihrer wahren Gestalt, geht sie unstreitig aus der ersteren hervor.

1) Th. A. Meyer, S. 162. Hier wird in dem Empfindungston die höchste Wirkung des Akzentes an dem und in dem Wortgefühl, dem Kolorit, bedeutet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Je mehr aber der Sinn einer Nation auch auf rhythmische und musikalische Schönheit gerichtet ist, desto mehr Einfluß wird auch diesem Erfordernis auf die Betonung verstattet. Es liegt aber in dem Betonungstriebe, wenn der Ausdruck erlaubt ist, weit mehr als die auf das bloße Verständnis gehende Bedeutsamkeit. Es drückt sich darin ganz vorzugsweise auch der Drang aus, die intellektuelle Stärke des Gedankens und seiner Teile weit über das Maß des bloßen Bedürfnisses hinaus zu bezeichnen. Dies ist in keiner anderen Sprache so sichtbar als in der englischen, wo der Akzent sehr häufig das Zeitmaß, und sogar die eigentümliche Geltung der Silben verändernd, mit sich fortreißt[1]).«

Mit der Betrachtung des Rhythmus und der Akzentverhältnisse hängt die der Wortfolge aufs engste zusammen. Wenn von vornherein klar ist, daß eine Sprache um so glücklicher organisiert ist, je vollkommener und sicherer sie als Suggestionsmittel eines Redenden auf einen Hörenden funktioniert, so bestimmt sich diese allgemeine Betrachtung für die Wortfolge dahin, daß es ein Vorzug der Sprache ist, wenn der Hörende ohne Um- und Irrwege dem Ablaufe einer Veräußerlichung folgen und so das von einem Redenden Gemeinte erleben kann. Daraus aber folgt nicht notwendig, daß z. B. die Schlußstellung des Prädikats unter allen Umständen ein Nachteil sei. Allerdings ist es richtig, daß das Spannungsverhältnis von Subjekt zu Prädikat durch »Überspannung« wirkungslos gemacht werden kann. Ebenso sicher aber wie es bei zu leichter Probe an Kraft einbüßen und eher destruktive Wirkung zeitigen wird, nimmt es durch Anspannung an Intensität und konstruktiver Leistungsfähigkeit zu.

Wir sehen, wie sehr die Wortfolge mit der Akzentkurve innerlich zusammenhängt. Bei beiden kommt es auf relativ Wichtiges und Unwichtiges an. In der Wortfolge haben wir dann die zwei Hauptmöglichkeiten zu unterscheiden: die steigende und die fallende Folge. Die steigende Wortfolge bringt durch die Begünstigung des substantiellen Spannungsverhältnisses, durch die Anspannung der Aufmerksamkeit, die Synthese, die Einheit der sprachlichen Äußerung und die straffere Konstruktion zum Ausdruck. Man kann bei dem bereits Gesagten nicht stehen bleiben, ohne das Ende, das Wichtigste (Prädizierte) sogleich auch zu vernehmen. Ins Extrem ausgebildet führt sie zur Überspannung. Das sprachliche Gebilde wird undeutlich, dunkel, unübersichtlich und büßt die Einheit ein.

---

1) Humboldt. S. 172.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf der andern Seite haben wir die fallende Wortfolge: Ihrem analytischen Charakter entspricht es, daß sie die Teile aufweist, die Einheit weit weniger stark betont und die Beziehungen lockert. Die Spannung der Aufmerksamkeit ist geringer und möglicherweise von kürzerer Dauer, da man mit einem Teile des Ganzen, mit dem Wichtigsten der Äußerung schon sogleich bekannt wird. In konsequenter Durchführung würde die fallende Wortfolge die Energie des Ausdrucks, seine Einheit und damit seine Schönheit zerstören; und die Stoßkraft ginge verloren.

Mit jedem Schritt unserer Betrachtung haben wir uns des sprachlichen Ereignisses mehr bemächtigt. Und letztlich mündet alles, was irgendwie auf seine Konkretisierung gerichtet ist, in die Erörterung der jedesmaligen Wortbedeutung ein. Das Ziel der Sprachforschung besteht also darin, die jedesmalige Individualisierung der Wortbedeutung ihrem ganzen Inhalte nach aufzuhellen. Und zwar ist dabei ein Doppeltes zu erwägen: die sprachliche Äußerung als momentane Schöpfung und als Entwicklungsprodukt. Dabei entspricht der eigenartige Charakter des Wortes, (okkasionell-) individuell und (logisch-)generell zu funktionieren, ganz seiner besonderen Aufgabe, den Begriff zu signalisieren und die Erinnerung an seinen Vollzug neu zu beleben.

Die Disziplin also, die wir als Zentralaufgabe glauben pflegen zu sollen, kann auch in der gegenwärtigen Sprachforschung nicht ausdrücklich genug hervorgehoben werden: die Ermittelung der Wortbedeutungen nämlich, und zwar

1) im Momentanfalle, d. h. als Bedeutungsbestimmung auf Grund jeweiliger Affinitäten der Teile einer sprachlichen Äußerung zueinander und unter dem Gesichtspunkte des Erlebnisses als Regulativ;

2) in der historischen Entwicklung der sprachlichen Phänomene, d. h. als Bedeutungswandel. Hierbei aber muß beachtet werden, daß es sich bei dem Wandel der Bedeutung, d. h. bei dem Wandel in der Hindeutung auf Begriffe und in ihrer Signalisierung durch das Wort, nicht um einen Wandel der Begriffe selbst handelt. Die Zeichen und die Arten des Zeigens entwickeln sich auseinander, nicht aber die Inhalte, die bezeichnet und angezeigt werden.

Dem Zwecke der Ermittelung der Wortbedeutungen in der besprochenen doppelten Hinsicht ordnet sich unter, was zu der wissenschaftlichen Erörterung sprachlicher Phänomene gehören will, auch Lautlehre, Phonetik, Lehre von der Etymologie usw. Um ihrer selbst willen geführt, fielen diese Untersuchungen überhaupt aus dem Gebiete der Sprache heraus, da sie nur der Lautung gälten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nur weil Bedeutungsbestimmung und -wandel aus ihnen Nutzen ziehen, haben sie sprachlich Interesse.

Die Grammatik erhält durch die Syntax ihre Systematik, die Syntax tritt in der Stilistik in den Dienst eines höheren Zweckes. Und der Gegenstand, dem diese Methoden der Untersuchung gelten, ist die Wortbedeutung. Sie ist beim Gebrauch der Sprache nicht schlechthin gegeben, sondern muß erst zum Zwecke des Verständnisses, des Erlebnisses, als Aufgabe erarbeitet werden.

(Eingegangen am 11. September 1911.)

Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ein Apparat zur Erzeugung schwacher Schallreize.

Von

F. M. Urban (Philadelphia, Pa., U.S.A.).

Die nicht unbeträchtliche Anzahl von Instrumenten, die zur Bestimmung der Hörschärfe dienen, kann in drei Klassen eingeteilt werden. Man kann zunächst darauf ausgehen, eine konstante Schallquelle in verschiedenen Entfernungen darzubieten und durch Vergrößerung der Entfernung vom Beobachter die Intensität in entsprechender Weise zu verringern. Ist die Schallquelle nicht sehr schwach, so ist dieses Verfahren unbefriedigend, weil die Luftströmungen und die unregelmäßige Reflexion der Schallwellen die Intensität des Schalles mit der Entfernung in sehr unregelmäßiger Weise abnehmen lassen. Die zweite Gruppe von Apparaten geht darauf aus, in konstanter Entfernung Schälle von verschiedener Stärke zu erzeugen. Die Schwierigkeit dieses Verfahrens besteht darin, hinreichend schwache Schälle zu erzeugen, und die so ausgeführten Bestimmungen sind sehr ungenau, weil gerade in der Umgebung der kritischen Stelle eine hinreichende Abstufung der Intensität des Schalles nur schwer erzielt werden kann. Die dritte Gruppe von Instrumenten schließlich bezweckt die Verringerung der Intensität eines konstanten Schalles durch irgendwelche mechanische Vorrichtungen. Meistens geschieht dies in der Art, daß eine konstante Schallquelle in einem schallfesten Kasten untergebracht wird, aus welchem der Schall durch Öffnungen verschiedener Größe austritt. Es sind mehrere nach diesem Prinzipe gebaute Akumeter auf dem Markte, jedoch sind sie für fast alle Zwecke unbrauchbar, da die Intensität des Schalles von der Form und Größe der Öffnung in ganz unberechenbarer Weise abhängt, und außerdem schon kleine Öffnungen starke Schälle geben, so daß es unmöglich ist, die Intensität in entsprechender Weise zu regulieren. Außerdem benützen fast alle Akumeter Geräusche und nicht Töne, so daß es tatsächlich unmöglich ist, die mit verschiedenen Instrumenten gewonnenen Resultate direkt zu vergleichen.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es handelt sich also darum, eine Schallquelle zu finden, die 1) konstant, 2) von bestimmter, angebbarer Tonhöhe, 3) in entsprechender Weise variabel, und 4) so schwach ist, daß sie in sehr geringer Entfernung vom Ohre dargeboten werden kann. Diese Entfernung muß konstant bleiben, und die Schallwellen dürfen auf ihrem Wege kein Hindernis treffen. Da der Schall so schwach sein soll, daß er bereits in kleiner Entfernung vom Ohre unhörbar wird, so können dann die reflektierten Wellen keinen Einfluß mehr haben.

Es ist nun auf der Hand liegend, daß die elektromagnetisch betriebenen Stimmgabeln diesen Bedingungen in ausgezeichneter Weise entsprechen, denn solange der Strom konstant bleibt, muß auch die in Schallwellen umgesetzte mechanische Energie ungeändert bleiben. Die von den beiden Zinken ausgehenden Schallwellen interferieren nun in der Art, daß in der Richtung der Schwingungen der Gabel die Stärke der Luftschwingungen ein Maximum, senkrecht zu dieser Richtung aber ein Minimum hat. Dreht man eine schwingende Gabel um ihre Längsachse in gegebener Entfernung vom Ohre, so verschwindet der Ton an zwei Stellen. Eine systematische Änderung der Tonstärke wird also derart erzielt, daß man eine Gabel durch einen Strom von gegebener Stärke in Schwingungen erhält und die Stärke der Schallwellen, die das Ohr der Vp. erreichen, dadurch kontrolliert, daß man bei konstanter Entfernung die Gabel durch Rotation um ihre Längsachse in verschiedene Lage bringt. Die Stellung der Gabel wird bestimmt, indem man sie mit einem Zeiger verbindet, der längs einer Gradeinteilung spielt. Es wäre hinreichend, einen Quadranten zu verwenden, jedoch ist es vielleicht ratsamer, eine von 0 bis 360 Grad reichende Einteilung zu verwenden. Es empfiehlt sich, diesen Teil des Apparates stationär zu machen, so daß die Gabel stets in derselben Distanz vom Ohre der Vp. ist.

Man kann diese zur Schallerzeugung benützte Gabel nicht auch dazu verwenden, um den Strom zu unterbrechen, da bei einem Trockenkontakt das Knistern der Funken unvermeidlich ist, ein nasser Kontakt aber nur schwer so angebracht werden kann, daß er die Bewegung der Gabel nicht behindert. Man besorgt also den Betrieb der schallerzeugenden Gabel, indem man sie in den Stromkreis einer anderen, selbstunterbrechenden Gabel einschaltet, die durch die rasch aufeinander folgenden Stromimpulse bekanntlich die Höhe des erzeugten Tones bestimmt. Man bringt die primäre Gabel am besten in einem anderen Zimmer unter, um alle durch ihren Betrieb ent-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stehenden Störungen zu vermeiden. Bei Benützung eines Quecksilberkontaktes kann man so leicht erzielen, daß bei Schließung des Stromes die Gabeln zu schwingen anfangen. Um Schwankungen der Stromstärke zu vermeiden, empfiehlt es sich, Starkstrom in entsprechender Weise zu reduzieren und zum Betrieb der Gabeln zu verwenden. Ein Modell diese Apparates wurde von E. Zimmermann hergestellt.

(Eingegangen am 30. Novbr. 1912.)

Generated on 2019-11-22 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ein Beitrag zur Traumpsychologie.

Von

Paul Köhler (Bonn).

In meinen »Beiträgen zur systematischen Traumbeobachtung« im Archiv f. d. ges. Psychologie Bd. XXIII S. 415 ff. konnte ich über ästhetische Erlebnisse im Traume berichten. Heute bin ich in der Lage, zum ersten Male einen Traum mit sehr lebhaften religiösen Gefühlen erzählen zu können, den ich analysieren und besprechen möchte.

Zuvor einiges über die äußeren Umstände. Die Schlafkurve, die ich a. a. O. S. 419 mitgeteilt habe, gilt noch heute. Den fraglichen Traum hatte ich gegen Ende der 2. Schlafperiode. Da ich zur Zeit auf ein kurz bevorstehendes Examen intensiv arbeite, schlafe ich jetzt meines Erachtens besonders fest. Ich erwachte um 5 Uhr und schätze, daß ich den Traum $^1/_2$ Stunde vor Erwachen gehabt habe. Die Schätzung ist objektiv natürlich unsicher, subjektiv sehr sicher. Ich lag auf der linken Seite in einer sehr bequemen, durch nichts gestörten Lage. Äußere Reize konnte ich durchaus nicht feststellen. Das körperliche Allgemeingefühl war das eines wohligen Erquicktseins durch den Schlaf. Ich war $^1/_2$11 Uhr zu Bett gegangen, etwa $^1/_2$12 eingeschlafen und dann zwischen 1 und 2 ganz kurz wach gewesen. Liegen bleibend besann ich mich erst eingehend auf den Traum, machte mir dann sofort möglichst kurze Notizen und stellte daraus den folgenden Bericht her. Die anderen nötigen Angaben erledige ich bei den Beziehungen zum Wachzustande (Bz. z. Wz.).

Die eingeklammerten kleinen lateinischen Buchstaben weisen auf die Bz. z. Wz., die deutschen Zahlen auf die Bemerkungen hin, die unten folgen.

Traumbericht und Analyse. Ich stand auf einer unbekannten Straße und wußte, daß ich eben in einer ganz nahen Musikalienhandlung einen Klavierauszug der »Walküre« (6) gekauft (a), daß ich dort im Laden mich an einen Tisch gesetzt und unter die Motive im 1. Akte die Namen (Sturm-, Siegmund-, Liebesmotiv . . .) geschrieben (b) und dann dem Verkäufer gesagt hatte, ich würde

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Buch nach einiger Zeit abholen. Es war dies ein für mich seltsames Erlebnis, denn es war fast ohne jede optische Vorstellung (V.), die bei mir in solchen Fällen sonst stets, auch im Traume, vorhanden sind. Auch insofern war das Erlebnis seltsam, als ich fast gar nicht aktiv beteiligt war, gar nicht aktiv reproduzierte. Vielmehr war es mir als ein einfaches Wissen schlechthin gegeben, ich habe das und das getan. Dann »kam« der Gedanke (Gd.), ich wollte das Buch sofort holen, um zu Hause ev. gleich daraus zu spielen (1). Es folgte ein deutlicher Entschluß, das zu tun, ich ging zurück (beim Gehen keine kinästhetischen E.) und nahm meinen Auszug von einem Tische. Rings herum lagen noch hunderte von Klavierauszügen, alle rot gebunden mit grünem Einbandschmuck (c) (4). Ich beachtete besonders einen Stoß Auszüge vom »Freischütz« und einen anderen von »Egle« (d). Bei letzterem dachte ich ganz entfernt und flüchtig an Hauptmanns »Elga« (d). Dann wandte ich mich zurück den Weg, den ich soeben gekommen war. — Plötzlich war die ganze Umgebung verschwunden (2), und ich stand in einer niedrigen, leeren, großen Halle, die etwas Klosterähnliches hatte. Sie war sehr alt. Graziöse Säulen in großen Abständen trugen die Decke. Ich entsinne mich nicht deutlich, ob ich dies alles einzeln beachtet habe, glaube es aber nicht. Dagegen verwunderte mich wegen seiner fabelhaften Größe ein Schreibtisch, der an einer Seite stand. Viele Bücher und Papier auf ihm, und hinter ihm saß ein früherer Lehrer von mir, ein Gymnasialprofessor Y. (e). Diesen hielt ich für einen hiesigen Universitätsprofessor, der mich demnächst in alter und mittelalterlicher Philosophie prüfen wird (f) (3) (6). Seltsamerweise befand ich mich mit Prof. Y. sofort mitten im Gespräche. Er fragte mich, ob ich in mittelalterlicher Philosophie etwas besonderes gearbeitet hätte. Ich nannte Augustin und Thomas. Und als ich »Thomas« sagte, fiel mir plötzlich ganz unanschaulich ein, Thomas habe auch komponiert (g), und ich sagte ganz schnell und begeistert: »Aber kennen Sie denn seine Musik zu »Der Tod«? (g). Seit ich die kenne, bin ich für Thomas überhaupt aufs äußerste begeistert« (6). Ich muß hier gleich einschalten: zunächst war mir in keiner Weise bewußt, weder woher ich die Tatsache hätte, daß Thomas auch Musiker gewesen sei, noch woher ich diese Musik kannte, noch was »Der Tod« etwa sei, ob ein Gedicht oder was sonst. Und bei allem folgenden hatte ich nicht die mindeste akustische V. von Musik. Was bei mir im Blick- und Brennpunkte des Bewußtseins und des Interesses stand, war von nun an garnicht mehr die Musik, sondern der Tod. Und damit setzte die religiöse Stimmung und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das religiöse Erlebnis ein. Ich fuhr laut und begeistert fort (dabei akust. V. von meinen Worten): »Ja, diese Musik ist unbeschreiblich ergreifend. Das Versöhnende und Erlösende des Todes und noch mehr das Erhöhende und zum Himmel Führende wird darin ganz unglaublich schön ausgedrückt. Es fällt alles Irdische und Schwere so völlig von einem ab, alle... (hier suchte ich nach einem Ausdrucke, es »kam«:) alle die Bande, die uns binden!« (i) (4). Als ich dies gesagt hatte, stutzte ich über mich selber, ich wußte, das sei ein Zitat und fragte daher auch Prof. Y.: »Mein Gott, woher stammt das?« Dabei besann ich mich intensiv, suchte bei Shakespeare und grade fiel mir ein: aus dem Hamlet, als Prof. Y. auch schon sagte: im Hamlet stehts (i). Dann fuhr ich fort: »Ja, diese Bande sind Ketten — dabei opt. V. von einem schwer mit Ketten beladenen Manne —, und wie sie abfallen, diese Töne — die sind unbeschreiblich! Erst grauenvoll und dann aber so unglaublich befreiend und emporführend. (Und bei alledem nicht die mindeste akust. V.!) Nun ist alles Irdische abgestreift und es geht empor zu Gott auf wunderbar freien Schwingen. Alles ist leicht und erlöst und alles ist vor allem grenzenlose Dankbarkeit gegen Gott und tiefste Liebe zu ihm!« Hierbei erlebte ich einmal aufs allerdeutlichste die Zielstrebigkeit des Gebets, eine Art inneren Sichhinbewegenwollens zu Gott, eines Ausweitenwollens des Herzens auf Gott hin, und zweitens fühlte ich ebenso lebhaft das Befreitsein, das ich schilderte, selber. Ich war so aufs tiefste ergriffen, daß ich am Schluß der obigen Worte auf die Knie sank und daß Tränen meine Stimme erstickten, worüber ich mich vor Prof. Y. furchtbar schämte (k). Während ich das Erlösende des Todes schilderte, hatte ich grade hierfür noch ein optisches Schema (5): in der Luft schwebte senkrecht eine schwarze Säule von etwa 6 cm Durchmesser. Diese Säule wurde erst oben an der rechten Seite weiß. Aber das Weiß wechselte, es lief auf und ab, war einmal breiter, einmal schmäler. Allmählich kam es ganz herunter, ergriff auch die linke Seite, dann war die ganze Säule weiß. Der Übergang von Schwarz zu Weiß bedeutete das Erlöstwerden vom Irdischen zum Himmlischen.

Bz. z. Wz. Der Traum zeichnet sich aus durch eine seltene Menge von Bz. z. Wz., unter denen einige recht interessant sind. Er ist nach vor- und rückwärts geradezu wie verstrickt in Erlebnisse des Wz.

a) Einen Klavierauszug der Walküre besitze ich schon lange. Gestern über die Walküre gesprochen. Dazu denke ich täglich häufig an Wagner.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

b) Vor $2^1/_2$ Jahren habe ich mal in der geschilderten Weise die Motive im I. Akt angegeben. Daran lange nicht gedacht.

c) So ist ein Band Lieder von Schubert gebunden, den ich besitze, und den ich gestern im Gespräche ganz kurz erwähnte.

d) Egle ist eine Person aus Goethes »Laune des Verliebten«, über die ich gestern und vorgestern etwas las. Über Hauptmann gestern abend gelesen. Egle und Elga habe ich auch im Wz. immer assoziiert.

e) An Professor Y. in den letzten Tagen wiederholt, aber interesselos gedacht.

f) Dies entspricht der Wirklichkeit. Auch war ich neulich bei diesem Herrn und habe ihm Augustin und Thomas als Spezialgebiete angegeben. Man beachte auch, daß diese Prüfung für die nächste Zeit bevorsteht. Zwischen dem früheren Lehrer und meinem Examinator besteht eine an sich sehr naheliegende Assoziation, die ich mich jedoch nicht entsinne, im Wz. je gestiftet oder erlebt zu haben, auf die mich vielmehr erst am Nachmittage nach diesem Traume ein Freund aufmerksam machte.

g) Vor einigen Tagen las ich etwas sehr Interessantes über den Tod Kaiser Heinrichs VI., woran ich noch häufig gedacht habe.

h) Gestern Abend las ich, daß Friedrich II. (der Staufer) Kanzonen gedichtet und komponiert habe. Das interessierte mich außerordentlich und ich wünschte mir, die Kanzonen mit der Musik herausgeben zu können. Eine Beziehung zwischen Friedrich und Thomas je ausdrücklich gebildet zu haben, entsinne ich mich nicht. Aber die teilweise Gleichzeitigkeit ihrer Lebensjahre ist interessant.

i) Diese Worte finden sich in Wotans Erzählung in Walküre II. (»Doch mit dem ich vertrug, ihn darf ich nicht treffen, machtlos vor ihm erläge mein Mut: Das sind die Bande, die mich binden«). Speziell an diese Stelle habe ich vor 3—4 Wochen einmal gedacht. Aber es ist sehr interessant, daß das Motiv Walküre aus dem ersten Schauplatze des Traumes noch an dieser Stelle in solcher Weise wirksam werden kann. Der »Hamlet« kommt folgendermaßen herein: 3 Tage vor dem Traume fiel mir eine Wendung ein, von der ich meinte, sie müsse aus irgend einem Drama stammen. Da sie an sich wenig charakteristisch war, mußte ich mich sehr lange besinnen, bis ich fand, daß sie aus dem »Hamlet« stamme.

k) Das ganze religiöse Erlebnis war sicher bedingt in einer intensiv religiösen Stimmung, die mich — aus besonderen Gründen — am Tage vor dem Traume stark bewegte und — das ist sehr wichtig! — die ich mich, ebenfalls aus besonderen Gründen, bemühen wollte,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch am folgenden Tage möglichst stark zu erhalten. Das war ein ausgesprochener Vorsatz. Dazu kommt, daß in drei Tagen Bußtag war, woran ich auch wiederholt gedacht hatte.

Das Eigentümliche an diesen Bz. z. Wz. ist einmal, daß viele auf so sehr kurz zurückliegende Wacherlebnisse sich beziehen, zweitens daß wenigstens zwei Momente (Thomas als Examensfach und das Religiöse) mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft sind und drittens besonders, daß die gefühlsbetonten Traumerlebnisse in so weitgehendem Maße auf Gf. im Wz. zurückgehen. Man könnte hiernach vermuten, der Traum habe im Halbschlafe oder im Erwachen stattgefunden, wo sich denn alle Momente des Wachlebens wieder ins Bewußtsein drängen. Aber das ist bestimmt nicht der Fall, wie ich mich »positiv« entsinnen kann. Auch spricht die Versetzung von »Die Bande, die mich binden« in den »Hamlet« durchaus gegen einen Traum im Erwachen oder im Halbschlafe.

Noch einige Bemerkungen möchte ich anknüpfen.

1) Ich glaube ziemlich bestimmt, mich positiv zu erinnern, daß ein Willensentschluß vorlag, ich will es aber nicht als ganz sicher behaupten. Vgl. über Willensentschlüsse im Traum die Arbeit von Haćker im Archiv für die ges. Psychologie, Bd. XXI, S. 86 ff.

2) Dies ist ein sehr interessanter Übergang insofern, als er meine Beobachtung bestätigt, daß bei »plötzlichen« Schauplatzwechseln im Traume doch irgend ein, meist gedankliches Moment, die beiden Örtlichkeiten verbindet. (Siehe das Archiv für die ges. Psychologie, Bd. XXIII, S. 441 ff.) Dabei ist das Motiv »Die Bande, die mich binden« noch besonders eigenartig, weil es verhältnismäßig sehr spät noch wieder auftritt.

3) Hier liegt ein falsches Bedeutungsbewußtsein vor, das nicht selten bei mir vorkommt. (S. a. a. O. S.447.)

4) Wie Momente des Wz. im Traume losgelöst von ihren Beziehungen, die sie im Wz. haben, auftreten und wie sie dann vom Traume in andere, oft falsche Beziehungen gesetzt werden, zeigt sich auch verschiedentlich, so an dem Einband meiner Schubertlieder und daran, daß ich die Worte »Die Bande, die mich binden« in den »Hamlet« versetzte. Im Wz. hätte ich sie sofort dem »Ring« vindiziert.

5) Solch ein Schema habe ich im Wz. sehr häufig und auch im Traume hin und wieder. (S. a. a. O. S. 423.)

6) Ein Wort über Freuds Traumdeutung! Dem Auftreten der »Walküre« könnte zugrunde liegen, daß sie am Tage nach dem Traume in Cöln gegeben wurde und daß ich sie gern gesehen hätte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Auftauchen meines demnächstigen Examinators könnte von dem Wunsche abhängen, daß der Tag erst da und das Examen vorüber wäre. Die Thomassche Musik rührte vielleicht von dem Wunsche her, Kaiser Friedrichs Kompositionen herauszugeben, und ähnlich könnte das ganze religiöse Erlebnis bedingt sein. Ich gestehe gern, daß ich in letzter Zeit mehrfach Traumerlebnisse — verhältnismäßig mehr als in dem meiner oben angeführten Traumarbeit zu grunde liegenden Material — gehabt habe, die fraglos auf einen Wunsch im Wz. zurückgingen. Aber meinen Widerspruch halte ich doch aufrecht. Das Zurückweisen auf einen Wunsch ist möglich, aber nicht nötig.

7) Zum Schlusse möchte ich noch einer irrigen Auffassung des Traumerlebnisses von vornherein begegnen. Man könnte es vielleicht als ein ästhetisches Erlebnis betrachten insofern, als ich die Schönheit jener Musik phantasierte und gewissermaßen selber schuf. Es war aber weder von ästhetischem Genießen noch von ästhetischem Schaffen auch nur das Geringste vorhanden. (Ein äußeres Kriterium dafür ist wohl schon das Fehlen jeglicher akustischen Vorstellung.) Wie schon betont, handelte es sich mir nicht um eine Schilderung der Musik, sondern des religiösen Erlebnisses, in das sie mich einst versetzt hatte — so muß man wenigstens annehmen, eine Erinnerung daran war nicht da — und das ich jetzt von neuem erlebte, aufs Intensivste erlebte. Damit soll zugleich nachträglich betont sein, daß es sich hier nicht um vorgestellte Gefühle, sondern um aktuelle handelte.

Es kann gefühlsroh aussehn, einen solchen Traum zu veröffentlichen. Ich empfinde es wenigstens so. Aber der Traum scheint mir für die Traum- wie für die Religionspsychologie so interessant, daß ich jenes Bedenken zurücksetzen möchte, zumal er in dieser Zeitschrift ja nicht der breitesten Öffentlichkeit, sondern nur wissenschaftlich Interessierten zu Gesichte kommt.

(Eingegangen am 30. Novbr. 1912.)

Generated on 2019-11-22 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die hautelektrischen Erscheinungen in ihren Beziehungen zu Bewußtseinsprozessen.

Von

Privatdozent Dr. **Adalbert Gregor** (Leipzig).

(Mit 31 Figuren im Text.)

I. Einleitung und Fragestellung.

In der bisher über das psychogalvanische Phänomen vorliegenden Literatur nimmt die Erörterung psychologischer Fragen nur einen verhältnismäßig geringen Raum ein, wie ich glaube, aus mehrfachen Gründen: einmal wurde die Aufmerksamkeit der Forscher durch die praktische Bedeutung, welche dieser Erscheinung von vornherein zuerkannt wurde, sofort auf ihre Verwertung im Sinne der Tatbestandsdiagnostik gelenkt, dann mußte die Klärung der physikalischen und physiologischen Grundlagen der auffälligen Erscheinung als dringende Aufgabe empfunden werden und gerade jenen Autoren, welche der letzten Frage nachgingen, konnte die Entwicklung der Forschung nach der psychologischen Seite leicht als verfrüht erscheinen; nicht zuletzt wegen des Mangels einer klaren und sicher zu handhabenden Methode. Das von Veraguth[1]) in die medizinische Literatur eingeführte und von den meisten Autoren benutzte Müllersche Verfahren zur Aufnahme des psychogalvanischen Phänomens erschwerte durch Verwendung eines Außenstroms die Deutung der Resultate und veranlaßte so gänzlich divergente Annahmen über das Wesen des Ruhestromes und der psychogalvanischen Schwankung, wodurch sich die pessimistische Beurteilung der ganzen Frage seitens einzelner Autoren wie z. B. Piéron[2]) erklärt. Ferner stieß diese Methode in der Registrierung der Ausschläge des Spiegelgalvanometers auf Schwierigkeiten und erwies sich wenigstens in der von den meisten Autoren gebrauchten Verwendung zur genaueren Analyse des Phäno-

1) O. Veraguth, Das psychogalvanische Reflexphänomen. Berlin 1909.

2) M. Pieron, Le reflexe psycho-galvanique. Révue de psychiatrie, 14, 1910, S. 478.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mens unzulänglich. Beide Schwierigkeiten sind durch den Ausbau des sogenannten Tarchanoffschen[1]) Verfahrens, wie er in unserem Laboratorium[2]) getroffen wurde, behoben. Zunächst bietet es ja schon durch sein Prinzip, ohne komplizierenden Außenstrom zu arbeiten, wesentlich einfachere und klarere Verhältnisse. Eine exaktere Durchführung des Tarchanoffschen Prinzips ermöglicht die Verwendung des Saitengalvanometers, da die Saitenschwankungen auf photographischem Wege aufgenommen werden können. Dadurch gestaltete sich die Untersuchung der physikalischen Bedingungen des Phänomens aussichtsreicher, wie denn auch durch meine und Loewes[3]) Untersuchungen einige auf diesem Gebiete noch offen stehende Fragen ihre Lösung fanden.

Es dürfte sich empfehlen, die Ergebnisse dieser Untersuchung, soweit sie die physikalischen Vorgänge bei der auch hier verwendeten Versuchsanordnung erklären, in Kürze wiederzugeben. Verbindet man die Hände einer Vp. mittels unpolarisierbarer Elektroden, unter Verwendung einer Zwischenflüssigkeit mit einem empfindlichen Galvanometer, so erhält man nach Ausschaltung des Eigenpotentials der Elektroden einen Ausschlag des Galvanometers, der durch endosomatische, also im Körper des Individuums gelegene elektromotorische Kräfte bedingt ist; was daraus hervorgeht, daß mit dem Wechsel der Lage der Extremitäten zu den Polen des Galvanometers auch eine Umkehr der Richtung des Stromes erfolgt. Werden nun geeignete Reize auf die Vp. ausgeübt, so finden deutliche Ausschläge des Galvanometers statt, welche vorwiegend auf einer vorübergehenden Abschwächung der genannten elektromotorischen Kräfte beruhen. Um Komplikationen durch Widerstandsänderungen auszuschalten, nehmen wir stets vor Beginn des Versuches eine Kompensation des Ruhestromes vor. Die psychogalvanische Schwankung zeigt dann eine dem ursprünglichen Ruhestrom entgegengesetzte Richtung.

Bei Verwendung von starren Elektroden (Zink-Zink oder Zink-Kohle) treten zu den endosomatischen auch noch episomatische elektromotorische Kräfte hinzu, deren Sitz zwischen Haut und Elek-

1) v. Tarchanoff, Über die galvanischen Erscheinungen an der Haut des Menschen bei Reizungen der Sinnesorgane und bei verschiedenen Formen der psychischen Tätigkeit. Pflügers Arch. f. Physiolog. Bd. 46, 1890, S. 46.

2) A. Gregor, Beiträge zur Kenntnis des psychogalvanischen Phänomens. Zeitschrift f. d. gesamte Neurologie u. Psychiatrie. Bd. 8, 1912, S. 393.

3) A. Gregor und S. Loewe, Zur Kenntnis der physikalischen Bedingungen des psychogalvanischen Reflexphänomens. Zeitschr. f. d. gesamte Neurologie u. Psychiatr. Bd. 12, 1912, S. 411.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trode zu denken ist. Unter entsprechenden Versuchsbedingungen kann man auch dabei die Gegenwart eines auf Änderung der endosomatischen elektromotorischen Kräfte beruhenden psychogalvanischen Phänomens beobachten, doch haben Reize hier vielfach auch Änderungen der episomatisch entstandenen Ströme zur Folge.

Diese Feststellung bildete die Grundlage, von der ausgehend wir die weiteren Fragen im Bereiche des psychogalvanischen Phänomens zu erörtern gedenken. Im folgenden soll dazu von psychologischen Gesichtspunkten aus Stellung genommen werden, während eine gleichzeitig mit Dr. Gorn veröffentlichte Arbeit verwandte psychopathologische und klinische Fragen behandelt[1]).

Soweit die das psychogalvanische Phänomen bearbeitenden Autoren psychologisches Gebiet betraten, scheinen sie als eine Hauptaufgabe dieser Richtung die Entscheidung der Frage angesehen zu haben, welche Art von seelischem Geschehen in diesem Phänomen seinen Ausdruck findet, insbesondere ob die Empfindung an sich oder deren Gefühlston das psychogalvanische Phänomen bedingen. Auf die bisherigen Lösungsversuche soll hier im einzelnen nicht eingegangen werden. Die definitive Entscheidung der Frage in dem Vergleiche der Reaktionen auf Reize von verschiedener Intensität zu suchen, halte ich prinzipiell und methodisch nicht für einwandfrei, da dabei eine Ausschaltung affektiver Komponenten des Gesamterlebnisses nicht möglich ist und der genauere quantitative Vergleich aufeinander folgender Reaktionen sich verbietet. Auch wäre noch zu entscheiden, ob diese, das Wesen aller Ausdruckserscheinungen betreffende Frage gerade auf dem Gebiete des psychogalvanischen Phänomens gelöst werden soll. Übrigens haben die zahlreichen bisher angestellten Versuche über Komplexwirkung zur Genüge die ausschlaggebende Bedeutung affektiver Momente für das psychogalvanische Phänomen erwiesen. Fruchtbarer erscheint es, von den Reaktionen auszugehen und die Frage nach den Beziehungen zwischen der Qualität der Bewußtseinsprozesse und der Art der Reaktionen zu verfolgen. A priori ist eine Entscheidung über die Möglichkeit dieser Beziehungen nicht zu treffen, denn wenn die Fadenschwankung natürlich auch nur in einer Dimension erfolgen kann, so sind doch verschiedene Verlaufsformen und damit Ausdrucksmöglichkeiten denkbar und, wie eine anderenorts[2]) gegebene Beschreibung verschiedener Ruhekurven gezeigt hat, tatsächlich auch vorhanden.

Genauer ist die uns hier zuerst beschäftigende Frage dahin zu

1) Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie. 1913.
2) Gregor, l. c.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

formulieren: Entsprechen verschiedenen Gefühlsrichtungen auch verschiedene Reaktionen? (1)[1]). In diesem Falle nimmt die Untersuchung ihren Ausgang von Reizen und sucht sie verschiedenfältig zu gestalten und dadurch qualitativ differente Gefühlsprozesse auszulösen, um später die dabei erhaltenen psychogalvanischen Reaktionen damit in Beziehung zu setzen.

Die Verfolgung dieser Frage schloß eine genaue Berücksichtigung der jedesmaligen Disposition der Vp. in sich und führte so zur Erweiterung unserer Kenntnisse über die psychischen Bedingungen der psychogalvanischen Reaktion (5).

An das Studium der Frage nach dem Ausdruck flüchtiger Gefühlserregung durch kurzdauernde Reize knüpfte sich die Aufgabe, in gleicher Weise länger dauernde affektive Erregungen zu untersuchen. Hier standen zwei Wege offen: die psychogalvanischen Phänomene bei anhaltenden Affekten aufzunehmen, die durch außerhalb des Experiments gelegene Ursachen bedingt waren (4) oder die Wirkung reproduktiver und im Experimente selbst ausgelöster Affekte zu untersuchen (2). Praktisch-medizinische Rücksichten ließen es wünschenswert erscheinen, den letzteren Fall mit dem ersten zu kombinieren und der Frage näherzutreten, ob die Vp. ein affektives Verhalten willkürlich zu erwecken imstande ist, welches die auf den Reiz zu erwartenden Reaktionen unterstützt oder verhindert (3).

Die Lösung der meisten dieser Fragen setzte eine genaue und zuverlässige Selbstbeobachtung voraus, wodurch sich eine gewisse Beschränkung der Vp. ergab. Dagegen erschien es geboten, das Studium des Ausdrucks besonderer affektiver Zustände beim Normalen durch die Aufnahme psychogalvanischer Phänomene bei pathologischen Affektformen zu ergänzen. Dadurch berührt sich diese zunächst aus psychologischen Gesichtspunkten unternommene Untersuchung mit klinischen und forensischen Interessen.

II. Versuchsanordnung.

Die unten zu beschreibenden Versuche wurden in zwei getrennten Zimmern vorgenommen. In einem befand sich die Vp. und in den Fällen, wo ein automatisch nicht auslösbarer Reiz angebracht werden sollte, ein Versuchsleiter. Im anderen Zimmer war ein zweiter Versuchsleiter, der den Aufnahmeapparat zu bedienen hatte und die Reihenfolge der zu gebenden Reize signalisierte.

1) Vgl. die Kapitelüberschriften des Abschnitts III.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der gesamte Apparatenkomplex bestand aus einem von Edelmann konstruierten großen Saitengalvanometer; zu diesem wurden Quarz- oder Platinfäden verwendet, die Empfindlichkeit in bekannter Weise vor Beginn einer Sitzung geprüft und reguliert. Sie betrug in diesen Versuchen 10^{-4} bis 10^{-5} Volt, d. h. die Saite gab einen Ausschlag von 1 mm bei einer Spannungsdifferenz von 0.0001 bis 0.00001 Volt. Die Fadenschwankungen wurden auf einem hinter einem Spalt ablaufenden Negativpapier registriert, auf dem gleichzeitig die Zeit- und Reizmarken aufgenommen wurden. Erstere wurden von einem Jaquetschen Apparat in Sek. gegeben. Den Papierstreifen brachte ein Motor zum Abrollen, dessen Geschwindigkeit beliebig reguliert werden konnte.

Zur Ableitung dienten nachstehende Elektrodenformen: unpolarisierbare Quecksilber-Kalomelelektroden nach Ostwald, deren Herstellung anderen Orts beschrieben wurde. Die von uns verwendete Modifikation brachte den Vorteil eines erheblich niedrigeren Elektrodenwiderstandes (ca. 60 Ohm). Die Elektroden wurden in mit physiologischer Kochsalzlösung gefüllte Becken gestellt, in welche die Vp. ihre Hände derart zu tauchen hatte, daß die Handflächen eine gleiche Stellung zu den Öffnungen der Elektroden einnahmen. Ferner wurden starre Elektroden benutzt und zwar Zink-Zink- oder Zink-Kohleelektroden. Dieselben bestanden aus leicht gewellten, mit einer Polklemme versehenen Platten von 6 cm Länge und $5^1/_2$ cm Breite. Die Elektroden wurden mittels Gummibändern an die Volarfläche der Hände befestigt. Nach Anschluß des Kreises, der somit aus Elektroden-Vp.-Zuleitungsdrähten bestand, trat eine Ablenkung der Saite auf, die wir als Ausdruck des Ruhestromes aufzufassen haben. Derselbe setzt sich aus dem für sich meßbaren Eigenpotenzial der Elektroden, das mindestens für eine Sitzung konstant blieb, sowie den anderenorts festgestellten endosomatischen elektromotorischen Kräften zusammen. Wo es auf eine Differenzierung dieser beiden Stromquellen nicht ankam, wurde der gesamte Ruhestrom vor Anstellung eines jeden Einzelversuches kompensiert. Die Kompensation erfolgte mittels eines Widerstandssatzes, Gleitdraht und Akkumulator (Komplex *B* der Edelmannschen Anordnung). Sollte der Vp. ein Reiz dargeboten werden, dann wurde, nachdem die Apparate aufnahmebereit gemacht und der Ruhestrom aufgenommen war, dem bei der Vp. befindlichen Versuchsleiter ein optisches Signal gegeben, das von der Vp. nicht bemerkt werden konnte. Die Darbietung jedes Reizes wurde auf dem ablaufenden Negativpapier markiert; wo es darauf ankam, die zeitlichen Beziehungen zwischen Reiz und Reaktion genau festzustellen, wurde die Auslösung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von optischen oder akustischen Reizen und die Markierung auf die Kurve durch denselben Stromkreis vollzogen. Die im folgenden reproduzierten Figuren sind teils Photogramme der Saitenschwankungen, teils Kopien der Aufnahmen, die durch Abzeichnen des Konturs der Kurve hergestellt wurden.

Das Verhalten der Vp. wurde dem Zwecke der einzelnen Versuchsreihen entsprechend vereinbart. Nach Abschluß jedes einzelnen Versuches hatte sie ihre Beobachtungen zu Protokoll zu geben. In einer Sitzung wurde nur eine beschränkte Zahl von Versuchen durchgeführt, um einer Erschöpfung der Reaktionen vorzubeugen. Alle Versuche wurden bei möglichster Ruhe in der Umgebung vorgenommen, um Komplikationen durch die Wirkung von Außenreizen zu verhindern. Als Vp. stellten sich mir die Ärzte der Klinik in dankenswerter Weise zur Verfügung. In Versuchen, die eines zweiten Versuchsleiters bedurften, wurde ich von Dr. Gorn unterstützt, dem ich auch hier noch meinen besten Dank dafür sage.

III. Versuchsergebnisse.

1) Versuche mit der direkten Ausdrucksmethode.

Die Lösung der uns in diesem Abschnitte beschäftigenden Frage, ob mit differenten psychischen Zuständen auch verschiedenartige psychogalvanische Reaktionen verbunden sind, war in erster Linie mit Hilfe der direkten Ausdrucksmethode zu suchen. Bei ihrer Anwendung kam es zunächst auf die Auslösung möglichst distinkter Gefühle an und wir gingen daher von einfachen Reizen aus. Verwendet wurden dabei Gesichts-, Gehörs-, Geschmacks-, Geruchsreize; da jedoch auf diese Weise oft keine genügende Lebhaftigkeit des Gefühls zu erzielen war, so gingen wir zu komplizierteren Reizen für dasselbe Sinnesgebiet, Ornamente, Farbenzusammenstellungen oder verschiedene Sinnesgebiete über (wohlriechende Blumen, eindrucksvolle Gegenstände), endlich wurden auch Kontrastwirkungen verwendet. In einer Reihe anderer Versuche wurde der psychogalvanische Ausdruck für Spannungs- und Lösungsgefühle gesucht. Dabei hatte die Vp. ihre Aufmerksamkeit durch eine bestimmte Zeit auf einen minimalen Reiz zu richten, mehr oder weniger große Punkthaufen zu zählen, im Kopf zu multiplizieren oder ihr vorgehaltene Zahlenreihen zu addieren.

Auf eine Wiedergabe der bei diesen Versuchen gewonnenen Protokolle einerseits und der Ergebnisse der einzelnen Versuche andererseits kann hier verzichtet werden, da sie ein durchaus klares und ein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutiges Resultat ergaben. Dieses läßt sich für die bisherigen Versuche dahin zusammenfassen: Die Richtung des Ausschlages bei der psychogalvanischen Reaktion wird durch die Stellung der Extremitäten zu den Polen des Galvanometers bestimmt. Die Form der psychogalvanischen Reaktion ist aber unabhängig von der Qualität des durch den Reiz ausgelösten Gefühles. Als Beleg können wir auf nachstehende, an der Vp. Dr. W. gewonnene Kurven verweisen (Fig. 1 und 2).

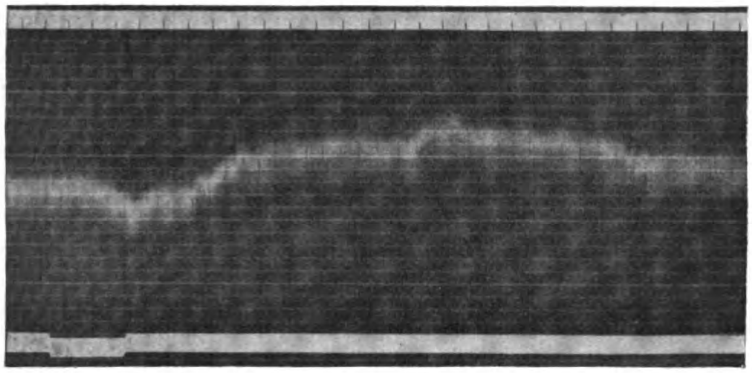


Fig. 1.

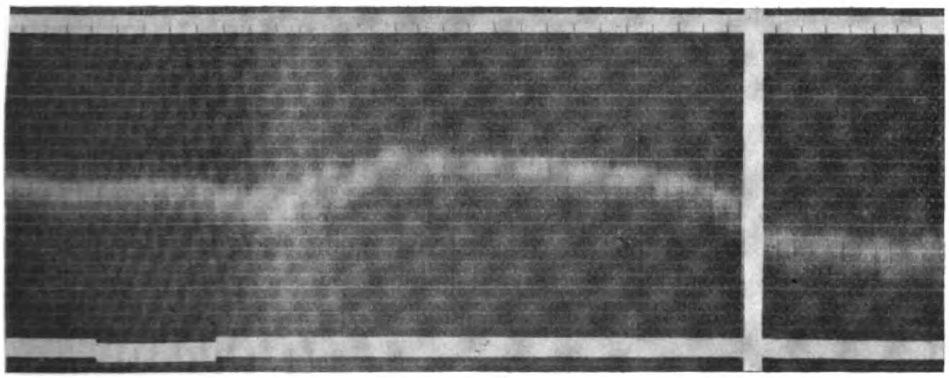


Fig. 2.

Dieselben wurden bei einer Empfindlichkeit des Galvanometers von $0.5.10^{-4}$ Volt, unter Anwendung von Zink-Zinkelektroden unmittelbar hintereinander aufgenommen.

In dem der ersten Kurve entsprechenden Versuche wurde Kölnischwasser, im zweiten Asa foetida zu riechen gegeben. Der erste Reiz löste ein angenehmes, der zweite ein ausgesprochen unangenehmes Gefühl aus. Die Reaktionen sind in beiden Versuchen übereinstimmend. Auf einen kleinen negativen Vorschlag erfolgt eine deutliche

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ablenkung des Fadens, die eine Reihe von Sek. erhalten bleibt, worauf er in seine frühere Lage wieder zurückkehrt. Das letzte Feld zeigt die Stellung des Fadens nach einem Zeitraum von $^1/_2$ Minute. Das Niveau der Kurve ist hier ein niedrigeres; ein Zeichen dafür, daß, wie der Anfangsteil und die zweite Reaktion erkennen lassen, auch unabhängig von den Reaktionen eine Tendenz zur Abweichung des Fadens nach einer Richtung besteht. Es ist dies der Ausdruck des Ruhestroms. Die Reaktionen selbst erfolgen in beiden Fällen in einer dem Ruhestrom entgegengesetzten Richtung. Die in beiden Fällen deutlich markierten Initialschwankungen des Elektrokardiogramms ermöglichen eine genaue Zählung der Pulse. Wir finden im ersten Versuche in aufeinander folgenden Abschnitten von 5 Sek. für die Vorperiode $7^1/_2$, für die Reaktion nachstehende Zahlen: 8, $7^1/_2$, $7^1/_2$, $7^1/_2$, $7^1/_2$. Im zweiten Versuche für die Vorperiode $7^1/_4$, für die Reaktion 7, 7, $7^1/_2$, $7^1/_2$. Man sieht also, daß der von einem deutlichen psychogalvanischen Phänomen begleitete Reiz nur eine andeutungsweise Änderung des Herzschlages zur Folge hat. Anderen Orts wurde von mir bereits hervorgehoben, daß wir bei ausgesprochenen psychogalvanischen Reaktionen auch ein vollständiges Fehlen von kardiographischen Veränderungen feststellen können. Insbesondere habe ich bisher in derartigen Versuchen einen Einfluß des Reizes auf das Elektrokardiogramm vermißt[1]).

Aus den Protokollen ging die weitere Tatsache hervor, daß psychogalvanische Reaktionen von ähnlicher Intensität wie in der reproduzierten Kurve auch nach Reizen auftraten, welche von der Vp. völlig indifferent, also von keiner Gefühlsbetonung begleitet, empfunden wurden.

Nach diesen Resultaten, welche in Versuchen an normalen intelligenten Vp. gewonnen wurden, erscheint es methodologisch zulässig, zur Lösung der uns hier wesentlich beschäftigenden Frage auch solche Versuche heranzuziehen, die unter gleichen Bedingungen an ungebildeten normalen und an geisteskranken Individuen angestellt wurden, deren Selbstbeobachtung zugänglich war. Das dabei bisher gesammelte Kurvenmaterial ergab ein mit den früher beschriebenen Versuchen übereinstimmendes Resultat. Auch hier traten unter Anwendung verschiedener Reize, die z. T. sicher differente Gefühle auslösten, keine qualitativ verschiedenen Reaktionen zutage.

1) Weitere Versuche in gleicher Richtung werden jetzt von Gregor und Schilder vorgenommen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alle diese Versuche ließen aber erkennen, daß festere Beziehungen zwischen Reiz und Reaktion dann festzustellen sind, wenn man die quantitative Seite derselben ins Auge faßt. Die Entscheidung dieser Frage war natürlich wieder in erster Linie nach genau protokollierten Versuchen an normalen, intelligenten Vp. zu treffen. Welcher Art diese quantitativen Beziehungen sind, kann an nachstehenden Kurven demonstriert werden, die bei der Vp. Dr. S. mit Zinkelektroden und einer Empfindlichkeit des Galvanometers von $0{,}5 \cdot 10^{-4}$ Volt gewonnen wurden. Fig. 3 und 4 veranschaulichen eine Schmerzreaktion in zwei unmittelbar aufeinander folgenden Versuchen. Im ersten wurde auf die Vp. durch Kneifen mit einer Pinzette ein leichter, im zweiten in gleicher Weise durch größeren Kraftaufwand ein starker Schmerzreiz ausgeübt. Die Vp. gab zu Protokoll, im ersten Versuche einen geringen, im zweiten einen heftigen Schmerz empfunden zu haben. Die Kurve des ersten Versuches zeigt das Einsetzen der Reaktion 3 Sek. nach Beginn des Reizes.

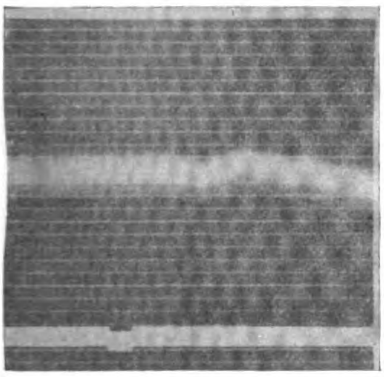


Fig. 3.

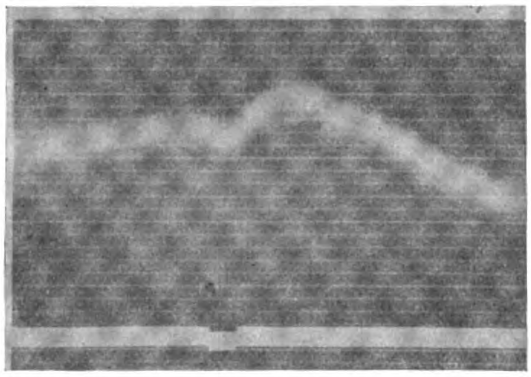


Fig. 4.

Sie besteht in einem leichten Vorschlag, dem eine Saitenablenkung nach entgegengesetzter Richtung folgt; wonach die Kurve sanft unter das Ausgangsniveau abfällt. Nach dem starken Schmerzreiz trifft der Anfang der Reaktion fast genau mit Beginn des Reizes zusammen. Der Vorschlag ist stärker markiert, der Ausschlag größer, der Abfall unter das Ausgangsniveau weitaus steiler. Man sieht die Galvanometerkurve erst nach leichten Schwankungen wieder ihren geraden Verlauf gewinnen, während sie nach Abklingen der Reaktion im ersten Falle gleich einen horizontalen Verlauf nahm.

Ein ähnliches Resultat brachte eine an einem anderen Versuchstage bei derselben Vp. unternommene Versuchsreihe, die in ihrer Gesamtheit reproduziert wird, da sie auch die oben aufgestellte Be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

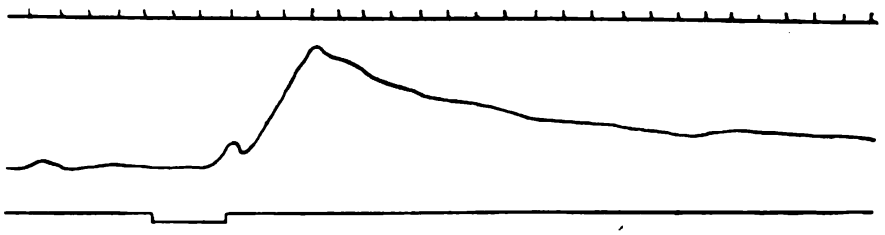


Fig. 5.

hauptung illustriert. Fig. 5 stellt die Reaktion auf leichtes Kneifen vor, das ein wenig unlustbetont empfunden wurde. Hierauf folgte ein angenehmer Geschmacksreiz (Himbeersaft), Fig. 6, dann eine als indifferent empfundene Pinselberührung (Fig. 7), dann stark schmerzhaft empfundenes Kneifen (Fig. 8). Beim Vergleich der Reaktionen fällt zunächst die qualitative Übereinstimmung der Reaktionen auf, welche den Empfindungen mit verschiedener Gefühlsbetonung entsprechen (Schmerz, angenehmer Geschmacksreiz); die indifferente

Fig. 6.

Fig. 7.

Berührung mit dem Pinsel gab eine deutliche Reaktion. Auf den starken Schmerzreiz folgt der Ausschlag wieder viel früher als auf den leichten und zwar zeigt die Kurve zunächst einen an die Reaktion bei der Berührung erinnernden Ausschlag, hierauf eine starke Erhebung und einen im Vergleich zu der Reaktion auf den leichten Schmerzreiz breiten Gipfel. Ob die hier nahegelegte Deutung, daß die Reaktion, die der Kurve Fig. 8 entspricht, zusammengesetzt ist aus einem Parallelvorgang für die beim Reiz zunächst wahrgenommene Berührung

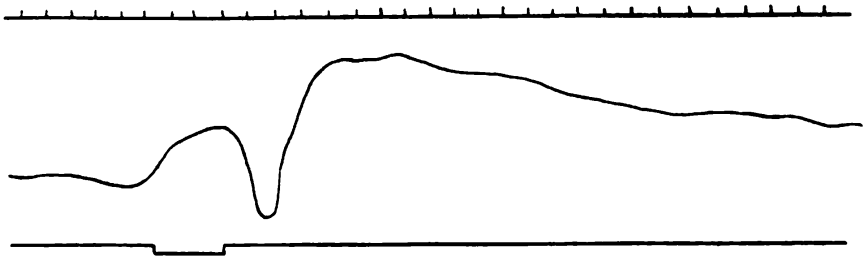


Fig. 8.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und den der Selbstbeobachtung nach später folgenden Schmerz muß zunächst noch dahingestellt bleiben. Mit Sicherheit aber kann die Beziehung zwischen der Intensität der Schmerzempfindung und der Größe des Saitenausschlages vertreten werden.

Eine bequeme Methode, Beziehungen zwischen Bewußtseinsprozessen und Form der Reaktion zu ermitteln, besteht darin, Kurven bei geistigen Leistungen von verschiedener Schwierigkeit aufzunehmen. Diese Methode ist natürlich auch bei Individuen verwendbar, deren Selbstbeobachtung uns nicht in gleichem Maße wie die von gebildeten Normalen uns zur Verfügung steht. Wir betrachten zunächst eine Kurve (Fig. 9), die bei Dr. S. in gleicher Sitzung wie Fig. 5—8 gewonnen wurde.

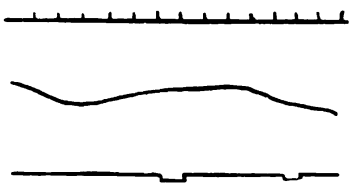


Fig. 10.

Die Aufgabe bestand darin, 36 untereinander stehende Ziffern im Kopfe zu addieren. Bei der ersten Marke wurde der Vp. ein Papierstreifen, der die Ziffern untereinander geschrieben enthielt, vorgelegt, die zweite Marke bezeichnet den Zeitpunkt, an dem das Resultat genannt wurde. Wir sehen, daß die Kurve 2 Sek. nach Exposition des Reizes ihren horizontalen Verlauf aufgibt und in mehrfachen Absätzen zu einem höheren Niveau sich erhebt. Dieses überdauert den Abschluß der Reaktion um beiläufig 5 Sek., worauf die Kurve sich wieder allmählich senkt. $^1/_4$ Minute später (in der Figur nicht dargestellt) hatte die Kurve die Abszisse wieder erreicht. Eine von derselben Vp. an einem anderen Tage gewonnene Kurve (Fig. 10)

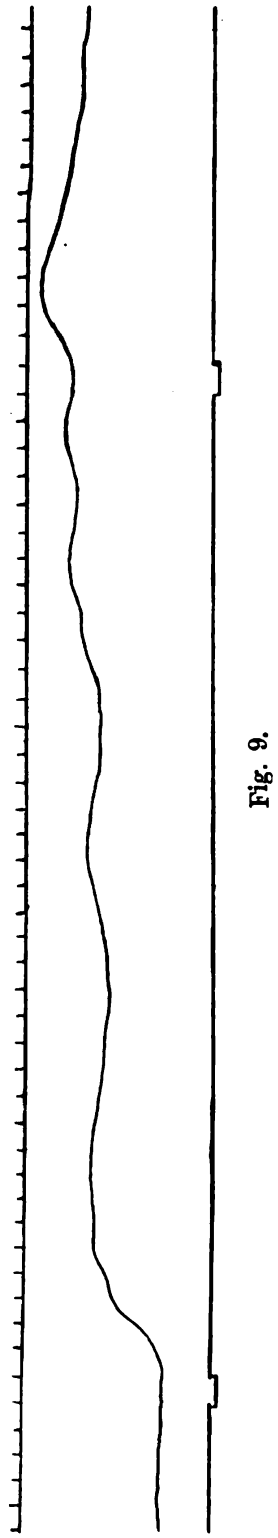


Fig. 9.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeigt, wie relativ geringfügig die Reaktion unter sonst gleichen Verhältnissen bei Lösung einer leichten Aufgabe (3 × 14) ist. Ein ähnliches Versuchsergebnis bei einer zweiten normalen intelligenten Vp. wird durch Fig. 11, 12 veranschaulicht. Es handelte sich um zwei unmittelbar aufeinander folgende Versuche. Im zweiten wurde die Aufgabe 12 × 14 bei der zweiten Marke richtig beantwortet. Im ersten Versuche erfolgte beim entsprechenden Zeichen die Angabe eines falschen Resultates, was die Vp. sofort bemerkte und daher weiterrechnete. Die Kurven zeigen ein ganz verschiedenes Gepräge. Im zweiten Falle kehrt der Faden mit Erledigung der Aufgabe in zwei Absätzen zur Ruhelage zurück, im ersten weicht er in mehreren Schwankungen immer weiter von ihr ab.

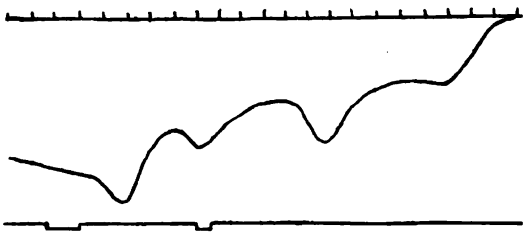


Fig. 11.

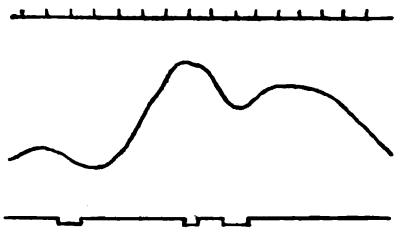


Fig. 12.

Es empfahl sich, die beschriebenen Beziehungen zunächst in Versuchen an normalen intelligenten Individuen zu studieren. Da man bei unintelligenten oder geisteskranken Personen noch mit der Möglichkeit zu rechnen hat, daß die Dauer der Arbeit oder die Unsicherheit bei ihrer Ausführung zu einem komplizierenden Affekt Anlaß gibt, was bei den bisher beschriebenen Versuchen der Selbstbeobachtung nach nicht der Fall war. Immerhin stimmen die an normalen, weniger intelligenten Personen und die an Geisteskranken unternommenen Versuche sowohl untereinander als mit den Ergebnissen bei intelligenten Individuen überein. Nach schwierigeren intellektuellen Aufgaben oder bei mehr zufälliger folgender anstrengenderer Tätigkeit, die sich z. B. dadurch ergab, daß die Vp. die Aufgabe mißverstand und multiplizierte statt addierte, traten bei Verwendung starrer Elektroden unter sonst gleichen Bedingungen ausgiebigere Reaktionen auf als bei prompter Lösung der Aufgabe.

Ferner war in anderenorts zu beschreibenden Versuchen, die in gleicher Weise an Individuen mit verschiedenen Geisteskrankheiten angestellt wurden, zu beobachten, daß in dem Maße stärkere Reaktionen auftraten, als bei der bestehenden Hemmung intellektueller

Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Funktionen die Aufgabe für das Individuum sich zu einer schwierigeren gestaltete.

Aus alledem folgt, daß bei Anwendung starrer Elektroden Beziehungen zwischen Stärke des Reizes bzw. der von ihm veranlaßten intellektuellen Inanspruchnahme und der quantitativen Seite der Reaktion (Grad, Dauer, vielleicht auch Schnelligkeit des Eintrittes) bestehen.

2) Versuche mit der Reproduktionsmethode.

Die äußere Anordnung dieser Versuche wich von den bisher beschriebenen dadurch ab, daß die Vp. dabei, nachdem sie mit den Elektroden ausgestattet war, in einem ruhigen Raume sich selbst überlassen blieb, da der bisher anwesende Versuchsleiter hier als störend empfunden wurde. Das Signal für den Beginn des Versuches bestand in leisem Schnurren eines Wagnerschen Hammers. Die Vp. hatte auf dieses Zeichen sich in eine Stimmung von ausgesprochener Affektbetonung zu versetzen, wobei die Wahl der Stimmungslage und die zu ihrer Auslösung verwendeten Mittel z. T. ihr selbst überlassen, z. T. vor Beginn des Versuches vereinbart wurden. Nach Abschluß jedes einzelnen Versuches wurde die Selbstbeobachtung zu Protokoll genommen. Als Vp. kamen hier ausschließlich normale, intelligente Individuen in Betracht. Wir geben das Resultat einiger derartiger Versuche ausführlicher wieder.

Dr. S. Zink-Zinkelektroden, Voltempfindlichkeit: $0{,}5.10^{-4}$. Grundstimmung bei Beginn des Versuches heiter. Vor dem Signal Einstellung auf die Aufgabe. Wahl der Vorstellung, auf die zu reagieren wäre. Das Signal bewirkt leichten, rasch abklingenden Schreck. Der Einstellung gemäß entwickelt sich bald heitere Stimmungslust (aber kein Affekt). Die Stimmung ist gehoben. Das Kurvenbild zeigt einen leichten Ruhestrom, nach Kompensation desselben besteht gleichmäßiger horizontaler Verlauf der Kurve. Das Signal (auf der Kurve nicht markiert) hat eine kurze Reaktion zur Folge, welche eine dem Ruhestrom entgegengesetzte Schwankung vorstellt. Im Anschluß an diese Reaktion zunehmender Abfall der Kurve als Ausdruck einer Fadenablenkung im Sinne des Ruhestroms. Fig. 13.

In gleicher Sitzung schloß sich ein Versuch an, in dem die Vp. unter gleichen Bedingungen in die entgegengesetzte Stimmungslage sich zu versetzen hatte. Ihre Angaben waren: Beginn wie im vorigen Versuch, zunächst leichtes Schwanken zwischen Lust und Unlust. Nach dem Signal Stimmung der Unlust, der ein leichter Affekt des Zornes beigemengt war. Der Anfang der Kurve (Fig. 14) zeigt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleichen Verlauf wie früher, die Reaktion auf das Signal erfolgte in genau gleicher Weise. Darauf findet wieder allmählicher Abfall der Kurve statt, der aber nicht wie im ersten Falle direkt an den absteigenden Schenkel der Reaktion auf das Signal sich anschließt, die Kurve bildet vielmehr noch eine kurze, nach oben konvexe Welle, um dann absatzweise auf ein tieferes Niveau überzugehen, auf dem sie gegen Ende des Versuches annähernd horizontal unter leichter Wellenbildung weiter verläuft.

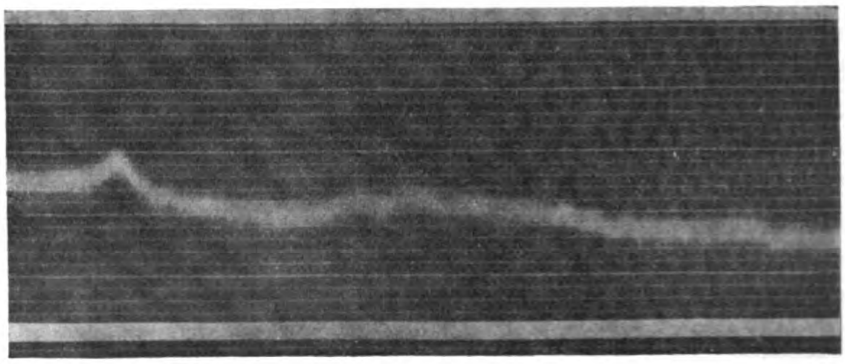


Fig. 13.

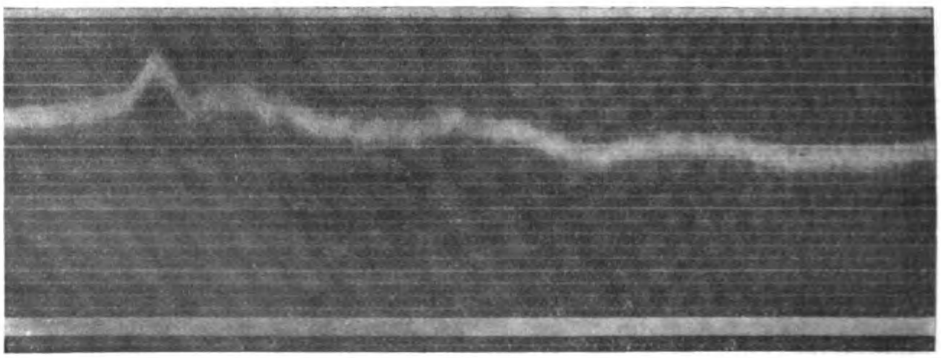


Fig. 14.

Gleiche Vp., flüssige Elektroden, Voltempfindlichkeit wie bisher. Die Versuche erfolgen zu Ende einer Versuchsreihe mit differenten Reizen. Vor Beginn Einstellung für die Aufgabe. Beim Signal leichtes Erschrecken, dann kurze Zeit gewartet, hierauf Anstieg des Gefühles, es wird geringer Lusteffekt erreicht, darauf Versuch in indifferente Stimmung zurückzukehren, doch gelingt dies langsamer, als erwartet. Die Kurve zeigt eine starke Reaktion auf das Signal, nach vollständigem Abklingen des Ausschlages, allmählichen Abfall, der im Anfange einige deutliche Absätze aufweist, zu Ende horizontaler Verlauf.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Versuch asthenische Unlust hervorzurufen. Das Signal wirkt nicht erschreckend, weil die Vp. auf diesen Reiz eingestellt ist. Die Stimmung setzt rasch ein und erreicht rasch ihre Höhe, sie klingt auch schneller ab als in den früheren Versuchen. Die auch hier mit flüssigen Elektroden gewonnene Kurve zeigte keine deutliche Reaktion auf das Signal. Es erfolgt ein Anstieg der Kurve, die eine Strecke auf dem erreichten Niveau horizontal weiter verläuft und dann langsam absinkt.

Im dritten Versuch dieser Reihe sollte sthenische Unlust hervorgerufen werden. Das Protokoll lautet: Zunächst Aufgabe vergessen und sich nicht darauf eingestellt, daher war die Latenzzeit länger als in den früheren Versuchen. Der Anstieg erfolgte langsamer als früher, der Abfall des Affektes plötzlich. Die Kurve zeigte auf das Signal eine geringe Reaktion, später einen horizontalen, von zwei kleineren Erhebungen unterbrochenen Verlauf, ein steiler Anstieg erfolgte erst zu einer Zeit, in der die anderen Kurven bereits horizontalen Verlauf angenommen hatten, nämlich ungefähr $^1/_2$ Minute nach dem Signale.

Das Ergebnis für diese Vp. lautet: Unter Anwendung von Zink-Zinkelektroden war in beiden Versuchen über Affektreproduktion ein positiver Ausfall wahrzunehmen. Dem reproduzierten Affekte entspricht eine in gedehnten Wellen verlaufende, allmählich absinkende Galvanometerkurve, die eine zunehmende Ablenkung des Fadens im Sinne des Ruhestroms anzeigt. Die Reaktion auf das Signal erschien als einmalige, kurze Schwankung, deutlich von der affektiven Dauerreaktion abgehoben. Qualitativ bestand zwischen diesen beiden Reaktionen auf Zustände der Lust und Unlust kein Unterschied. Bei Verwendung von flüssigen Elektroden waren auf zwei gegensätzliche, reproduktiv ausgelöste Stimmungen zwei differente Reaktionen zu beobachten. Im dritten Versuche erschien die Reaktion unausgesprochen, doch lagen hier Bedingungen vor, die nach allgemeinen und bei dieser Vp. gemachten Erfahrungen eine Reaktion nicht mehr erwarten ließen, worauf später noch eingegangen werden soll.

In einer weiteren Versuchsreihe mit Zinkelektroden hatte die gleiche Vp. auf das erste Signal einen affektiven Zustand reproduktiv zu entwickeln, auf ein zweites Zeichen zu unterbrechen. Beim dritten Versuche wurde nur der Anfang signalisiert. Das Protokoll für den ersten Versuch lautet: Der zu reproduzierende Lustaffekt trat langsam ein, war aber deutlich vorhanden. Allmähliche Steige-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rung, später Abfall, so daß beim zweiten Signal der eigentliche Affekt bereits vorüber war. Die Kurve zeigt, von zwei kurzen Reaktionen auf die beiden Signale begrenzt, einen konstanten Anstieg.

Im zweiten Versuche war asthenische Unlust zu entwickeln; sie setzt rasch ein, der Anstieg wurde durch ein Geräusch in der Umgebung gestört. Die Kurve zeigt nach dem ersten Signal einen allmählichen Abfall, mit dem Eintritt der Störung ein ruckweises Absinken, dann Anstieg bis zum zweiten Signal.

Dritter Versuch: Sthenische Unlust deutlich vorhanden, doch ohne besondere Stärke. In der Kurve findet man einen in mehreren Absätzen erfolgenden Anstieg, im Sinne des Ruhestroms, später horizontalen, gleichmäßigen Verlauf.

Zwei weitere Versuchsreihen wurden am Verf. angestellt. Die Anordnung war hier insofern modifiziert, als von seiten des den Apparat bedienenden Versuchsleiters der Vp. nur ein Signal gegeben wurde, nachdem der Apparat in Gang gesetzt war. Während der ganzen Versuchsreihe wurde keine Änderung am Apparatenkomplex vorgenommen. Die Vp. war bemüht nacheinander eine Reihe von Stimmungslagen zu erwecken, indem sie sich in einzelne vorher ausgewählte Situationen versetzte. Jedesmal sobald ein neuer affektiver Zustand angeregt wurde, gab sie mit dem Fuße ein Zeichen, ein zweites sobald die Stimmung willkürlich unterbrochen wurde. Als Elektroden diente Zink und Zink. Die Versuche erfolgten bei vollkommener äußerer Ruhe. Die Vp. suchte sich in nachstehende Stimmungen zu versetzen: heitere Frühjahrsstimmung durch Betrachtung des wolkenlosen Februarhimmels, Depression durch Reproduktion einer melancholischen Melodie, die beim Anhören öfters erschütternd gewirkt hat. Lustvolle Erregung durch Reproduktion entsprechender Vorstellungen. Lähmender Schreck durch Vorstellung von Absturzgefahr, Induktion von Zorn. In den letzteren beiden Fällen beruhte die reproduzierte Stimmung wesentlich auf Muskelempfindungen. Die Kurve zeigt für den ersten Versuch deutlich ein positives Resultat, nämlich einen allmählichen Anstieg, der aber schon früher beginnt als das angestrebte Gefühl erlebt wird; auf der Höhe der Stimmung hat die Kurve ihren Gipfel bereits erreicht, sie sinkt von da wieder langsam ab. Im Intervall zwischen dem ersten und zweiten Versuche gerader Kurvenverlauf. 3 Sek. nachdem die Vp. zur Reproduktion der depressiven Stimmung übergegangen war, erfolgt deutlicher Anstieg, der an dem Punkt, wo die Aufmerksamkeit von der vorhandenen Stimmung abgelenkt wird, seinen Höhepunkt erreicht. Im vierten Versuche (lustvolle Erregung)

Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

zeigt die Kurve mehrfache kurze Wellen bei horizontalem Verlauf, in den beiden letzten Versuchen beide Male geringe, allmählich eintretende Erhebung und langsamen Abfall.

In der zweiten Versuchsreihe (gleiche Vp.) bestand von vornherein etwas gedrückte Stimmung. Es wurden drei Versuche unter ähnlicher Anordnung wie in der letzten Versuchsreihe unternommen. Im ersten wurde versucht, das Gefühl lähmenden Schreckens zu erzeugen, hauptsächlich durch lebhafte Reproduktion von entsprechenden Bewegungsempfindungen. Die Kurve zeigt ein deutliches Absinken im Sinne des Ruhestromes. Der tiefste Stand wurde zu einem Zeitpunkt erreicht, an dem das Gefühl seine größte Stärke noch nicht hatte. Im zweiten Versuche wurde heitere Stimmungslage angestrebt, durch Reflexion auf zu erlebende angenehme Eindrücke. Diese andeutungsweise auch vorhandene Stimmung fand psychogalvanisch keinen Ausdruck. Im dritten Versuch wurde eine ärgerliche Stimmungslage durch Reproduktion einer früher erlebten Situation erweckt. Die Kurve zeigt nach einer Latenzzeit von 12 Sek. einen langsamen Anstieg, der bis zum Abschluß des Versuches anhielt.

Eine an Dr. B. durchgeführte kurze Versuchsreihe wird hier darum besprochen, weil sie einige prinzipiell wichtige Nebenbefunde ergab. Im Protokoll ist zunächst die Angabe bemerkt, daß die Vp. von vornherein den Bedingungen nicht entsprechen zu können glaubte, da reproduzierte Situationen bei ihr von keiner bewußten affektiven Erregung begleitet sind. Als zweites Hindernis für die vorzunehmenden Aufnahmen gab sie an, daß Signale bei ihr stets von Schreckwirkung begleitet sind. Aus diesem Grunde wurde das gewöhnliche Zeichen möglichst lautschwach gewählt und vorerst einigemal probeweise abgegeben. Trotzdem bestand diesmal und in allen folgenden Versuchen Schreckwirkung, die bei Verwendung von Zinkelektroden eine heftige, die Saite bedrohende Ablenkung zur Folge hatte. Für einen zweiten Versuch wurden daher flüssige Elektroden gewählt. Die Vp. hatte sich in einen zornigen Affekt zu versetzen, wobei sie spontan in der Weise vorging, daß sie sich eine entsprechende Situation und ihre Reaktionsweise auf den zornerregenden Anlaß vorstellte. Die dabei erhaltene Kurve (Fig. 15) zeigt nach Vergleich mit den in anderen Sitzungen vorgenommenen Versuchen lediglich eine Reaktion auf das Signal. Bemerkenswert erscheint der Vergleich mit der Reaktion bei Zinkelektroden. In beiden Fällen bestand subjektiv die gleiche Schreckwirkung. Im ersten Falle (Zinkelektroden) erfolgte unmittelbar auf den Reiz ein starker Ausschlag, der wohl als motorischer Effekt aufzufassen ist, im zweiten (flüssige

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Elektroden, Fig. 15) findet der Schreck keinen adäquaten Ausdruck, indem die Reaktion erst später einsetzt. Dieser Nebenbefund erscheint zur Deutung galvanometrischer Kurven von Wichtigkeit, da er beweist, daß bei Anwendung von flüssigen Elektroden die Zahl der Fehlerquellen beschränkt ist.

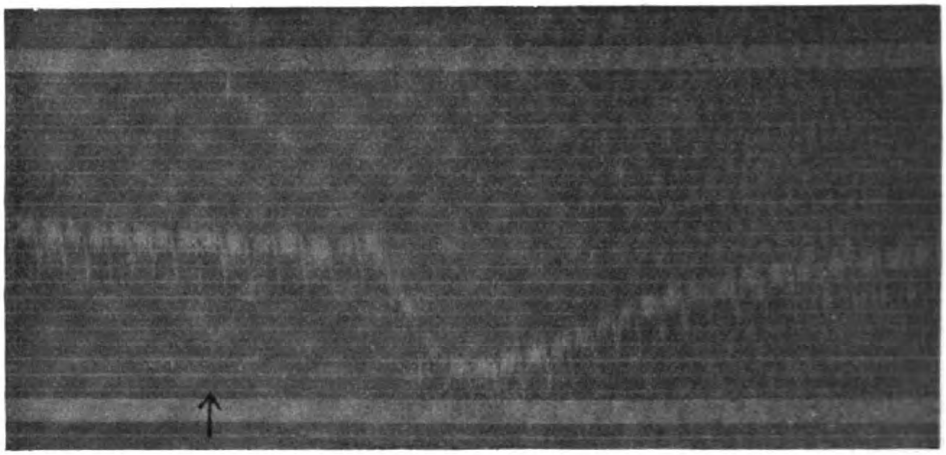


Fig. 15.

Frl. Dr. S. Zink-Zinkelektroden, Voltempfindlichkeit $0{,}5.10^{-4}$. In einem Versuche trachtete die Vp., eine lustbetonte Stimmung auszulösen, indem sie an ein jüngstvergangenes freudiges Erlebnis dachte. Nach dem Versuche wurde zu Protokoll gegeben, daß das erwünschte Gefühl dabei nicht eintrat. In der Kurve ist lediglich eine deutliche Reaktion auf das zu Beginn des Versuches gegebene Signal zu erkennen. Hierauf hatte die Vp. durch Erinnerung an ein ärgerliches Vorkommnis einen Unlustaffekt zu wecken. In diesem Versuche trat tatsächlich auch die gewünschte Stimmung ein. Die Kurve zeigte im Anfange einen ganz gleichmäßigen Verlauf, eine starke Reaktion auf das Signal in Form einer tiefen Senkung. Dieser folgt ein nur geringer Anstieg und ein viel unruhigerer Verlauf als zu Beginn. Im dritten Versuche sollte lediglich die Reaktion auf das Signal registriert werden. Infolge eines Mißverständnisses glaubte die Vp. jedoch, daß dem ersten ein zweites Signal folgen würde und erwartete dieses mit Spannung. Die Kurve zeigt dauernd ein gleichmäßiges Absinken, das Signal findet in ihr fast keinen Ausdruck. Im letzten Versuche wurden nach geeigneter Verständigung die Reaktionen auf das gleiche Signal aufgenommen. In diesem Falle trat bei gleichmäßigem, horizontalen Verlaufe der Kurve eine deutliche Welle auf. In der folgenden Tabelle I sind die in den einzelnen Ver-

Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

suchen bestimmten Pulszahlen für aufeinanderfolgende Strecken von je 5 Sek. angeführt.

Tabelle 1.

	Vor Reiz	Nach Reiz
Reproduzierte Lust .	6 7	7 7 7 7 7 7
Reproduzierter Ärger	7 7	6 7 6 7 7 6 6 7 6
Erwartung	7	7 7 7 7 7
Indifferentes Verhalten	7	7 7

Frau G. Zinkelektroden. Im ersten Versuche trachtete die Vp. sich in eine ängstliche Stimmung zu versetzen, indem sie sich in die Erinnerung an eine Reihe zusammenhängender unangenehmer Erlebnisse versetzte. Die Kurve zeigt nach einem anfänglich horizontalen Verlauf schon vor dem Signal einen Anstieg, auf der Höhe einige kürzere Wellen; sie verläuft dann bis zum Abschluß des Versuches geradlinig weiter, obzwar nach Angabe der Vp. der vom Versuchsleiter bestimmte Abschluß sie noch in den angeregten Gedankengängen traf.

Im zweiten Versuche wurde eine lustvolle Erregung angestrebt, indem die Vp. die Erfüllung ersehnter Wünsche sich vorstellte. Die Kurve zeigt eine deutliche Reaktion auf das Signal, hierauf langsamen gleichmäßigen Anstieg bis zum Ende des Versuches (Fig. 16). In einem dritten Versuche wurden angstvolle, von der Vp. gefürchtete Ereignisse vorgestellt. Auf das Signal erfolgte eine unbedeutende Reaktion, die Kurve zeigt sodann einen ähnlichen, jedoch etwas steileren Anstieg als im letzten Versuche. Zum Schluß wurde noch ein Kontrollversuch vorgenommen, indem die Vp. an gleichgültige Vorgänge dachte. Die Kurve zeigt nach einer ähnlichen Reaktion auf das Signal wie im letzten Versuch keine weitere Abweichung vom horizontalen Verlauf.

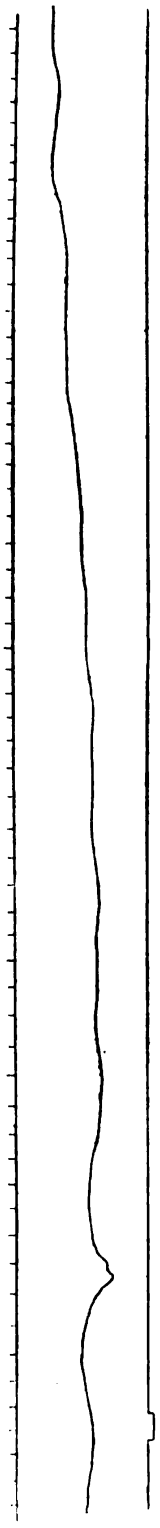


Fig. 16.

Zum Vergleiche mit den Versuchen über reproduzierte Affekte möchte ich zwei mit derselben Vp. unter ähnlichen Bedingungen angestellte Versuche beschreiben, welche nach längeren Versuchs-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reihen dieser Art typische Reaktionen auf die unerwartete Anregung von Komplexen vorstellen. Im ersten Versuche wurden in gleichmäßigen Intervallen indifferente und komplex betonte Worte vorgezeigt. Bei einer Voltempfindlichkeit der Saite von 10^{-4} ergaben die indifferenten Worte nur angedeutete Reaktionen von kaum 1 mm Ausschlag (Fig. 17, 19). Bei Nennung eines Wortes, das den Namen einer in diesem Zusammenhang komisch wirkenden Persönlichkeit betraf, zeigte die Kurve nach $2^1/_2$ Sek. einen steilen Anstieg von mehreren Millimetern. (Fig. 18.) Ganz ähnlich war die Reaktion in einer anderen Versuchsreihe, indem bei derselben Vp. durch Exposition eines Wortes jener Komplex angeregt wurde, in den sie sich in den früher beschriebenen Versuchen selbst zu versetzen suchte. Die Kurve zeigt nach 2—3 Sek. einen steilen Anstieg.

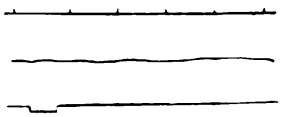


Fig. 17.

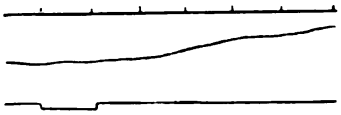


Fig. 18.

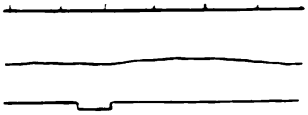


Fig. 19.

Ähnliche Versuche nahm ich endlich auch noch an einem Individuum unter Beihilfe von Hypnose vor. Dabei wurde zunächst nach Anlegen der Elektroden ein Signal gegeben, nach Ablauf der Reaktion auf dieses wurde die Vp. hypnotisiert und ihr der Auftrag gegeben, beim nächsten Signale in Angst zu geraten, die Hände aber ruhig zu halten. Nun fand eine Wiederholung des Signalreizes statt. Im ersten Versuche hatte dasselbe eine unbedeutende Reaktion zur Folge; im zweiten (Hypnoseversuch) trat 2 Sek. nach dem Glockenzeichen ein scharfer Anstieg der Kurve auf, die später noch langsam weiter sich erhob.

In der zweiten Sitzung wurde anstatt des gewöhnlichen akustischen Signales ein Glockenzeichen gegeben. Im Normalzustande des Individuums löste dieses eine deutliche Reaktion aus. Nach erfolgter Suggestion trat nach dem gleichen Zeichen ein mehrfach höherer Ausschlag auf, nachdem die Kurve horizontal weiterverlief. Eine gleiche Reaktion erfolgte bei einer Wiederholung des Glockenzeichens im selben Versuche.

Die in diesem Abschnitte dargestellten Versuche haben positive und negative Ausfälle ergeben. Gehen wir zunächst auf erstere ein, so finden wir sie durch eine allmähliche Ablenkung des Galvanometerfadens charakterisiert. So oft eine nähere zeitliche Bestimmung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möglich war, konnte eine relativ lange Latenzzeit zwischen Auslösung der affektiven Erregung und Eintritt der Reaktion festgestellt werden. Ein genaueres Urteil über diese zeitliche Beziehung ist bei unserer Versuchsanordnung dadurch erschwert, daß durch Einstellung auf die auszulösende Stimmung ihr Beginn nicht mit den für den Anfang des Versuches geltenden Zeichen zusammenfiel und sie sich daher subjektiv und objektiv mitunter vorzeitig geltend machte. Auch der Abfall der Kurven ist gestreckt wie der Anstieg und zwar auch dann, wenn die Vp. die Stimmung willkürlich abgebrochen zu haben glaubte. Findet man in diesem Falle, daß die Reaktion die psychische Veränderung überdauert, so sieht man auch das Gegenteil verwirklicht, nämlich das Verschwinden einer anfänglich ausgesprochenen Reaktion trotz Fortbestehen der affektiven Veränderung; eine Erscheinung, die schon zu den negativen Fällen hinüberführt.

Qualitativ zeigten alle in diesen Versuchen erhaltenen Reaktionen eine ausgesprochene Ähnlichkeit, so daß sie keine objektive Charakteristik der differenten psychischen Prozesse ergeben. Dagegen muß nach dem Ausfall der Reaktionen bei der einzelnen Vp. und nach dem Vergleich der Reaktionen bei den verschiedenen Vp. untereinander zugegeben werden, daß die Reaktion um so stärker war, je besser es nach dem Protokolle gelungen war, im Versuche die affektive Erregung hervorzurufen.

Die hier beobachteten Reaktionen sind, wenn wir hier noch die später zu besprechenden Versuche mit aktuellen, anhaltenden Affekten außer acht lassen, den früher beschriebenen Reaktionen, die wir bei Verwendung der direkten Ausdrucksmethode erhielten und den Komplexreaktionen gegenüberzustellen. In letzterem Falle handelt es sich wenigstens in den gewöhnlichen Versuchen bei Normalen subjektiv um eine unvorbereitet ausgelöste, rasch abklingende aktuelle affektive Erregung. Von allen diesen Reaktionen unterscheiden sich die bei der Reproduktion von Affekten gewonnenen durch eine größere Latenzzeit und durch einen flacheren Anstieg. In den gleichen Merkmalen weichen aber auch die in der Hypnose aufgenommenen Kurven von den analogen der Normalindividuen ab.

Daß die beim Hypnoseversuch gewonnenen Kurven durch einen steilen Anstieg mit den Komplexreaktionen übereinstimmen, erscheint begreiflich, da der ausgelöste Affekt beim Hypnoseversuch in viel engerer Weise an das Signal geknüpft war als in den Versuchen, in denen das Individuum sich beim Signale selbst in eine affektbetonte Stimmung versetzen sollte. Durch die Suggestion konnte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Signal zu einem affektbetonten Erlebnis werden, mindestens ist seine Rolle in beiden Versuchsgruppen eine ganz verschiedene.

Der an Frl. Dr. S. vorgenommene Versuch kann den Gegensatz der Reaktionen bei reproduktiv ausgelösten und aktuellen Affekten illustrieren. Dabei handelte es sich um einen zwar wenig intensiven, aber innerhalb einer kurzen Zeitstrecke sich entwickelnden Affekt der Erwartung. Die Kurve zeigt im Gegensatz zu den Kurven bei reproduktiver Auslösung einen steilen Anstieg, in welchem die Reaktion auf das Signal nicht hervortritt, während dasselbe in den Parallelversuchen einen sehr lebhaften Ausschlag zur Folge hat.

Geringere Differenzen findet man, wenn man bei den verschiedenen Versuchsgattungen den an den initialen Anstieg sich anschließenden Verlauf in Betracht zieht; zwar heben sich auch hier die Reaktionen auf einfache Reize scharf von den Kurven bei reproduzierten Affekten ab, allein zwischen den letzteren und den früher beschriebenen Reaktionen bei intensiver intellektueller Inanspruchnahme sowie bei anhaltender Komplexwirkung bestehen Übergänge.

Für die Deutung der bei der Reproduktionsmethode gewonnenen Reaktionen ist die Tatsache von Wichtigkeit, daß ein positiver Ausfall auch bei Ableitung mittels flüssiger Elektroden nachzuweisen ist, denn dadurch wird die Annahme ausgeschlossen, daß die Quelle der in diesen Versuchen auftretenden elektromotorischen Kräfte einzig in der Schweißsekretion zu suchen ist, vielmehr ist danach auch eine Beteiligung von endosomatischen elektromotorischen Kräften anzunehmen. Dagegen dürfte bei Ableitung mit starren Elektroden für das Zustandekommen der Reaktion der Schweiß von wesentlicher Bedeutung sein, so daß wir dabei für den positiven Ausfall, mindestens jedoch für eine stärkere Reaktion die Funktionsfähigkeit der Schweißdrüsen als eine Bedingung anzunehmen haben. Mit der Besprechung dieses Momentes haben wir uns der Diskussion der negativen Fälle genähert. Dabei fallen zunächst individuelle Unterschiede auf. Einzelne Vp. vermochten kaum oder gar nicht den Versuchsbedingungen zu entsprechen, da nach ihrer Erfahrung reproduzierte Vorstellungen keine lebhaftere Affektbetonung haben. Ferner ging aus unseren Versuchen hervor, daß verschiedene Stimmungen verschieden leicht ansprachen, ein Zusammenhang mit der affektiven Grundstimmung als Tagesdisposition erschien dabei sehr wahrscheinlich; endlich hat man auch in diesen Versuchen mit einer Erschöpfung der Reaktionsfähigkeit zu rechnen, eine Frage, die in einem besonderen Abschnitte behandelt werden soll.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3) Versuche willkürlicher Beeinflussung des psychogalvanischen Phänomens.

In einem früher beschriebenen Versuche an Frl. Dr. S. war das Ausbleiben einer erwarteten Reaktion auf das Vorhandensein einer im Experiment zufällig sich ergebenden leichten affektiven Erregung der Vp. zurückzuführen. Es liegt nahe, im Anschluß an diese Beobachtung die Frage zu erheben, ob eine Vp. imstande ist, auch willkürlich den Ablauf des psychogalvanischen Phänomens zu beeinflussen. Diese Frage wurde schon von Radecki[1]) aufgeworfen und in einer Reihe von Versuchen studiert, welche aber wie anderenorts von mir erwähnt, keine genauere Beurteilung der von Radecki beobachteten wechselnden Beziehungen zwischen den der Vp. gestellten Aufgaben und dem Ausfall der Reaktion zulassen.

Eine genauere Behandlung der Frage erscheint um so mehr erwünscht, als sie wichtige klinische Interessen berührt. Mit Rücksicht auf diese wurde von mir auch eine Versuchsanordnung gewählt, die an die übliche klinische Untersuchung von Störungen der Schmerzempfindlichkeit anknüpft, bei der mit der Möglichkeit von Simulation oder Aggravation zu rechnen ist. Wir suchten also den Fall zu prüfen, daß die Vp. eine Reaktion zu unterdrücken bestrebt ist und stellten zum Vergleiche Versuche an, in denen sie den gegenteiligen Effekt zu erzielen bemüht war. Endlich wurden normale Parallelversuche eingestreut. Die nähere Versuchsanordnung bestand also darin, daß auf die Vp. mehrere Reize hintereinander ausgeübt wurden und sie in einem Fall den Auftrag hatte, durch Nichtbeachtung bzw. Ablenkung der Aufmerksamkeit die Reaktion auf den Reiz zu vereiteln, im anderen Falle den Reiz mit gespannter Aufmerksamkeit aufzunehmen und ihn sich als einen besonders heftigen zu suggerieren und so eine möglichst ausgiebige Reaktion zu veranlassen, also gewissermaßen Überempfindlichkeit vorzutäuschen.

Als Reiz wurde Kneifen am Ohrläppchen gewählt; dazu diente eine Pinzette mit dünnen Schenkeln, die nach Anlegen an das Ohrläppchen aneinander gepreßt wurden, wobei sie sich durchbogen, was zur Folge hatte, daß der Reiz in dem sich stets gleichbleibenden Druck der Federung bestand. Es erschien von besonderem Vorteil, die Versuche auch an neurologisch gebildeten, in der Untersuchung

---

1) W. Radecki, Récherches expérimentales sur les phénomènes électriques. Arch. de Psycholog. 11. 1911. S. 209.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Simulanten erfahrenen Ärzten durchführen zu können, die mit der Verhaltungsweise derartiger Individuen bei kritischen Sensibilitätsprüfungen vertraut waren.

Dr. B. Flüssige Elektroden. In drei aufeinander folgenden Versuchen mit gleichen Schmerzreizen sollte die Vp. die Wirkung des ersten unterdrücken, die des zweiten steigern, beim dritten sich passiv verhalten. Die Ergebnisse dieser Versuchsreihe sind in Fig. 20 bis 22 wiedergegeben. Die Kurven zeigen eine einfache quantitative

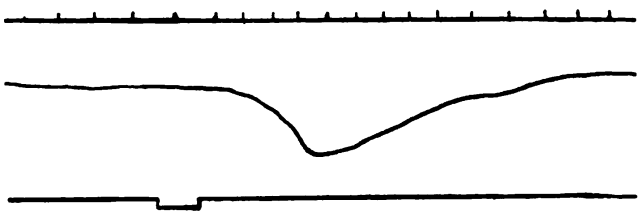


Fig. 20.

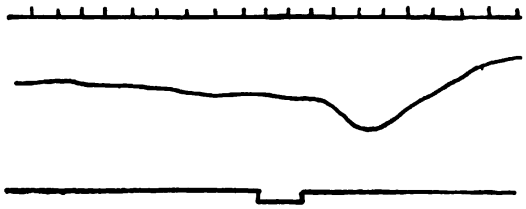


Fig. 21.

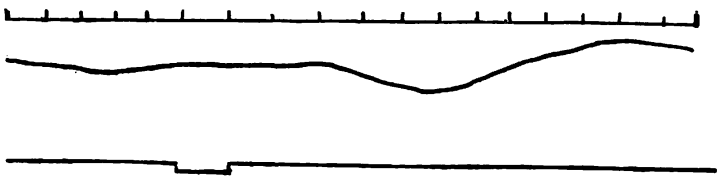


Fig. 22.

Abnahme der Reaktion, wie wir es bei mehrfacher Wiederholung eines Reizes und indifferentem Verhalten der Vp. zu sehen gewöhnt sind. Der gleichmäßige Verlauf der Kurven vor und nach der Reaktion läßt erkennen, daß unter dieser Versuchsanordnung das besondere Verhalten der Vp. beim Eintreten des Reizes keinen psychogalvanischen Ausdruck fand. Die in diesen drei Versuchen für aufeinander folgende Zeitstrecken von 5 Sek. bestimmten Pulszahlen lauten:

Vor der Reizung	Nach der Reizung
7	8 7 7
7 7	8 8
7 8	8 7

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die gleiche Vp., Zinkelektroden. Instruktion und Verhalten wie in der vorigen Versuchsreihe. Es wurden vier Reize gegeben. Der erste und vierte war passiv aufzunehmen, der zweite nicht zu beachten, der dritte als besonders heftig vorzustellen. In allen vier Fällen wurden Reaktionen erhalten, zwischen denen keine ausgesprochenen quantitativen Unterschiede bestehen. Dagegen zeigt der Gesamtverlauf der Kurven in den einzelnen Versuchen ein auffallend verschiedenes Gepräge. Im ersten und im vierten Versuche

Fig. 23.

(Fig. 24) verlief die Kurve bis zum Reiz horizontal, im zweiten (Unterdrücken der Schmerzreaktion) trat von vornherein ein deutlicher Abfall hervor, der nach Setzung des Reizes stärker wurde. Im dritten Versuche zeigt der Anfangsteil der Kurve bei annähernd horizontalem Verlauf eine leichte Wellenbewegung (Fig. 23). Der nach Applikation des Reizes folgende Kurventeil zeigt im ersten und vierten Versuche allmähliche Rückkehr zum Niveau des Anfanges, im zweiten war diese Tendenz kaum angedeutet, im dritten trat ein

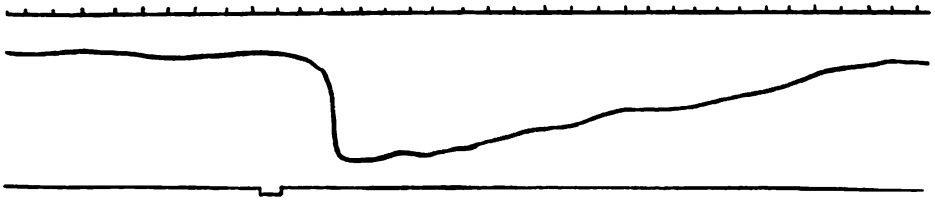


Fig. 24.

leichter Anstieg erst nach einer Zeitstrecke auf, nach der im ersten und vierten Versuche die Kurve ihr früheres Niveau bereits erreicht hatte. Pulszählungen konnten im ersten, dritten und vierten Versuche nach dem Elektrokardiogramm vorgenommen werden. Das Ergebnis lautet:

Pulszahlen in je 5 Sek.

	Vor Reiz	Nach Reiz
I.	7 7	6 7 6 6 7
III.	7 6	6 6 7 6 6 7
IV.	6 6	6 7 6 7 6

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

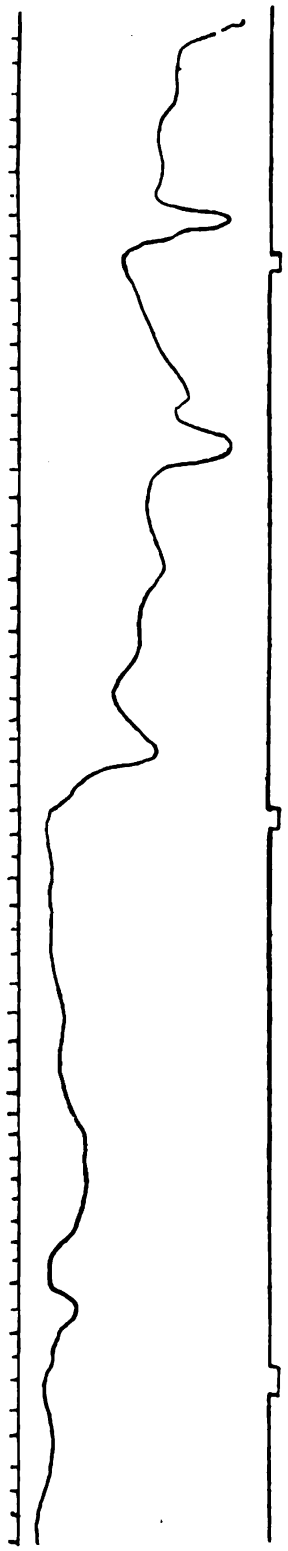


Fig. 25.

Vp. Dr. G. Zinkelektroden. Die Vp. war bemüht, vor Eintritt des nicht zu beachtenden Reizes durch Konzentration ihrer Gedanken auf jüngsterlebte Vorkommnisse ihre Aufmerksamkeit vom Reize abzulenken. Im dritten Versuche erwartet sie den lebhaft zu empfindenden Reiz. Die Kurve zeigt die geringste Reaktion auf den ersten Reiz, der passiv aufgenommen wurde. Die anderen drei Reaktionen sind an Stärke nicht verschieden. Auffällig ist der Gesamtverlauf der für die ganze Versuchsreihe fortlaufend aufgenommenen Kurve. Sie zeigt vom Beginn der Versuche bis zur Setzung des zweiten Reizes, wenn man von der ersten Reaktion absieht, einen gleichmäßigen Verlauf in niedrigen Wellen (Fig. 25). Zwischen zweitem Reiz und Abklingen der Reaktion nach dem dritten Reiz nimmt sie einen viel unruhigeren Verlauf. Es treten höhere Wellen und Zacken auf. Noch vor Applikation des vierten Reizes wird der Verlauf wieder ruhig und die Kurve erhebt sich zu dem Niveau, das sie nach dem zweiten Reize verlassen.

Pulszahlen in je 5 Sek.

	Vor Reiz	Nach Reiz
I.	9 9	8 8 8
II.	7 8	9 8 8
III.	8	6 8
IV.	7	6 7 8 7 8

Frl Dr. S. Flüssige Elektroden. Drei Versuche wie in der ersten Versuchsreihe. Im ersten Falle passives Verhalten, im zweiten Abschwächung, im dritten Verstärkung des Eindruckes. Vp. sucht dies dadurch zu erreichen, daß sie dem zweiten Reize keine Beachtung

Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

schenkt, beim dritten sich starken Schmerz suggeriert. Die Kurve zeigt außerhalb der Reaktion einen gleichmäßigen Verlauf. Die Reaktion ist im ersten Versuche stärker als in den folgenden, die untereinander quantitativ nicht verschieden sind. Die Pulsfrequenz beträgt in den drei Versuchen:

	Vor dem Reiz	Nach dem Reiz
I.	7 7	7 7 8 8
II.	7 7	7 8 7
III.	7	8 6 8 7

Dr. S. Zinkelektroden. Zwei Versuche, in denen der Schmerzreiz nicht beachtet werden sollte. Sie erfolgten in der gleichen Sitzung, in welcher die Reaktion auf anderweitige, auch unangenehme Reize und der Àusdruck reproduzierter Affekte untersucht wurde.

Für den ersten Versuch lautet das Protokoll: Doppelte Einstellung der Aufmerksamkeit. Schmerz nicht lebhaft empfunden, nicht betont, dagegen war die Empfindung des Druckes betont.

Im zweiten Versuche Erwartung viel geringer als im ersten. Die Vp. verfolgte eine andere Gedankenreihe, die Aufmerksamkeit ging aber unwillkürlich zur Schmerzempfindung über. Schmerz wurde lebhaft empfunden, »man spricht sich zwar die Aufgabe vor (d. h. keinen Schmerz zu empfinden und nicht zu reagieren), es wirkt aber nicht sehr stark«.

Die Kurven zeigen in beiden Fällen von Beginn des Versuches an einen Abfall im Sinne der Ruhekurve, und zwar ist dieser Abfall im ersten Versuche stärker als im zweiten. Die Reaktion ist in beiden Fällen gleich und entspricht den bei dieser Vp. in anderen Versuchen mit gleichen Reizen beobachteten Schwankungen. Im zweiten Versuch bleibt der Abfall der Kurve auch nach Abklingen der Reaktion bestehen.

Das Ergebnis der beschriebenen fünf Versuchsreihen läßt sich dahin zusammenfassen: Das besondere psychische Verhalten der Vp. war auf den Ausfall der Reaktionen in keinem Falle von merklichem Einfluß. Die Reaktionen waren in Versuchen, in denen nicht reagiert werden sollte, nicht kleiner und in Versuchen, wo stark reagiert werden sollte, nicht größer als nach den anderweitigen Versuchsbedingungen zu erwarten war.

Im übrigen finden wir zwischen den mit starren und flüssigen Elektroden vorgenommenen Versuchen einen deutlichen Unterschied. Im ersten Falle war der Verlauf der Kurven vor und nach Applikation des kritischen Reizes gleichmäßig horizontal. Bei der Ver-

Generated on 2019-11-22 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

wendung von Zinkelektroden nimmt die Kurve zwischen den kritischen Reaktionen teils einen unruhigen Verlauf an (Vers. an Dr. G. und Dr. B), teils zeigt sie einen konstanten Abfall (Dr. S. und Frl. Dr. S.). Nach meinen anderenorts beschriebenen Beobachtungen haben wir es im ersten Falle mit dem Ausdruck leichter affektiver Erregung, im zweiten mit dem Ausdruck von Spannungsgefühlen zu tun.

Zieht man noch die Pulsbestimmungen in Betracht, so findet man nach den angeführten Werten zwar in einzelnen Fällen eine leichte Beeinflussung der Schlagfolge durch den Reiz angedeutet, eine Differenz zwischen den einfachen und kritischen Reaktionen ist aber nicht zu erkennen.

Dieses Resultat war nach unseren Anschauungen über die physikalischen Grundlagen des psychogalvanischen Phänomens und den in den beiden früheren Abschnitten wiedergegebenen Beobachtungen teilweise zu erwarten. Nach diesen Erfahrungen schließen sich die Reaktionen auf Schmerzreize und der galvanometrische Ausdruck einer induzierten Affektlage nicht aus, weil das psychogalvanische Phänomen in einem Falle in einer rasch abklingenden relativ starken Saitenschwankung, im anderen in einer langsam sich entwickelnden kontinuierlichen Saitenablenkung besteht und erstere vorwiegend auf Änderung des endosomatischen Ruhestromes, letztere auf episomatische elektromotorische Kräfte zurückzuführen ist. Da nach unseren Versuchen über den galvanischen Ausdruck reproduktiver Vorgänge nur die zweite Reaktion der Willkür der Vp. unterliegt, so können wir es wohl schon von vornherein als wahrscheinlich bezeichnen, daß ein normales Individuum rein auf psychischem Wege ein der Reaktion auf äußere Reize entsprechendes galvanisches Phänomen hervorzurufen nicht imstande ist und auch keine physikalischen Wirkungen zu erzeugen vermag (natürlich bei Wahrung der Versuchsbedingungen, die Hände ruhig zu halten usw.), welche das Zustandekommen der Reaktion auf den Schmerzreiz ausschließen.

Eine andere Frage ist es, ob der gleiche Effekt nicht schon zentral erzielt werden kann, ob es also gelingt, einem Reize sich derart zu verschließen, daß er keine galvanische Reaktion auslöst. Darüber kann natürlich a priori kein Urteil gefällt werden. Doch stimmen alle bisherigen Erfahrungen in diesem Punkte gut überein. Schon aus meinen früher besprochenen Versuchen ging hervor, daß starke Reaktionen auch nach den Reizen auftraten, die auf das Individuum kaum einen Eindruck machten, und Radecki berichtet über Ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

suche, bei denen das psychogalvanische Phänomen auch bei untermerklichen Reizen auftrat. Ferner ergaben fremde und eigene Untersuchungen, daß psychogalvanische Reaktionen konstant nur bei organischen Anästhesien und Analgesien fehlen oder in pathologischer Weise abgeändert sind, daß dagegen bei funktionellen Störungen dieser Art Reaktionen mindestens von gleicher Stärke wie beim Nomalen auftreten.

Radeckis eingangs erwähnte Versuche, welche auf diese Frage Bezug haben, stimmen mit unseren Ergebnissen insofern überein, als er bei keiner Vp. die Fähigkeit fand, die psychogalvanische Reaktion willkürlich zu verhindern. Dagegen konnte er beobachten, daß die Absicht, nicht zu reagieren, mitunter zu einer Verminderung der Reaktion führt, zuweilen allerdings auch den entgegengesetzten Effekt hat. Leider sind bei der von Radecki gewählten Versuchsanordnung die physikalischen und psychologischen Bedingungen zu wenig klar, um eine bestimmte Erklärung für diese Beobachtungen zu ermöglichen. In dem Falle, wo die Reaktion im kritischen Versuche kleiner wurde, dürfte es sich um dieselbe Erscheinung gehandelt haben, von der wir in diesem Abschnitte ausgingen, nämlich um die Entwicklung eines aktuellen Affektes. Die Untersuchung des elektromotorischen Ausdruckes derartiger psychischer Prozesse bildet den Gegenstand des nächsten Abschnittes, wir werden daher die Frage nach den Beziehungen der Reaktion auf äußere Reize dort wieder aufnehmen müssen.

4) Der elektromotorische Ausdruck aktueller Affekte.

Galvanische Kurven unmittelbar im Affekte aufzunehmen, hatte ich bei mir selbst Gelegenheit, da regelmäßig einige Stunden vor Beginn der von mir abgehaltenen Vorlesungen Zustände ziemlich lebhafter affektiver Spannung auftraten, die körperlich auch in anderer Weise Ausdruck fanden. Die nähere Anordnung der Versuche, in denen die elektromotorische Wirkung dieses Affektes studiert wurde, bestand darin, daß in mehreren Sitzungen unmittelbar vor Beginn des Kollegs (5—10 Minuten) Ruhekurven aufgenommen wurden, zumeist mit einem einleitenden Glockensignal, welches nach Ingangsetzen des Apparates erfolgte. Die Ableitung geschah teils durch starre (Zink-Kohle; Zink-Zink) teils durch flüssige Elektroden. Parallelversuche wurden zu gleichen Stunden an vorangehenden und nachfolgenden kollegfreien Tagen unter sonst gleichen Bedingungen vorgenommen. Einmal auch unmittelbar nach Abschluß des Kollegs, als der Spannung eine angenehme Lösung gefolgt war. Soweit bei

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Ableitung in den Kurven die Zacken des Elektrokardiogrammes hervortraten, wurden die Pulse in gewöhnlicher Weise ausgezählt.

I. Versuch. Starre Elektroden. Die drei Kontrollversuche, die an zwei vorhergehenden und einem nachfolgenden Tage angestellt wurden, ergaben fast geradlinigen, horizontalen Kurvenverlauf, eine im Zustande affektiver Erregung gewonnene Kurve verläuft annähernd geradlinig, aber mit konstanter Steigung.

II. Versuch. An diesem Tage waren zwei durch eine Stunde getrennte Vorlesungen zu halten. Vor beiden erfolgte je eine Aufnahme unter Verwendung starrer Elektroden (Zink-Kohle). Die Versuche wurden mit einem Lichtsignale eingeleitet. Zunächst passives Verhalten, hierauf Versuch, die bestehende Spannung durch Vorstellungen zu steigern. Dieser Zustand wurde durch eine leichte Fußbewegung elektromagnetisch markiert, dann Versuch, die Spannung willkürlich zu lösen. Die Kurve zeigt keine merkliche Reaktion auf das Signal, vielmehr besteht von Anfang an konstantes, geradliniges Ansteigen der Kurve, das an den Punkten, wo die Versuchsperson den bestehenden Affekt willkürlich zu steigern oder zu schwächen versuchte, keine Unterbrechung oder Veränderung im Ablaufe erfährt. Die Pulswerte für je 5 aufeinander folgende Sekunden lauten:

7 8 7 7 7 7 7 8 7 7 7 6 6 6 7.

Die zweite Kurve, die in gleicher Weise vor dem nächsten Kolleg desselben Tages aufgenommen wurde, zeigt im Anfang einen steilen Anstieg. Das in diese Strecke fallende Signal ruft keine Reaktion hervor. In der Folge tritt eine mehr absatzweise Steigung der Kurve auf.

Von den Kontrollkurven zu diesen Versuchen wurde eine bei vollkommener äußerer und innerer Ruhe aufgenommen; sie zeigt einen horizontalen Verlauf mit leichter Wellenbildung (Fig. 26) während des ganzen Versuches. Ein zweiter Kontrollversuch wurde bei gleicher Ableitung vorgenommen. Die Vp. befand sich dabei in leichter Erregung, da sie unmittelbar vorher rasch hintereinander durch eine Menge ärgerlicher Kleinigkeiten in Anspruch genommen wurde. Während des Versuches zuweilen leichtes Geräusch, das als Störung empfunden wird und die Erregung unterhält. Die Kurve zeigt in diesem Falle eine leichte vertikale Verschiebung ihres Niveaus und zahlreiche rasch aufeinander folgende Wellen (Fig. 27). Die Pulszahlen lauten für diesen Versuch:

7 7 6 6 7 7 6 6 — — — 7 — —.

III. Versuch. Aufnahme vor dem Kolleg unter ähnlichen Bedingungen wie im letzten Versuche. Es besteht von vornherein ein Ab-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

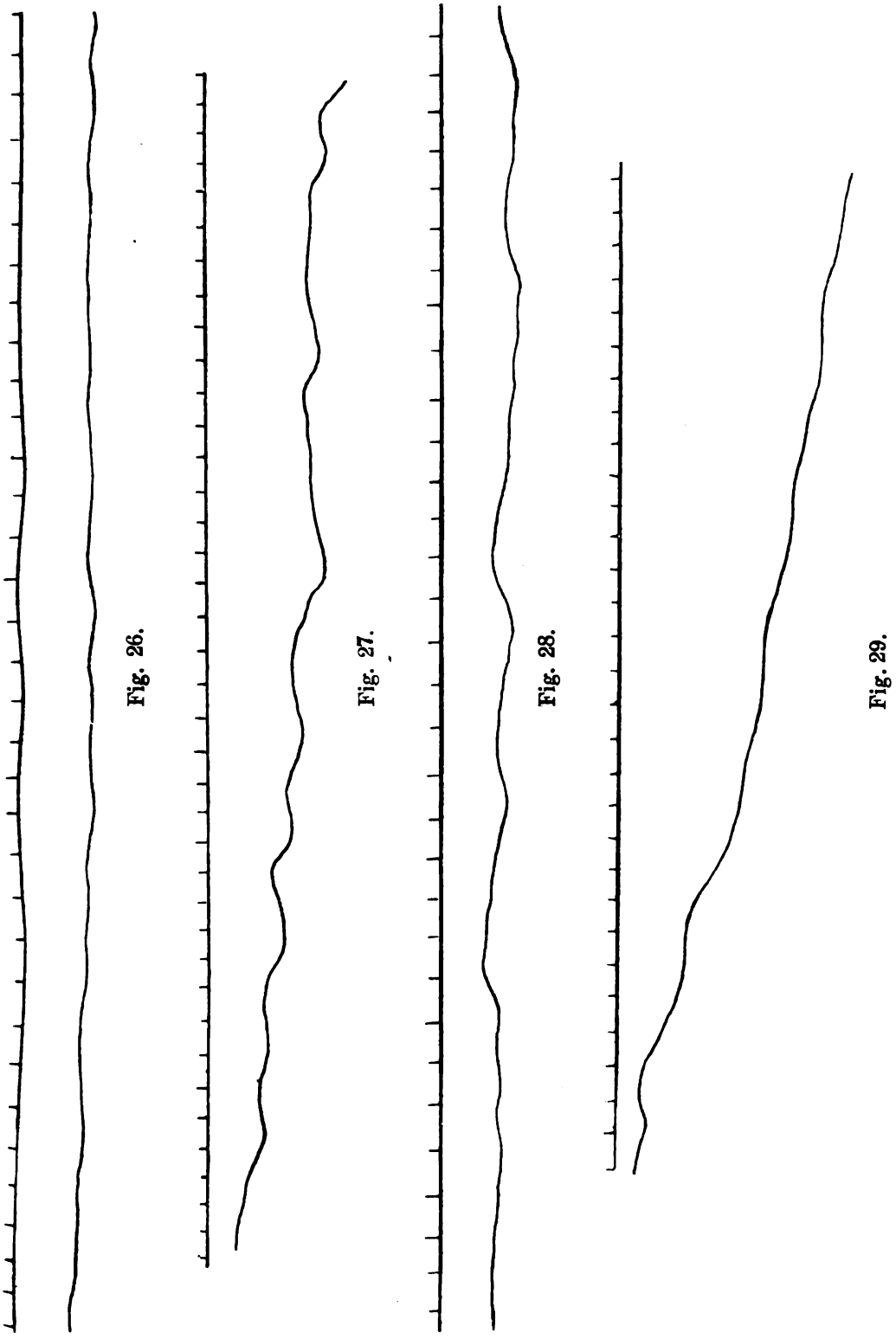


Fig. 26.

Fig. 27.

Fig. 28.

Fig. 29.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fall der Kurve; auf das einleitende Glockensignal tritt eine nach entgegengesetzter Richtung gerichtete Welle auf, in der Folge weiteres Absinken der Kurve.

IV. Versuch. Kontrollversuch bei indifferenter Gefühlslage der Vp. Einige Zeit nach Beginn des Versuches Störung durch leichtes Geräusch in der Umgebung. Die Kurve zeigt eine starke Reaktion auf das einleitende Lichtsignal, hierauf über eine Strecke einen nahezu geradlinigen Verlauf, später leichte Wellenbildung (Fig. 28). Die Pulswerte lauten:

6 6 6 6 6 6 6 6 6 — —.

Die am folgenden Tage vor dem Kolleg unter gleichen Bedingungen aufgenommene Kurve zeigt ständigen starken Abfall (Fig. 29). Das Signal hat eine nur unbedeutende Knickung in der Kurvenlinie zur Folge. Die Pulszahlen sind:

6 7 7 8 7 7 7 8 7 7 7 7 7 7 6 7.

Gleich nach Abschluß des Kollegs wurde wieder eine Kurve aufgenommen. Die Spannung war einer heiteren Angeregtheit gewichen, das Signal hatte diesmal eine starke Reaktion zur Folge. Nach deren Abklingen läuft die Kurve horizontal weiter und bildet einzelne niedrige gedehnte Wellen. Die Pulswerte betrugen:

6 7 6 6 6 6 6 6 6.

Die am folgenden Tage unter günstigen äußeren Bedingungen und ruhiger, indifferenter Stimmung der Vp. aufgenommene Kontrollkurve zeigte einen fast ganz geradlinigen horizontalen Verlauf, obzwar die Vp. bestrebt war, sich durch Reminiszenzen an den vorhergehenden Tag in Spannung und Unruhe zu versetzen.

V. Vorversuch mit flüssigen Elektroden. Auf das Vorsignal erfolgte eine deutliche Reaktion, der weitere Verlauf der Kurve ist gerade und vollkommen horizontal. Die Pulsfrequenz ist:

7 7 7 6 7 7 7 7 7 7 7 7 7 6 7 7.

Am folgenden Tage wurde unter gleichen Verhältnissen bei bestehender affektiver Spannung ein Versuch vorgenommen. Das Vorsignal löste eine kaum merkliche Reaktion aus. Dieser folgte eine sehr niedrige und langgedehnte Welle, welche in dem Zeitpunkte, wo die Vp. ihre Spannung zu erhöhen begann, einsetzt und das Ausgangsniveau erreicht, als die Vp. die Spannung kritisch lösen will. Nach Ablauf der Welle horizontaler, geradliniger Verlauf.

VI. Versuch. Vor dem Kolleg. Äußere und innere Bedingungen dieselben. Das Vorsignal hat keine merkliche Reaktion zur Folge. Mit der willkürlichen Steigerung des Affektes tritt eine leichte Erhöhung des Kurvenniveaus ein. Die Welle sinkt bei versuchter Unter-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drückung des Affekts durch Ablenkung der Aufmerksamkeit auf indifferente Vorstellungen wieder auf das ursprüngliche Niveau, dann gerader, horizontaler Verlauf. Die Pulswerte dieses Versuches sind:

7 7 8 7 8 7 8 7 8 7 7.

Überblickt man das in den sechs Versuchsreihen gesammelte Material, so fällt ein Gegensatz zwischen den unter verschiedenen Ableitungen erhaltenen Ergebnissen auf. Dieser Gegensatz ist insbesondere für jenen Teil der Galvanometerkurve ausgesprochen, welcher den Ausdruck des affektiven Zustandes vorstellt, weniger für die Reaktion auf das Licht oder Glockensignal. Es ist also zunächst eine getrennte Betrachtung beider Versuchsarten erforderlich.

Die Versuche mit Verwendung von starren Elektroden zeigen in den Kontrollfällen, in denen eine Galvanometerkurve bei indifferenter Gemütsstimmung der Vp. aufgenommen wurde, einen horizontalen, leicht wellenförmigen Kurvenverlauf. Unter besonderen Verhältnissen, wie störendes Geräusch in der Umgebung, Erregung der Vp. durch Ereignisse, unmittelbar vor dem Versuch, wird der sonst mehr andeutungsweise vorhandene Wellenzug lebhafter. Wir haben es dann mit der von mir beschriebenen Erregungskurve zu tun, deren Entwicklung in einzelnen Versuchen des früheren Abschnittes zu beobachten war. Dabei handelt es sich um Schwingungen des Galvanometerfadens um den Nullpunkt der Skala, so daß der Gesamtverlauf der Kurve keine wesentlichen vertikalen Verschiebungen des Niveaus zeigt.

Im Zustande affektiver Spannung trat stets ein deutlicher Anstieg oder Abfall der Kurve auf, denen eine kontinuierliche Ablenkung des Galvanometerfadens aus seiner Ruhelage entspricht. Die Richtung dieser Ablenkung ist wie aus physikalischen Überlegungen folgt, bei dieser Ableitung lediglich durch die Stellung der beiden Elektroden zu den Polen der Galvanometersaite bedingt, hat also mit psychischen Bedingungen nichts zu tun.

Eine willkürliche Beeinflussung der Saitenablenkung durch spontan angestrebte Steigerung oder Beruhigung des Affektes hat keine merkliche Veränderung im Ablaufe der Kurve zur Folge. Dagegen tritt unmittelbar nach Wegfall der affekterzeugenden Ursache und nach Lösung der Spannung eine Änderung des Kurvenverlaufes im Sinne der Normalversuche an den Kontrolltagen ein.

Bei Verwendung flüssiger Elektroden war zwischen den im Normalzustande und im Affekt aufgenommenen Kurven kein auffälliger Unterschied zu erkennen. Eine leichte Differenz in ihrem Verlaufe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war nur darin merklich, daß im Affekte der Versuch eine Steigerung desselben hervorzurufen, einen geringen Anstieg der Kurve zur Folge hatte, der mit willkürlich angestrebter Lösung der affektiven Spannung wieder verschwand, während an den Normaltagen kein derartiger Einfluß hervortrat. In letzterem Punkte stimmen übrigens beide Ableitungsformen überein, da auch bei Verwendung von starren Elektroden der Versuch, sich in die affektive Stimmung des vorhergehenden Tages zu versetzen, zu keinen ausgesprochenen Änderungen des Kurvenablaufes führte.

Die Pulszählung ergab für die Affekttage stets eine höhere Frequenz als in den Kontrollversuchen.

Wir kommen nun zu der Frage nach dem Ausfall der psychogalvanischen Reaktionen in beiden Versuchsreihen.

Über die Größe der Reaktionen auf die in den einzelnen Versuchen gegebenen Signale gibt nachstehende Tabelle 2 Aufschluß, in der eine deutliche Reaktion mit +, eine starke mit + +, eine geringe mit ?, und Mangel der Reaktion mit — bezeichnet ist.

Tabelle 2.

	Versuchszahl	Kontrollversuche	Affektversuche
Starre Elektroden	II.	+ +	—
	II.		—
	III.		+
	IV.	+ +	?
	IV.	+ +	
Flüssige Elektroden	V.	+	?
	VI.		—

Man sieht eine Übereinstimmung der Ergebnisse in dem mit verschiedenen Ableitungen vorgenommenen Versuche. Im Affekte ist das psychogalvanische Phänomen erloschen oder vermindert. Besonders deutlich geht der Gegensatz zwischen den Reaktionen aus dem Vergleich der Versuche hervor, die unmittelbar vor und nach einem Kollege vorgenommen wurden. Man sieht in der Affektkurve leichte Andeutung einer Reaktion, in der Normalkurve einen starken Ausschlag.

Der Vergleich des Ausdruckes reproduzierter und aktueller Affekte wird dadurch wesentlich erleichtert, daß ein Individuum in beiden Versuchsreihen Vp. war. Die Untersuchung des Ausdruckes reproduktiver Affekte ergab für sie geringe und inkonstante Änderung

Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

des Kurvenverlaufes gegenüber dem galvanischen Verhalten im indifferenten Zustande, so daß nach den Ergebnissen des letzten Kapitels zu sagen ist: Der aktuelle Affekt findet einen weitaus schärferen elektromotorischen Ausdruck als der reproduktive.

Eine Einschränkung ergibt sich durch die Wahl der Versuchsanordnung. Der aufgestellte Satz gilt zunächst nur bei Anwendung starrer Elektroden, insbesondere Zink und Kohle. Mit flüssigen Elektroden war kein derart erheblicher Unterschied zwischen Affekt- und Ruhekurven bei dieser Vp. festzustellen, welches Resultat nach den Erfahrungen aus der Untersuchung pathologischer Affekte und von Zuständen leichterer Erregung bei normalen Individuen eine Verallgemeinerung zuläßt.

Bei der Deutung der hervorgehobenen Differenz ergibt sich unmittelbar, daß durch die flüssigen Elektroden eine Quelle elektromotorischer Kraft beseitigt wurde. Es liegt nahe, diese im Elektrolyten (Schweiß) zu suchen, der durch die Zwischenflüssigkeit derart verdünnt wird, daß er als ausgeschaltet angesehen werden kann.

Weiter erfordert der auffallende Gegensatz zwischen dem Ausfall der psychogalvanischen Reaktion im Affekte und im indifferenten Zustand eine Erklärung. Zunächst ist ein physikalisches Moment heranzuziehen. Nehmen wir in beiden Fällen einen gleichen Potentialsprung als Ausdruck der Reizwirkung an, so kann dieser bei bestehender und zunehmender Galvanometerablenkung im Kurvenbilde weniger deutlich zum Ausdruck kommen, als bei ruhender Galvanometersaite. Ferner ist klar, daß der Potentialsprung in beiden Fällen bei gleichen Reizen kaum als gleich angenommen werden kann, da gleiche psychische Bedingungen vorausgesetzt, die zentrifugale Erregung in einem Falle ein ruhendes, im zweiten ein bereits aus dem Gleichgewicht gebrachtes System physiologischer Faktoren trifft. Endlich kommen die für die Aufnahme von Reizen entschieden differenten psychischen Vorbedingungen in Betracht.

Wir haben es hier mit der Konkurrenz im Ausdrucke psychischer Prozesse zu tun und finden eine Beeinträchtigung in dem Sinne, daß eine im Ablauf begriffene psychische Erscheinung teils durch ihre psychischen, teils durch ihre elektromotorischen Wirkungen das Eintreten einer zu erwartenden Reaktion verhindert. Im folgenden Abschnitte werden wir die gleiche Wirkung von den bereits abgelaufenen psychischen Prozessen kennen lernen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ergänzend ist hier noch auf die bereits erwähnten Versuche einzugehen, welche bei Geisteskranken vorgenommen wurden und anderenorts ausführlicher besprochen werden sollen. Dabei wurde z. T. ein schon bestehender Affekt in seinem elektromotorischen Ausdruck aufgenommen, teils erst im Experimente ausgelöst. Wir fanden dabei im wesentlichen das gleiche Resultat, sowohl was die Form des Ausdruckes als die Beziehungen zur psychogalvanischen Reaktion auf äußere Reize anlangt. Dabei wurden wir auf die Bedeutung eines bereits erwähnten Momentes für das Zustandekommen der Reaktion noch besonders hingelenkt, nämlich auf die Funktionstüchtigkeit der Schweißdrüsen. Fehlen der Schweißdrüsentätigkeit verhindert zwar nicht das Auftreten der psychogalvanischen Reaktion auf äußere Reize, wohl aber die hier beschriebene Affektreaktion. Dagegen bleibt der zweite Ausdruck des Affektes, nämlich der Einfluß auf den Ablauf der psychogalvanischen Reaktion unverändert und kann unter Umständen das Vorhandensein abnormer psychischer Bedingungen im Experimente verraten.

5) Über die psychischen Bedingungen der galvanischen Reaktion auf äußere Reize.

Bei der Durchführung der mit der direkten Ausdrucksmethode vorgenommenen Versuche wurden mit der gleichen Vp. an verschiedenen Tagen gleichartige Versuche angesetllt. Dabei trat, trotz gleichbleibender äußerer Verhältnisse, zuweilen eine quantitativ verschiedene Reaktionsweise hervor, obzwar die Vp. den Eindruck hatte, den Versuchen zu entsprechen und die ihr gebotenen Reize in gewohnter Weise aufzunehmen. Der Einfluß affektiver Komponenten war ebensowohl durch die Selbstbeobachtung als durch das Kurvenbild auszuschließen, erst die genauere Sichtung dispositioneller Momente führte auf einen Zusammenhang der Erscheinung mit dem Ermüdungszustande der Vp. Wir kamen so zur Annahme bisher noch unbekannter psychischer Vorbedingungen für den Ausfall der Reaktion, welche Annahme einer experimentellen Prüfung zu unterziehen war.

Es kam also darauf an, unter sonst gleichen inneren und äußeren Bedingungen das psychogalvanische Phänomen auf einen bestimmten, sich gleichbleibenden Reiz bei geistiger Frische und nach intellektueller Ermüdung aufzunehmen. Wichtig erschien bei der Durchführung dieser Versuche die Verwendung flüssiger Elektroden, um den Einfluß peripherer Momente (Schweißsekretion, Handbewegungen) auf den Ausfall der Reaktion zu verhindern.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als Vp. diente zunächst Dr. S., dessen Reaktionsweise unter den normalen intelligenten Vp. am genauesten bekannt war. In diesen Versuchen mußte ich mich damit begnügen, den Einfluß leicht einzuschätzender, aber nicht streng dosierter geistiger Arbeit zu studieren, weshalb noch eine zweite Vp. herangezogen wurde, bei der ich auch diese Seite des Versuches experimentell beherrschen konnte.

Ich führe zunächst ein Versuchsergebnis an, das sich zufällig ergab: Dr. S., bei dem in der gleichen Versuchsperiode die psychogalvanischen Reaktionen stets sehr lebhaft ausfielen, zeigt in einer Sitzung bei gleichen äußeren und inneren Versuchsbedingungen auffallend kleine Reaktionen und auch die sonst in dieser Hinsicht sehr wirksamen Aufgaben, Rechenoperationen im Kopfe auszuführen (vgl. Fig. 9), hatten diesmal einen nur unbedeutenden Effekt. Die Ursache für die veränderte Reaktionsweise ergab sich darin, daß die Vp. unmittelbar vor der Anstellung des Versuches durch schwere geistige Arbeit in Anspruch genommen war.

Eine genauere Prüfung dieses Verhältnisses wurde bei dieser Vp. in der Weise vorgenommen, daß am Morgen eine Sitzung abgehalten wurde, ehe Dr. S. noch ernstlich geistig arbeiten konnte. Als Reiz diente zweimaliges Läuten einer elektrischen Klingel durch 3 Sek. Die Reaktion fiel dabei in der für diese Vp. gewohnten Stärke aus. 2 Stunden später wurde der Versuch wiederholt, nachdem die Vp. inzwischen mit Krankenuntersuchung sich beschäftigt hatte. Die Reaktionen auf die gleichen Reize waren jetzt um die Hälfte niedriger.

Bei diesem Versuche bleibt der Einwand möglich, daß die zweite Sitzung in ungünstigerer Zeitlage stattfand. An einem anderen Tage wurde daher der Ermüdungsversuch in erster Zeitlage vorgenommen. Die Vp. hatte unmittelbar vorher 1 Stunde lang Korrekturen gelesen. Die Reaktionen waren jetzt noch niedriger als nach der Ermüdungsarbeit in der früheren Versuchsreihe. Nach ausgiebiger zweistündiger Ruhe wurde der Versuch wiederholt und eine sehr ausgiebige Reaktion erhalten. Der Unterschied zwischen den Ergebnissen beider Versuche ist, wie der Vergleich von Fig. 30 und 31 lehrt, überaus deutlich. Auch der zweite Klingelreiz hatte im Ermüdungsversuch eine kaum merkliche, im Ruheversuche eine noch deutliche Reaktion zur Folge.

Weitere Versuche dieser Art wurden an einem intellektuell mäßig beschränkten Individuum angestellt, das sich als Vp. in anderen Untersuchungen gut bewährt hatte. Seine psychogalvanische Reak-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tion wurde in einer Reihe von Versuchen geprüft und dabei stets ausgesprochene und eindeutige Kurven gewonnen. Elektroden und Reize waren gleich wie in den zuletzt besprochenen Versuchen. Als Ermüdungsarbeit diente Addieren einstelliger Zahlen; die einander entsprechenden Versuche verschiedener Reihen wurden zu derselben Tageszeit vorgenommen. Die allgemeine Disposition des Individuums blieb während der Versuchsperiode gleich.

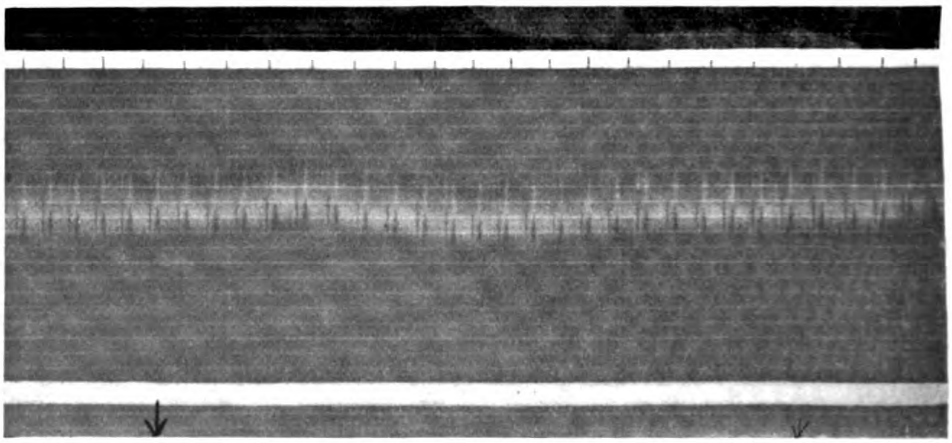


Fig. 30.

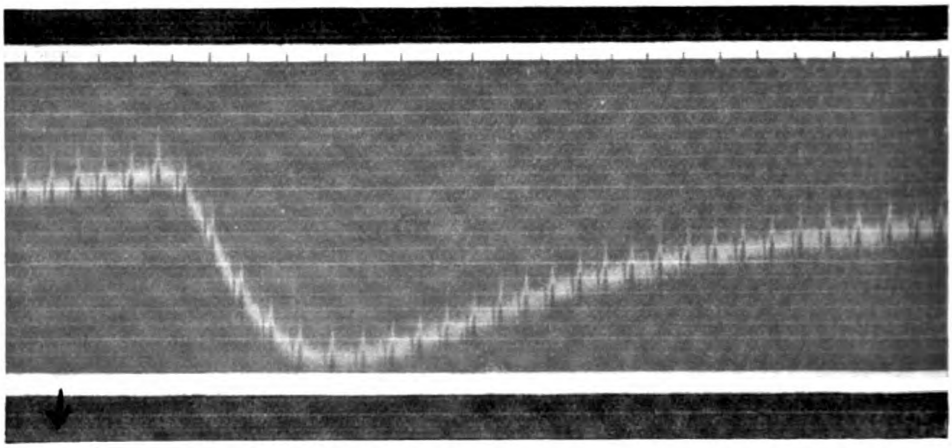


Fig. 31.

In einem Vorversuche, der im ausgeruhten Zustande vorgenommen wurde, betrug der Ausschlag auf das erste Glockensignal bei einer Voltempfindlichkeit von $0{,}5.10^{-4}$ über $3^1/_2$ cm (genaue Feststellung war nicht möglich, da der Faden über die Breite des Streifens hinauswanderte). Der Ausschlag auf den zweiten Reiz betrug $3^1/_2$ cm, auf den dritten Reiz 3 cm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

I. Versuch. Am folgenden Tage betrug die Größe der Reaktion auf gleiche Reize bei geistiger Frische 6 cm, 6 cm, 2 cm. Unmittelbar nach der Ermüdungsarbeit wurde der Versuch wiederholt und Ausschlaggrößen von 3 cm, 1,2 cm, 0 erhalten.

II. Versuch. Höhe des Ausschlages im ausgeruhten Zustande $3^1/_2$ cm, 2,8 cm, nach einstündiger Rechenarbeit 1,8, 0, 0. Danach ruhte das Individuum 1 Stunde lang aus, worauf der Versuch wiederholt wurde. Die Größe der Ausschläge betrug jetzt 2,2, 1,1 und 0 cm. In der folgenden Zeit wurde die Vp. sich selbst überlassen und ging häuslicher Beschäftigung nach. 2 Stunden nach dem letzten Versuche wurde ein neuer angestellt, der die Werte 0,6, 0,7, 0,7 cm ergab.

III. Versuch. Geringere Voltempfindlichkeit des Galvanometers: 10^{-4} (die Ausschläge fielen infolgedessen um die Hälfte kleiner als in den früheren Versuchen aus). Ein Ermüdungsversuch nach einstündigem Addieren ergab nach allen drei Reizen keine Reaktion.

IV. Versuch. Voltempfindlichkeit wie bei III, Aufnahme im ausgeruhten Zustande vor der Ermüdungsarbeit, Höhe der Galvanometerkurven 1,3, 0,6, 0 cm.

V. Versuch. Am folgenden Tage unter gleichen äußeren Bedingungen nach Ermüdungsarbeit; die Ausschläge betragen 0,4, 0,0 cm.

Die in den beiden Versuchsreihen an zwei Individuen vorgenommenen Beobachtungen lassen deutlich einen Einfluß geistiger Ermüdung auf den Ausfall der psychogalvanischen Reaktion erkennen. — Die Ermüdung hatte eine quantitative Veränderung der Reaktion in dem Sinne zur Folge, daß die Höhe der Galvanometerkurve, also die Breite der Fadenablenkung im Vergleiche zu den im ausgeruhten Zustand vorgenommenen Parallelversuchen abnahm. Dagegen zeigte weder die Reaktionszeit noch die Form des Anstieges und Abfalles oder die Länge der Kurve, also die Dauer der Fadenablenkung einen auffälligen Unterschied.

Die in diesen Versuchen aufgenommenen Kurven lassen eine bisher noch nicht genauer studierte Erscheinung erkennen, nämlich daß die bekannte Abnahme aufeinander folgender Reaktionen im Ermüdungszustand relativ größer ist als bei geistiger Frische. So betrug im ersten Versuche die dritte Reaktion des Ermüdungsversuches 0, während die vorhergehende eine immer noch beträchtliche Größe hat (1,2 cm). Nach dem Ergebnis des zweiten Versuches

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheint gerade in dieser Hinsicht die Erholung langsamer fortzuschreiten, indem die nach 1 Stunde angestellten Versuche zwar schon eine große Saitenschwankung zeigen, eine Reaktion auf den dritten Reiz aber erst in der dritten Versuchsreihe des Tages 3 Stunden nach Abschluß der Ermüdungsarbeit auftritt.

Durch diese Versuchsanordnung, welche die allmähliche Erholung der Reaktionsfähigkeit des Individuums deutlich zum Ausdruck bringt, wird die Annahme ausgeschlossen, daß das Kleinerwerden der Reaktionen nach der Ermüdungsarbeit mit dem bekannten Abnehmen der Reaktionen bei Wiederholung des Reizes gleichzustellen ist. Zu derselben Überzeugung führt auch der Vergleich des III. und IV. Versuches. An diesen Tagen wurde nur je eine Sitzung vorgenommen, wobei am ersten und dritten Tage nach der Ermüdungsarbeit die Reaktion 0 war, am zweiten (Ruhetage) in deutlicher Weise auftrat.

Das Ergebnis der an beiden Vp. vorgenommenen Versuche steht in voller Übereinstimmung. In beiden Fällen führte geistige Ermüdung zu deutlicher quantitativer Abnahme der psychogalvanischen Reaktion. Dies Resultat ist, wie anderenorts ausgeführt werden soll, auch für die Beurteilung der Reaktionen bei Geisteskranken wichtig.

Die hier näher untersuchte Erscheinung ist von der erwähnten, bereits länger bekannten einer quantitativen Abnahme der Reaktionen bei Wiederholung des Reizes wohl auseinander zu halten, denn der letztere Fall unterscheidet sich prinzipiell dadurch, daß dabei ein Verschwinden des psychogalvanischen Phänomens erfolgt, ohne daß noch von einer Ermüdung der Vp. die Rede sein kann, während in den oben beschriebenen Versuchen bei ausgesprochener Ermüdung Reaktionen noch zu beobachten waren. Ein solcher Zusammenhang ist auch nicht durch die naheliegende Vorstellung zu finden, daß bei der Ermüdungsarbeit gewissermaßen in allen Einzelakten Reaktionen auftreten, die aber nicht aufgenommen werden und so eine Erschöpfung des Phänomens eintritt. Die in beiden Fällen vorgenommenen Reizungen können aber nicht in Parallele gestellt werden, da bei Wiederholung eines Reizes das psychogalvanische Phänomen relativ rasch verschwindet. Das Vorhandensein einer pyschogalvanischen Reaktion nach der Ermüdungsarbeit kann nicht durch eine rasche Erholung der Reaktionsfähigkeit erklärt werden; dagegen spricht die Tatsache, daß nach einstündiger Ruhe die Reaktionsfähigkeit noch nicht wiederhergestellt war. Danach stellen sich also die Abnahmen der Reaktionen bei Wiederholung des Reizes und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die herabgesetzte Reaktionsfähigkeit durch geistige Ermüdung als zwei prinzipiell verschiedene Erscheinungen dar. Nach Versuchen, in denen bei geistiger Frische Wiederholung eines Reizes rasch zum Verschwinden des psychogalvanischen Phänomens führte, ein andersartiger Reiz aber deutliche Reaktionen auslöste, während nach geistiger Ermüdung sämtliche Reaktionen ausfielen, handelte es sich im ersten Falle um eine vorübergehende und spezielle, im zweiten um eine allgemeine und anhaltende Abnahme der Reaktionsfähigkeit.

Mit dem Mechanismus der Abnahme des psychogalvanischen Phänomens bei Wiederholung von Reizen beschäftigte sich eine Versuchsreihe, bei der ich von der Frage ausging, beruht diese Abnahme auf einer Änderung der Funktion peripherer dem Phänomen zugrunde liegender Apparate oder ist sie psychisch bedingt? Diese Versuche wurden in der Weise vorgenommen, daß auf die Vp. eine Reihe gleicher akustischer Reize ausgeübt wurde, bis die Reaktion sich der 0 näherte. Dann wurden optische Signale gegeben, später wieder gewechselt. Um Störungen durch äußere Vorgänge zu vermeiden, befand die Vp. sich dabei allein in einem verdunkelten Zimmer, die Reize wurden vom Versuchsleiter aus dem Apparatenraum elektrisch gegeben. Ich führe hier einen an Dr. B. vorgenommenen Versuch an, bei dem ein Spiegelgalvanometer verwendet wurde. In nachstehender Tabelle 3 ist die Größe des Ausschlages bei jedem Versuche in Graden der Skala, sowie in Ohm angegeben.

Die Werte der Tabelle zeigen, daß das psychogalvanische Phänomen bei Wiederholung des Reizes verschwindet und nach Wechsel der Reizart wieder auftritt; daraus ergibt sich zwingend, daß die Ursache für seine Abnahme nicht in der Peripherie, im besonderen Falle in dem die Schwankungen vermittelnden physiologischen Apparate liegen kann, sondern in zentralen Prozessen zu suchen ist. Unter Berücksichtigung des Wesens des psychogalvanischen Phänomens und der Selbstbeobachtung sind wir geneigt, einen Zusammenhang zwischen der bei Wiederholung eines Reizes eintretenden Abstumpfung gegen seine emotionelle Wirkung und dem Kleinerwerden des psychogalvanischen Phänomens anzunehmen.

Die Abnahme der Reaktionen tritt bei verschiedenen Individuen verschieden rasch ein; auch die Dauer der Veränderung läßt individuelle Differenzen erkennen, indem bei einzelnen Vp. die Veränderung der Reaktionen von Sitzung zu Sitzung zunimmt, bei anderen nur innerhalb einer Sitzung nachweisbar ist. Zu letzterer Gruppe scheinen

Generated on 2019-11-22 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tabelle 3.

Versuchszahl	Art des Reizes	Ausschlag in Skalengraden	Entsprechend einer Widerstandsabnahme in Ohm
1	Glocke	22	125
2	»	25,5	140
3	»	27	150
4	»	12	65
5	»	13	70
6	»	5	30
7	»	10	55
8	»	3	20
9	»	4	25
10	»	0	0
11	»	0	0
12	Licht	8	50
13	Glocke	19	95
14	Licht	2	10
15	Glocke	6,5	35
16	Glocke	0,5	2,5
17	Licht	5,5	30
18	Licht	0	0
19	Glocke	12,5	80
20	Glocke	0	0

insbesondere jene Individuen zu gehören, bei denen nicht eigens vorbereitete Reize von Schreckwirkung begleitet sind, ohne daß aber der elektromotorische Ausdruck des Erschreckens mit dem psychogalvanischen Phänomen gleichzustellen wäre.

Für die durch geistige Ermüdung erfolgende Veränderung des psychogalvanischen Phänomens ist eine ähnliche Erklärung wie im ersten Falle nach der Selbstbeobachtung nicht zulässig, vielmehr müssen wir dabei, da auch eine Erschöpfung der Erregbarkeit peripherer Organe nicht wahrscheinlich ist, an Störungen in der Auslösung bzw. Änderungen in der zentrifugalen Erregung denken. Im Gegensatz zu letzterem Mechanismus steht der schon im vorigen Abschnitt besprochene Mangel von Reaktionen im Affekte, zu dessen Erklärung in erster Linie rein zentrale, psychische Momente heranzuziehen sind.

Generated on 2019-11-22 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

IV. Schlußsätze.

Empfindungen von differenter Gefühlsbetonung sind von qualitativ gleichen psychogalvanischen Reaktionen begleitet und zwar gilt dieser Satz sowohl für die durch epi- wie endosomatische elektromotorische Kräfte bedingten Schwankungen.

Ausgesprochene psychogalvanische Reaktionen sind auch im Gefolge von Reizen, die Empfindungen mit indifferenter Gefühlsbetonung auslösen, zu beobachten.

Die Intensität der durch den Reiz ausgelösten affektiven Erregung bzw. der veranlaßten intellektuellen Inanspruchnahme findet wenigstens bei Anwendung starrer Elektroden in der quantitativen Seite der Reaktion einen Ausdruck.

Eine willkürliche Verstärkung oder Abschwächung der psychogalvanischen Reaktion ist Versuchspersonen, die mit der Verhaltungsweise von Simulanten größtenteils vertraut waren, niemals gelungen. Eine reine Durchführung derartiger Versuche macht die Verwendung flüssiger Elektroden erforderlich.

Aktuelle Affekte können unter Verwendung von starren Elektroden einen sehr ausgesprochenen elektromotorischen Ausdruck finden, und zwar ergaben sich für Erregungs- und Spannungszustände besonders charakteristische Kurvenformen, an deren Zustandekommen die Tätigkeit der Schweißdrüsen wesentlich beteiligt ist.

Zwischen dem Ausdruck aktueller und reproduktiv ausgelöster Affekte bestehen quantitative Übergänge. Die Qualität des reproduzierten Affektes kommt im Kurvenbild nicht zum Ausdruck.

Das Studium der psychischen Bedingungen der Reaktion ließ nachstehende Beziehungen erkennen:

Geistige Ermüdung bewirkt eine Herabsetzung der Reaktionsfähigkeit.

Im Affekte sind psychogalvanische Reaktionen auf äußere Reize vermindert oder fehlen ganz. Als Ursache hierfür kommen bei Verwendung flüssiger Elektroden physiologische und psychologische Momente in Betracht. Bei starren Elektroden ist hierbei das Auftreten deutlicher psychogalvanischer Reaktionen auch physikalisch erschwert.

Bei Wiederholung eines Reizes erfolgt eine individuell verschieden rasch eintretende und anhaltende Verminderung der psychogalva-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nischen Reaktion, welche auf einer Abstumpfung der affektiven Wirkung des Reizes beruht.

Bei der Durchführung der Versuche standen mir auch bei der vorliegenden Arbeit die Mittel der psychiatrischen Klinik in Leipzig im vollen Maße zur Verfügung, wofür ich meinem hochverehrten Chef Herrn Geh. Rat Flechsig auch an dieser Stelle meinen ergebensten Dank aussprechen möchte.

(Eingegangen am 3. Dezember 1912.)

Generated on 2019-11-22 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Untersuchungen zur Psychologie der Wertung

(auf experimenteller Grundlage)

mit besonderer Berücksichtigung der methodologischen Fragen.

Von

Dr. **Theodor Haering** (Tübingen).

(Schluß.)

D. Die moralischen Wertungen.

Übersicht.

§ 40. Die einfachen moralischen Wertungen (Instr. 26—28); (Die Einstellung; die moralische »Sphäre«; Arten der Wertung; das »moralische Gefühl«; die Geltung moralischer Wertungen). S. 285.
§ 41. Moralische Wertvergleichungen (Instr. 29). Wertmaßstäbe. S. 291.
§ 42. Die Vorversuche in Instr. 25. S. 295.
§ 43. Resultate. S. 296.

§ 40.

1.

Ich habe in den bisherigen Ausführungen so viele der auch hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte schon behandelt, daß ich mich immer mehr auf die Hervorhebung der spezifischen Unterschiede auf diesem speziellen Wertgebiet beschränken und das sich Gleichbleibende mit kurzen Worten abmachen kann. Um so mehr verweise ich zur Bestätigung meiner aus diesem Grunde hier oft kurzen Ausführungen auf die mitgeteilten Protokolle, auf die bei den einzelnen Abschnitten verwiesen ist, und die der Kürze halber vielfach selbst die systematischen Bemerkungen, soweit nötig, enthalten.

2.

a.

Wie wir in den ökonomischen Wertungen den gegebenen Reizgegenstand in Beziehung zu einer oder mehreren Strebungs- u. a. Tendenzen (nach Instruktion) antrafen, so handelt es sich bei den moralischen Wertungen um die Beziehung eines Gegenstandes (hier

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meist einer Handlung) zu einer Sphäre von Einstellungen, die wir eben mit dem Ausdruck »moralische« zu bezeichnen pflegen. Auch hier können wir nach den Protokollen in demselben Sinne wie oben wieder von einem Sphärenbewußtsein und der Möglichkeit einer allgemeinen Einstellung auf dieselbe reden (62). Diese Sphäre kann auch ebenso durch Instruktion eine allgemeinere oder speziellere sein, d. h. die Gesamtheit unserer moralischen Einstellung oder spezielle Anwendungsgebiete derselben umfassen. Ob und wie wir uns das erklären können, darauf kommt es auch hier zunächst wieder weniger an, als auf die Konstatierung dieser unbezweifelbaren Tatsache, von der sich jeder jederzeit selbst überzeugen kann. Auch ohne irgendeine bestimmte vorstellungsmäßige oder gedankliche Vergegenwärtigung kann ich sehr wohl auf eine der genannten Sphären eingestellt sein; was aber trotzdem mehr ist, als bloßes allgemeines Bereitsein zu einer Reaktion, vielmehr ein Bereitsein zu dieser bestimmten Reaktion: käme etwas Unpassendes, so würde dies bei genügender Einstellung als etwas Fremdes unmittelbar und positiv empfunden werden können (63).

b.

Man muß sich auf diesem Gebiet besonders hüten, sich nicht von normativ-systematisch-ethischen Gesichtspunkten verwirren und den Blick für das psychologische Tatsachenmaterial trüben zu lassen. Diese Einstellung auf die ethische Sphäre ist psychologisch unzweifelhaft eine Einstellung auf eine inhaltliche Sphäre d. h. die Einstellung auf eine Sphäre von Gegenständen (in diesem Fall meist Handlungsweisen), die wir als moralisch zu bezeichnen pflegen (67). Daß hierfür im Laufe der psychischen Entwicklungen Abbreviaturen eintreten: daß also der Schwerpunkt von den einzelnen moralischen Gegenständen hinweg auf »moralische Gesichtspunkte« sich verlegt, macht hierbei keinen psychologisch irgendwie prinzipiellen Unterschied, sofern, wie wir in § 32 dargelegt haben, solche Wertnormen und -maßstäbe selbst psychologisch auch wieder nichts anderes sind, als Intentionen auf Teilsphären der moralischen »Gegenstände«, denen die zu den letzteren gehörigen als ihr Inhalt (logisch: als »normgemäß«) zugeordnet sind, auf Grund empirischer Entwicklung. Demgemäß ist die Intention auf solche »Maßstäbe« (Gesichtspunkte) psychologisch auch nichts anderes (vgl. auch § 32) als eine solche auf »Gegenstände« (Erlebnisse), wie oben, nur auf solche besonderer, nämlich moralischer, Art.

Man sieht, daß für den psychologischen Tatbestand der Unterschied von formaler und inhaltlicher Ethik keine prinzipielle Ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schiedenheit bedeutet. Psychologisch sind beide höchstens als verschiedene Entwicklungsstufen des psychischen Besitzes überhaupt zu unterscheiden. Über die Vorzüglichkeit der einen oder anderen Art hat die Psychologie nichts auszumachen.

3.

Ferner findet sich auch hier wieder gefühlsmäßige (64) und intellektuelle (65) Art der Wertung nebeneinander; beide sowohl unmittelbar, als mittelbar (reflektiert).

Durch die erstere Unterscheidung wird sowohl der sog. Gefühlsmoral als der sog. Reflexionsmoral, als Typen, ihre relative, aber auch nur ihre relative Berechtigung zuerkannt, und beiden die Fähigkeit einer wirklichen Konstitution von Werten zugesprochen. Durch die zweite Unterscheidung wird gezeigt, daß an sich keiner von diesen beiden Typen einen größeren Anspruch auf Unmittelbarkeit der moralischen Wertung besitzt (wie meist geglaubt wurde).

4.

a.

Die Frage, ob es besondere moralische Gefühle gebe, ist natürlich in diesem Fall, wo unmittelbare moralische Gefühlswertungen als feststehend angenommen werden, in dem Sinne zu bejahen, wie es auch Urteilsgefühle, ästhetische Gefühle usw. gibt, je nach dem psychischen Element, mit dem sich der Gefühlscharakter als seinem »Fundament« (s. § 36, 5 f.) verbindet. Jedoch muß man sich, sowohl bei dieser Bejahung als auch bei gegnerischer Verneinung dieser Frage, davor hüten, diese Frage überhaupt, wie es so vielfach geschieht, mit der genetisch-anthropologischen nach der Ursprünglichkeit solcher moralischer Gefühle zu verquicken. Wenn man mit der neueren Psychologie überzeugt ist, daß Lust- und Unlustgefühle nur in Begleitung anderer psychischer Funktionen auftreten[1]), so werden also auch moralische Gefühle ihren spezifischen Charakter einem spezifischen Substrat verdanken, während das Lust-Unlustgefühl an sich immer eine »sinnliche« Erlebnisart sein kann (s. § 36). Es hat also wenig Sinn, nach der Ursprünglichkeit der moralischen Gefühle an sich zu fragen, wenn man nicht zugleich die Frage nach der Ursprünglichkeit moralischer Wertungen überhaupt stellt. Das beweist aber mindestens so viel, daß für die Kenntnis der psychologischen Struktur der moralischen

1) Wobei nur die Frage noch zu erörtern bleibt, ob man die Lust—Unlustgefühle als die allgemeinste Art der Gefühle anzusehen hat, die diese verschiedenen Verbindungen mit anderen psychischen Elementen eingeht, oder selbst schon als einen Spezialfall (s. o. § 36).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wertung durch jene Frage nach der Ursprünglichkeit moralischer Gefühle gar nichts gewonnen ist. Seit es gefühlsmäßige moralische Wertung gibt, gibt es auch moralische Gefühle. Die ganze Fragestellung hat überhaupt nur dann einen rechten Sinn, wenn man (was wir gerade ablehnen) Gefühlswertungen eine größere Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit an sich zuschreibt, als intellektuellen Wertungen und wenn man der Ansicht ist, daß solche moralischen Gefühle die Ursachen moralischer Wertungen schlechtweg, nicht, wie wir gezeigt haben, selbst schon (gefühlsmäßige) Wertungen sind. Wo dies aber nicht der Fall ist, kann es uns an sich psychologisch höchst gleichgültig sein, in welchen von diesen beiden Formen die moralische Wertung zuerst und auf welcher Stufe der Entwicklung sie erstmals gefühlsmäßig aufgetreten sei. Die Frage, ob es besondere moralische Gefühle gebe, hat also jedenfalls mit der Frage nach ihrer Ursprünglichkeit gar nichts zu tun.

b.

Ob phylogenetisch der Entwicklung der moralischen Werte eine besondere Art von Gefühlen: etwa die »altruistische«, zugrunde liege, ist an sich eine andere Frage. Nach unseren Anschauungen aber könnte von einer solchen nur in dem Sinne die Rede sein, daß eine gefühlsmäßige Wertung des Wohlergehens (Interesse am Wohlergehen) anderer darunter verstanden wäre. Eine solche aber setzt die gegenständliche Beziehung auf einen »Alter« schon voraus, ist also erst auf relativ später phylogenetischer Stufe überhaupt möglich. Jedenfalls kann es also erst eine phylogenetisch spätere Gefühlsart sein. Ontogenetisch ist, wie ich glaube, von Anfang an eine solche als vererbt bzw. ererbt anzusehen, wenn man sie nicht durch das Verhalten des Individuums zum Organismus der Mutter als doch erst empirischen Wert sich differentiieren lassen will.

Jedenfalls kann von einer eigentlich moralischen Gefühlswertung im gewöhnlichen Sinn erst auf intellektueller Entwicklungsstufe die Rede sein, wie schon ausgeführt wurde.

c.

Die unmittelbare gefühlsmäßige moralische Wertung unterscheidet sich also, wie schon gezeigt wurde, prinzipiell nicht von den auch früher schon geschilderten Arten gefühlsmäßiger Wertung, bei denen ein intellektuelles (hier moralisches) Zugehörigkeitserlebnis lustbetont ist in dem § 36, 5f angegebenen Sinne. Gerade bei den moralischen Wertungen jedoch ist hier eine Verwechslung sehr geläufig, indem man unter moralischem Gefühl sehr häufig nur speziell den Affekt versteht, den wir oft unwillkürlich gegenüber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonders moralischen oder besonders unmoralischen Handlungen empfinden. Es liegt nun in der Natur des Affekts überhaupt, daß er nicht ein Lust- oder Unlustgefühl im gewöhnlichen Sinne, sondern ein auf viel weitere Gebiete der Psyche übergreifendes Phänomen ist. Jedenfalls ist er nicht eine Erscheinung, die als normal mit irgendeinem psychischen Vorgang verknüpft oder für ihn typisch bezeichnet werden könnte. Er ist immer ein psychisch höchst kompliziertes Gebilde, das keiner bestimmten Art psychischer Erlebnisse eigen ist, sondern zu dem sich jedes Gefühl unter Umständen auswachsen kann. Wenn wir also zwischen einem moralischen und anderen Arten des Affekts scheiden, so ist dies kein diesem Phänomenen selbst immanenter Unterschied. Psychologisch ist der Affekt ein aus bestimmten Gründen gesteigertes und mit anderen psychischen Faktoren vermischtes psychisches Phänomen, das sowohl eine moralische Wertung als jede andere Wertung begleiten kann. Ebensowenig als wir einen Grund hatten, ein besonderes moralisches Gefühl anzunehmen, so wenig einen besonderen moralischen Affekt; und wenn vielleicht bei moralischen Wertungen ein solcher sich besonders häufig zeigen sollte, so ist dies nur eine psychologisch zu konstatierende, aber psychologisch nicht weiter erklärliche Tatsache, die ihren Grund in außerpsychologischen Entwicklungsfaktoren hat: für die Psychologie ist er nur eine besonders intensive Art der sinnlichen Gefühlsreaktion im allgemeinen.

5.

Für den Umfang und die Dauer der Geltung einer moralischen Wertung und deren psychologische Repräsentation gilt dasselbe, was oben hierzu bei den ökonomischen Wertungen und den Relationsstiftungen überhaupt bemerkt wurde (vgl. oben § 26 und 33). Sie ist Einstellungssache, durch den Einstellungscharakter bedingt (66).

Jedoch ist bei den moralischen Wertungen die Besonderheit zu konstatieren, daß hier der Begriff der moralischen Wertung an sich schon und demgemäß auch schon die Einstellung in unseren Versuchen das Merkmal der Allgemeingültigkeit enthält. Eine nicht allgemeingültige moralische Wertrelation wäre überhaupt keine moralische Wertrelation. Psychologisch ist also einfach eine konstante Zuordnung dieser beiden »Erlebnisarten« (Einstellungen) als Tatsache zu konstatieren, während dieselbe bei den früheren ökonomischen Wertungen besonders vollzogen werden mußte (vgl. § 33/34).

Daß dies bei den moralischen Wertungen so ist, ist für die Psycho-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

logie eine Tatsache, die sie vorfindet. Die Gründe derselben dagegen liegen außerhalb der Psychologie, wie nachher noch und später bei den logischen Wertungen noch weiter ausgeführt werden wird. Psychologisch haben wir nur zu konstatieren, welche Arten von Wertungen auf den verschiedenen Gebieten und in welcher Häufigkeit sie vorliegen, aber wir haben nicht nach den (allgemeinen Lebens-) Ursachen dieser Häufigkeit zu suchen. Ebensowenig gehört es in die Psychologie, warum Salz oder Gold besonders allgemein wertvoll ist, sondern nur: in welcher Weise ein solcher besonderer Wert psychologisch in besonderer Weise repräsentiert ist (vgl. hierzu die Wertvergleichungen: »bestimmter Wert« § 41).

Es handelt sich also hier um allgemeingültige Zugehörigkeitserlebnisse zu der oben beschriebenen »moralischen Wertsphäre«.

6.

Daß dies auch im gewöhnlichen Leben, also abgesehen von unserer Versuchsanordnung, der wirkliche psychische Vorgang ist, davon kann sich jeder selbst überzeugen. Das, was unter die Sphäre der für uns als moralisch feststehenden positiven oder negativen moralischen Wertungen fällt, ist für uns moralisch oder unmoralisch. Ob dieses Zugehörigkeitserlebnis ein unmittelbares oder auf irgendeine Weise reflexiv vermitteltes ist, kommt dabei nicht in Betracht. Aber es steht fest, daß etwas, was nicht wenigstens in Analogie zu feststehenden moralischen Werten (also wieder mit Hilfe der »Ähnlichkeitssphäre« des zu beurteilenden Gegenstandes; s. § 25, 3) unter eine Wertrelationssphäre subsumierbar ist, überhaupt moralisch nicht gewertet werden kann. Diese Sphären kommen auch hier rein empirisch (in diesem Fall namentlich durch erzieherische Begriffsbildung und erzieherische Zuordnung bestimmter Gefühle zu bestimmten Handlungsweisen, sofern eine solche nicht teilweise schon erblich in den allerallgemeinsten Formen vorhanden ist) zustande, wieder unter dem Einfluß meist außerpsychologischer Faktoren; auch hier ist es eine selektive Zuordnung teils natürlicher, teils künstlicher Art, durch die psychologisch-genetisch diese Sphärenbildung zu erklären ist (vgl. zu den moralischen »Gesichtspunkten« die Ausführungen in § 41, 2!).

In dem erwachsenen Menschen der heutigen Stufe bestehen eine Menge solcher fester moralischer Zuordnungszusammenhänge, die als solche für ihn, was den psychologischen Vorgang betrifft, als »absolute« moralische Werte funktionieren, denen andere zugeordnet werden. Die Frage der objektiven Berechtigung oder Richtigkeit solcher auf empirische Weise gewordener Sphären moralisch positiver oder negativer Werte, als zu welchen zugehörig die jeweils gegebenen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegenstände positiv oder negativ gewertet werden, gehört nicht in die Psychologie. Nur der Vorgang der Subsumption unter dieselben und ihr Vorhandensein selbst als psychischer Faktoren bei dem Wertungsvorgang gehört in die phänomenologische Psychologie und zudem die Untersuchung oder Theorie ihrer Entstehung in die genetische Psychologie.

Die psychologische Analyse findet so auch hier immer wieder Werte vorausgesetzt, wo sie dieselben auflösen möchte, und kann auch durch keinen Regreß zu diesem ihrem Ziele gelangen.

§ 41. Wertvergleichungen.

1.

Was die moralischen Wertvergleichungen anlangt, so ist es wohl nach der gemeinen Erfahrung zweifellos, daß es auch hier unmittelbare Vergleichungen gibt, sowohl nach der Gefühls-, wie nach der intellektuellen Art (unmittelbares Wissen [ohne Gefühlsmoment] um die Vorzüglichkeit in moralischer Beziehung); aber in meinen Versuchen ist es mir aus leicht ersichtlichen Gründen nicht gelungen, solche hervorzurufen. Meine Versuche zeigen vielmehr alle den reflektierten intellektuellen Typus. Einige Fälle, die an mittelbare gefühlsmäßige Wertung grenzen, sind im Anhang bezeichnet (Protokollauszüge 68). Die hier unvermeidliche Schwierigkeit, die den Vp. zumutete, sich völlig in eine ganz bestimmte konkrete Situation hineinzuleben, war offenbar auch bei den Vp., die sonst diese Klippe überwanden, zu groß. Doch ist dies ja auch nicht von prinzipieller Bedeutung, da man wohl ohne weiteres annehmen darf, daß diese letztere Art der moralischen Wertvergleichung (die mittelbare [= reflektierte] intellektuelle) auch im gewöhnlichen Leben durchaus überwiegt. Man braucht sich zur Bestätigung nur Fälle von moralischen Entscheidungen aus dem eigenen Leben zu vergegenwärtigen. Man muß dabei nur sorgfältig alle Fälle fernhalten, bei denen das Gefühlsmoment nur Nebenerscheinung, aber nicht konstituierender Faktor der Wertung selbst ist. (Fälle von unmittelbaren intellektuellen Wertungen s. Protok. 65.)

2.

Interessant sind nun aber auch hier wieder, wie bei den ökonomischen Wertvergleichungen, die Gesichtspunkte (Einstellungen), unter denen diese Reflexionen über die Vorzüglichkeit in moralischer Beziehung angestellt werden, und namentlich die Wertskala, in welche diese verschiedenen Gesichtspunkte selbst wieder, im Verhältnis zueinander, eingereiht werden. Auch hier wieder werden uns alle diejenigen Gesichtspunkte begegnen, die, vereinzelt oder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verbunden, die Prinzipien der verschiedenen moralischen Theorien aller Zeiten ausgemacht haben. Auch hier wieder die Opposition der Mannigfaltigkeit der Lebenstatsachen gegen willkürliche Vereinfachungen und Vereinerleiungen in der Theorie. (Natürlich sind hier nicht die Theorien gemeint, die eine moralische Norm als zu forderndes Ideal aller Handlungen oder Wollungen aufstellen; sondern diejenigen, die den vergeblichen Versuch machen, dieses ihr spezielles Ideal nicht als gefordertes, sondern als tatsächlich nachweisbares Motiv alles Wollens aufzudecken, wie es z. B. bei vielen Theorien des absoluten Egoismus geschehen ist; letzteres wird, wie gesagt, immer eine Vergewaltigung der Wirklichkeit bedeuten.) Ich verweise hier ganz auf die systematisch angeordneten Protokolle, die alles Nötige enthalten (68—79). Diese Übersicht über die verschiedenen »Gesichtspunkte« moralischer Wertungen d. h. nach unseren früheren Ausführungen: über die verschiedenen intentionalen moralischen positiven oder negativen Werterlebnisse (die auf bestimmte Sphären von Werten intentional gerichtet sind), die als »absolute« Beziehungsglieder (absolute Maßstäbe) am häufigsten bei den verschiedenen Vp. vorausgesetzt sind, ist auch deshalb interessant, weil man sieht, wie vielfältig und mannigfaltig, inhaltlich betrachtet, diese unter dem Namen der moralischen Wertungen zusammengefaßten Phänomene sind.

Im allgemeinen ist natürlich auch hier festzuhalten, daß die wissenschaftliche Zusammenfassung aller solcher Wertungen als moralischer eine künstliche und insofern außerpsychologische ist; aber auch hier gilt wieder unsere frühere Feststellung, daß auch die »natürliche Begriffsbildung« der künstlichen in mannigfacher Weise entgegenkommt. Schon der obengenannte, durch Erziehung und natürliche Faktoren bedingte und geschaffene, unmittelbar diesen Wertungen anhaftende Charakter der Allgemeingültigkeit sichert diesen Erlebnissen eine hervorragende Stelle, die sie auch zu natürlichem Zusammenschluß treibt, schon vor der künstlichen Begriffsbildung. Es dürfen aber, wie stark betont werden möge, auch hier in ganz ähnlicher Weise wie bei den Willensvorgängen im allgemeinen (s. § 25 Exkurs Nr. 7e) nicht Momente als charakteristisch für das moralische Erlebnis im allgemeinen in Anspruch genommen werden, die ihm nur unter besonderen Verhältnissen eignen. Wie nämlich psychologisch bei der Analyse des Willensvorgangs nicht die Fälle zugrunde gelegt werden durften, wo eine besondere Erschwerung der Willensrealisation besondere Umstände schuf, so dürfen auch hier nicht bloß diejenigen Erlebnisse als moralische Wertungen bezeichnet werden,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wo sich infolge äußerer, relativ zufälliger Verhältnisse derselbe Umstand zeigt. Die Realisation einer moralisch positiv gewerteten Handlung gehört absolut nicht in die Psychologie des moralischen Wertungsvorgangs als solchen, sondern ist psychologisch ein sehr spezieller und aus den verschiedensten konkurrierenden Faktoren psychologischer und außerpsychologischer Art resultierender Spezialfall derselben (vom logischen Gesichtspunkt aus ausgedrückt). Irgendwelche Schwierigkeit der Realisation der als moralisch gut gewerteten Handlung, irgendwelches drängende Verpflichtungsgefühl zur Realisation derselben gehört psychologisch nicht zu der moralischen Wertung als solcher; sondern dies sind Nebenumstände, die sich nur aus allen möglichen hier nicht näher auszuführenden sekundären psychologischen und außerpsychologischen Faktoren erklären lassen. Wir haben hier aber nur die Aufgabe, was in einem moralischen Wertungsvorgang im allgemeinen psychologisch vorliegt, darzustellen.

Die Protokolle über obige psychologische »Gesichtspunkte« der moralischen Wertung sind im allgemeinen nach folgenden Prinzipien geordnet, welche an sich natürlich durchaus außerpsychologisch begründete Zusammenfassungen darstellen:

I. (68) Sympathie und Antipathie gegen bestimmte Handlungsweisen.

II. (69) Nützlichkeitsgesichtspunkt: eigenes Wohl (Egoismus).
(70) Nützlichkeitsgesichtspunkt: Altruismus.
(71) Wertverhältnis von 69 : 70.

III. Einzelne ethische Prinzipien (sog. »absolute Werte«):
(72) Schlechthiniges Pflichtbewußtsein.
(73) a. Wert des physischen Lebens.
b. Wert des psychischen Lebens (Achtung vor der Persönlichkeit).
(74) Freiheit.
(75) Wahrheit.

IV. Verwandtes (»Surrogate des Ethischen«).
(76) Sinnlosigkeit und Immoralität.
(77) Strafbarkeit und Immoralität.
(78) Ästhetik und Moral.
(79) Religion und Moral.

3.

Diese Gesichtspunkte stehen für die Vp. schlechthin fest und sind phänomenologisch einfach als Tatsachen hinzunehmen, wobei ich auf die Darlegung der psychologischen Funktion solcher Gesichtspunkte und Maßstäbe in § 32 verweise. Das psychologisch-genetische Zu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

standekommen solcher Gesichtspunkte (d. h. solcher Zuordnungssphären und -erlebnisse) ist natürlich auch hier wieder empirisch zu erklären, wofür schon der Umstand spricht, daß auch hier wieder das Resultat individuell recht verschieden sein kann, je nachdem für das betreffende Individuum die Sphäre moralischer »Gegenstände« und der Begriff des Moralischen sich empirisch gebildet hat. Auf diese Dinge kann ich jedoch hier nicht näher eingehen.

Im allgemeinen gilt aber auch in diesem Fall, daß die Faktoren, die die Bildung gerade dieser Sphären und ihre Zusammenfassung als moralische verursacht haben, außerpsychologische, sei es nun des äußeren praktischen Lebensverlaufs oder erzieherischer und wissenschaftlicher Art, gewesen sind. Die Psychologie kann nur zeigen, wie Wertungsvorgänge dieser Art verlaufen, auch wie sie eine Entwicklung in dieser Beziehung durchgemacht haben, aber den Wert selbst begründen können sie nicht. Derselbe liegt schon allen ihren Analysen als ein gegebener zugrunde.

4.

Ebenso sind natürlich die Abstufungen dieser Gesichtspunkte zu einer (individuellen) Skala psychologisch wieder ganz aus empirischen Entwicklungsumständen zu erklären. Dabei ist psychologisch-prinzipiell wieder zu beachten, daß solche Gesichtspunkte (psychologisch) keine komplexeren Gegenstände (Erlebnisse) darstellen als jeder andere Gegenstand, und daß sie daher selbst wieder als Fundamente von Wertvergleichungen ohne Schwierigkeit auftreten können. Vgl dazu, wie auch zur »Verabsolutierung« solcher »bestimmter« Werte, § 32 und 38.

Ich versäume nicht, auch hier mein Ceterum censeo nochmals anzubringen, daß keine psychologische Analyse und keine Aufzeigung der empirisch-genetischen Entwicklung irgendeines Phänomens (und deshalb auch des Wertungsphänomens) das geringste über den objektiven (realen) Wert oder die objektiven Wertabstufungen weder eines Wertes noch der Entwicklungsstufen desselben ausmachen kann. Psychologisch ist ein (objektiv) wertloser (Illusions-)Wert ebenso ein Wert und ebenso »wertvoll« (als psychologische Tatsache für die Analyse des Wertungsvorgangs im allgemeinen), wie der allerunumstrittenste Wert der Menschheit.

5.

Aus vorstehenden Ausführungen geht hervor, wie bei den moralischen Wertungen sich schon eine ziemlich festausgebildete Skala der Werte (oder wenigstens von Wertgesichtspunkten) im Laufe der psychischen Entwicklung ausgebildet hat. Ebenso ist zu konstatieren,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß die Zuordnung bestimmter Gegenstände zu bestimmten Wertungen hier schon einen recht hohen Grad erreicht hat. Es gehört das zu denselben Symptomen, die wir schon oben konstatierten in betreff der Allgemeingültigkeit der moralischen Wertungen. Es sind dies alles Zeichen, daß auf diesem Gebiet schon ein ziemlich hoher Grad der Entwicklung erreicht ist, wie wir es nur bei den logischen Wertungen in noch höherem Grade feststellen werden (näheres s. § 43, 5c; 49a).

§ 42.

Nun noch ein Wort zu den Vorversuchen in Instr. 25.

Ich hatte mir hier die Sonderaufgabe gestellt, zu untersuchen, in welcher Weise zwei Einstellungen, und zwar eine individuelle und eine allgemeine, nebeneinander hergehen und einander beeinflussen und korrigieren könnten, wie dies ja gewöhnlich von der individuell-persönlichen Neigung in ihrem Verhältnis zu den sie korrigierenden ethischen Normen angenommen wird. Diese Versuche wurden aufgestellt, ehe die Resultate der anderen Versuchsanordnungen vorlagen, haben also keine direkte Beziehung zu letzteren; gleichwohl wird es der Mühe wert sein, sie mitzuteilen.

Ich wählte zur Untersuchung des genannten Phänomens den Vorgang, der sich erfahrungsgemäß abspielt, wenn man jemand unter einer bestimmten Anzahl von Zahlen diejenige erraten läßt, die man selbst sich gedacht hat. Der Ratende sucht dann erfahrungsgemäß den Aufgebenden zu überlisten d. h. im Lauf der Versuche auf die Gedankengänge zu kommen, die derselbe bei der Wahl der Reihenfolge seiner Zahlwahl befolgt. Der Ratende gibt also nicht ohne weiteres die Zahl an, die ihm selbst jedesmal die wahrscheinlichere ist; sondern er korrigiert diese seine eigene Neigung nach der erschlossenen Gesetzmäßigkeit der Gedankengänge des anderen, also nach einem fremden Willen, wenn man so sagen will. Hierin also glaubte ich eine gewisse Analogie zu dem Widerstreit zwischen individueller Neigung und der Autorität bewußter ethischer Normen finden zu dürfen. Der Typus dieses Vorgangs mag aus den hinten angeführten Protokollen entnommen werden (80). Für unsere vorliegende Untersuchung scheint mir an diesen Versuchen besonders wichtig die Feststellung zu sein, in welch verblüffendem Maße unsere Psyche die Fähigkeit besitzt, verschiedene Einstellungen miteinander willkürlich abwechseln zu lassen. In diesen Versuchen bringt es die Vp. mit Leichtigkeit fertig, abwechselnd denselben Gegenstand vom eigenen und vom fremden Standpunkt anzusehen. Dies ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schieht, trotz der außerordentlichen Kompliziertheit des Vorgangs mit einer geradezu verblüffenden Selbstverständlichkeit und Sicherheit und ohne jeden Bruch und Sprung innerhalb des Vorgangs selbst. Man kann also jedenfalls so viel daraus entnehmen, daß das Nebeneinander und Durcheinandergehen von individueller und allgemeiner Einstellung bei den ethischen komplizierteren Wertungen psychologisch keineswegs für etwas diesem Gebiet ganz besonders Eigentümliches gehalten werden darf. Auch hier sind es wieder die Einstellungen, die den innerhalb ihres Geltungsbereichs auftretenden Vorstellungen, Gedanken usw. ihren speziellen Charakter verleihen. Allgemeine und individuelle, persönliche und »fremde« (s. o.) Einstellungen unterscheiden sich inhaltlich vielfach gar nicht voneinander. Vielmehr kann die eine in die andere oft unmittelbar übergeführt werden durch bewußten Wechsel der Einstellung, wobei sich dann im Inhalt gar nichts, sondern nur im Erlebnischarakter, der ja nach früheren Ausführungen eben der Einstellungscharakter ist, etwas verändert. So stellt z. B. in diesem Fall die Vp., wenn sie sich in die vermeintlichen Gedankengänge des Vl. hineinversetzt, ihre Reflexionen ganz in derselben Weise an, wie vorher die eigenen; nur alle mit dem (gar nicht bei jeder Phase eines solchen Gedankengangs ausdrücklich wiederholten) »Vorzeichen« (= Einstellung, Intention), daß dies der Gedankengang des anderen sei (vgl. § 26).

§ 43. Ergebnisse.

1.

Auch die moralischen Wertungen haben sich uns so als Erlebnisse der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit bestimmten Arten von psychischen Tendenzen und Einstellungen erwiesen, eben mit denen, die wir die moralischen heißen.

Jedes Individuum trägt infolge seiner Entwicklung und Erziehung eine Menge von Tendenzen, Einstellungen usw. dieser bestimmten Art in sich, die ihm als moralische Werte feststehen, ehe es zu einer Wertung seinerseits kommt, und die auch phylogenetisch als natürliches Ergebnis bestimmter Entwicklungstatsachen vorlagen, ehe sie Gegenstand einer bewußten Wertung wurden. Eine solche Wertung kommt daher auch hier nur vor in der Form der Subsumption, wie sich schon in den gebräuchlichen Redensarten des »Ungehörigen« und dessen, »was sich gehört«, ausdrückt, was wir ohne Zwang deuten können (dem Sinne nach) als das, was zu der Sphäre des (als moralisch) Sanktionierten gehört und was nicht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die inhaltlichen Differenzen dieser moralischen Einstellungen sind natürlich für unsere allgemeine Untersuchung hier völlig ohne Bedeutung; ihr relativer realer Wert vollends gehört gar nicht in die Psychologie. Die Selektion der überlebenden moralischen Gesichtspunkte, sowie überhaupt die Zusammenfassung dieser Gruppe von Wertungen unter dem Namen moralischer, ist psychologisch ohne Bedeutung und aus außerpsychologischen Faktoren zu erklären. Ich kann nicht genug betonen, wie die menschliche Psyche für die Psychologie im hier vertretenen Sinne nur nach ihrem eigenen Bestande in Betracht kommt, also in dem Schatz ihrer Erlebnisse. Dagegen ist es nicht Sache der Psychologie, auch den Faktoren nachzuspüren, die nur einen Teil der in der Seele prinzipiell vorhandenen und angelegten Entwicklungsmöglichkeiten zur Reife kommen ließen, einen anderen aber verkümmern, und festzustellen, in welchem Grade dies geschah.

Ebenso ist es für unsere psychologische Betrachtung hier ganz ohne Einfluß, wie es sich z. B. mit Fragen verhält, wie der: ob die moralischen Unwerte hier nicht psychologisch eine viel größere Rolle spielen und genetisch früher ausgebildet wurden, als die positiven moralischen Werte, wie sich aus dem ursprünglichen Vorwiegen der Verbote gegenüber den Geboten schließen ließe. Denn wie dem auch sei, so sind hierin Faktoren ausschlaggebend, die nicht an sich psychologisch sind. Psychologisch hat es ja auch kein prinzipielles Interesse, welche Arten der Vorstellungen z. B. quantitativ die verbreitetsten sind, so interessant in anderer Hinsicht, für historische Fragen, diese Dinge sein mögen.

2.

Daß auch die moralische Gefühlswertung, wenn sie auch genetisch ursprünglicher sein mag, doch auf unserer Entwicklungsstufe keineswegs unmittelbarer zu sein braucht, als die intellektuelle, ist auch hier wieder betont worden.

3.

Die Zuordnung der moralischen Wertung zu bestimmten »Gegenständen« ist eine viel festere, als auf den früheren Wertgebieten. Die allgemeine Wertung: moralisch — nichtmoralisch hat fast überall schon der bestimmten: moralisch — unmoralisch, mit Abstufungen der Grade (nach »Gesichtspunkten« und dieser wieder untereinander) Platz gemacht (vgl. § 37).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

E. Die logischen Wertungen.

Übersicht.

§ 44. Die einfachen logischen Wertungen. S. 298.
§ 45. Logische Wertvergleichungen. S. 304.
§ 46. Ergebnisse. S. 310.

Vorbemerkung.

Ich gebrauche den Begriff »logisch« hier in einer etwas weiteren Bedeutung, und befasse darunter sowohl die Wahrheits- und Falschheits-, wie die Richtigkeits- und Unrichtigkeitswerte. (Auch der Wahrscheinlichkeitswert wird gestreift.)

Ich tue dies nicht bloß der Kürze wegen, sondern auch weil, wie sich zeigen wird, diese verschiedenen Werte psychologisch sich sehr wohl zusammen behandeln lassen. Wie nämlich der Unterschied begrifflicher und realer (gegenständlicher) Relationserlebnisse sich in § 25 (Exkurs) als ein für die psychologischen Vorgänge nicht absoluter, sondern nur relativer ergab, so wird sich dasselbe für den Unterschied jener obigen Begriffe (Wahrheit und Richtigkeit) ergeben, sofern dieser rein logisch höchst wichtige Unterschied sich psychologisch unter dem Begriff der Übereinstimmung, das eine Mal mit »begrifflichen« Zusammenhängen, das andere Mal mit »realen« Verhältnissen, zusammenfassen läßt, was besondere Bedeutung bekommt, wenn man die Tatsache dazu nimmt, daß, wie gesagt, die begrifflichen und die realen Verhältnisse psychologisch keinen absoluten Unterschied als Erlebnis darstellen.

In allen nötigen Fällen werde ich zwischen Wahrheit und Richtigkeit jedoch in folgendem scheiden. Nur das Prädikat »logisch« soll, wo nichts weiteres bemerkt ist, im obigen umfassenderen Sinne verstanden werden.

§ 44. Einfache logische Wertungen.

1.

Mit den logischen Werten betreten wir ein Gebiet, das vielfach nicht als Wertgebiet anerkannt wird. »Wahr« und »falsch« sollen nach manchen keine Wertprädikate in dem Sinne der früheren sein, sondern Gegenüberstellungen von Beurteilungen. Aber ich glaube, daß solche Ausschließungen wieder auf unberechtigter Begrenzung des Wertbegriffs beruhen, und daß man, wenn man unsere oben entwickelten Grundsätze anerkennt, keinen Grund hat, die logischen Prädikate wahr und falsch nicht auch als Wertprädikate zu bezeichnen. Es ist eben ein bloßes Vorurteil, daß es nicht ebensogut, wie Werte für

Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

das Streben und Fühlen, auch spezifische Denkwerte geben soll. Es ist relativ zufällig, daß die logischen Wertprädikate vielleicht nicht ganz in demselben Maße zu objektiven Prädikaten geworden sind. Aber man spricht doch von einem wahren Gedanken, wie man von einem schönen Gedanken redet; und meint damit einen Gedanken, der im einen Fall im Einklang mit der Gesamtsphäre (oder einer Teilsphäre) des von uns (als wahr) Gedachten, Erlebten bzw. mit den sie beherrschenden Normen (vgl. § 32) steht, im anderen mit der bestimmten Gefühlssphäre, die wir eben die ästhetische nennen. Einen Wert haben beide eben dadurch, daß sie sich der betreffenden Sphäre (die durch das dem Wert beigefügte Adjektiv bezeichnet wird) durch ihren Erlebnischarakter als zugehörig erweisen. Wir scheiden unsere Gedanken in wahre und falsche, je nachdem sie sich der Gesamtheit unserer Gedanken bzw. der durch bestimmte (natürlich empirisch im Lauf der Entwicklung bewußt gewordene) Gesetze repräsentierten Einheit oder Teileinheiten derselben (s. Exkurs § 25) einordnen lassen oder nicht. Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit zu dieser Wertsphäre sind hier Widerspruchslosigkeit (logische Verträglichkeit) oder Widerspruch (Unverträglichkeit)[1]). Ebenso sind die Richtigkeits- und Unrichtigkeitserlebnisse Erlebnisse der realen Verträglichkeit mit unseren »objektiven« Erlebniszusammenhängen (s. § 25 Exk.). Ob nicht ein prinzipieller Unterschied der logischen Prädikate »wahr« und »falsch« darin liege — wie vielfach behauptet wird —, daß sie nicht wie die anerkannten Wertprädikate eine Steigerung (Komparation) zulassen, sich also (s. o.) nicht vergleichen oder gar in eine Wertskala einordnen lassen, diese Frage soll gleich nachher an der Hand von Instr. 31 untersucht werden. Jedoch gehören ja eigentlich alle diese systematischen Erörterungen in extenso erst in meine systematische Arbeit, worauf ich bei diesem Punkte besonders verweisen möchte. Hier handelt es sich zunächst ja nur darum, den psychologischen Tatbestand, der diesen logischen Prädikaten resp. Erlebnissen entspricht, festzustellen, ob sie nun als Wertprädikate sich dadurch erweisen können oder nicht.

2.

Ich bespreche zuerst Instr. 30a.

a.

Dadurch, daß ich den Vp. die Sätze Wort für Wort langsam vorsprach, habe ich hier ein sehr interessantes Ergebnis auch für das

1) Über die Indifferenz auf diesem Gebiet s. später.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denken, genauer: für das »Verstehen« im allgemeinen erhalten. Es zeigte sich, wie sich an fast jedes Wort der zur Verlesung kommenden Wortreihe, sofern es nur einen einigermaßen selbständigen Gedanken erhielt, ganz von selbst bei den meisten Vp. eine ganze Sphäre von Gedanken unmittelbar anschloß. Dadurch glich das Anhören und Verstehen eines solchen Satzes vielfach einer fortwährend wechselnden, sich wieder aufhebenden oder wenigstens korrigierenden Kette verschiedener Einstellungen bzw. Gedanken und Vorstellungssphären (81). In dieser durch die Art der Verlesung willkürlich hervorgerufenen sukzessiven Auffassung des gebotenen Satzes haben wir nun aber, wie ich glaube, nicht bloß ein, durch die besonderen Verhältnisse hier vereinzelt hervorgerufenes Phänomen des Verlaufs eines solchen verstehenden Denkprozesses, sondern nur ein besonders deutliches Beispiel des typischen Verlaufs solcher Prozesse überhaupt. Bei den gewöhnlichen, nicht in dieser künstlichen Weise in die Länge gezogenen Prozessen können sich nur diese einzelnen, zweifellos auch vorhandenen Glieder desselben nicht so weit entwickeln, wie hier; sie werden gleichsam im Entstehen (d. h. wenn sie nur intentional vorhanden sind) schon durch das Folgende modifiziert. (Es wäre übrigens zu überlegen, ob solche künstliche Verlangsamung des Prozesses nicht auch sonst als methodisches Hilfsmittel in der experimentellen Psychologie der komplexeren Phänomene verwandt werden könnte.)

b.

Doch wir haben es hier nicht mit der Erforschung der Denkpsychologie im allgemeinen, sondern mit Wahrheits- und Falschheitserlebnissen nach ihrer psychologischen Repräsentation zu tun. Man kann auch hier wieder zwischen unmittelbaren und mittelbaren (reflektierten) Erlebnissen unterscheiden. Dagegen ist in den Protokollen wohl nur der intellektuelle, nicht aber — oder doch: wohl kaum (82) — der Gefühlstypus festzustellen[1]), was bei diesen logischen Phänomenen ja auch sehr begreiflich ist.

3.

a.

Die unmittelbare logische Wertung ist positiv wie negativ identisch mit der sogenannten Evidenz. Dieser Terminus wird zwar gewöhnlich in engerem Sinne nur als positive Wahrheitsevidenz (oder Richtigkeitsevidenz) verwendet, und zudem pflegt ein strenger Logiker zwischen Wahrheits- und Richtigkeitsevidenz im früher

1) Wohl nur im Sinne der »freudigen Zustimmung«.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angegebenen Sinne zu unterscheiden. Aber psychologisch existiert dieser letztere Unterschied nicht, wie sich jeder selbst beim Erleben überzeugen kann; psychologisch haben wir vielmehr denselben Erlebnischarakter, für den es nichts ausmacht, auf welchen psychischen Prozeß als Objekt er sich in den verschiedenen Fällen bezieht, ob es sich also um logische Evidenz oder um die Anschauungsevidenz etwa eines geometrischen Satzes handelt. In beiden Fällen ist es ein unmittelbares Wahrheits- bzw. Richtigkeitserlebnis derselben Art. Der wie immer gearteten Erkenntnis wird positiv »logischer« Wert zugeschrieben in dem oben näher bezeichneten Sinne. Dem ersteren (nur positiven) Sprachgebrauch gegenüber aber muß betont werden, daß es nicht bloß eine Evidenz der Wahrheit und Richtigkeit, sondern ebenso auch eine Evidenz der Falschheit und Unrichtigkeit gibt, also in unserer Terminologie: ein logisches Unwertserlebnis unmittelbarer Art. Ferner hat es natürlich psychologisch für dieses Erlebnis absolut nicht die geringste Bedeutung, ob sich nicht später und nachträglich ein solches Evidenzerlebnis als falsch herausstellt, sowenig es für die Psychologie Bedeutung hat, ob eine ästhetische Wertung den Normen entspricht oder nicht (s. § 6). Für die Psychologie liegt dann einfach wieder ein neues Wertungserlebnis vor, das mit dem alten nur insofern noch etwas zu tun hat, als letzteres darauf bezogen, damit verglichen wird, oder umgekehrt. Für die Psychologie der Wertung an sich bringt das nichts Neues. Die Normen, nach denen im allgemeinen die wahren von den falschen Wertungen unterschieden werden können, gehören in die Psychologie nur so weit, als sie innerhalb der Wertungsvorgänge als bestimmende tatsächliche Faktoren (z. B. bei den mittelbaren Wertungen; s. u.) eine Rolle spielen, aber nicht was ihre Gültigkeit oder Ungültigkeit selbst betrifft: also in derselben Weise, wie früher die ethischen Normen und Maßstäbe in die Psychologie der ethischen Wertung (s. o. § 39).

Die Protokolle von Instr. 30 b zeigen, daß sich solche unmittelbare Wertungen und Evidenzerlebnisse nicht nur gegenüber (logisch) relativ einfachen Erkenntnissen, sondern auch gegenüber (logisch) recht komplizierten, wie Schlüssen usw. zeigen. Ohne daß irgendein Hilfsgedanke bewußt wird, kann ein solches Evidenzerlebnis nach Anhören eintreten (83). (Ob dasselbe einer näheren Prüfung standhält oder nicht, kommt natürlich auch hier wieder nicht in Betracht.)

b.

Auch logische Gefühlswertungen dieser unmittelbaren Art sind prinzipiell keineswegs ausgeschlossen, wie man denn auch von einem Evidenzgefühl zu sprechen pflegt. Doch schließen sie natürlich (gene-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tisch) ein unmittelbares intellektuelles Erlebnis der angegebenen Art mit ein, wie wir dies ebenso bei den moralischen Gefühlen feststellten (vgl. auch § 25 Exkurs 5 f.).

4.

Als besonderes Charakteristikum der logischen Wertungen ist es anzusehen, wie später noch näher auszuführen ist, daß wir bei ihnen die ursprüngliche allgemeinere Scheidung allein antreffen: nämlich diejenige in logischen Wert und logischen Nichtwert. Zu einer psychologischen Scheidung der Nichtwerte in Wertwidrigkeit und Wertindifferenz ist es hier nicht gekommen. Falsch ist alles, was nicht wahr ist. Etwas, was logisch indifferent in diesem Sinne wäre, gibt es nicht (vgl. § 45, 3).

Ebenso werden wir nachher bei den Wertvergleichungen festzustellen haben, daß die Wahrheits- und Falschheitswerte meist auch keine Steigerung und graduelle Abstufung ausgebildet haben.

Diese beiden Eigentümlichkeiten hängen eng miteinander zusammen und sind aus außerpsychologischen Entwicklungsfaktoren, nämlich wohl zumeist aus dem Mangel eines praktischen Nutzens solcher Abstufungen zu erklären. Damit fehlte ihnen die selektive Begünstigung (s. § 25). Daß an und für sich sehr wohl die Möglichkeit gegeben gewesen wäre, auch Steigerungen von wahr und falsch einzuführen und zwischen wahrheitswidrigen und wahrheitsindifferenten logischen Vorgängen zu scheiden, wird für ersteren Punkt gleich noch näher zu untersuchen sein. Bei dem letzteren genüge der Hinweis auf die angegebene Tatsache, daß praktisch alles, was nicht wahr ist, auch wahrheitswidrig ist und gegen den historisch gewordenen objektiven Erlebniszusammenhang verstößt.

5.

Was nun die mittelbaren logischen Wertungen anlangt, so können hier die mannigfaltigsten Wege eingeschlagen werden, um die Wahrheit oder Falschheit einer Erkenntnis, falls sie sich nicht unmittelbar ergibt, festzustellen (zu konstituieren). Es hieße eine Psychologie des kritischen Denkens überhaupt schreiben, wenn sie alle hier dargestellt werden sollten. Der gangbarste Weg ist natürlich auch hier immer der Rückgang auf früheres feststehendes Wissen und auf die Erfahrung. Eine absolut neue, genuine Wertung, die nicht auf Erfahrung direkt oder indirekt (etwa durch Analogie) fußte, wird sich auch hier wohl kaum nachweisen lassen: immer sind die Kriterien aus der Erfahrung, sei es nun der unmittelbaren oder aus einer schon irgendwie modifizierten, genommen. Auch hier also macht es psychologisch keinen prinzipiellen Unterschied,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie man zunächst vielleicht befürchten könnte, ob die Vp. etwa wissenschaftliche Prinzipien (bei den Schlüssen etwa gar die ihr geläufigen syllogistischen Figuren der Schullogik) beizieht oder bloße Einzelerfahrungen oder aus solchen gewonnene empirische Maximen und Regeln. Schließlich sind eben auch jene wissenschaftlichen Prinzipien, was ihre psychologische Bedeutung anlangt, nicht viel anderes als besonders allgemeine und daher umfangreiche empirische Maximen (vgl. § 18, 2). Der Grad der Sicherheit im allgemeinen wird natürlich durch Anwendung solcher allgemeinster Maximen objektiv gesteigert, aber die Frage nach dem wirklichen absoluten Wert oder der tatsächlichen Richtigkeit und Wahrheit einer solchen Wertung spielt ja, wie schon oben betont wurde, für die Psychologie des Wertungsvorgangs an sich selbst gar keine Rolle.

Das eben Ausgeführte erhält eine hübsche Bestätigung besonders auch durch die Ergebnisse der Versuchsanordnung 30b. Hier wurde nach den Protokollen tatsächlich die Wahrheit der Schlußergebnisse sowohl nach wissenschaftlich logischen, als nach ganz empirischen Maßstäben geprüft; während also der eine einen Schluß aus rein formellen Gründen verwirft, weil er etwa eine falsche, in den bekannten Schematen der Schlußformen nicht vorkommende Zusammenstellung von *a*- und *i*-Prämissen zeigt (84), verwirft ihn ein anderer aus rein materiellen, inhaltlichen Gründen (85), weil das Schlußergebnis oder die Behauptung einer Prämisse nicht mit den Erfahrungstatsachen, die ihm feststehen, harmoniert. Und zwischen diesen beiden Typen mittelbarer Wertung kommen nun eine Menge von Zwischenstufen vor, die aufzuzählen hier keinen Zweck hat. Übrigens möchte ich bemerken, daß schon die wenigen Versuche, die ich hier auf diesem speziellen Gebiete angestellt habe, deutlich zeigen, daß es zur Untersuchung der Typen des Schließens (in psychologischer Hinsicht) gar nicht nötig ist, sich, wie Störring[1]), nur an ganz elementare Schlüsse zu halten; daß vielmehr die verschiedenen Typen an komplizierterem Material ebenso deutlich hervortreten, ja, daß sich hier noch eine viel größere Mannigfaltigkeit von solchen zeigt, die bei jenen einfachsten (wo man zudem oft etwas zweifeln kann, ob überhaupt der Vorgang, den wir mit Recht einen Schluß nennen, noch vorliegt) teilweise trotz ihrer Wesentlichkeit gar nicht beobachtet werden kann, woraus leicht ein etwas einseitiges Bild entsteht; außerdem ist zu beachten, daß die logische und die psychologische Einfachheit, wie wir schon oft betont haben, keineswegs zusammenfällt!

1) Archiv f. d. ges. Psych. Bd. XI (1908).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

6.

Was die Gültigkeit der Wertungen anlangt, so ist zu bemerken, daß diese Wertungen ohne weiteres immer den Anspruch auf Allgemeingültigkeit machen. Wo dies nicht der Fall ist, tritt psychologisch ohne weiteres ein Unsicherheitserlebnis (86) ein. Es zeigt sich also, daß hier die Allgemeingültigkeit, die wir auch sonst als Einstellungscharakter kennen gelernt haben, wie bei den moralischen Wertungen ohne weiteres zum allgemeinen Einstellungscharakter des Logischen überhaupt gehört. Bloß individuell und momentan gültige Wertungen werden hier überhaupt gar nicht als wirklich logische aufgefaßt.

7.

Nach den Protokollen ist nun die nähere Art einer logischen Wertung die, daß die Vp. die dargebotene Aussage mit dem für sie feststehenden wahren oder richtigen entsprechenden Sachverhalt vergleicht, sei es nun unmittelbar, oder mittelbar. Und zwar sind die unmittelbaren Vergleiche dieser Art als Vergleiche in der § 31, 1 angegebenen Art mit Unterdrückung des einen Vergleichsfundamentes bzw. mit bloß intentionaler Beziehung auf dasselbe zu bezeichnen. Dafür spricht auch die Tatsache, daß in Fällen negativer unmittelbarer Wertung die Vp. zwar oft das richtige Resultat, den wahren Sachverhalt noch nicht explicite weiß, aber doch in der Weise intentional, daß sich dasselbe daraus bei weiterer Einstellung entwickeln (realisiert werden) kann bei genügender Stärke der Reproduktionstendenzen desselben (87).

Bei der mittelbaren logischen Wertung ist der Vorgang entweder eine Art von Mitdenken (wenn es sich um einen längeren Prozeß handelt), was sich aber auch wieder in eine Reihe von sukzessiven Erlebnissen der unmittelbaren Art auflösen läßt. Oder ein Eruieren der Wahrheit oder Richtigkeit durch weitere Denkprozesse der der Vp. als logisch richtig bekannten Art, die wir hier nicht näher zu analysieren brauchen.

Schließlich also kommt die logische Wertung in allen ihren Formen auf dieses Vergleichen des Dargebotenen mit dem als wahr bzw. richtig d. h. also als logisch positiv wertvoll feststehenden Wissen hinaus. Dieser phänomenologische Tatbestand scheint nun zunächst ein anderer zu sein, als bei den übrigen Wertungen. Ich werde jedoch in § 45, 5b nachweisen, daß wir hier nur eine weitere d. h. spätere Entwicklungsstufe unseres früheren Wertungsvorganges haben.

§ 45. Logische Wertvergleichungen.

Ich komme nun zu einem sehr umstrittenen Gebiet: zu den logischen Wertvergleichungen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1.

Es handelt sich hier natürlich nicht um die feststehende Tatsache, daß z. B. eine wahre und eine falsche Behauptung miteinander verglichen und die eine der anderen vorgezogen werden kann. Diese Art der Vergleichung liegt vielmehr sogar der Mehrzahl aller in unseren Versuchen vorkommenden negativen logischen Wertungen zugrunde, indem (besonders bei den mathematischen Beispielen Instr. 30c) das selbstgefundene richtige Resultat dem erscheinenden falschen einfach vergleichend gegenüberstellt und darauf das Werturteil »falsch« gestützt wird (87). Hier handelt es sich vielmehr um die oft verneinte Frage, ob die logischen Wertprädikate wahr und falsch auch wie die übrigen Wertprädikate (schön, gut, nützlich usw.) steigerungsfähig d. h. positiv und negativ graduell vergleichbar seien; ob es also ein »wahrer oder falscher, als . . .« gebe? — Ich habe zu dem Zweck die Instr. 31 angewandt und will vor allem anderen das Resultat derselben angeben. Es wurde bei dieser Instruktion, wie ich ausdrücklich noch bemerken möchte, den Vp. die Weisung gegeben, sich nicht an der ungewöhnlichen Forderung der folgenden Instruktion zu stoßen und ohne Reflexion auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der in ihr enthaltenen Forderung ihr einfach Folge zu leisten. Den meisten Vp. gelang es auch, dieser Forderung nachzukommen, wenn natürlich auch der Charakter eines gewissen Zwanges hierbei unmöglich zu vermeiden war.

2.

Es zeigte sich, daß die Instruktion ohne Schwierigkeit in solchen Fällen ausgeführt wurde, wo die Möglichkeit gegeben war, den Abstand der beiden zu vergleichenden Behauptungen von dem richtigen Resultat, das von der Vp. diesen beiden gegebenen Größen gegenübergestellt wurde, in vergleichbaren Größen auszudrücken. Daß z. B. das Pferd, das (wie von der Vp. stillschweigend ergänzt wurde) ein Säugetier ist, den Raubtieren, die ja teilweise auch Säugetiere sind, nähersteht, als den Vögeln, ist evident; darum ist die Behauptung, das Pferd sei ein Raubtier, noch weniger falsch, als die andere, es sei ein Vogel. Eine andere Vp. denkt dagegen an den Pegasus und kommt zu dem entgegengesetzten Resultat. In beiden Fällen aber ist es der Gesichtspunkt der größeren oder geringeren Zugehörigkeit zu einem bestimmten Begriff (nämlich zu dem, zu welchem in diesem Fall das Pferd nach allgemeinem Wissen gehört), der über das »wahrer« oder »falscher« entscheidet (88). Es liegen in den Protokollen zwar hier nur mittelbare Wertvergleichungen vor, aber es ist nicht einzusehen, warum dies Erlebnis nicht auch unmittelbar (mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unmittelbarer »Evidenz«) sollte auftreten können. Vielleicht gehören übrigens hierher, wie ich schon bemerkte, fast alle sog. logischen Wertungen überhaupt, wenn sie nämlich alle Vergleichswertungen in diesem allgemeinsten Sinn sind.

Ein anderer Fall ist der, wo die Vergleichung auf den quantitativen Unterschied der beiden Behauptungen von dem hinzugedachten richtigen Resultat hinausgeführt werden kann: z. B. diejenige Behauptung, die den zahlenmäßig kleineren Fehler begeht, ist die weniger falsche (89).

3.

Was ist nun aus diesem Resultat zu schließen? Haben wir in diesen Fällen nicht bloß den Notbehelf einer Vergleichung vor uns? Wird nicht hier, um eine graduelle Abstufung überhaupt zu ermöglichen, ein Abschwenken in ganz andere Gebiete (in das der Zahlenwerte und der größeren oder geringeren Zugehörigkeit) unternommen? —

Das klingt sehr plausibel. Und doch scheint mir die Sachlage eine andere, wovon ich hier jedoch nur den Grundgedanken kurz anführen kann. Schon ein Blick auf die uns ganz geläufige Unterscheidung größerer und geringerer Wahrscheinlichkeit (womit die Annäherung von Gedachtem an wirklich Eintretendes gemeint ist), die doch jedenfalls in nicht so ferner allgemeiner Beziehung zu Richtigkeit und Unrichtigkeit und auch zu Wahrheit und Falschheit steht, könnte uns stutzig machen, und uns die Frage nahelegen, ob es nicht vielleicht mehr ein Mangel an praktischer Bedeutung und Brauchbarkeit, als eine prinzipielle Schwierigkeit, ist, die es verursacht haben, daß Gradunterschiede innerhalb des Wahren und Falschen uns so ungewohnt sind? Praktisch ist es ja allerdings für uns einerlei, ob etwas halb oder ganz falsch ist; halb wahr ist praktisch für uns eben auch falsch. Erst wenn (wie in der Wahrscheinlichkeitsrechnung) eine Beziehung zur Wirklichkeit in die an sich rein formal-logischen Begriffe wahr und falsch hineinkommt, gewinnt der Grad eine praktische Bedeutung. (Der Begriff der Richtigkeit, der eine Beziehung zur Realität schon einschließt, ist deshalb auch im gewöhnlichen Gebrauch steigerungsfähig, und könnte auch in den meisten obengenannten Beispielen für »wahrer«, und ebenso »unrichtiger« für »falscher« eintreten. Doch habe ich schon oben [§ 44, 7] ausdrücklich bemerkt, daß ich das »wahr« im Sinn des logischen Wertes auf materiale wie formale Werte beziehe: es also im weiteren Sinne fasse.)

Wenn wir aber von dieser Verschiedenheit der praktischen Bedeutung der Steigerung absehen, was für prinzipielle Schwierig-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keiten bleiben dann eigentlich noch übrig, auch rein formal Grade der Abweichung von der logischen Norm zu unterscheiden? Ich glaube, keine. Die Entfernungen der logischen Über- und Unterordnung ermöglichen auch eine rein formale Distanzmessung (vgl. das Beispiel 88). Und auch die oben angeführten Beispiele scheinen mir nicht dadurch schon, daß sie ihre Gradunterscheidung auf Hilfsgesichtspunkte gründen, als künstliche Vergleichungen der gesuchten Art gelten zu dürfen. Ist es bei den ethischen Wertvergleichungen etwa anders? oder werden nicht auch da solche Hilfsgesichtspunkte in Menge zur Konstituierung der ethischen Wertskala herbeigezogen, ohne daß der Gesamtentscheidung deshalb der Charakter einer wirklichen moralischen Wertung abgesprochen wird?

Wir haben es also als eine rein entwicklungsgeschichtliche Tatsache hinzunehmen, daß die Selektionsbedingungen für die logischen Wertvergleichungen keine so günstigen waren; ihre praktische Brauchbarkeit war zu gering. Also auch hier bis in diese höchsten psychischen Funktionen und Funktionszusammenhänge hinein finden wir dieselben psychischen Entwicklungsbedingungen und sehen die Entwicklung der psychischen Anlagen durchaus von außerpsychologischen Faktoren abhängig.

4.

Unsere in der formalen Logik wissenschaftlich niedergelegten Denkregeln sind nichts anderes als die konsequentesten Durch- und Weiterführungen der in natürlicher Entwicklung durch natürliche Selektion sich herausbildenden Denkgewohnheiten und Erlebniszusammenhänge. Die Logik ordnet noch weiter, nach künstlichen Selektionsgesichtspunkten, die psychischen Erlebniszusammenhänge. Auch sie schafft nichts Neues, sie seligiert nur nach seligierten Gesichtspunkten. Für die Psychologie an sich gibt es keine logischen Zusammenhänge, sondern nur alle möglichen Erlebniszusammenhänge. Dadurch aber, daß auch die natürliche Entwicklung der Psyche schon in der früher geschilderten Weise (vgl. § 25, 11) von selbst durch die natürliche Selektion zu immer größerer Einheit und Zusammenfassung der reproduzibeln Erlebnisse hinführt, arbeitet sie schon von sich aus der wissenschaftlichen Logik auch in diesem Punkte entgegen, womit freilich nicht gesagt ist, daß nicht die wissenschaftliche Logik vermöge der vielfach anderen Gesichtspunkte der Selektion vielfach auch andere Resultate zeitige. Die genetische Entwicklung dieser psychischen Prozesse möchte ich nun noch etwas näher ins Auge fassen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5.

a.

Wie die Entwicklung objektiver Erlebnisse psychogenetisch zu denken ist, ist schon in § 25 Exk. 6 ausgeführt worden. Ganz in derselben Weise ist das Richtigkeitserlebnis als ein Erlebnis der Übereinstimmung eines Gegenstandes (einer Aussage usw.) mit dem jeweiligen objektiven Bestande unserer psychischen Zusammenhänge zu denken, die ihm als bestimmter »Ton« anhaftet.

Ebenso haben wir früher die psychologisch-genetische Entwicklung begrifflicher Erlebnisse geschildert (§ 25 Exk. 5). In derselben Weise haben wir uns das unendlich komplizierte Gewebe unserer Begriffswelt und ihrer Einheiten, Abhängigkeiten und Denkgewohnheiten entstanden zu denken. Das Wahrheitserlebnis ist nichts anderes als die Übereinstimmung mit dieser durch die ganze Entwicklung der Psyche seligierten und geheiligten Methodik. Ob der Inhalt einer Aussage nach seiner inhaltlichen Richtigkeit oder nach der Richtigkeit der Methode seiner Gewinnung mit diesem als objektiv durch die psychische Entwicklung festgestellten und geheiligten Bestand verglichen, »an ihm gemessen« wird, ist psychologisch gleichgültig; denn psychologisch prinzipiell kommt beides auf dasselbe hinaus, nach dem, was wir früher über das Verhältnis von Maßstäben und »Gesichtspunkten« zu den gewöhnlichen Erlebnissen ausgeführt haben (vgl. z. B. § 32).

b.

Auch die Objektivität und die Begrifflichkeit der Erlebnisse ist also, wie wir sahen, allmählich und in langsamer Entwicklung entstanden, durch immer stärkere Auswahl und Zuordnung der lebenskräftigen (reproduktionsstarken) Erlebnisse und Erlebniszusammenhänge. Auf jeder Stufe war das objektiv richtig oder objektiv wahr, was übereinstimmte mit d. h. zuordnungsfähig war zu diesen jeweiligen objektiven und begrifflichen Zuordnungen und Zuordnungszusammenhängen, was also kurzgesagt mit diesen als logisch wertvoll vorausgesetzten (sozusagen normativen) Zuordnungszusammenhängen übereinstimmte, sich in dieselben einordnen (subsumieren) ließ. Also die Wertzusammenhänge sind auch hier schon jederzeit, wo von logischer Wertung die Rede sein kann, vorausgesetzt, und die Wertung besteht auch hier in einem Zugehörigkeitserlebnis zu diesen als objektiv bzw. als wahr (d. i. logisch wertvoll) vorausgesetzten Zusammenhängen.

Aber auch hier ist es nun psychologisch wieder (vgl. § 44, 7, woran ich nun anknüpfe) so, daß es für den psychologischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wertungsvorgang jederzeit völlig genügt, statt des ganzen in sich geschlossenen objektiven Wertzusammenhangs Teile desselben, die bloß relativ zu diesem eigentlich diesen Wert haben, doch als »absolute« Werte jederzeit vorauszusetzen, ohne sich jederzeit ihrer eigentlich nur immer relativ zu dem ganzen Zuordnungszusammenhang (Wertzusammenhang) bestehenden Gültigkeit bewußt zu werden, sie immer auf ihren Zusammenhang und ihre Einstimmung mit dem ganzen Zuordnungskomplex unserer objektiven Erlebnisse zu prüfen. Es ist hier genau dieselbe psychologische Verfahrungsweise der Verabsolutierung der Beziehungswertsphäre, unter die ein »Gegenstand« subsumiert wird, wie z.B. bei den moralischen Wertungen (in § 40, 6 Schluß). Dies fällt uns nur bei den logischen und objektiven (Wahrheits- und Wirklichkeits-) Werten weit weniger in die Augen: denn bei ihnen, als dem »absolutesten« was wir an »Erlebnissen« haben, als der Grundlage aller weiteren psychischen Lebensbetätigungen, kommt uns die Relativität derselben überhaupt gar nicht mehr oder nur noch in Ausnahmefällen zum Bewußtsein, weil wir tatsächlich ohne praktischen Schaden von ihr abstrahieren können. Wir behandeln im gewöhnlichen Leben objektive Erlebnisse oder, wie wir sagen: die Objekte unseres Erlebens ganz als absolute Größen. Es kommt uns bei diesen gar nicht mehr zum Bewußtsein, daß wir eigentlich auch nur von Erlebnissen mit Objektivitätswert reden dürften; und daß die Erlebnisse diesen ihren Wert nur ihrer Zuordnungsfähigkeit zu und ihrer Subsumierbarkeit unter den bestimmten einheitlichen Zuordnungszusammenhang von Erlebnissen verdanken d. h. ihrer Relation zu diesen, im Lauf der psychischen Entwicklung als objektiv (d. h. eben als »richtig«) seligierten Erlebniszusammenhängen, die ohne bewußte menschliche Wertungsakte zustande gekommen sind, und von unserem Bewußtsein als bestehende Werte vorgefunden werden.

c.

Es liegt also hier nur die am weitesten fortgeschrittene Verabsolutierung der an sich auch relativen Werte vor. Prinzipiell aber ist auch hier das Werterlebnis nichts anderes als ein Zugehörigkeitserleben zu (Subsumption unter) einen Wertzusammenhang.

Die logischen Werte bzw. das System logisch wertvoller Gedankenzusammenhänge und Zusammenhangsarten (s. o.) bilden ein so fertiges und abgeschlossenes System von objektiven Erlebnissen und erprobten und endgültig sanktionierten Denkgewohnheiten, daß es sich hier, wie wir sahen, praktisch gar nicht um Grade der Wahrheit handeln kann, sondern nur noch (natürlich psychologisch!) um absolute Wahrheit.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwicklungsgeschichtlich jedoch haben, wie wir sahen, ehe dieses »Wertsystem objektiver Erlebnisse« in natürlicher Entwicklung sich seligiert hatte (im Sinn von § 25 Exkurs Nr. 11 Schluß), verschiedene Arten von Objektivität und verschiedene Arten von Denkgewohnheiten miteinander den Kampf ums Dasein kämpfen müssen, bis die relativ brauchbarste als Siegerin allein daraus hervorging. Freilich muß dies, da dieser Prozeß ja die Grundlage unserer ganzen jetzigen psychischen Organisation bildet, zu einer Zeit schon sich abgespielt haben, wo von bewußten Vergleichungen (die ja die Norm schon voraussetzen) dieser verschiedenen Arten der Wahrheit und Richtigkeit noch nicht die Rede sein konnte. So sind wir jetzt im Besitz des abgeschlossenen Resultats; und es ist damit auf diesem logischen Wertgebiet der Punkt in dieser Beziehung erreicht, dem auch die ökonomischen und moralischen Werte zuzustreben scheinen: dem Ziel durchgängiger intellektueller Vereinheitlichung und Ökonomisierung ihrer Erlebniszuordnungen.

§ 46. Resultat.

In den Wertungsvorgängen, die sich mit Wahrheit und Falschheit, Richtigkeit und Unrichtigkeit usw. befassen, haben wir Vorgänge kennen gelernt, die sich als Wertungen sehr wohl auch in demselben Erlebnisschema unterbringen lassen, wie die übrigen, nur daß die Einstellungen, Tendenzen und Sphären, zu denen zuzugehören hier Wert oder Unwert bedeutet, hier entwicklungsgeschichtlich noch viel allgemeiner festgelegt sind, als dies schon bei den moralischen Wertungen der Fall war, was sich schon in der durchgehenden Allgemeingültigkeit zeigt, die den Wertungen hier stets zugeschrieben wird, wenn man von Wahrheit oder Falschheit, Richtigkeit oder Unrichtigkeit redet. Über die objektive Richtigkeit oder Wahrheit usw., d. h. über die reale Geltung der als objektiv (d. h. mit Objektivitätscharakter) auftretenden Erlebniss(zusammenhänge)e hat dagegen die Psychologie nichts auszumachen. Auch sie ist Produkt einer außerpsychologischen Selektion.

Auch hier sind alle Wertungen nur Subsumptionswertungen. Vor aller logischen Wertung entstehen die Zusammenhänge unserer objektiven Bewußtseinswelt, und unserer Denkgewohnheiten (begrifflichen Zusammenhänge), die dann als Wertnorm für unsere »logischen« Wertungen gelten.

Über das »Objektivitäts«problem als Wertproblem ist hier nicht weiter zu handeln. Es müssen die Ausführungen in § 25 Exk. genügen. Das weitere ist eine logische Frage (s. § 49a und 47, 2).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

F. Zusammenfassung.

Übersicht.

§ 47. Allgemeiner Überblick über das Resultat. (Psychologie und Wertung.) S. 311.
§ 48. Die ästhetischen Wertungen (Folgerungen). S. 316.
§ 49. Die Frage nach der Sonderstellung der herkömmlichen Hauptwertgebiete. — Absolute Werte. S. 318.
§ 50. Einige kritische Einzelresultate (Psychologie und Werttheorie-Wert und Begehren-Wert und Gefühl-Wert und Interesse-Eigenwert und Konsekutivwert). S. 321.
§ 51. Nachträge (Instr. 1—6; die Reimversuche nach Instr. 32/33). S. 327.

§ 47. Überblick über die Resultate.

1.

Mit den gegebenen Darlegungen ist der Zweck dieser Arbeit erschöpft. Alle Anwendungen und Verwertungen unserer Ergebnisse gehören nicht mehr in die Psychologie der Wertung. Ich möchte daher hier nur einige Hauptgesichtspunkte noch zusammenfassen.

Der Hauptwert unserer Untersuchungen scheint mir zunächst in ihren negativen Ergebnissen zu bestehen gegenüber den Ansprüchen einer rein psychologischen Werttheorie. Wir gingen aus von der Frage, was psychologisch vorgehe, wenn eine Wertung vorliegt? mit dem spezielleren Zweck, festzustellen, ob sich die Wertungsvorgänge auch psychologisch als etwas Einheitliches nachweisen lassen?

Unsere erste Untersuchung war daher eine phänomenologische, rein analysierende.

Das Ergebnis derselben war, wenn wir alle Wertgebiete zusammenfassen, dieses: bei aller psychologisch-phänomenologischen Analyse von Wertungen werden wir immer wieder auf schon vorausgesetzte Werte zurückgeführt. Keine Analyse einer Wertung kann uns Tatbestände geben, die nicht wieder auf Wertvoraussetzungen schon zurückgingen. Wir können zwar den Wertungsvorgang näher psychologisch als Subsumption eines gegebenen Erlebnisses unter, oder als ein Erlebnis der Zugehörigkeit zu bestimmten, näher zu analysierenden, Tendenzen oder Sphären beschreiben, und diesen Fall daher auch psychologisch als einen bestimmten Fall der Relation im allgemeinen bezeichnen, welch letztere nach unseren Untersuchungen eben in der Subsumption eines Erlebnisses unter oder in dem Zu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehörigkeitserlebnis desselben zu einer Erlebnissphäre besteht; aber die betreffende Tendenz bzw. Sphäre wird bei den Wertrelationen eben immer schon als ein (»absoluter«) Wert vorausgesetzt.

Die Art der betr. (Wert-)Erlebnissphären, unter welche subsumiert wird, ist an sich sehr verschieden; und nach dieser Verschiedenheit werden die verschiedenen Arten der Wertung unterschieden (s. u.). Dieselben können auch, als Erlebnissphären, genetisch-entwicklungsgeschichtlich in ihrer Entstehung aufgezeigt werden. Aber ihr Wert als solcher wird dadurch nicht erklärt, sondern auch für die genetische Betrachtung schon immer nur vorausgesetzt.

Die Psychologie kann alle psychischen Erlebnisse in ihre Elemente zerlegen und kann weiter zeigen, in welcher Weise diese psychischen Prozesse ineinander greifen, neue Komplikationen erzeugen usw.; sie kann auch versuchen, genetisch die Entwicklung unserer heutigen psychischen Welt onto- und phylogenetisch zu ergründen. So kann sie, wie unsere Untersuchungen zeigen, auch den Vorgang der Wertung analysieren (in seinen verschiedenen Formen) und kann auch die phylo- und ontogenetische Entwicklung dieser Erlebnisart untersuchen. Was sie aber nicht vermag, das ist, wie unsere Untersuchungen zeigen, der Nachweis, wie psychologisch ein Wert entsteht. Denn alle die Vorgänge, in denen wir, nach unserer vorläufigen Definition der Wertung in § 10, zunächst Konstitutionen (»Stiftungen«) von Werten zu sehen glaubten, erwiesen sich für die psychologische Analyse als Subsumptionserlebnisse unter bestehende Wertrelationen. Und auch genetisch kamen wir nirgends auf den Punkt, wo ein Wert konstituiert wurde durch einen psychologischen Prozeß. Wir treffen überall wohl Wertungen, aber keine Wertstiftungen. Denn — ein Wert ist keine psychologische Größe d. h. kein Produkt psychischer Prozesse, wenn er natürlich auch, wie überhaupt alles, auch jeder Begriff, psychischer Inhalt werden kann. Das ist denn auch entgegen den psychologischen Werttheoretikern unser Hauptresultat. Kein »Streben« kann z. B. einen Wert schaffen; denn es setzt einen Wert schon voraus; kein Gefühl, denn es setzt einen Wert schon voraus und ist, wie wir sahen, schon ein gefühlsmäßiges Zugehörigkeitserlebnis zu (Subsumptionserlebnis unter) eine bestehende Wertsphäre usw. (s. § 50).

Anders ausgedrückt: ein wertvolles Erlebnis unterscheidet sich psychologisch als Erlebnis überhaupt nicht prinzipiell von einem nicht wertvollen: eine moralische Handlung unterscheidet sich psychologisch nicht von einer unmoralischen als Handlung, eine richtige Behauptung nicht von einer unrichtigen als Behauptung, ein ästhetisches Genießen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht von einem unästhetischen als Genießen. Erst durch die Beziehung auf einen »Wert« kommt dieser Unterschied in die psychologisch an sich indifferenten Erlebnisse. Und dieser Vorgang ist die »Wertung«. Sie beruht eben, wie wir sahen, in der Zuordnung zu einer als wertvoll feststehenden (seligierten) Art von Erlebnissen bzw. einem Zusammenhang von solchen. Der Gesichtspunkt aber, unter dem dieser »Wert« Wert ist und unter dem diese Selektion stattfindet, oder besser: die Faktoren, unter denen der Wert als solcher zustande gekommen ist, können letzten Endes niemals immanent psychologische sein: es gibt keinen in den psychologischen Vorgängen selbst liegenden Grund, nach dem dieselben sich scheiden in der angegebenen Weise. Es sind vielmehr außerpsychologische Faktoren, die diesen Unterschied hervorbringen: Faktoren natürlicher und künstlicher Art, wie wir früher sahen. Sowenig aus dem anatomischen Bau etwa eines tierischen Hornes abgeleitet und begründet werden kann, daß es seinem Träger im Kampf ums Dasein große Vorteile bringen werde (denn das ist von ganz anderen Faktoren abhängig), sowenig ist aus der psychologischen Analyse eines psychischen Prozesses zu ersehen und abzuleiten, daß er in seiner bestimmten Struktur dem Menschen in einer bestimmten Beziehung wertvoll sei. In beiden Fällen ist die Aufgabe der Tatsachenwissenschaften der Anatomie und Psychologie damit erschöpft, zu zeigen, von welcher Beschaffenheit (anatomisch oder psychologisch) ein solcher »Gegenstand« ist. Auf Grund dieser Analyse läßt sich sagen: ein so und so beschaffener Gegenstand ist wertvoll für seinen Besitzer. Niemals aber darf man damit aus dieser Beschaffenheit den Wert des Gegenstandes erklärt zu haben meinen; denn man hat in Wahrheit damit nur festgestellt, daß unter den bestehenden Wertverhältnissen (allgemeinsten Lebensverhältnissen), die von der Psychologie oder Anatomie absolut unabhängig sind (die vielmehr die Selektion bestimmter psychischer Vorgänge [als wertvoller] bestimmen), diese bestimmte Beschaffenheit als wertvoll zu gelten hat. Demgemäß können wir denn auch in unserer Arbeit immer nur feststellen, wie beschaffen diejenigen »Gegenstände« (psychischen Prozesse) sind, an die sich dieses relative Prädikat des Wertes knüpft, ohne damit je diese Beschaffenheit zur Ursache ihres Wertes an sich machen zu dürfen, die uns vielmehr immer auf außerpsychologische Faktoren letzten Grundes zurückführte; und wir fanden als gemeinsame Beschaffenheit derselben jederzeit die Beziehbarkeit auf (die Subsumptionsfähigkeit unter) bestimmte einheitliche psychische Erlebnis- und Reproduktionszusammenhänge bzw. Teile derselben, deren Entwicklung wir dann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch weiter verfolgten, die sich selbst aber immer wieder als Produkte (außerpsychologischer) natürlicher und auf deren Grundlage auch künstlich-bewußter Selektionen (Werte) erweisen ließen.

Teleologisch betrachtet fanden wir z. B. (s. § 25 Exkurs) die Tendenz zur Vereinheitlichung und praktischen Brauchbarkeit des psychischen Erlebnisbesitzes als einen solchen Grundwert, an dem die Selektionen psychischer Erlebnisreproduktionen orientiert sind. Kausal betrachtet, war es der Kampf ums Dasein, der die lebenstüchtigen psychischen Bildungen seligiert. Da aber, wie wir sahen, diese beiden Faktoren lange schon »an der Arbeit sind«, ehe überhaupt von bewußtem psychischen Leben und also auch von bewußter Wertung die Rede sein kann, und da andererseits ja auch schon bei der kausalen Betrachtung und natürlichen Selektion (für unsere bewußte Betrachtung) in dem Dasein, um das gekämpft wird, der letzte Wert immer schon eingeschlossen und als ein Gegebenes vorliegt, findet das psychische Leben von seinen primitivsten Anfängen an Werte und Wertzusammenhänge immer schon vor (vgl. die Ausführungen in § 36). Man darf also nicht fragen, wie die ersten Werte entstanden seien. Diese wurden vorgefunden als vor aller psychischen Tätigkeit bestehend, als unverbrüchliche Normen und Orientierungspunkte der weiteren Entwicklung. Nur in immer weiterer Beziehung der sich stetig weiter differentiierenden und zusammenfassenden Erlebnisse jeder Art auf diese schon bestehenden Werte und Wertzusammenhänge kann daher jederzeit der Vorgang bestehen, den wir psychisch und psychologisch als Wertung bezeichnen. Die menschliche Psyche ist eben nicht ein in sich abgeschlossener Komplex, der sich in immanenter Gesetzmäßigkeit frei entwickelte; sondern er kann viel eher als ein Durchgangs-, Konzentrations- oder Sammelpunkt aller möglichen Strahlen aufgefaßt werden. Die Prozesse allgemeinen Geschehens, von dem die psychischen nur ein Teil sind, beeinflussen ihn ebenso, wie die eigene Konstitution; darum ist das psychische Geschehen niemals aus sich selber zu verstehen, sondern sozusagen im Quer- wie Längsschnitt ein Entwicklungsprodukt; ein Prozeß, in den alle möglichen außerpsychischen (nichtindividuellen) Faktoren ihre Schatten werfen. Nur sofern deren Schatten in sie fällt, gehören sie zum psychischen Bestande; diese Faktoren selbst aber gehören als solche, d. h. ihrer Geltung nach, nicht in die Psychologie. Darum haben wir immer wieder auf die Grenzpunkte hinweisen müssen, wo das psychische Geschehen nicht mehr aus sich selber zu erklären ist, sondern über sich hinaus weist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kurz: Das psychische Geschehen ist nur ein Teil des Geschehens überhaupt und weist überall über sich hinaus. (Von allen erkenntnistheoretischen Schwierigkeiten muß ich hier absehen; vgl. jedoch § 25 [Exkurs Nr. 11 Schluß) den Punkt, wo der Übergang zur Metaphysik nach meiner Ansicht zu suchen ist.)

Die Begründung der Werte selbst also — das ist unser Ceterum censeo — kann keine Aufgabe der Psychologie sein, welche nur Wertungen, keine Werte analysieren und erklären kann.

2.

Bestehen unsere obigen allgemeinen Ausführungen über das Werterlebnis zu Recht, so können, wie früher schon ausgeführt wurde, die sog. verschiedenen Wertgebiete sich nur hinsichtlich der Tendenzen bzw. der durch sie intendierten Wertsphären unterscheiden, zu welchen zuzugehören als Wert in eben dieser Beziehung erlebt wird. Die Zusammenfassung solcher bestimmter Arten von Tendenzen aber unter einem bestimmten Namen und Wertgebiet ist an sich dann auch wieder außerpsychologisch begründet und gehört daher nicht im einzelnen hierher, wenn auch die Begriffsbildung, wie wir sahen, immer teilweise auch schon eine natürliche Selektion voraussetzt (welche jedoch ebenfalls außerpsychologisch begründet ist). So hat es nicht eigentlich psychologische Bedeutung für den Wertungsvorgang selbst, daß unter dem Begriff der ökonomischen Werte alle möglichen Tendenzen zusammengefaßt sind, die sich direkt auf die Erhaltung und Kultur des Lebens in irgendwelcher Weise beziehen (dies sind keine psychologischen Begriffe); daß bei den moralischen Wertungen bestimmte feststehende sozusagen normative Tendenzen (besser: bestimmte Arten des Handelns und Wollens) im Spiele stehen, zu welchen zuzugehören einen moralischen Wert bedeutet; usf. (ich verweise hier auf die früheren Ausführungen.) Für die Psychologie an sich sind alle diese Tendenzen gleich wichtig und gleichwertig, da sie über den Wert eines Dings selbst überhaupt nicht zu befinden hat, obwohl der Wertungsvorgang nie anders als psychologisch repräsentiert sein kann (s. u. § 49, a). Es sind Faktoren praktischer und logischer (d. h. schließlich meist auch praktischer) Art, die zur Selektion und Zusammenfassung gerade solcher Gebiete treiben. Die Psychologie kann dann freilich die psychologische Genesis und Entwicklung, wie auch die Phänomenologie des sog. moralischen usw. psychischen Bewußtseins untersuchen (und die Punkte aufweisen, wo diese Entwicklung über das Psychische hinaus verweist); das ist aber etwas anderes, als psychologisch bestimmte Wertsphären zu untersuchen. Denn, was in der oben angegebenen Weise genetisch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und phänomenologisch untersucht werden kann (als verschieden bei moralischen und anderen Wertungen), ist nicht die Entstehung dieser Werte, sondern die Genesis und Phänomenologie verschiedenener Arten von Tendenzen (Sphären, Zuordnungen), ganz abgesehen von ihrem Wert. Die Frage: Was liegt psychologisch vor, wenn eine moralische, und im Unterschied davon, wenn eine ökonomische Wertung vorliegt? diese Frage kann uns also (und das scheint mir das wichtige Resultat dieser Untersuchung!) immer nur höchstens auf inhaltlich verschiedene Arten von Tendenzen und intendierten Sphären und entsprechenden Zuordnungszusammenhängen führen, aber niemals auf ihre Begründung als verschiedener Arten der Wertung. Ein Wert kann ja niemals ursprünglich psychologisch begründet werden.

§ 48. Nachtrag in betreff der ästhetischen Wertungen.

1.

Da aus den § 20, 3 angegebenen Gründen besondere Versuche über ästhetische Wertungen hier nicht angestellt wurden, sei hier nur noch die Frage aufgeworfen, wie sich im allgemeinen diese letzte von den anerkannten hauptsächlichen Wertgattungen in die von uns auf den anderen Wertgebieten aufgestellten Gesichtspunkte fügt.

Das eben zusammengefaßte allgemeine Ergebnis unserer Untersuchung ist natürlich auch auf die ästhetischen Wertungen ohne weiteres übertragbar: daß die psychologische Untersuchung zwar die speziellen ästhetischen Phänomene d. h. das, was wir so heißen, untersuchen kann; daß aber die ästhetischen Werte als Werte davon unabhängig sind und niemals psychologisch begründet werden können.

Soweit die ästhetischen Wertungen unmittelbare Gefühlswertungen sind, wie teilweise in den früher (§ 6) besprochenen »ästhetischen Elementarversuchen« (Farbenverhältnisse usw.), gehören sie zu den gefühlsmäßigen Wertvergleichungen, setzen also nach unseren früheren Ausführungen schon bestimmte graduelle Lustwertungen der einzelnen Reize voraus. Für sie kann ich auf meine Gefühlstheorie in § 36 verweisen. Der Name »ästhetisch« für diese primitiven Werte des Wohlgefallens ist natürlich Geschmackssache und überhaupt (s. § 47) nicht psychologisch begründet.

Bei den komplizierteren ästhetischen Wertungen sind dagegen eine Menge verschiedener Tendenzen zugleich oder sukzessiv beteiligt, als zu welchen zugehörig bestimmte Erlebnisse (von Beschaffenheiten eines Bildes usw. oder was es sein mag) ästhetisch gewertet werden. Den verschiedenen Tendenzen entsprechen verschiedene von ihnen intendierte Wertsphären, die in den verschie-

Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

densten Entwicklungsfaktoren ihre Begründungen finden, psychologischen und außerpsychologischen. Doch das gehört ja nicht hierher. Jedenfalls sind auch hier, wie sich nachweisen läßt, bestimmte Wertsphären jederzeit schon vorausgesetzt, die (an sich individuell verschieden vermöge ihrer empirischen Entwicklung) die Verschiedenheit des ästhetischen Geschmacks begründen, die aber durch Erziehung usw. und für bestimmte Kulturgemeinschaften teilweise auch vielfach festere Übereinstimmungen und damit größere Normalität zeigen. Wenn auf einzelnen Gebieten sich schon feste Zuordnungen von Reizen und Reaktionen (Wertungen) bei den meisten Menschen nachweisen lassen, so haben wir hier eben schon ästhetische Wertungen der früher beschriebenen schon festgewordenen »verabsolutierten« Art vor uns, die auf Erziehung usw. beruhen: ein Anfang für die weitere Vereinheitlichung auch dieser (ästhetischen) Wertklasse, die in dieser Beziehung noch am meisten zurückgeblieben ist (s. § 49). Im übrigen vgl. § 6.

2.

a.

Auch andere Grundsätze und Unterscheidungen, die wir im Laufe dieser Arbeit angewandt haben, können für die psychologische Ästhetik von Wert sein: so z. B. die von unmittelbarer und mittelbarer Wertung. Vielfach wird nur die erstere als wirklich genuine ästhetische Wertung gerechnet, ohne jeden annehmbaren Grund. Auch hier ist an unserer Maxime festzuhalten: Als Wertung hat jeder Vorgang zu gelten, der einen Wert konstituiert.

b.

Ferner würde sich gerade auf diesem Gebiete unser Grundsatz bewähren, daß ein unter gemeinsamem Gesichtspunkt zusammengefaßtes Gebiet, wie das ästhetische, deshalb keineswegs psychologisch einheitlich zu sein braucht: eine Menge verschiedenster Einstellungen (Tendenzen) würden sich (psychologisch) als unter diesem Titel oft fast willkürlich zusammengefaßt ergeben.

c.

Ferner darf man nie aus dem Auge verlieren, daß einerseits (psychologisch) als ästhetische Wertung sowohl die positive, als die negative ästhetische Wertung zu bezeichnen ist. Unter dem, was zumeist als Prinzipien der Ästhetik dargeboten und aufgestellt wird, ist aber nur gewöhnlich eine Aufstellung der Bedingungen eines Gegenstandes verstanden, unter denen er gewöhnlich eine positive ästhetische Wertung zu bewirken bzw. zu erfahren pflegt. Daß damit, schon dieser einseitigen Untersuchung der positiven Wertungen wegen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber auch deshalb, weil andererseits selbst auf diesem beschränkten Gebiet nur Normen des Seinsollenden, nicht aber rein psychologisch für alle tatsächlichen positiven Wertungen gültige Gesetze aufgestellt werden, keine rein psychologische Untersuchung ästhetischer Vorgänge als solcher geliefert wird, scheint mir demnach unbestreitbar (s. § 6).

d.

Ebenso muß unterschieden werden zwischen allgemeinen Wertungen (schön-häßlich) und solchen bestimmten Grades (bestimmten Wertungen), woraus sich ganz analoge Verschiedenheiten wie die früher auf anderen Gebieten gefundenen ergeben müßten. Bei Werten bestimmten Grades spielt dann natürlich das Vorziehen wieder eine Rolle. Außerdem wird sich zeigen, daß bei einem Teil der ästhetischen Wertungen (da, wo feste Zuordnungen vorliegen; s. o.) bestimmte Wertungen sich schon verabsolutiert haben. Dieser ist dann als der entwicklungsgeschichtlich in dem früher angegebenen Sinn fortgeschrittenere zu bezeichnen.

e.

Daß beim ästhetischen Erleben die Gefühlswertung eine besonders große Rolle spielt, ist psychologisch (wie die umgekehrte Tatsache bei den moralischen und namentlich logischen Wertungen; s. o.) einfach als Tatsache hinzunehmen. Erklären läßt sich das psychologisch nicht: das ästhetische Erleben hat einfach tatsächlich einen vorwiegend sinnlichen Charakter (Beziehung zum sinnlichen Ich; s. § 36), worauf eben teilweise ja auch die begriffliche Zusammenfassung dieses Gebietes beruht.

§ 49. Die Sonderstellung der Hauptwertgebiete. — Absolute Werte.

a.

Wertung ist also jederzeit Subsumption unter bestimmte Wertrelationen. Warum sprechen wir jedoch von Werten und Wertung meist nur bei den angegebenen Hauptwertgebieten? Wie ist diese besondere Stellung der herkömmlichen Wertgebiete zu erklären? Diese Frage ist, wie wir sahen, eine außerpsychologische und gehört deshalb nur andeutungsweise hierher.

Ich glaube, daß dies auf rein empirisch entwicklungsgeschichtlichem Wege d. h. durch die Begünstigung, die gerade diese Arten von Werterlebnissen durch die natürliche und künstliche Selektion (s. § 25) hinsichtlich ihrer Konstanz und Reproduktionsfähigkeit erhalten haben, zu erklären ist. Es ist dies nur ein Spezialfall unserer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

früher ausgeführten allgemeinen Theorie der psychischen Entwicklung überhaupt. Ich kann mich deshalb kurz fassen.

Das Gemeinsame der ausgezeichneten Wertgebiete gegenüber anderen ist ihre Bedeutung für das praktische Leben, also ein an sich außerpsychologischer Faktor. Dieser zunächst natürlichen Begünstigung innerhalb der psychischen Entwicklung hat dann, wie gewöhnlich, die künstliche nachgeholfen, wie wir sie in der Erziehung und Logisierung der in Rede stehenden Gebiete sehen. Eine solche Begünstigung äußert sich, wie schon früher gesagt, vor allem in zwei Punkten: (a) Zugehörigkeits-(Wert-)Erlebnisse der betreffenden Art werden häufiger reproduziert, als andere; (b) die Zuordnung wird ebendadurch eine festere; es entstehen geschlossenere Zuordnungszusammenhänge, welche zugleich ihre Verwendung innerhalb des psychischen Lebens erleichtern und ökonomischer gestalten —: alles das in der früher näher ausgeführten Weise (ich verweise besonders hier auch auf die Untersuchung über die Entwicklung von Wertmaßstäben in § 32). Also festere Zuordnung bestimmter Gegenstände zu bestimmten Tendenzen (»Sphärenbildung« in dieser Beziehung) auf der einen Seite und systematischere Geschlossenheit des ganzen betreffenden Gebietes auf der anderen (gründend auf der wachsenden Konstanz der Tendenzen) sind die auszeichnenden Charakteristika dieser Wertgebiete. Auf den verschiedenen Wertgebieten zeigt sich diese Entwicklung heute auf verschiedenen Entwicklungsstufen. Am weitesten ist die Entwicklung (was den zweiten Punkt betrifft) auf dem logischen und ökonomischen Wertgebiet schon fortgeschritten, dann folgt das moralische, erst zuletzt (wenigstens teilweise) das ästhetische, wie wir schon bei unseren Versuchen konstatieren konnten (vgl. die Differenzen im Charakter der Gültigkeit auf den verschiedenen Gebieten, welche ja, wie wir sahen, nichts anderes (psychologisch) bedeutet, als den Grad der Stärke der Zuordnung von Objekten zu bestimmten (für das betreffende Gebiet normativen) Erlebnissen und demzufolge der Stärke der Reproduktionstendenz der letzteren bei Auftreten der ersteren).

Unter dem ersteren Gesichtspunkt der festeren Zuordnung bestimmter Gegenstände zu bestimmten Tendenzen stehen die rein sinnlichen Gefühlswertungen natürlich obenan, welche man schließlich jedoch auch bei dem vorigen Gesichtspunkt an erster Stelle nennen könnte, wenn man keinen Anstoß daran nimmt, den Gesichtspunkt des systematischen Zusammenhangs auch in dem Gemeingefühl des sinnlichen Organismus (s. § 36) realisiert zu finden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Überhaupt gehen ja die beiden Gesichtspunkte ziemlich parallel, wie sie denn auch nach unserer Theorie entwicklungsgeschichtlich eng zusammenhängen (s. § 25; 34; 36).

b.

Andere Gebiete psychischen Geschehens, auf denen, wie hier nicht weiter auszuführen ist, der Wertbegriff an sich ebenso heimatberechtigt sein könnte, deren Aufzählung hier aber nicht hergehört (vgl. jedoch z. B. § 38, 2 Anm. und § 51, 2), zeigen diese Stärke der Zuordnung von bestimmten Gegenständen zu bestimmten Tendenzen nicht, und infolgedessen auch nicht jene Zusammenfassung mehr systematischer Art (rein psychologisch natürlich zu verstehen: als umfassende Reproduktions- oder Zuordnungszusammenhänge!) aus mangelnder Begünstigung durch praktisch-entwicklungsgeschichtliche Faktoren.

Die Frage, ob unter diesen Umständen der Wertbegriff eine wissenschaftlich zu rechtfertigende Einheit darstellt, ist nach allen diesen Mitteilungen auf psychologischem Gebiet also überhaupt nicht zu entscheiden und eine logische Angelegenheit.

c.

In diesem Zusammenhang sei auch die Frage der sogenannten absoluten Werte noch kurz gestreift, soweit sie eine psychologische ist. Wir weisen hier nur auf früheres zurück. Die eine psychologische Möglichkeit ihrer Genesis haben wir schon oben § 31 festgestellt: sie können Vergleichswerte sein mit Unterdrückung des einen Fundamentes der Vergleichung; diese Erklärung gilt für die absoluten »bestimmten« Werte (bestimmten Grades). Wir trafen dieselben bei den Wertungen psychologisch fast überall. Ich nannte sie gewöhnlich (vom genetischen Standpunkt aus): »verabsolutierte« Werte. Ebenso gibt es nun aber absolute allgemeine Werte in anderem Sinn: z. B. Handlungen, die ohne weiteres als moralisch oder unmoralisch gelten (ohne bestimmten Grad zunächst). Diese gehören besonders in diesen Zusammenhang; denn sie stellen psychologisch nichts anderes dar, als die oben erwähnten konstant gewordenen Zuordnungen bestimmter Tendenzen zu bestimmten Gegenständen. Sie sind also, psychologisch, nichts anderes als die Folge sehr starker Assoziationen bzw. Reproduktionstendenzen. Ähnliches gilt (drittens) von den Wertungen, wo scheinbar entgegen unseren prinzipiellen Ausführungen über das Verhältnis von Wertungsgegenstand und Wertungsvorgang (in § 6) ein bestimmter Gegenstand eine bestimmte Wertung konstant hervorzurufen scheint. An sich ist festzuhalten, daß alle Objekte (oder wenigstens unter gewöhn-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Umständen alle) nur »wirken« können (ästhetisch, ethisch usw.), wenn sie auf bestimmte Einstellungen (oder, was dasselbe ist: intendierte Wertsphären) des Subjekts treffen, sonst ruft das schönste Gemälde keine Wirkung hervor usw. In den Ausnahmefällen aber, wo, wie man sagt, eine Wirkung »nicht ausbleiben kann«, sind daran Eigenschaften des Objekts schuld, die durch Assoziation auf Grund starker Zuordnung (relativ) notwendig auch die betreffende Einstellung und (damit dann auch) die betreffende (bestimmte) Wertung hervorrufen. So können auch im individuellen psychischen Leben sehr oft schon in derselben Weise gewertete Gegenstände durch ihr bloßes Auftreten im Bewußtsein die betreffende Einstellung ohne weiteres und unmittelbar mitreproduzieren.

Dies alles gilt jedoch nur für den »psychologischen« Begriff »absoluter Werte«.

Man kann sogar sagen, daß in der psychologischen Wertung (phänomenologisch) wohl immer ein absoluter (von genetischem Standpunkt: verabsolutierter) Wert eine Rolle spiele, wie wir früher zeigten.

Ob dagegen vom logischen Standpunkt »absolute Werte« überhaupt zu billigen sind, ist eine andere Frage. Die psychologische Absolutheit ist jedenfalls vom logischen Standpunkt aus nur eine »relative« (sit venia verbo). Doch das gehört nicht hierher.

§ 50. Einige kritische Einzelresultate.

1.

Psychologie und Werttheorie.

Über diesen Gegenstand sind schon soviel einzelne Bemerkungen gemacht worden, daß ich mich kurz fassen kann.

Die systematische Werttheorie hat nach unserer Überzeugung mit der Psychologie der Wertung nur so weit und insofern zu tun, als sie sich nicht auf psychologische Tatsachen berufen darf, die keine solchen sind. So habe ich z. B. schon früher angedeutet, daß es einem systematischen Werttheoretiker von psychologischem Standpunkt aus zwar nicht verwehrt werden kann, die Lustwerte für die höchsten zu erklären. Aber er darf sich dafür nicht auf Tatsachen berufen, die der Psychologie entstammen sollen, aber tatsächlich keine oder doch nur unvollständige sind. Ja, einen eigentlichen Beweis für die Rangstufe einer Wertart und für ihre Geltung (vgl. jedoch den indirekten Beweis § 25, Exk. 11 Schluß) kann er über-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haupt aus psychologischen Tatsachen gar nicht entnehmen, da für die Psychologie alle Wertungsarten völlig gleich wertvoll sind oder besser: wertindifferent.

So kann von psychologischem Standpunkt aus den Wertsystemen von Münsterberg, Eisler, den nationalökonomischen Werttheoretikern usw. nur aus der Berufung auf falsche oder unvollständige psychologische Beobachtungen ein Vorwurf gemacht werden. Einen anderen Grund zu Einwänden aber hat die Psychologie ihnen und ihrer Berechtigung gegenüber nicht.

Was so im allgemeinen hier ausgeführt ist, ist natürlich bei vielen Einzelfragen von Bedeutung, wie bei den Fragen der Allgemeingültigkeit der Wertung usw. Hierfür aber kann ich hier auf die entsprechenden früheren Einzelausführungen verweisen, wo ich überall auf die außerpsychologischen dabei wirksamen Faktoren aufmerksam gemacht habe. Die allgemeine (systematische) Ausführung dieser Gesichtspunkte gehört nicht mehr in diese vorbereitenden Untersuchungen.

2.

Vielleicht ist hier der Ort, in der in unserem Zusammenhang gegebenen Kürze auf zwei Fragen noch einzugehen, die immer als besonders brennend in der Werttheorie verhandelt worden sind, und festzustellen, zu was für einer Antwort unsere Auffassung des psychologischen Wertungsvorgangs führt.

Die erste Frage ist die: Wie verhält sich Begehren und Wert? Wird das Wertvolle begehrt oder das Begehrte gewertet? —

Nach unserer Ansicht sind hier zwei ganz verschiedene Dinge vermischt. Es ist gewiß wahr, daß ich nichts begehren würde, wenn ich den Gegenstand meines Begehrens nicht als fördernd für eine bestimmte Willenstendenz (vgl. § 25 Exk. 7e) meines Ichs ansehen würde d. h. aber nach unserer Theorie: wenn ich ihn nicht vorher gewertet hätte. Und in diesem Sinne ist es falsch, zu sagen, daß das Begehren dem Werten zeitlich vorhergehe; aber es gibt auch gewiß Fälle, wo erst das Streben nach etwas einen Wert konstituiert, nur einen Wert in anderem Sinne (nämlich dem eines bestimmten Wertes). Ein Beispiel möge das klar machen! Wenn ich ein seltenes Buch, das in mein Wissensgebiet gehört, begehre, so begehre ich es freilich deshalb, weil es in bezug auf eine gewisse Sphäre meiner Ichtendenzen Wert hat in dem oben angegebenen Sinn. Aber mein Begehren kann nun auch den Wert des Buches in einem anderen Sinne konstituieren: nämlich den Wert, den das Buch, als ein be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehrtes, nun für andere und dadurch auch für mich bekommt: es kann den bestimmten Wert (im gewöhnlichen Fall den Geld-, aber auch jeden sonstigen Wert) desselben konstituieren bzw. steigern, während es vorher, ehe ich es begehrte, vielleicht in diesem Sinn ganz wertlos war, weil es nicht begehrt wurde. An einem solchen klaren Beispiel kommt einem die Möglichkeit einer Verwechslung dieser beiden Wertbegriffe fast unmöglich vor; und doch beruht darauf, soviel ich sehe, die ganze Streitfrage dieses so beliebten Dilemmas: das Begehrtsein eines Gegenstandes und der Grad desselben ist allerdings bei den ökonomischen und anderen Werten ein häufiges Motiv des objektiven (bestimmten) Wertes eines Gegenstandes. Aber das widerspricht nicht der Tatsache, daß etwas nur begehrt wird, weil es gewertet ist. Auch der »Wert« im zweiten (bestimmten) Sinn beruht letzten Endes darauf, daß das Buch nun auch von den anderen auf Grund meines Begehrens d. i. Gewertetseins, gewertet wird. Es hat seinen Wert letzten Endes auch in diesem Fall deshalb, weil es gewertet wird, nicht weil es begehrt wird.

3.

Ein ähnliches Dilemma ist dieses: Wird etwas gewertet, weil es Lust erregt; oder erregt etwas Lust, weil es gewertet wird?

Hier liegt die Sache etwas anders. Zuerst den ersten Teil des Dilemmas! Nach unserer Theorie (s. bes. § 36) haben wir

a.

darauf zu erwidern: etwas wird nicht deshalb gewertet, weil es Lust erregt, sondern: wenn es Lust erregt, so besteht eben darin eine Art der Wertung selbst: nämlich die gefühlsmäßige. Der Schein, als ob etwas wegen der Lustkausation gewertet werde, entsteht wieder aus einer Verwechslung: ich kann etwas werten, weil es voraussichtlich Lust erwecken wird. Dann aber ist nicht die Lust die psychologische Causa der Wertung, sondern diese bestimmte Reflexion auf dieselbe: der Fall gehört also unter die reflektierten intellektuellen Wertungen in unserem früheren Sinn. Außerdem spielt aber oft auch noch eine andere Verwechslung herein: wenn ein Gegenstand irgendeinmal Lust in mir hervorruft (wenn ich ihn also nach unserer Theorie gefühlsmäßig werte), so kann dies u. U. auch ein Grund sein, ihn deshalb für die künftige Zeit als feststehenden Wert zu konstituieren. Dieser Vorgang ist dann aber nur der, daß ich einen gefühlsmäßig erlebten Wert »verabsolutiere« in dem Sinne, daß ihm die Wertung konstant zugeordnet bleibt (s. o.). Aber auch dann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist wieder nicht das Lustgefühl Causa der Wertung, sondern die gefühlsmäßige frühere Wertung ist Causa einer allgemeinen und konstanten.

b.

Und nun der Gegensatz: Erregt etwas Lust, weil es gewertet wird, weil es ein Wert ist? Nach unserer Theorie kann dies allerdings u. U. der Fall sein, nämlich wenn damit gemeint ist, daß das Wissen um einen feststehenden Wert in uns erneut ein Lustgefühl individueller Wertung hervorrufen könne. Das ist ein spezieller Fall der von uns so genannten reflektierten (mittelbaren) Gefühlswertung. Ursache des Lustgefühls ist aber also auch hier (psychologisch) nicht der Wert des Gegenstandes; sondern: die Reflexion auf den Wert des Gegenstandes führt zu einer neuerlichen gefühlsmäßigen Wertung, die jedoch wegen ihrer Reflexion auf die frühere Wertung wie gesagt nur ein Spezialfall der reflektierten (mittelbaren) Gefühlswertung ist.

c.

Damit haben wir unsere Stellung auch zu diesem Dilemma präzisiert, und mir scheint es für die Brauchbarkeit unserer Unterscheidungen zu sprechen, daß wir mit ihnen imstande sind, für diese alten Vexierfragen eine so einfache Lösung zu finden. Namentlich bestätigt sich hier unsere peinliche Scheidung von gefühlsmäßiger und intellektueller (und auf beiden Gebieten von unmittelbarer und mittelbarer), und ferner die zwischen allgemeiner und bestimmter (Vergleichs-) Wertung.

Ich füge noch ein paar kurze Bemerkungen bei über unsere spezielle Stellung zu bestimmten Werttheorien psychologischer Begründung. Doch gehört das in extenso nicht in diese Arbeit. Unsere allgemeine Stellung gegen eine psychologische Begründung der Werttheorie im eigentlichen Sinn ist oben schon dargelegt.

4.

Der von Orestano eingeführte Begriff des Interesses zur psychologischen Definition des bei der Wertung ausschlaggebenden Momentes kommt meinen Anschauungen inhaltlich recht nahe, sofern er den »Wert« auch, genau betrachtet, schon voraussetzt (weil man Interesse an einem Wert hat); scheint mir aber einerseits wegen der Unbestimmtheit dieses Begriffes unpraktisch und andererseits auch zu einseitig zu sein. Man kann ja wohl sagen, ich empfinde für alles Interesse, was einer meiner Werttendenzen entgegenkommt, der Sphäre derselben zugehört; aber ich glaube, daß die individuell-persönlichen und gefühlsmäßigen Werte im Begriff des Interesses zu sehr dominieren; daß also den intellektuellen, den allgemeinen Wertungen zu wenig darin Rechnung getragen ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5.

Mit Urban mich auseinanderzusetzen, würde hier zu weit führen. Ich fühle mich in so vielem mit ihm eins, namentlich was seine psychologisch-genetischen Anschauungen betrifft, daß ich es auf meine systematische Arbeit verschieben möchte, mich in anderen Punkten mit ihm auseinanderzusetzen. Ich möchte nur hinzufügen, daß mir die vielfache Übereinstimmung um so willkommener ist, als ich ganz unabhängig von anderen Richtungen aus zu solchen Übereinstimmungen gekommen bin. Meine prinzipiellen obigen Bedenken sind freilich davon nicht berührt.

6.

Die schon oben erwähnte Arbeit von Pohl (über ästhetische Wertungen), die demnächst erscheinen wird, glaubt, wie ich mündlichen Mitteilungen von Herrn Prof. Külpe entnehme, in dem speziellen und ganz einzigartigen Erlebnis des »Vorziehens« ein Hauptcharakteristikum der Wertung überhaupt gefunden zu haben. Ich kann demgegenüber hier nur darauf verweisen, daß ich das Vorziehen als spezifisches Moment der Wertvergleichung oben nachzuweisen versucht habe (vgl. § 31), also einer nach meiner Ansicht speziellen Art von Wertung, die die Einzelwertung übrigens auch in gewissem Grade (s. § 31, 1d) schon voraussetzt. Um dieses Moment zum allgemeinsten Merkmal der Wertung im allgemeinen zu stempeln, müßte also nachgewiesen werden, daß ein solches Vorziehen tatsächlich bei jedem Wertungsvorgang vorliegt, oder man muß das Wertphänomen auf die »bestimmten« Werte beschränken, wie ja allerdings in manchen Fällen geschieht. In letzterem Fall ist die Differenz also nur eine terminologische. Dagegen scheint mir nach meinen Protokollen der erstere Nachweis nicht wohl möglich zu sein. Ich gebe das Charakteristikum zu für die graduell-bestimmten Werte; aber ich bin der Ansicht, daß es sich bei den von mir so genannten »allgemeinen« Wert-Unwerterlebnissen (ohne bestimmten Grad) nicht nachweisen läßt.

7.

Eigenwert und Konsekutivwert.

Nur kurz soll an dieser Stelle noch unsere Ansicht über die vielverhandelte Frage des psychologischen Unterschieds von Eigen- und Konsekutivwerten dargelegt werden, wie sie sich als Konsequenz unseres Resultats über das psychologische Wesen der Wertung im allgemeinen ergibt. Nach unserer Grundanschauung der Wertung als Subsumptionswertung ist ja von vornherein klar, daß für dieselbe prinzipiell jede Wertung psychologisch eine Konsekutivwertung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist. Wenn man freilich unter »Eigenwerten« auch die »verabsolutierten« Werte versteht (s. § 49c), so enthält fast jede Wertung auch einen Eigenwert, nämlich den psychologisch meist verabsolutierten Beziehungswert (resp. die betr. Wertsphäre). Logisch dagegen ist auch ein solcher stets ein Konsekutivwert. Ich gehe nur noch auf einige Spezialfragen ein, da dieses Prinzipielle feststeht.

a.

Wenn jedes Werterlebnis ein Erlebnis einer positiven oder negativen Beziehung zwischen einer Einstellungstendenz und einem bestimmten Bewußtseinsinhalt ist, so ist es psychologisch ganz einerlei, ob ein bestimmter Gegenstand als Mittel zu einem schon gewerteten Gegenstand Wert hat oder nicht. Wenn z. B. die Flinte von einer Vp. deshalb als wertvoll bezeichnet wird (Protokoll 33a), weil sie ein Mittel ist zu der für sie wertvollen Jagd und weil die Jagd für sie wegen der freien Bewegung wertvoll ist, so gibt die Vp. selbst an, daß für ihr Bewußtsein eigentlich alle diese Glieder gar nicht so getrennt gewesen seien, wie man es sich so nachträglich logisch zurecht legt; vielmehr wird, ganz unseren allgemeinen Anschauungen von dem psychologischen Prozeß der Wertung entsprechend, der Vorgang von der Vp. so beschrieben, daß das Gewehr als zugehörig zu dem ganzen Komplex »Jagd« (mit Einschluß aller jener anderen Momente) in dieser Weise gewertet wird.

Für den psychologischen Vorgang macht es ja, wie wir wissen, gar keinen Unterschied, welcher Art (quantitativ oder qualitativ; s. § 25) der Komplex von Tendenzen (bzw. intendierten Sphären), als welchen fördernd oder hemmend der bestimmte Gegenstand erlebt wird, ist. Man könnte vom Standpunkt unserer Theorie also wie gesagt alle Werte Eigenwerte und alle Werte Konsekutivwerte nennen. Der ganze Gesichtspunkt gehört eben nicht eigentlich in seinem gewöhnlichen Sinn der psychologischen Sphäre an, sondern der logischen.

b.

Besonders deutlich werden diese psychologischen Verhältnisse, wenn man die vom logischen Standpunkt so verwickelten Verhältnisse der Verschlingung negativer und positiver Wertungen psychologisch betrachtet. Es sieht zum Beispiel sehr kompliziert aus, wenn man logisch sich klarmacht: Zugehörigkeit zu einer negativ gewerteten Tendenz (Sphäre) ist selbst negative Wertung; Nichtzugehörigkeit zu derselben ist also positive Wertung (resp. Indifferenz). Psychologisch ist die Sache viel einfacher. Nichtzugehörigkeit zu einer negativ gewerteten Sphäre gibt es hier eigentlich

Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

gar nicht. Was sich logisch in eine Sukzession von psychischen Akten auflösen läßt, ist psychisch vielmehr ein einheitliches intentionales Erlebnis oder kann es jedenfalls sein. Die herrschende Tendenz ist immer letzten Endes positiv. Und ihr gegenüber ist nicht nur das, was in direkter positiver Zuordnung zu ihr steht, sondern auch alles, was intentional zur Sphäre dieser direkten Zuordnungen noch weiter gehört, ohne weiteres positiv wertvoll (dies ist der Fall auch bei dem obigen (a) Beispiel für Konsekutivwertung). Auch negativ gewertet wird etwas also psychologisch immer nur in direkter Beziehung auf eine positive, im Bewußtsein herrschende Tendenz. Also alle jene Umwege über Zugehörigkeiten zu negativ gewerteten Sphären sind logischen, nicht psychologischen Ursprungs; sie können daher natürlich auch psychologisch unter logischem (»künstlichem«) Einfluß eine Rolle spielen; aber eben nur in dieser sekundären Weise. Ein Beispiel: Wenn ich darauf eingestellt bin, mich vor Schnupfen zu hüten, so geschieht das letzten Endes, weil ich gesund bleiben will, wenn auch diese positive Haupttendenz zeitweise hinter der verabsolutierten »negativen Tendenz« zurücktreten mag. Kommt nun aber etwa ein warmer Sommertag, so wird dieser nicht gewertet, weil er schnupfenfeindlich ist, also positiv wertwidrig, was den negativen Wert des Schnupfens betrifft (wenigstens psychologisch nicht), sondern weil ich den Schnupfen los, also gesund werde d. h.: psychologisch wird der Sonnenschein nicht als negativer Wert begrüßt (sc.: in Beziehung auf den negativen Wert des Schnupfens), das wäre lächerlich; sondern unmittelbar als positiver (bezüglich der Gesundheit), auch wenn die Reflexion dabei mitspielt, daß nun der Schnupfen fortgehe.

Zugehörigkeit zu einer Ichtendenz ist also freilich immer Förderung derselben. Ist aber die Tendenz selbst negativ gewertet (hinsichtlich einer höheren Tendenz), so tritt der Bewußtseinsgegenstand in direkte (intentionale) Beziehung (Zugehörigkeitserlebnis) zu der obersten (positiven) Tendenz.

§ 51. Nachtrag.

1.

In den Instruktionen 1—5 (s. Protokoll 92—95!) liegt ein reiches Material vor zur näheren Erläuterung dessen, was in diesen Untersuchungen mit dem Terminus »Sphärenbewußtsein« in den verschiedensten Bedeutungen und Anwendungen gemeint war (vgl. § 27, 1). Alle diese Versuche lassen sich unter den gemeinsamen Titel der Aufgabe bringen: Zu einem gegebenen Gegenstand unter einem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bestimmten Gesichtspunkt einen anderen zu suchen; oder: einen anderen zu suchen, der mit dem gegebenen in einem bestimmten Verhältnis steht.

Überall ist es so, daß die Vp. in einer bestimmten Richtung durch Instruktion eingestellt ist, und in dieser Richtung zu dem Gegebenen etwas hinzusucht oder in dieser Richtung sich auf etwas Zugehöriges besinnt (vgl. § 25 Exkurs).

Wie die Vp. dies im einzelnen angreift (ob sie optische u. ä. Hilfen verwendet oder nicht; ob sie sofort und unmittelbar einen bewußt passenden Gegenstand findet oder ob sich zunächst rein assoziativ irgendein Wort einstellt, das dann erst auf seine Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit untersucht werden muß; oder ob eine bewußte Reflexion, ein bewußtes Besinnen auf, ein Suchen nach einem solchen dazu notwendig ist —:), immer tritt ein deutlich auf erfahrungsmäßiges Wissen gestütztes Zugehörigkeits- oder Nichtzugehörigkeits-(Sphären-)bewußtsein auf, bald mittelbar, bald unmittelbar; ohne daß im einzelnen Fall immer die Probe darauf gemacht werden müßte.

Aus den Arten der Einstellung ersieht man wieder, daß die Vp. auch ohne Repräsentationen imstande sind, sich auf diese Sphären bestimmt einzustellen. Die bestimmte Einstellung kann also nur in einer Intention von bestimmtem Erlebnischarakter bestehen.

Bei den Protokollen selbst ist alles Nötige bemerkt. Im übrigen verweise ich auf die Ausführungen § 22—29.

2.

Auch in den Protokollen über die Reimversuche ist das Nötige dort selbst angegeben (s. Protokolle 91).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

G. Protokollauszüge.

1) Ich führe hier nur von jeder Vp. ein Beispiel an, da ja das Material natürlich unerschöpflich wäre:

a) Vp. A.: (Reizwort: Holz) »Ich sprach mir innerlich vor: »Ziel, Aufgabe« mit der Bedeutung, daß dies das Gesuchte sei. Ich war mir dieser zu erwartenden Möglichkeiten bewußt, aber ohne daß ich mir irgend etwas deutlich ausgedacht hätte . . .«

b) Vp. B.: »Nur ganz unbestimmt eingestellt; Wortrudimente aus der Instruktion; aber so, daß ich wußte, was ich sollte, aber ohne jeden ausgeprägten Gedanken.« (Charakteristischer Typus eines späteren Versuchs, nach vorausgegangenen ähnlichen Versuchen.)

c) Vp. C.: (1. Versuch) »Vergegenwärtigung der Instruktion; dabei das Wort »Mittel«, vielleicht auch »Hilfsmittel« als Repräsentant dessen, was gegeben werden soll«.

d) Vp. D.: Gibt nie ein inneres Sprechen in der Vorperiode zu Protokoll, sondern immer nur ein »Wissen um die Aufgabe« oder eine »Vergegenwärtigung der Aufgabe« ohne spezielle Vergegenwärtigungen. (Vp. D. ist einer der ausgeprägtesten Typen unanschaulichen Denkens in den übrigen Versuchen, der mir je vorgekommen ist.)

e) Vp. E.: (1. Versuch) »In der Vorperiode war gar nichts vorhanden, als eine allgemeine Vergegenwärtigung der Aufgabe, wobei die Worte »Zweck—Mittel« akustisch-motorisch vorhanden waren.«

f) Vp. F.: (1. Versuch) »Es war mir, als ob ich nach oben schauen müßte, wo ein Ziel stehe; Tendenz, nach oben zu schauen (schwache Organempfindung); vielleicht das Wort »Ziel« dabei innerlich gesprochen; sonst nichts« (F ist auch sonst ein sehr stark optischer Typus).

g) Vp. G.: (Reizwort: Schreiben) »Das Wort »Gegenstand« innerlich immer wiederholt mit der Bedeutung »Du sollst einen Gegenstand nennen«. Alles Weitere ist nicht ausgedacht, aber gewußt.«

h) (Reizwort: Sich verteidigen!) »Ein paarmal innerlich gesprochen: »ich soll«; weiter nichts; gemeint war: »ich soll das, was ich weiß«.

2) Nur an zwei Stellen aller meiner Versuche finde ich dies: a) Einmal bei F: »ich war auf ganz anderes eingestellt. Ich dachte daran, was ich als Mittel angeben würde, wenn ich eine Maschine zusammensetzen sollte«. Und b) bei G: wo sich die Vp. in der Vorperiode noch mit dem letzten Versuch beschäftigt und sich daran vergegenwärtigt, was sie zu tun habe. (Charakteristischer Weise ist beidemal der vorhergehende Versuch mißlungen, was dieses außerordentliche Hilfsmittel genügend erklärt).

3) Dies geht deutlich aus den vielen Stellen hervor, wo die Vp. ausdrücklich angibt, daß sie ein allgemeines Wissen gehabt habe und daß die Worte oder optischen usw. Hilfen in keiner Weise sich mit dem Bewußten decken oder besondere Bedeutung haben. (Vgl. auch 1d, h).

4) Wie sehr dieses Fehlen jeglicher Repräsentation einer Einstellung im Laufe der Versuche einer Reihe sich geltend machen kann (ohne daß jedoch die Reaktion dadurch irgendwie unsicherer, unbestimmter oder langsamer zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden brauchte!), erweisen oft ergötzliche Geständnisse, wie die bei Vp. G: »In der Vorperiode war gar nichts vorhanden; so wenig nichts, daß ich, als es länger andauerte, ausdrücklich und etwas erstaunt feststellte, es sei absolut noch gar nichts (Inhaltliches) in meinem Bewußtsein gewesen.«

5) a) Vp. C.: (Reizwort: Glasscherben) »... akustisch-motorisch »Aufgabe-Ziel« (in der Vorperiode); dann Reizwort. Sofort beim Hören Glasscherben gesehen auf nicht weiter zu beschreibendem Untergrund zusammenliegend, größere und kleinere Stücke, spitze und gewölbte. Sofort beim Anhören ein unmittelbares Erstaunen über das Reizwort und ein ebensolches Wissen: das paßt gar nicht zur Instruktion; dann erst Wiederholung der Instruktion mit den Worten »Aufgabe-Ziel« und es kommt mir fast komisch vor, Glasscherben als Mittel zu einer Aufgabe auffassen zu sollen. Dann ein inneres Erlebnis, das sich etwa in die Worte fassen läßt: »wenn schon, denn schon«. Es liegt darin ein gewisses willkürliches Moment: weil es nun einmal verlangt ist, will ich es versuchen. Die Vorstellung der Glasscherben perseveriert noch; ich weiß, daß man sich mit Glasscherben verletzen kann ... Auf einmal kommt blitzartig der Gedanke: man kann die Glasscherben brauchen zu dem Zweck, jemand zu verletzen, wenn der betreffende das verdient. Das ist zunächst ganz allgemein: man kann das; man darf das. Gewisses Gefühl der Erleichterung: jetzt kommt etwas passendes. Dann ein Wissen (das zugehörige Bild stellt sich sofort oder bald ein), daß man, um Diebe abzuwehren, den Kranz einer Mauer mit Glasscherben versieht. Es ist eine gewisse innere Freudigkeit da und ein Bestreben durch Benennen dieser Verwendung den Versuch möglichst rasch zu vollenden, da es schon so lange gedauert hat ...« (Der Versuch dauerte allerdings ungewöhnlich lange: nämlich 6 Sekunden. Ich habe ihn ganz mitgeteilt, weil er in vielen Beziehungen typisch ist, und ich deshalb noch öfter auf ihn zurückkommen werde.)

b) Vp. E.: (Dasselbe Reizwort) »Mit Anhören und Verstehen des Wortes die Empfindung eines Vexierversuchs. Nichts Optisches. An das Bedeutungsbewußtsein knüpft sich, soviel ich sagen kann: simultan, Gedanke und Bewußtseinslage, die einem Vexierversuch entsprechen würde (nach meiner Erfahrung)«.

c) Vp. G.: (RW.: Regnen lassen!) »(Vorperiode: Einstellung repräsentiert durch sprechen von« ich soll ...« vgl. oben 1!) Das Reizwort wurde sofort beim Verstehen etwas spöttisch aufgenommen, wie wenn ich gesagt hätte: das kannst du ja doch nicht! — Dann erst wurde mir klar, daß es ein Vexierversuch sei.«

d) (Interessant ist auch ein Fall bei Vp. D, wo sich das unmittelbare Erlebnis darin zeigte, daß sich die Instruktion unwillkürlich umkehrte:) (Reizwort: Staub) »Zuerst war es mir so, als ob Staub der Zweck wäre, (so daß also ein Mittel zu nennen wäre, um Staub zu machen)« (während mit Staub etwas angefangen werden sollte, was natürlich ein Vexierversuch und unmöglich sein sollte).

6) Zu solchen ursprünglich reinen Assoziationen gehören z. B. folgende Fälle:

a) Vp. A. (RW.: Seil) »... es kam mir als Fortsetzung das Wort »tanzen«; ich würde jetzt sagen: es war rein assoziativ ...«

b) Vp. B.: (RW.: Schreiben) »... sofort optisches Bild eines Federhalters

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Muskel- und Tastempfindungen in der Hand, als ob ich den Federhalter zum Schreiben anfassen müßte; dann erst nachdem das Bild sich deutlich entwickelt hatte, kam mir ein deutliches Bewußtsein, daß es ein Mittel zum Schreiben sei . . .« (Hier kann man schon zweifeln, ob nicht schon eine unbewußte Beeinflussung durch die Einstellung vorliegt.)

c) Vp. B.: (RW.:Warmmachen) ». . . sofort akustisch das Wort »Kessel« und optisch einen Kessel mit siedendem Wasser. Einen Augenblick richtete ich meine Aufmerksamkeit darauf, wie wenn der Kessel ein Mittel wäre, erkannte aber, daß das nicht zutraf . . .« (hier deutlich wohl »bloße« Assoziation).

d) Vp. C.: (RW.:Seil) ». . . Sofort nach Verstehen des Wortes kommt ein ganz schwaches Bild einer mir bekannten Plastik (Kölner Tauzieher); dabei wird diese Funktion des Seiles zum Ziehen mitaufgefaßt: sie ist sogar genau gesagt die Hauptsache dabei; sobald das Bild da ist, steht im Vordergrund das Wissen um diese Funktion des Seiles: die übrige Plastik ist sozusagen nur begleitendes Substrat . . .« (Hier ist der Übergang von bloßer (allgemeiner) Assoziation zu determinierter sehr hübsch zu sehen.)

(Bei allen Vp. sind genug derartige Fälle zu finden, die aber nichts wesentlich Neues dazu bringen.)

7) a) Vp. A.: (RW.:Blumenstrauß). ». . . sofort mit Anhören des Wortes war ich in ein bestimmtes Milieu versetzt. Nichts war entwickelt; ich kann es aber nachträglich beschreiben als einen Komplex von Festlichkeitsstimmung, Geselligkeit, Courtoisie, Damen, Ball; aber deutlich entwickelte sich daraus (Nachträgl. Bem.: »als etwas darin schon von Anfang an Angelegtes«) der Gedanke des Geschenks. . . Dieser war repräsentiert durch ein Erlebnis, das ich nur beschreiben kann, als Erlebnis des »von . . . nach« = von einem Punkt zum anderen Punkt bewegt sich etwas (nicht der Blumenstrauß), und das bedeutet eine Überreichung . . . usw.«

b) Vp. C.: (Rakete) »Sofort mit Verstehen optische und akustische Vorstellung; im Dunkel vor mir steigt eine Rakete auf von links unten nach rechts oben. Ich höre deutlich das zischende Geräusch und das allmähliche Ausklingen. Es war etwas daran, als ob auf Kommando des Versuchsleiters die Rakete in mir losgegangen wäre: eine Art freudiges Erlebnis; kein Humor, sondern Freude über das schöne plötzliche Losgehen. Gemeint ist nun aber von vorn herein, daß diese Rakete nicht allein abgefeuert wird, sondern daß rings um mich herum andere Feuerwerkskörper losgehen. Darin liegt von Anfang an die bewußte Beziehung: diese Rakete trägt dazu bei, an ihrem Teil das Feuerwerk schön zu gestalten. Darin liegt die Auffassung: die Rakete ist ein Mittel, das Feuerwerk zu veranstalten und ich reagiere sofort damit.« (Ich habe dies Protokoll so ausführlich mitgeteilt, weil es statt vieler anderer zum Beweis dienen kann, wie lebhaft vielfach trotz der vielgeschmähten »Versuchslage« das Erlebnis war.)

c) Vp. E.: (Hammer) ». . . Sofort Neigung, einen Hammer in die Hand zu nehmen (der Hammer optisch) und damit auf etwas zu schlagen« (die Instruktion, etwas damit anzufangen, wirkt hier unmittelbar).

d) Vp. G. (Sich verteidigen) »Sofort optische Vorstellung von einem, der mich angreift. Von dem Angreifer sehe ich nichts, als nur die Bewegung auf mich zu. Das erste, was ich tue (das erlebe ich), ist, daß ich ihn zurück-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stoße. Und mit dieser Handlung reagiere ich gleich, da ich unmittelbar weiß, daß diese Reaktion der Instruktion entspricht.«

8) Bei der besonders vorsichtigen und gewissenhaft-peinlichen Vp. G. findet sich diese nachträgliche Kontrolle fast regelmäßig. Diese Kontrolle selbst zeigt dann vollständig den Typus der weiter unten besprochenen mittelbaren (reflektierten) Finalrelationen.

9) Vgl. 7 (A); 7 (E). Vp. D.: (RW.: Glasscherben) »Dachte (sofort beim Hören) daran, daß ich früher oft Bindfaden mit alten Glasscherben durchgeschnitten hatte und ich hatte dabei die kinästhetische Empfindung dieser hoppeligen, unregelmäßigen Schneidebewegung . . .« (Gar nichts Optisches bei dieser extrem unvisuellen Vp.!)

10) Vp. F. (Hammer) Mit und durch das (dem) Wort Hammer war akustisch der Klang eines kräftigen Klopfens gegeben; dadurch war mir das Klopfen als Zweck sofort ohne Zwischengedanken als instruktionsgemäß gegeben . . .«

11) Während ich für einfache Erinnerungsfälle keine Beispiele angeben zu müssen glaube, da in diesen etwas besonderes ja nicht vorliegt, scheinen mir solche Fälle, bei denen die Reaktion sich auf eine Analogie stützt, der Beachtung zu bedürfen, da sie eine nicht viel beachtete und doch wichtige Kategorie der sog. Assoziationen bilden, wie später gezeigt werden wird:

a) Vp. E.: (Glasscherben) (»Zuerst Eindruck eines Vexierversuchs, s. o. 5b); dann kam mir aber gleich der Gedanke, daß ich Tonscherben öfter benützt gesehen hätte, um Blumenbeete zu garnieren; dieser Gedanke kam mit dem Bewußtsein der Ähnlichkeit dieses Gegenstandes mit dem Reizwort. Ich dachte: das könnte ich ja auch mit den Glasscherben machen.«

b) Vp. G.: (Beispiel für das Versagen einer Analogie) (RW.: Staub) ». . . es fiel mir die Schwalbe ein, die mit Staub ihr Nest mauert; das befriedigt mich aber nicht, da nicht ich den Staub so gebrauchen kann, was doch nach Instruktion verlangt ist . . .« (vgl. 15!).

12) a) Vp. A.: (RW.: Reichwerden) ». . . Während des ganzen Prozesses war keine irgendwie faßbare Vorstellung (Sachvorstellung) vorhanden; es kam mir zunächst das Wort Geld und die Bedeutung dazu. Wenn ich damit reagiert hätte, hätte ich etwa gesagt: Geld verdienen; aber es entwickelte sich nicht und wurde vorher abgelehnt, ohne daß mir eigentlich klar gewesen wäre, warum? (Jetzt nachträglich erst würde ich sagen: deshalb, weil es zu nahe an die Identität mit dem Reizwort herankommt). Nun wird eine Richtungsänderung deutlich bemerklich: nach einer anderen Richtung wird jetzt etwas gesucht, und zwar etwas spezielleres; plötzlich spreche ich innerlich aus: Handel! —, und dabei ist eine Bewußtseinslage, wie wenn ich dieses Wort aus einer ganzen Reihe ebensogut hergehöriger Möglichkeiten auswähle, aber von diesen anderen Weisen des Reichwerdens ist gar nichts ausgeführt . . .«

b) Vp. C.: (Staub) ». . . sonderbares Suchen: es ist etwas Gedankliches; ferner eine Tätigkeit, Aktivität meinerseits; und dabei ist ein anschauliches Moment: ein dunkler Vorstellungsraum; nicht etwa die Dunkelheit der geschlossenen Augen, sondern etwas Vorgestelltes; und in diesem dunkeln Raum war ein Herumgehen mit dem Blick, kreuz und quer . . .«

13) Vp. A.: (Holz) ». . . Die Gewinnung des Ziels enthielt diesmal keine Stufen und Absätze: nicht zuerst das, dann das; allgemeineres und spezielleres;

Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sondern ich hatte kurze Zeit hindurch eine sehr starke Spannung und Starren in einer bestimmten Richtung und am Ende dieser Spannungsperiode sprach ich plötzlich das Wort »Schiff« aus, wobei sich zugleich ein optisches Bild eines solchen entwickelte, mit der Bedeutung, daß man ein Schiff aus Holz baue; ich habe mir jedoch diese Beziehung nicht näher ausgedacht, hatte aber trotzdem das sichere Bewußtsein der Richtigkeit der Reaktion.«

14) Vp. A.: (Seil) »... ich hatte ein Symbol für die Instruktionsänderung: es (d. h. das Gesuchte) ging jetzt darüber (d. h. über das Gegebene) hinaus, während es vorher zurückging. Dies kam mir als Gegensatz zum Bewußtsein, obwohl ich dieses Symbol bei der vorhergehenden Instruktion nicht gehabt hatte.«

15) Vgl. das Beispiel unter 13!

Vp. G. (7 Pfennige) »... ich wollte finden, was man gerade für diese Summe bekommen kann. Das war schwer. Es kam nichts. Ich war ganz ratlos. Ich wartete, daß mir etwas einfallen sollte, ohne irgend etwas vorzustellen. Plötzlich kam mir das Geld optisch, und zwar als ein 5- und ein 2-Pfennigstück; ein Wissen, daß man so kleine Münzen gewöhnlich zum Opfer in der Kirche brauche; und demgemäß reagierte ich ...«

16) Ich verweise hier, da ja später hiervon noch ausdrücklich die Rede sein wird (bei den ökonomischen Wertungen) nur auf Beispiele, wie das von den Glasscherben (s. 11 E!), wo entschieden (auf Grund einer Analogie) ein Wert konstituiert wird.

17) Ich führe zunächst einige Beispiele an, wo sich die Veränderung der Einstellung von individueller zu allgemeiner besonders deutlich zeigt:

a) Vp. A.: (Spazierengehen) »... sofort nach Hören selbst in die Situation hineinversetzt; etwas Motorisches in den Beinen (indiv. Einstellung); dabei ein optisches Bild: aber es war ein anderer Herr mit Überzieher, der da spazieren ging (allgemeine Repräsentation!). Ich gehe nun mit der Aufmerksamkeit auf seinen rechten Arm und erfasse da den Gegenstand Stock (ich meine ihn zuerst und sehe ihn dann auch: ich meine ihn im Sinne der Instruktion, aber allgemein als Mittel zum Spazierengehen); und nun kommt hinzu eine Operation der Art: ich hole mir den Stock selbst zum Zweck des Spazierengehens, aber ich hole ihn nun irgendwo anders her: der vorhergesehene Stock dient mir nur als Anlaß, um jetzt einen zu holen, damit ich spazierengehen kann ...«

b) A.: (Regnenlassen, individuelle Einstellung) »... Gleich beim Hören habe ich ein Bildchen gehabt: Wolken und Wasserstrahnen; das bedeutete jedoch nur Regnen; die Kausalbeziehung (»lassen«) war nur hinzugedacht. Die Ichbeziehung war zu allererst noch nicht vorhanden; dann aber wurde das Regnenlassen bewußt auf mich bezogen. Sofort war eine Standpunktsveränderung deutlich merkbar: vorher stand ich dem Bildchen mehr gegenüber als Zuschauer, jetzt stand ich über demselben. Es war eine leicht komische Situation, wie sie etwa in einem Lustspiel vorkommen könnte: eine gewisse Einfühlung in die Situation des Gewittergottes; ich war nicht selbst dieser Gewittergott; es war ein unbestimmtes »man«; aber ich wußte, daß ich damit gemeint sei, und daß es notwendig sei, oben zu sein, um Regen zu machen ... Dies ist alles ganz unwillkürlich; dann aber treten allgemeine Reflexionen ein...«

c) Vp. B.: (Mittelding zwischen allgemein und individuell:) (RW.: Spazierengehen) »... Optisch ein Mann vor mir mit Mantel, Stock und Hut; er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sah mir ähnlich; aber ich stand ihm unbeteiligt gegenüber und sah, was er beim Spazierengehen anhatte. Daraus entnahm ich die Reaktionsworte »Stock und Hut«. Die Ichbeziehung war dabei instruktionsgemäß . . .«

d) Vp. ...[1]): (Staub) Die Vp. war so stark individuell eingestellt, daß ihr erster Gedanke nach Verstehen war: »wie kann man einer Frau, wie mir, zumuten, damit etwas anzufangen?!« Dann wird die Überlegung allgemein, führt aber zu keinem Ziel.

e) Vp. E.: (Photographieren) Trotz persönlicher Einstellung wird die Reaktion auf Grund einer ganz sachlich allgemeinen Reflexion über das, was zum Ph. gehört, vollzogen.

18) Einzelbeispiele anzuführen hat hier wenig Sinn. Es sind im Allgemeinen dieselben Hilfsmittel (verbale, oder andere) wie oben bei der Einstellung auf die Zweckbeziehung überhaupt (vgl. 1ff.). Es wird etwa »ich« oder »man« oder ähnliches gesprochen zur Bezeichnung des Unterschiedes von allgemeiner und individueller Einstellung. Eine Vergegenwärtigung durch Richtungserlebnis kommt vereinzelt vor. Aber das Häufigste ist entschieden eine Einstellung ohne jede besondere Repräsentation: ein bloßes Wissen um die Ichbezogenheit oder um die reine »Sachlichkeit« (wie sich Vp. E. gewöhnlich ausdrückt) oder Objektivität der Beziehung.

19) a) Vp. A.: (»Vorperiode nur »Wissen, daß ich weiß«, ohne jegliche Vergegenwärtigung von etwas Bestimmtem) . . . Sofort nach Hören des Wortes (Schnecken) war die Zugehörigkeit im Sinne des Störens bewußt; sozusagen nur eine Modifikation der Zugehörigkeit. Kurze anschließende nähere Reflexion. Reagiert.«

b) Vp. G.: ». . . sofort klar, daß Beziehung bestehe zwischen Gärtner und Schnecken, aber ebenso unmittelbar Wissen, welcher Art diese Beziehung sei, optisch vergegenwärtigt durch Schnecken, die auf Salat herumkriechen . . .«

20) Nur ein paar Beispiele für den Ablauf dieser Versuche:

a) Vp. A. (Samen) ». . . Ich habe nichts als die innige Zugehörigkeit sofort erfaßt, damit war völlige Sicherheit gegeben. Bis nach der Reaktion war der Samen nicht irgendwie deutlich in den Gesamtkomplex eingeordnet; höchstens der allererste Anfang eines potentiellen Wissens, aber jedenfalls ganz unmerklich . . .« (dies war der erste Versuch nach dieser Instruktion!)

b) Vp. G.: (Erster Versuch): ». . . Bei Anhören des Reizes sofort lebhafte Zustimmung in dem Sinne von »selbstverständlich«; klarer machte ich mir die Sache nicht. Gewisses Erstaunen, daß es so einfach sei . . .«

c) Vp. D.: (Violine) ». . . es war mir sofort klar, daß der Gärtner das nicht brauche; Es war keinerlei sonstiger Bewußtseinsvorgang dazwischen (zwischen Verstehen und Reaktion). Erst nach der Reaktion dachte ich: wenn er ein Orpheus wäre!«

d) D.: (Papier) ». . . Als ich das Wort verstanden hatte, trat zuerst ein Stocken ein, wie wenn ich innerlich gesprochen hätte: »Papier?!« — Gedanke, daß das nicht so ohne weiteres zu einem Gärtner gehöre . . .« (Es folgt dann ein Besinnen, wozu der Gärtner erfahrungsgemäß P. brauche? — also ein Vorgang des Suchens; wie die früher beschriebenen.)

e) Vp. E.: (Spaten) ». . . Sofort nach Anhören und Verstehen Vorstellung

---

1) Buchstabe absichtlich nicht genannt (s. § 18, 1).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eines mit Spaten arbeitenden Gärtners; im Anschluß daran einen allgemeinen gedanklichen Überblick über die mannigfaltigen Benützungsweisen desselben durch den Gärtner (nichts einzelnes vorgestellt, nur allgemeiner Überblick); das Gedankliche kam aber erst nach dem Optischen und diente zur letzten Bestätigung des schon Feststehenden.«

f) Vp. F.: (Samen) »... war mir sofort darüber klar, daß das zum Gärtner gehört; habe sofort an Grassamen gedacht.«

21) Vp. C.: (Briefschreiben: Tisch-Stuhl): »... Sofort, wie Tisch verstanden wird, wird er als zum Briefschreiben wertvoll oder nötig bezeichnet; dann kommt »Stuhl«, und der erhält diese Bezeichnung nicht, (überhaupt nicht nicht bloß: nicht so sehr!); dies geschieht ganz von selbst, ohne jede Überlegung. Sofort reagiert, und erst nachher Selbstrechtfertigung durch Reflexion.«

22) Vp. G. (Beispiel eines unmittelbaren Wissens um die nähere Zugehörigkeit des einen) (Löschblatt-Feder) »... Löschblatt gleich beim Hören optisch auf meinem Schreibtisch; Zugehörigkeitsbewußtsein; dann »Feder«, und sofort mit vollem Bewußtsein der Richtigkeit damit reagiert. Erst nach der Reaktion kommen mir die verwickelten Beziehungen zum Bewußtsein, die zwischen beiden bestehen: daß ein Löschblatt überhaupt nur dann Sinn hat, wenn man eine Feder benützt.«

23) Für derartige reflektierte Vorgänge gebe ich hier nur ein paar Beispiele, da wir auf diese Vorgänge später, bei der ökonomischen Wertvergleichung, eingehend zu sprechen kommen werden.

a) Vp. A. (Schreibmaschine-Feder) »... sofort den Zusammenhang bei beiden erfaßt: das eine wie das andere kann verwendet werden. Auf diese Feststellung hin vermochte ich noch gar keine Entscheidung zu geben. Jetzt nahm ich die Beziehung auf mich selbst deutlich ins Auge, und machte mir klar, daß ich nicht geübt bin im Maschinenschreiben. Mir, so dachte ich, (und das Mir hob sich ab von einem nicht weiter ausgedachten Gedanken an andere, bei denen es anders sein könne,) kann es jetzt nichts nützen. Ich reagierte darum mit dem anderen.«

b) Vp. C.: (Hausbau: Holz-Stein) »... Wissen, daß beides zum Hausbau benützt wird; Dabei optisch ein Neubau bis zum ersten Stock, an dem man beides gut sehen kann. Dann überlegt: was nötiger? — Kann man ein Haus allein aus Stein machen? Nein! — Aus Holz? Ja! aber man tut es heute nicht mehr (darin der Gedanke: ich möchte es jedenfalls nicht mehr). Dann weiter gefragt: wenn also beides, was wird mehr dazu gebraucht? Im allgemeinen Stein (dabei an einen Hausbau in unserer Familie, aber nur als Beispiel, gedacht); deshalb mit Stein reagiert.«

c) Vp. D.: (Papier-Tinte) »... Zuerst erscheint beides gleich wichtig. Dann der Gedanke: T. nutzt dir nichts, wenn du kein Papier hast; hast du aber Papier, so kannst du mit Bleifeder schreiben; also Papier nötiger!« (regelrechtes Schlußverfahren).

d) Vp. E.: »(Hammer-Säge.) Sofort Bewußtsein, daß ich die Erfahrung des vorhergehenden Versuchs (Holz-Stein) hier verwerten könne: daß Holz nicht das einzige Material zum Hausbau sei, also Säge auch nicht das einzige Instrument. Dann Überlegung, daß der Hammer auch dafür in Betracht komme (vorausgesetzt: während die Säge für Stein nicht in Betracht komme!) Dann gleich mit Hammer reagiert.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

e) Vp. F.: (Schreibmaschine-Feder) »... dachte, daß man die Feder überall mitnehmen und brauchen könne, die Schr. aber nicht. Daher reagiert: Feder...« (Geht also schon ganz in die später zu untersuchende ökonomische Vergleichswertung über!)

24) Ich gebe von jeder Vp. Beispiele der Einstellung.

a) Vp. A.: (Erster Versuch) »... Einstellung sofort vorhanden; gleich in der richtigen Verfassung. Die Einstellung verdeutlicht, indem ich mir noch mehrere Wünsche klarmachte. Jetzt, nachdem ich das Reizwort (Hund) kenne, weiß ich, daß ich auf Bedeutenderes eingestellt war, auf etwas, was einen persönlicher angeht, nicht auf etwas so Äußerliches. Doch kann ich mir das Einzelne vorher Vergegenwärtigte nicht mehr zurückrufen.« — In den späteren Versuchen wird nie mehr in der Vorperiode etwas repräsentiert. Die Vp. ist immer in der verlangten Richtung eingestellt. Auch die obigen Wunschvergegenwärtigungen dienen daher nur zur Verdeutlichung einer auch so vorhandenen Richtung und Sphärenbew.

b) Vp. B.: »... habe mir klar gemacht, wie ich zu reagieren hätte, rein gedanklich, ohne Beispiele, indem ich mir die Instruktion nochmals in ihren Hauptpunkten vergegenwärtigte; wußte, daß ich wissen würde, was ich zu tun hätte, wenn das Reizwort käme.« (Später auch keine besondere Einstellung mehr nötig).

c) Vp. C.: (Erster Versuch) »... Vergegenwärtigung der Aufgabe; es wurden einige Worte innerlich gesprochen z. B. Gegenstand und begehrenswert. Das war alles«. (In den späteren Versuchen wird gewöhnlich angegeben: »Keine besondere Vergegenwärtigung«. Aber »gespannte Erwartung dessen, was kommen wird, wie man etwa auf ein Geschenk wartet, mit dem man überrascht werden soll«.)

d) Vp. D.: (Erster Versuch) »Ich sagte mir innerlich, daß der VLeiter einen Gegenstand nennen würde, und daß ich ja oder nein sagen müßte, je nachdem ich es haben wollte oder nicht. Ich habe nicht das geringste bestimmte erwartet.« (Später wurde in der Vorperiode immer nur angegeben: nur Erwartung, sonst gar nichts besonderes.)

e) Vp. F.: »Die Instruktion sehr stark vergegenwärtigt, ohne doch irgend an etwas bestimmtes zu denken; daher, als das Reizwort kam, sofort darauf eingestellt, darauf ja oder nein zu sagen ...«

f) Vp. G.: (Erster Versuch) »In der Vorperiode dachte ich nochmals an die Instruktion, dachte an so etwas wie Geld und Geldeswert; sagte mir aber dann, so etwas Allgemeines könne nicht kommen; es wurde dann an ein ganz allgemeines Reizwort gedacht, das aber nicht so allgemein sein sollte (nicht an ein Reizwort im Allgemeinen dachte ich, sondern an ein allgemeines Reizwort!) und daran, daß man ja sagen müsse, wenn man es jetzt gerne haben möchte«. (Bei den späteren Versuchen vergegenwärtigt sich die Vp. regelmäßig den Teil der Aufgabe noch besonders, daß die Entscheidung aus ihren jetzigen Verhältnissen heraus zu fällen sei. Dies tut sie, indem sie rein gedanklich sich ihrer jetzigen Lage im Überblick bewußt ist: »nichts formuliert oder vorgestellt, sondern rein nur gewußt.« Als verschiedene richtige Reaktionen geleistet sind, besteht die Einstellung nur noch darin, daß die Vp. denkt: »ebenso wie das letzte Mal!« ohne jedoch irgendetwas davon bewußt zu reproduzieren.)

25) Vgl. Fälle wie 32 c, h.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

26) s. 34 b.

27) s. 38.

31) a) Vp. B.: (Füllfeder) »Gleich nachdem ich gehört hatte, empfand ich einen Lustaffekt, und damit verbunden war das Wissen, daß ich einen solchen gut gebrauchen könnte. Darum antwortete ich sofort mit ja. Obwohl ich mir in der Vorperiode die Instr. gar nicht mehr wieder klar gemacht hatte, ergab sich die Reaktion ganz von selbst und ungezwungen. Frühere Überlegungen lagen der Reaktion nicht zu Grunde.«

b) Vp. F.: (Wagen) »Sofort mit dem Anhören und Verstehen entwickelt sich eine Vorstellung eines Zweigespanns: wundervolle Pferde und ein herrlicher Wagen; ich selber war auf dem Bock des Wagens; mit dem Ganzen war ein intensives Lustgefühl verbunden. Zugleich Erinnerung daran, daß dies eines meiner Ideale sei. Tendenz des Dahinjagens. Auch Erinnerungen dabei. Das ganze aber war trotzdem auf meine augenblickliche Lage bezogen. Ich sagte etwa innerlich: »Wenn dir das einer schenkte!« — Das Ganze war vollständig natürlich, ohne irgend einen Gedanken an die Irrationalität eines solchen Wunsches . . .«

c) Vp. F.: (Brot) ». . . als ich das Wort hörte, stellte ich mir gleich Schwarzbrot vor; und obwohl ich es sonst sehr gern esse, hatte ich doch jetzt gerade keine Lust dazu; es war mir vielmehr ein unangenehmer Gedanke, jetzt Brot essen zu müssen . . .«

d) Vp. D.: (Hund) ». . . es kam ganz unmittelbar »nein!« Dieses Nein war ganz gefühlsmäßig; es waren gar keine ausgedachten Gründe da; freilich war es mir trotzdem so, als ob eine ganze Menge Gründe dagegensprächen. An sich habe ich Hunde recht gern, aber ich möchte sie nicht selbst besitzen. Aber es war nicht ein bloßes Wissen um diese Tatsache, die ich überhaupt erst nachträglich in dieser Weise fixiere, sondern wie gesagt eine unmittelbare gefühlsmäßige Ablehnung . . .«

e) Vp. A.: ». . . es trat ein aktueller Wunsch auf: ja, das möchtest du schon ganz gern; Erinnerung, diese Annehmlichkeit früher besessen zu haben . .«

32) a) Vp. B.: (neuen Hut) »Gleich nach Anhören und Verstehen hatte ich das Wissen, daß ich einen solchen nicht nötig hätte. Dann setzte so ein Abwechseln ein zwischen den beiden Gedanken: einen solchen könne man aber doch immer brauchen, und: es sei für mich überflüssig. Schließlich wurde aber der erste unmittelbare Eindruck bestätigt und demgemäß mit nein reagiert.«

b) Vp. B.: (Gewehr) ». . . unmittelbares Wissen, daß ich es ganz selbstverständlich nicht gebrauchen könne. (Dabei von Anfang an optisches Bild eines Gewehrs.) Gar nicht näher ausgedacht,' warum es nicht gebrauchbar sei . . .«

c) Vp. A.: (Briefpapier) »Sofort kam mir eine Vorstellung; ich blickte auf den offenen Karton mit Briefpapier, etwa so wie wenn ich vor meinem Schreibtisch sitze, den Karton herausnehme und mir welches herausnehme: jedenfalls war es etwas Reproduziertes. Ich konstatierte sofort: nein, das habe ich jetzt im Überfluß, und sagte gleich laut nein, was dieses Wissen ausdrückte . . .«

d) Vp. C.: »Sofort starke Bekanntheitsqualität und Wissen, daß wir zu Hause schon zwei Hunde haben. Daraus scheint mir der Urteilsakt sich zu entwickeln oder eigentlich mehr schon darin zu liegen: Nein! Wir (d. h. unsere ganze Familie, mich eingeschlossen) haben keinen Hund mehr nötig!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

e) Vp. D.: (Gewehr) »... Zuerst wollte ich ganz momentan nein sagen, aus dem unmittelbaren Wissen heraus, daß ich nicht schießen könne; dann aber dachte ich ... (nach mehreren Reflexionen wird der erste Eindruck bestätigt)«.

f) Vp. E.: (neuer Hut) »... Sofort nach Anhören und Verstehen optisches Bild meines Hutes und der daran defekten Stelle, und im Anschluß daran kam mir die Notwendigkeit zum Bewußtsein, für ein neues Bekleidungsstück Sorge tragen zu müssen, und sagte in diesem Sinne ja. Es war kein Rückgreifen auf früheres Begehren, obwohl ich schon früher öfter daran gedacht habe. Ich möchte hier überhaupt nicht von Begehrenswertem sprechen; es ist kein eigentliches Wunscherlebnis oder eine Wunscherwägung dabei. Es ist aber auch entschieden mehr, als bloß die Vergegenwärtigung einer Notwendigkeit, mehr die einer Aufgabe, eines Sollens ...«

g) Vp. F.: (Hut) »sofort Wissen, daß ich den gut brauchen kann, »Gefühl« (= Eindruck) des Aktuellen dabei ...« (= Gegenwartscharakter).

h) Vp. G.: (Gewehr) »... das Wort wurde gleich beim Erfassen mit dem des vorigen Versuchs (Hund) unter den Begriff der Jagd ganz von selbst subsumiert(!), aber ebensofort auch abgelehnt, etwa mit dem innerlichen Sprechen: wie sollst du denn hier in Bonn zum Jagen kommen! ...«

33) a) Vp. A.: (Gewehr) »... Jagdgewehr vorgestellt; ich hantiere damit (erinnerungsmäßig sehr vertraut). Instruktionsfrage bewußt vorgelegt. Bewußtsein: da müßte ich ja auf die Jagd gehen. In diesem Augenblick wirklich gewünscht, jagen zu können (obwohl ich das Gefühl habe, diesen Wunsch selbst in mir zu erzeugen). Das Motiv, das ausschlaggebend war und das bei mir immer ein gewisses Lustgefühl hervorzurufen pflegt, war der Gedanke an das mit der Jagd verbundene freie Hinausziehendürfen. An das Schießen war dabei gar nicht mehr gedacht. Trotzdem ein wirklicher Wunsch vorlag, war jedoch die Gefühlsbetonung kaum merklich, vielleicht sogar gar nicht vorhanden. Die Schlußentscheidung erfolgte also ganz für das Jagenwollen (bzw. für das damit verbundene Hinausziehen); aber daraus wäre der Wunsch der Flinte (nicht bloß logisch, sondern auch dem Erlebnis nach!) unmittelbar entwickelbar gewesen ...« (Dieser Versuch ist in mancher Hinsicht interessant: 1) als Beitrag zu der Konsekutivwert-Frage (s. § 47, 7); 2) weil hier ein Begehren ohne Gefühlsbetonung als möglich angenommen wird; 3) — weshalb er hier aufgenommen ist — als Übergangsform von intellektueller zur Gefühlswertung.)

b) Vp. A.: (Flügel) »... Gleich als Instrument aufgefaßt. Gedanke, daß ich aus Mangel an Technik nicht viel damit anfangen könnte; unangenehmes Gefühl: schade, daß ich es nicht benützen kann! Aus diesem Unlustgefühl heraus kam die Entscheidung: dann (d. h. wenn du ihn doch nicht recht spielen kannst), willst du ihn auch nicht. Die Ablehnung hat entschieden etwas Emotionales: ein Verzichten aus ästhetischer Resignation ...« (Man könnte hier von einer neuen Art der Wertung: der »indirekten« reden: der (persönliche) Wert wird ja durch diese Ablehnung sogar besonders deutlich.)

c) Vp. C.: (Flügel) »Zuerst verstanden im Sinn von Schwingen (Engelsflügel vorgestellt); durchaus keine Verwendung dafür; dann kommt der Gedanke; das kann doch nicht richtig aufgefaßt sein; und erst nach diesem Gedanken kommt das spezielle Wissen um die andere Bedeutung des Wortes. Wissen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß wir zu Hause nur ein Piano haben und daß schon lange mein sehnlichster Wunsch nach einem Flügel steht. Aktuelle Bekräftigung dieses Gedankens: ja, das wünsche ich mir sehnlichst, gefühlsbetont.«

d) D.: (Brot) »... dachte daran, daß ich Butterbrot mitgebracht habe und vorhin gegessen habe. Aber bei dem Gedanken, daß ich noch anderes haben könne, bekam ich große Lust, noch mehr zu essen, und reagierte fast unwillkürlich mit ja, was mir gleich nachher sehr komisch vorkam ... Ich wußte auch (vor der Reaktion), daß ich sonst mehr Brot um diese Zeit zu essen pflege ...«

e) F.: (Briefpapier) »... Hatte sofort sehr schönes Briefpapier optisch vor mir, für das ich auch sonst eine besondere Vorliebe habe; besonders die Glätte desselben war besonders (wohl optisch) daran bemerkt, die mir besonders angenehm ist an Briefpapier. Wirklich erfreut war ich bei dem Gedanken, solches geschenkt zu erhalten. Obwohl ich wußte, daß ich zu Hause noch genügend Briefpapier habe, dachte ich mir doch das zu erwartende weit schöner, und reagierte deshalb mit lebhaftem Lustgefühl: ja! —«

f) Vp. G.: (Badewanne) »... dachte an meine Wohnung: zu meinem Zimmer führt ein Extraflur von dem Treppenpodest; auf diesen Flur setze ich manches, was ich nicht so notwendig brauche. Es war mir nun, als ob ich versucht hätte, ob sie da Platz habe? Das ging aber natürlich nicht. Darauf sagte ich nein, aber das nein sagte ich mit einem solchen Bedauern und so widerstrebend, mit wirklichem Unlustgefühl, daß es dem VLeiter aufgefallen sein muß und mir selber auffiel. Unausgesprochen lag in diesem Bedauern das Wissen um den großen Nutzen und Vorteil einer Badeeinrichtung, die ich nun nur aus Raummangel abzulehnen gezwungen sei ...« (vgl. b!).

34) a) Vp. D.: (Rakete) »... sofort nach Verstehen wußte ich, daß es Bestandteil einer Festlichkeit sei und bei einer solchen gebraucht werde. Auch wußte ich sofort, daß das der Instruktion entspreche; aber das wurde nicht in einem besonderen Akt festgestellt. Zugleich ein gewisser Bekanntheitscharakter, der mir erst nachher klar wurde: Erinnerung an Wedekinds Marquis von Keith; vorher war der Bekanntheitscharakter aber inhaltlich nicht begründet ...«

(Schönes Beispiel eines selbständig reproduzierten Erlebnischarakters! vgl. § 25 Exkurs!)

b) Vp. E.: (Haus) »... sofort kam mir unsere jetzige Lage zum Bewußtsein ... daß wir beständig nach einem Haus suchen, daß uns besser paßt ... ausgesprochenes Wunscherlebnis ... entschiedenes Unlustgefühl beim Gedanken an unsere bisherige Lage ...« (Hier ist also die Unlustbetonung nicht auf den zu wertenden Gegenstand bezogen, sondern auf etwas anderes. Man darf hier also nicht von einer gefühlsmäßigen Wertung des Reizgegenstandes sprechen, sondern es ist eine negative Gefühlswertung vom Gegenteil. Indirekt (d. h. aber vom nicht psychologischen Standpunkt aus) kann man freilich auch hier von einer Gefühlswertung des Reizgegenstandes selbst reden, vgl. 33 b).

35) a) Vp. A.: (Hund) ... überrascht wegen der Unbedeutendheit (ich war, ohne es zu wissen auf Bedeutenderes eingestellt gewesen). Dann »Reproduktion von verschiedenen Wunschsituationen, wo ich einen Hund schon gerne gehabt hätte. Aber diese Reproduktion trug nicht den Charakter von Erinnerungen, d. h. war nicht zeitlich in die Vergangenheit eingeordnet. Die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reproduktion brachte die Rasse des Hundes zur Klarheit: eine dänische Dogge sollte es sein. Ich konstatierte das ausdrücklich: eine solche würde mir Freude machen. Diese Entscheidung war ganz aktuell und wurde nicht etwa nur als etwas schon feststehendes einfach reproduziert. Dann aber kam mir gleich zum Bewußtsein, daß ich unter meinen gegenwärtigen Lebensumständen überhaupt keinen Hund halten könne. Der ganze erste Teil war eingetaucht in ein angenehmes Gefühl, ein Gefühl der Selbständigkeit und der gehobenen Lage . . .«

b) Vp. C.: (Gewehr) ». . . sofort Wissen, daß mein Bruder ein Gewehr besitzt (optisch); Wissen, daß ich keines brauche; daß ich aber das erstere jederzeit haben und benützen könnte. Darauf mit nein geantwortet . . .«

c) Vp. E.: (Wagen) ». . . sofort nach Verstehen fühlte ich mich in ein eigentümliches Dilemma versetzt. Erwägung, daß ich einen Wagen ganz gerne hätte; daß ich aber doch nie Schritte tun würde, mir einen solchen anzuschaffen. Ich konnte nicht zu einem endgültigen Entscheid darüber kommen, was ich sagen sollte; darum reagierte ich schließlich mit ja und nein. Einerseits begehrenswert im Allgemeinen, aber ich selbst müßte es sozusagen als passive Gabe empfangen; es lag darin die Schwierigkeit des Kaufens, des Erhaltens und Pflegens. — Eine Wunscherwägung war da; aber so, wie man etwa sagt: etwas ist begehrenswert; aber ohne jemals eine Beziehung auf sich selbst damit zu meinen. Das erstere hat allerdings auch eine Beziehung auf mich, aber soz. nur eine theoretische, keine praktische. — Die Annehmlichkeit des Wagens war gar nicht näher ausgedacht, auch der Wagen nicht vorgestellt.«

37) Vp. D.: »In der Vorperiode habe ich mir gesagt, daß ich beurteilen müsse, ob ich es immer begehrenswert gefunden hätte oder nicht; Gedanke, daß wohl überhaupt nichts zu jeder Zeit begehrenswert sei; wußte, daß ich da immer verschiedene Fälle beiziehen müsse. Die Instruktion schien mir nicht einheitlich zu sein, sondern etwas zwiespältiges zu haben, was ich mir aber nicht klarer vergegenwärtigte.«

38) a) Vp. C.: ». . . Das Reizwort (Schokolade) hatte sofort anheimelnden Charakter; auch eine Geschmacksvorstellung entwickelte sich. Damit ist ein Komplex von Erlebnissen verbunden, aus dem ich etwa folgende Momente nachträglich als in ihm angelegt aussondern kann: Wissen, daß ich sehr gerne Schokolade esse; daß ich eben vorhin für den langen Kollegnachmittag noch welche gekauft habe, mit optischen Vorstellungsrudimenten des betreffenden Geschäftes und Richtungsbewußtsein nach der Tasche, in der ich sie habe. Ich weiß auch, daß ich das immer brauchen könnte. Dabei ist es fast so, wie wenn ich nur ja zu sagen brauchte, um jetzt welche zu bekommen. All das ist ein Komplex. Aus diesem ganzen Komplex heraus, in dem von einer zeitlichen Reihenfolge nicht die Rede sein kann, reagiere ich unmittelbar mit »ja«; darin ist das individuell momentane ebenso wohl enthalten, wie das »immer Brauchenkönnen . . .« (Die Reaktionszeit betrug kaum eine halbe Sekunde! Das »ja« war mit Emphase und merklicher Freude ausgesprochen.)

b) F.: (Salz) ». . . Unmittelbares Wissen um die Notwendigkeit des Salzes für unseren Körper und zugleich Wissen um meine Vorliebe für gewürzte Speisen. Dies ging ganz in einander über, so daß ich mich ganz als Spezialfall der Allgemeinheit fühlte und demgemäß reagierte ich mit immer (= immer nötig)«.

c) Vp. G.: (Teppich) »Brauchte mir gar nicht zu überlegen, sondern ant-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wortete sofort mit immer. Erst hinterher gab ich mir noch die formelle Begründung. Ichbeziehung und Allgemeinheit waren trotzdem sehr deutlich bei der Reaktion.«

d) Vp. A.: (Brille) »... sofort beim Hören war es, als ob ich innerlich gesprochen hätte: »nein, ich bin herzlich froh, daß ich keine brauche und möchte auch nie eine haben«. Eine Art Gefühl der Zufriedenheit war dabei. Als sinnliche Grundlage diente nicht die Vorstellung einer isolierten Brille, sondern ein ganzer Komplex von Vorstellungen, die man hat, wenn man eine Brille in die Hand nimmt und aufsetzt ...«

39) a) Vp. A.: (Teppich) »... Ich war mir sofort der Kostbarkeit mancher Teppiche bewußt (Perser). Optische Vorstellung eines am Boden liegenden solchen. Dabei war die durch die Instruktion verlangte Allgemeinheit so repräsentiert, daß ich an einen Herrn dabei dachte, den ich kenne, und der ein großer Liebhaber von solchen Teppichen ist: Dieser Herr galt mir als Beispiel für eine ganze Gruppe von Menschen ... Erst in der Nachperiode wurde bemerkt, daß an Stelle der Allgemeingiltigkeit der persönlichen Beziehung die Allgemeinheit der Wertenden getreten war. Die Antwort lautete deshalb: viele!«

b) Vp. C.: (Teppich) Zuerst wird ganz individuell momentan reagiert. Vp. überlegt lange, ob sie jetzt einen brauchen könne und kommt zuerst zu negativem, dann unter gewisser Einschränkung zu positivem Resultat. Als sie aber eben reagiert hat, hat sie »den Eindruck, nicht richtig d. h. nicht allgemein eingestellt gewesen zu sein.«

c) Vp. D.: (Teppich) »... (Vp. kommt nach Reflexion zu diesem Resultat:) ein Teppich ist mir im allgemeinen sehr angenehm, aber es gibt auch Fälle (z. B. Sommerhitze) unter denen man ihn nicht gerne hat. Wie soll ich dies Verhältnis nun ausdrücken? Es bot sich mir nun ohne weiteres und ohne daß ich die anderen durch Instruktion proponierten Reaktionsworte ausdrücklich durchmustert hatte, das Wort »meist« als das dafür passende an ...«

40) a) Vp. D.: »Ich dachte sofort: unter welchen Umständen könnte Wasser nicht begehrenswert sein? Es schien mir von Anfang an kaum solche Fälle zu geben. Dachte: in solchen Fällen könne man es ja stehen lassen; aber es zu haben, sei immer angenehm ...«

b) Vp. A.: (Schokolade) »Wissen, daß mir der Geschmack nicht besonders angenehm sei, aber auch Wissen um den Nährwert. Das letztere kompensierte das erstere so, daß es überwog; reagierte daher mit meist ...«

c) Vp. G.: (Sand) »Gleich der Gedanke: in was für Fällen könnte mir das denn je begehrenswert erscheinen? mit der Meinung, daß dies wohl kaum je der Fall sein könne. Es fiel mir trotz längeren Besinnens kein solcher Fall ein. Da ich einen solchen aber immerhin nicht für unmöglich hielt, reagierte ich nicht mit nie, sondern mit selten ...«

41) a) Vp. A.: (Nelken-Veilchen) »... ziemlich unmittelbar mit dem Anhören optisches Bild einer roten Nelke mit langem Stengel und deutliche Geruchsvorstellung mit vorherrschendem Moment des Würzigen (vollständig sinnlich deutlich); daran sich knüpfend ein hoher, starker aktueller Annehmlichkeitsgrad. Mit dem Anhören des zweiten war ein ausgesprochenes Kontrasterlebnis verbunden: kleines, etwas welkes Veilchensträußchen vorgestellt; der Duft lange nicht so lebhaft vorgestellt und von weichem, ausgesprochen blumigem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Charakter; viel geringerer Annehmlichkeitsgrad damit verbunden. Das genügte, um die Reaktion unmittelbar hervorzurufen und ersteres als das vorzüglichere anzugeben.«

b) Vp. F.: (Äpfel-Birne) »... sofort zu Gunsten des ersteren entschieden, aus dem augenblicklichen Lustgefühl heraus, daß ich jetzt gerne einen Apfel essen würde; im Hintergrund stand dabei zudem das allgemeine Wissen, daß ich auch im allgemeinen Äpfel gewöhnlich den Birnen vorziehe ...«

42) (Rad-Schreibmaschine) Vp. A.: »Gleich beim Hören eine lebhafte Zustimmung zu letzterem; beharre zunächst bei letzterem und mache mir klar, was ich damit anfangen könnte, wenn ich eine besäße; dann aber Bedürfnis, die beiden Möglichkeiten mit einander zu vergleichen. Konstatierte: am liebsten würde ich beides haben, und versetzte mich abwechselnd in die Situation, wenn ich eines von beiden nicht hätte. Das Fehlen des Fahrrades würde mir sehr empfindlich unangenehm sein; aber, dachte ich, es ist doch nur eine physische Erleichterung; dagegen könnte mich die Schreibmaschine sehr in meiner geistigen Arbeit fördern. Das gab den Ausschlag. Es war dabei aber, wie ich ausdrücklich bemerken möchte, nicht das gegenwärtige tatsächliche Nichtbesitzen der letzteren als unangenehm empfunden; es war vielmehr so, wie wenn ich vor dem Verlust der Schreibmaschine stände: als ob ich sie also schon besessen hätte, wie das Rad, und sollte sie nun hergeben; und in dieser Hinsicht war mir nun der Verlust der letzteren unangenehmer; hierbei waren aktuelle Gefühle vorhanden.«

43) a) Vp. A.: (Rad-Chronoskop) »... Gehört und zunächst ganz befreit angemutet: es (letzteres) fiel so ganz aus der Sphäre des Wünschbaren und bisher Gewünschten heraus. Ich konstatierte noch einmal ausdrücklich: als Privatbesitz ist das doch nicht wünschenswert ...«

b) Vp. F.: (Klavier-Teppich) »... dieser Vergleich überraschte mich durch seine Unmöglichkeit für mich: d. h. meine unbedingte Bevorzugung des Klaviers war mir so ohne weiteres klar, daß ich sofort entschlossen war, in diesem Sinne zu reagieren; (auch eine nun noch eintretende Kontrollvergleichung kann daran nichts ändern).«

c) Vp. G.: (Als Beispiel eines sozusagen absoluten Werteindrucks:) (Konversationslexikon wird als Beziehungsgegenstand für andere Reize gegeben; darauf erklärt Vp. G. sofort:) »... Sofort optisch in dem bekannten Prachteinband; damit verband sich ungesucht die Beurteilung: da würde ich keinen besonderen Wert darauflegen, es zu besitzen! Dies geschah ohne Erinnerung an frühere Stellungnahmen und ohne jede Vergegenwärtigung spezieller Gründe zu dieser Wertung ...«

44) Vp. C.: (Apfel-Birne) »... Visuell links ein Apfel, rechts eine Birne. Gedanke: welchen von beiden würdest du jetzt lieber essen? Zuerst Apfel betrachtet: Wissen daß ich sie gerne esse, Geschmacksvorstellung; dann Birne: ebenso, aber dazu der Gedanke: in der jetzigen Jahreszeit (Winter) bekommt man kaum mehr welche; jedenfalls sind sie ganz weich und haben einen unangenehmen Geschmack. Es wird daraufhin festgestellt: ein Apfel ist jetzt das angenehmere (ohne jede Gefühlsbetonung).«

45) a) Vp. B.: (Kupfer-Blei) »... Dachte daran, daß im Institut Kupfer ziemlich viel zu elektrischen Zwecken verwendet und benötigt wird; Blei

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dagegen nur zu ganz vereinzelten Dingen (Pendelgewicht usw.); daher ersteres bevorzugt wegen größeren Bedürfnisses . . .«

b) Vp. D.: (Rad-Lexikon) ». . . meine Reflexion beruht auf dem Gedanken: was ich am ehesten entbehren könnte . . .«

c) Vp. A.: (dasselbe) ». . . Ein Lexikon kann ich auch auf der Bibliothek und bei anderen einsehen; ein Rad läßt sich nicht so durch anderes ersetzen; das muß man selbst haben . . .«

46) a) Vp. C.: (Handschuhe-Cravatte) . . . Vp. hat beides; aber zu ihrem jetzigen Vorhaben, nämlich jetzt in eine Vorlesung zu gehen, braucht sie eher bessere Handschuhe, als sie gerade hat, wie eine bessere Kravatte . . .

b) Vp. D.: (Wagen-Auto) ». . . zum Zweck der Fortbewegung ist letzteres wegen Schnelligkeit usw. bei weitem vorzuziehen . . .«

c) Vp. G.: (Rad-Schreibmaschine) ». . . für die gegenwärtigen eigenen Versuche der Vp. wäre eine Schreibmaschine so förderlich, daß das Rad vor der gedanklichen Vergegenwärtigung dieses großen Nutzens ganz zurücktritt . . .«

47) Vp. G.: (Rad-Skis) Auf Grund der Reflexion, daß in der hiesigen Gegend so wenig und so selten Gelegenheit ist, letztere zu gebrauchen, für ersteres dagegen sehr viele, wird ersteres bevorzugt . . .

48) Vp. D.: (Lexikon-Bargeld) Auf Grund der Reflexion, daß ein Lexikon sehr schnell veraltet und seinen Wert verliert, Geld aber immer und zu allem Möglichen angewandt werden kann, wird letzteres bevorzugt.

49) Vp. C.: (Elfenbein) Der Gegenstand wird von der Vp. selbst nicht als besonders wertvoll eingeschätzt, aber wegen seines hohen Tauschwertes doch als sehr wertvoll bezeichnet, weil Vp. selbst anderes dafür einzutauschen hofft.

50) a) Vp. C. zieht das Lexikon einer Standuhr vor, weil sie den Bildungswert des ersteren höher einschätzt, als den ästhetischen (Schmuck-)Wert der letzteren.

b) Vp. D. zieht den Gebrauchswert dem Luxuswert vor; Vp. E. den Wert zu einem bestimmten Berufszweck dem unmittelbaren Annehmlichkeitswert (Getränke) u. v. a.

51) a) Verbal: Vp. G.: ». . . Ich dachte nur an die drei Worte: wertvoll, wertlos, mittelwertig, die ich innerlich mir zur Einprägung wiederholte, wodurch ich mich auf die drei zu erwartenden Möglichkeiten genügend eingestellt zu haben glaubte; doch wurde es mir nicht gerade leicht, und ich befürchtete, es möchte mir einer der Gesichtspunkte bis zum Verstehen des Reizwortes wieder entfallen sein . . .«

b) Verbal und optisch: Vp. C.: »die drei Worte gesprochen und zugleich diese drei Worte in bestimmter Stellung optisch (gedruckt) vor mir gesehen: wertvoll links, wertlos ziemlich weit rechts davon; der leere Zwischenraum wurde als die mittlere Zone angesehen.« (Dies wird bei einer ganzen Reihe von Versuchen hinter einander angegeben. Fortsetzung s. bei 52 und 53!)

52) Vp. C.: (RW: Blech) ». . . sofort beim Anhören wird die mittlere Zone der optischen Einstellung ins Auge gefaßt, als ob es selbstverständlich sei, daß das Wort dorthin gehöre, und demgemäß auch Reaktionstendenz; aber durch Willensanstrengung halte ich die Reaktion noch zurück und prüfe erst noch, ob das wirklich richtig sei . . .« (Vp. kommt dann zu anderem Resultat).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

53) Vp. C.: (RW. Orange) »... Vorstellungsbild einer solchen; dann Kartenbild halb real halb kartographisch (ist bei Vp. C. eine sehr häufige Art der Versinnlichung!), wobei etwa von Deutschland nach Italien hin gesehen wird mit der Bedeutung: dort wachsen Orangen. Dann Überlegung: wertvoll? (dabei Blick auf den linken Teil des optischen Schemas gerichtet); wird als nicht passend abgelehnt; ebenso geht es mit wertlos; dann bleibt nur das mittlere übrig; dies wird dann auch ausdrücklich gedanklich konstatiert: nicht gerade notwendig, aber angenehm. — Dementsprechend wird dann mit mittelwertig reagiert; diese Wertstufe wird aber erst jetzt formuliert, während sie zuerst nur durch den Zwischenraum des Schemas und die Blickrichtung auf denselben repräsentiert wird.«

54) Es hat keinen praktischen Wert, hier eine solche Reihe von Versuchen in extenso abzudrucken. Es genüge ein Überblick. Zu diesen Vergleichungen ohne bestimmten Maßstab gehören vor allem die Getränkeversuche, wo aus der gegenwärtigen Stimmung heraus immer das eine von zweien vorgezogen werden soll. Es treten hier eben zunächst nur alle die verschiedenen Arten einfacher Wertvergleichungen auf, die schon besprochen wurden: mittelbare und unmittelbare, gefühlsmäßige und intellektuelle. Ab und zu werden solche Reizworte, die schon da waren und in Hinsicht auf andere gewertet wurden (vorgezogen wurden) wiedererkannt und teilweise wird der Wertcharakter, den sie im letzteren Falle hatten und ihre Wertintensitätsstufe im Allgemeinen mit reproduziert; dieses führt dann schon zu der nächsten Stufe (55) hinüber.

55) Vp. C.: (Eisen-Blei) »... Bei Eisen optische Vorstellung eines Stückes von einem Metallstab, Bekanntheitscharakter und Wissen um einen mittleren Wert; das Eisen steht so in der Mitte irgendeiner Skala, wovon aber diesmal nichts anschaulich repräsentiert ist; aber ich weiß es, ohne es ausdrücklich zu denken; es ist unmittelbar mit dem Eisen verknüpft. Das Blei ist als ein Stück Bleirohr vorgestellt; dabei ein ebenso unmittelbares Wissen, daß das Blei ungefähr in dieselbe Wertregion gehört, und daß es mir schwer werden wird, beide gegeneinander abzustufen. Ich weiß es nicht; ich kann es mir höchstens ableiten.« (Was dann auch durch längere Reflexionen geschieht; dann aber steht das Verhältnis für die späteren Versuche fest.)

56) Vgl. auch 52, 53! — a) Vp. A.: (Zinn-Blei). Die Vp. beginnt ihr Protokoll mit den Worten: »Gleich nach Verstehen der Reizworte habe ich innerlich weiter gesprochen: »Dann muß ich also das Blei (= den Wert des Bl.) untersuchen (sc. weil Zinn schon in einem vorhergehenden Versuch bezüglich seines Wertes im allgemeinen bestimmt worden war).«

b) Vp. B.: (Eisen-Gold) »... Gleich nach Anhören erkannte ich die Ähnlichkeit dieses Versuchs mit einem früheren, von dem ich aber nur vergegenwärtigte, daß ich Gold damals sehr hoch gestellt habe. Zugleich wußte ich auch bei Eisen, daß es in einem früheren Versuch schon zu Kupfer in Beziehung gesetzt worden sei, ohne daß ich mir klar machte, daß ich damals Eisen über Kupfer gesetzt habe. (Charakteristischer Weise war, ohne daß die Vp. es noch ausdrücklich wußte, die erste Vergleichung, an die sie sich bei Gold erinnerte, eine Vergleichung zwischen Gold und Kupfer gewesen!) Dieses doppelte Wissen flackerte nur einen Augenblick auf. Ich habe etwas optisches dabei gehabt: wie wenn das Gold das Eisen weit überragte; und die Seite des Eisens flackerte ein wenig hin und her, ohne bewußten Grund. Aber auf Grund

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Erlebnisse sagte ich ganz mechanisch und ohne jede weitere Reflexion: Gold! — «

c) Vp. F.: (ich gab am Schluß der Reihe eines der Metallpaare noch einmal, worauf die Vp. genau dieselbe Wertung vollzog, wie das erste Mal, und angab, sie hätte das »Gefühl« gehabt, als ob ihr diese Reihenfolge schon festfeststände. RW: Zinn-Kupfer.)

57) a) Vp. A.: »... Schon in der Vorperiode hatten die Metalle angefangen, sich in einer Reihe zu ordnen: besonders Eisen war als sehr wertvoll bewußt; auch noch einige andere Repräsentanten waren schwach vergegenwärtigt (z. B. wohl Kupfer), aber ich kann dies nicht mehr genau angeben. Hinter dieser ersten Reihe aber stand deutlich eine zweite, von ihr abgesonderte, in der alle Edelmetalle gedacht waren, ohne daß ich dieses Wort oder irgend eines der Metalle im einzelnen genannt oder gedacht hätte; aber es war bewußt, daß sie wegen ihres bloßen Schmuckwertes dort hinten standen und nicht in erster Linie in Betracht kämen ...«

b) Vp. A.: (Eisen-Gold) »... Gold wurde sofort als entbehrliches Luxusmaterial aufgefaßt, dagegen Eisen optisch gleich als riesige Eisenkonstruktion vorgestellt ...«

c) Vp. E.: Mit (bewußter) Rücksicht darauf, daß in einem früheren Versuch (Kaffee-Bier) festgestellt wurde, daß alkoholische Getränke am Vormittag (zu welcher Zeit der Versuch stattfand) der Vp. nicht zuträglich seien, wird, als nun Schokolade und Wein zur Wahl steht, ohne weiteres Erstere bevorzugt.

58) a) Vp. D.: (Efeu) »... Wissen, bzw. Erinnerung, wie es gewöhnlich auf mich wirkt und diese Wirkung sofort als angenehm bezeichnet. Es ist rein gedanklich, der angenehme Anblick und Eindruck ist damit gemeint. Gar nichts gefühlsmäßiges vorhanden ...« (Hier liegt wohl noch bloße Erinnerung eines Wertes vor; dagegen:)

b) Vp. D.: (Automobil): »... sofort Wissen, daß es mir jetzt sehr angenehm sein würde, in einem Auto dahinzufahren ... dabei gar nichts gefühlsmäßiges ...« Hier liegt eine für die gegenwärtige Situation konstitutive Wertung ohne Gefühlsmoment vor; es wird dies in gleicher Weise bei allen den Fällen so sein, wo eine individuelle momentane Wertung hypothetischer Art vorliegt.

Ähnliche Beispiele sind bei diesen individuell-momentanen hedonischen Wertungen von Instr. 21 häufig.

59) Es sind die Fälle, wo die Vp. auf Grund einer Reflexion einen Wert hedonischer Art konstituiert (wie in 58): z. B. (RW: Geheimnis) »... dachte, daß Geheimnisse sehr verschiedener Art sein können, solche, die einen bedrücken und solche, die ein Zeichen großen Vertrauens zu uns seien. Von letzteren wußte ich, daß ein solches mir sehr angenehm sein würde ...«

60) Dies sind naturgemäß die häufigsten Fälle.

a) A. (Lust) (Waldhorn) »... in der Vorperiode erwartete ich (ich weiß nicht, warum) etwas Unangenehmes. So hatte ich bei Verstehen des Reizwortes sofort ein Kontrasterlebnis; zugleich war mir der fehlende Unlustcharakter angenehm; dazu trat aber dann sofort auch ein positives Lustgefühl, das sich auf den Inhalt des Reizwortes bezog. Ob eine Sukzession dieser Gefühlserlebnisse vorlag oder Simultaneität, kann ich nicht sicher sagen; jedenfalls war es im letzteren Fall kein ganz einheitliches Gefühl, in dem die angegebenen zwei Komponenten deutlich zu unterscheiden waren. Auf Grund davon sofort

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reagiert.« (Interessant ist auch, was über die Vorstellungsrepräsente in diesem Versuch angegeben wird: »Dieser ganze Gefühlszustand war soz. plaziert auf einer schematischen Vorstellung: das Waldhorn in der Raumlage, wie es geblasen wird; von dem Manne, der es blies, war jedoch gar nichts vorgestellt: er war nur hinzugedacht. Außerdem hatte der erste Teil des Reizwortes seltsamerweise mir die Richtung auf den Wald gegeben, und deshalb war das Ganze an einen Bergabhang mit Wald hin lokalisiert, gleich beim Hören des Wortes. Diese Lokalisation hatte aber keine Bedeutung für den Gefühlswert. Im Ganzen war gar nichts Akustisches dabei; ich habe keinen Ton gehört; aber die akustische Sphäre war doch in Bereitschaft gesetzt. Vielleicht hätte sich noch etwas Akustisches entwickelt, wenn es länger gedauert hätte.«)

b) Vp. A.: (Unlust) (Auto) »... Sofort Auto auf der Straße optisch; ich sah es nicht an mir vorbeifahren, aber es veränderte seinen Ort und war zuerst im Herankommen und nachher plötzlich an mir vorbei. Dabei optisch und kinästhetisch außerordentlich lebhaft die Stellungnahme, die ich gewöhnlich einzunehmen pflege, wenn ein Auto vorbeigefahren ist und die Luft mit Staub und Benzingeruch verpestet hat. Die Momente Staub und Geruch waren nicht getrennt gegeben, aber aus dem Empfindungs- bzw. Vorstellungskomplex kann ich sie beide herausholen (nachträglich); nur die Richtung auf diesen Komplex hin war da; keine wirkliche Geruchsvorstellung. Dabei ein starkes aktuelles Unlustgefühl, das ich höchstens hinsichtlich der Stärke, sonst aber in nichts von einem wirklichen Gefühl in einem solchen Falle unterscheiden könnte ...«

c) Vp. A.: (Lust und Unlust »zugleich«) (Kitzel) »... Sofort nach Anhören ein Komplex von Vorstellungen aus dem Gebiete des Hautsinnes und der kinästhetischen Sphäre. Ich zuckte ein wenig zusammen und geriet ins Lachen dabei, genau wie in Wirklichkeit. Es war ein ganz bestimmter Gefühlszustand dabei, den ich nun benennen wollte, was mir diesmal Schwierigkeiten machte, während sonst sich das Reaktionswort ganz von selbst einzustellen pflegt. War dieser Gefühlszustand angenehm oder unangenehm? Ich konstatierte, daß beides darin stecke. Es steckten darin rein sinnliche Lust- wie Unlustgefühle...«

d) Vp. C.: (Spinne) »... körperlicher Schauder und Unbehagen; Vorstellung von diesen ekelhaften Berührungen auf der Haut; ich habe ganz deutlich den Kopf zurückgeworfen ... Momentanes starkes Unlustgefühl ...«

e) Vp. E.: (Reisen) »... unmittelbare objektive Lustreaktion, ohne besondere Vergegenwärtigung des Zustandes des Reisens. Aber nicht ein bloßes Wissen, sondern es war eine Art angenehmer Reisestimmung aktuell vorhanden ...«

f) Vp. F.: (Abend) »... Mit dem Erfassen des Wortes trat ein aktuelles Gefühl des Friedlichen, der Stille auf; es war nicht eine Reflexion über Gedichte usw., sondern ein wirkliches aktuelles und sehr angenehmes Gefühl ...«

g) Vp. G.: (Abend) »... der Klang des Wortes an sich war schon angenehm; es lag etwas Poetisches, Stimmungsvolles darin ...« (Vp. scheidet dies deutlich von der Angenehmheit des Gegenstandes, wie das folgende Beispiel beweist:)

h) Vp. G.: (Kitzel) »... verzog nach Anhören deutlich sofort das Gesicht zum Lachen (ich bemerkte das kinästhetisch, da ich das Gesicht gerade mit der Hand verdeckt hielt). Dabei kinästhetische Vorstellung davon, daß mich einer kitzele; das war mir aktuell sehr unangenehm. Sagte unangenehm; dabei kam

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mir aber die Discrepanz zum Bewußtsein, daß mein Lachen doch eigentlich ein Zeichen sein sollte, daß es angenehm sei. Aber es war tatsächlich mir nur unangenehm ... Das Wort Kitzel an und für sich war nicht unangenehm gewesen, sondern die Vorstellung der Sache; also anders, wie das letzte Mal bei Abend« (Dies letztere erklärt die Vp. auf nachträgliches Befragen des Versuchsleiters.)

61) Übergang von unmittelbarer Gefühlswertung zu mittelbarer zeigen folgende Beispiele:

a) Vp. C.: (Auto) »... das Urteil angenehm basierte teils auf einem unmittelbaren Lustgefühl, teils auf dem Ausdenken des Gedankens, daß ich ein solches Dahinfahren sehr gerne habe ...«

b) Vp. D.: (Adler) »... es war beides nach einander da: ein gewisses Gefühl des Erhabenen und eine Reflexion und Vergegenwärtigung, daß ich einem solchen über mir schwebenden Vogel gegenüber gewöhnlich eine derartige Stimmung habe; beides zusammen war die Basis meiner Reaktion ...«

Rein mittelbar sind Versuche derart:

c) Vp. C.: (Frömmigkeit) Vp. vergegenwärtigt sich zuerst solche Formen der Fr., die ihr sympathisch sind; dann denkt sie an Beispiele von Frömmelei; bei letzteren steigt ein starkes aktuelles Unlustgefühl in ihr auf und bestimmt die Reaktion: »bisweilen angenehm ...« u. ä. a.

Alle Beispiele unter 60 und 61 zeigen zugleich deutlich, bis zu welchem Grade auch innerhalb der Versuchslage ein lebendiges und ungezwungenes Erleben möglich ist. Vp. A., die an sich vielleicht am Schwersten sich oft von der Versuchslage losmachen konnte, erklärte von sich aus gerade bei diesen Versuchen: »ich hätte nicht gedacht, daß Sie mich zu so natürlichen Gefühlsreaktionen bringen könnten ...«

62) Allgemeine ethische Einstellung.

a) Vp. A.: »Über eine besondere Repräsentation von gut und schlecht in der Vorperiode kann ich nichts aussagen. Ich war vielmehr nur in die moralische Sphäre im Allgemeinen hineinversetzt. Ich kann sagen: ich hätte in dieser Lage mich an andere Dinge erinnert, als in einer anderen Lage. Es war wenig wirklich da: z. B. ein gewisser Widerwillen gegen kleinliche Moralisiererei, die mir immer besonders widerwärtig gewesen ist. An solcher Art Dinge hätte ich mich noch in weitem Umfang erinnern können in dieser Einstellungssphäre. Alles das gehört zum Ausdruck der Lage. Was zufällig wirklich erinnert wurde, war jedoch für das Folgende ganz indifferent, so daß beide Möglichkeiten der Instruktion in gleichem Maße erwartet wurden.« (Wegen des besonders typischen Verlaufs dieses Versuchs, auf den ich mich noch öfter zu beziehen habe, sei er hier gleich weiter im Zusammenhang vollends mitgeteilt.) »Es wird nun das Reizwort (Arbeiten) verstanden und damit sofort in eine der beiden Richtungen verlegt: es verbindet sich mit dem Hören so ein Eindruck, ein Charakter des Gehörten, der vielleicht einem Bekanntheitscharakter an die Seite zu stellen ist, und der unmittelbar angibt, daß der Begriff zu der einen der beiden Gruppen (vorher sagte die Vp. »Richtungen«!) gehört. Wenn ich es kurz ausdrücken soll: es klingt nach gut; es ist »gut-betont«. Was ich dann noch suche, das ist die andere Möglichkeit: ähnlich, wie wenn ich einem Urteil gegenüber versuche, das Gegenteil zu denken, um zu entscheiden, ob das Urteil evident ist oder nicht. So versuche ich es, den Begriff in die andere Gruppe zu bringen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich konstatiere: das ginge ohne Künstlichkeit nicht an, d. h. ich könnte es vielleicht schon auch zustande bringen. Das alles ist nur ganz kurz gegenwärtig: eine Art Umwegsbewußtsein: Bewußtsein von der Künstlichkeit der Methode, die dazu nötig wäre. Darauf gestützt sagte ich »gut«. (Nachtrag der Vp.:) Die zu Anfang angegebene »Gut-Betonung« war völlig unmittelbar, und ich habe absolut kein Bewußtsein von Tatbeständen gehabt, die mir das Urteil repräsentiert hätten. Ich wäre deshalb nicht abgeneigt zu sagen: dieser bestimmte moralische Charakter lag schon im Klang. Natürlich wird der Inhalt dabei beurteilt, nicht der Klang; aber der Klang schien eben schon die Bedeutung anzunehmen, durch eine Art von Übertragung. Wenn ein Gefühl überhaupt dabei war, so war es kein einfaches Lustgefühl, sondern es hätte eben diese Bewertungsnüance enthalten (aber in der Vorperiode war diese letztere Nuance noch nicht angelegt gewesen.)«

b) Vp. C.: »... (erster Versuch wie beim letzten Beispiel!) In der Vorperiode Einstellung auf das moralische Gebiet. Ganz eigentümliche Bewußtseinsfärbung: Bewußtseinston oder -note, die eben die moralische Einstellung vor anderen kennzeichnet. Keine Worte, Vorstellungen oder Gefühle: vielmehr Gedanken, aber ganz bestimmter Ton der Gedanken (keine Gefühle!)...«

Speziellere Einstellungen:

c) Vp. A.: (Instr. 26) »In der Vorperiode komplexe Situation im Bewußtsein. So etwas von Selbstbeobachtung und Beschreibung; dabei Sensationen ganz nebensächlicher Art. Gar kein bestimmter Gegenstand vergegenwärtigt. Es war wirklich nur ein bloßes Situationsbewußtsein: gar nicht auf die gegenwärtigen Versuche bezogen, aber doch spezialisiert (Versuchslage). Zum Vergleich könnte man etwa die Situation heranziehen, die man hat, wenn man anfängt, etwas zu beschreiben, ohne noch irgend etwas einzeln vor sich zu sehen. Nicht einmal das Bewußtsein verschiedener Möglichkeiten war ausdrücklich da.«

d) Vp. B.: Ich war auf die Lage bezogen. ohne irgend etwas einzelnes im Bewußtsein zu haben. (Instr. 26).

Bei der ersten Einstellung nach Instr. 27 dagegen vergegenwärtigt sich Vp. B. in der Vorperiode ihre ethischen Prinzipien im allgemeinen: »Optisches Bild der graphischen Worte Nutz und Eigennutz und eine Beziehung zwischen beiden, die auch mit einem Blick angeschaut wird (über ihre Repräsentation nichts näheres bewußt); ich meinte damit: daß der Eigennutz dann nicht ethisch schlecht sei, wenn er mit dem Gemeinnutzen zu vereinigen sei. Das war nicht ganz ausgedacht, aber eine Beziehung des Bewußtseins auf diese früheren Gedanken.«

e) Vp. C. (Instr. 26): »... Besondere Vergegenwärtigung meiner Situation. Kaum zu entwirrender Komplex. Es ist ein Wissen, gemischt mit Empfindungen von meinem Hiersitzen, optischen Vorstellungen des Zimmers hier usw. Dazu eine ganze Menge von Gedanken, teilweise nur in statu nascendi, über den Ernst solcher Versuche, Verantwortlichkeit und Pflichten der Vp. usw....«

Vgl. hierzu die vielen hierhergehörigen Fälle unter 66!

63) a) Vp. A. (Instr. 26: Singen) »... Sofort beim Verstehen wurde das Wort auf mich selbst bezogen; ich hatte dabei die eigentümlichen kinästhetischen Empfindungen des Singens im Kehlkopf, aber auch im ganzen übrigen Körper, wie wenn ich dazu aufstehen wollte. Damit ist unmittelbar und zeit-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich nicht trennbar das Wissen gegeben um die oder besser das Bewußtsein der Störung der Selbstbeobachtung dadurch. Die Selbstbeobachtung wurde dabei nicht mehr ausdrücklich als einer der Repräsentanten der Versuchspflichten aufgefaßt, spielte aber diese Rolle ohne weiteres. Auf Grund dieses unmittelbaren Bewußtseins der Störung wurde sofort mit nein reagiert. Die Störung der Selbstbeobachtung war auch eigentlich gedanklich nicht vorhanden, sondern durch folgendes repräsentiert: für die Selbstbeobachtung hatte ich ein mir geläufiges Schema: eine Bewegungsrichtung nach innen in meinen Kopf hinein. Die Störung war nun einfach durch ein Erlebnis des Aufhörens dieser Bewegungsrichtung repräsentiert . . .«

b) (Daß es auch hier bei den normalen Reaktionen nicht bloße allgemeine Zugehörigkeitserlebnisse sind, sondern solche schon unter dem bestimmten geforderten Gesichtspunkt, zeigen hübsch Versuche wie dieser:)

Vp. C.: (Instr. 26: ärgerlich sein) ». . . zuerst ein unmittelbares Wissen um die Zusammengehörigkeit von Versuchen und Ärger im Sinne des erinnerungsmäßigen Zusammenseinkönnens. Aber an dieser Konstatierung scheint mir sofort im Hinblick auf die Instruktion etwas nicht recht zu stimmen . . . (Es wird dann erst reflexiv festgestellt, worin die Unstimmigkeit näher besteht)...« (Charakteristisch ist, daß diese Verflachung der Einstellung erklärt wird durch die Angabe der Vp., sie sei in der Vorperiode durch starkes Geräusch von der Straße her gestört worden! —).

Weitere Beispiele für solche Zugehörigkeits- und Nichtzugehörigkeitserlebnisse s. unter Nr. 65!

64) I. Unmittelbar:

a) Vp. C.: (Undank) »... Das Reizwort wurde ziemlich langsam ausgesprochen. So stellte sich schon bei der ersten Silbe »Un-« ein eigentümlicher Komplex ein: Beginn einer Wertung: eine eingeschlagene Richtung nach dem Minderwertigen hin, verbunden mit einem leichten Unlustgefühl. Wie nun die zweite Silbe kommt, ein Fortsetzen oder vielmehr ein Kräftigerwerden des Begonnenen. Unmittelbare, gefühlsmäßige Ablehnung ohne jede Reflexion: dabei trägt die Ablehnung einen gewissen Ton der Selbstverständlichkeit, der mir geläufigen Ablehnung, ohne daß der Inhalt des Begriffs im Einzelnen näher vergegenwärtigt wäre . . .« (Instr. 27.)

b) Vp. C.: (Töten, Instr. 27) »... Unmittelbarer Eindruck des absolut moralisch Verwerflichen. Es lag darin aber mehr als ein allgemeines Wissen darum. Es war eine ganz persönliche entrüstete Ablehnung. Warum die Entrüstung eigentlich eintritt, ist nicht klar: aber es war so etwas wie eine spießbürgerliche Entrüstung, die mich ganz unwillkürlich überkam. »Schlecht« wird unwillkürlich und sehr nachdrücklich ausgesprochen . . «

c) Vp. E.: (Undank) »... habe die unmittelbare Reaktion gehabt, daß ich das nicht billigen könne, aber ohne mir das irgendwie zu motivieren. Es war aber auch nicht ein bloßes Wissen darum, daß so etwas unmoralisch sei; eine bloße Wiedergabe eines allgemein Geltenden. Sondern es war eine durchaus persönliche Reaktion, die emotional war, so etwas wie Unwille, Ablehnung: ein kategorisches Verwerfungsurteil, von einer emotionalen Regung begleitet...«

d) Vp. B.: (Instr. 26: Sprechen) »... Es war wir ganz selbstverständlich, daß dies angängig sei; ein Gedanke war aber nicht da. Es kommt beinahe mechanisch, ganz infolge der Einstellung. Aber es war ein starkes Lustgefühl

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dabei; ich könnte es wohl am besten ein Gefühl freudiger Zustimmung nennen. Irgend eine Begründung war nicht vorhanden . . .«

e) Vp. G.: (Instr. 26: lügen) ». . . Sofort auf mich selbst als Zumutung bezogen, innerhalb eines Versuchs zu lügen. Ich machte mit der Hand unwillkürlich so etwas, wie eine kleine Geste der Beleidigung. Sehr energisch und affektiv als eine unmoralische Zumutung mit Nein! zurückgewiesen. Dunkel war hier schon der Gedanke im Hintergrund, der sich in der Nachperiode erst vollends deutlich entwickelte: daß ja das ganze Selbstbeobachtungsexperiment auf der Ehrlichkeit der Vp. beruhe und sonst unmöglich sei . . .«

II. Mittelbare (reflektierte) Gefühlswertung:

f) Vp. A.: (Instr. 28: lauschen) ». . . Ich bin infolge der Instruktion ganz von selbst darauf eingestellt, nach Ausnahmen zu suchen, die von dem allgemeinen Urteil abweichen. Letzteres (die Verurteilung im Allgemeinen) ist diesmal so selbstverständlich, daß sie gar nicht ausdrücklich vorher ins Bewußtsein tritt, sondern einfach vorausgesetzt wird. Es kommt mir von selbst auf mein Suchen die Möglichkeit der Rechtfertigung zu politischen (Spionagezwecken) und für ärztliche (psychiatrische) Zwecke in den Sinn. Aber diese Ausnahmefälle scheinen mir nicht recht schlagkräftig, und so sagte ich »meist« im Sinne von: mit Vorbehalt etwaiger noch zu findender besserer Ausnahmen. Mit dieser Stellungnahme aber war nicht nur der einzelne Fall des Horchens, sondern eine ganze Gesinnung mit verurteilt. Es hatte sich unwillkürlich merklich verallgemeinert und begriff alle Schleichwege, Intriguen und Hinterlistigkeiten in sich: all das war in dem vorhandenen unbestimmten Erlebnis enthalten. Der Charakter dieser Ablehnung war deutlich unlustbetont; die Unlust hatte sich im Lauf der angestellten Reflexionen verstärkt oder vielleicht auch erst gebildet. Das Unlustgefühl trägt den Charakter des Widerwärtigen, es geht über das bloß Unangenehme hinaus. Vielleicht auch nicht ganz ethisch, mehr ästhetisch orientiert . . .«

65) Unmittelbare intellektuelle Wertungen: (vgl. auch die Beispiele in 63!)

a) Vp. A.: Vgl. das grundlegende Beispiel unter Nr. 62!

b) Vp. E.: (Instr. 27: Arbeiten) ». . . Sofort nach Verstehen des Wortes den Gedanken an Erfüllung einer Aufgabe gehabt (Arbeiten in diesem Sinne verstanden) und ja gesagt ohne irgendeine Ich-Beziehung. Der bestimmte Charakter dieses Wortes lag unausgeführt soz. schon im Klang dieses Wortes (wohl unter Einfluß der Instruktion). Es war bestimmt kein Gefühlsfaktor vorhanden . . .«

c) Vp. D.: (Instr. 26: essen) ». . . sofort nach Verstehen als etwas nicht Zugehöriges betrachtet. Ich kann nicht scheiden zwischen dem Hören des Wortes und dem Verurteilen. Aber nicht bloß als nicht zugehörig im allgemeinen, sondern in direkt moralischer Beziehung aufgefaßt.«

d) Vp. C.: (Arbeiten; Instr. 27) ». . . sofort nach Verstehen ein eigentümliches Erlebnis: Wegfall (Fehlen) eben derjenigen Seite (charakteristischen Eigenschaft) am Erlebnis, die in der Vorperiode (mitgeteilt unter 62!) das Charakteristikum des Moralischen ausgemacht bzw. repräsentiert hatte: eben dies erwartete Moment ist beim Verstehen des Reizwortes nicht erfüllt; und dieses Ausbleiben dieses Moments wird direkt positiv empfunden. Der Gegenstand kommt mir dadurch moralisch indifferent vor; ich weiß nichts mit ihm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anzufangen. Dann Reflexion: er muß sich aber doch unter diesen Gesichtspunkt bringen lassen usw. . . .« (Hier also ein unmittelbares Indifferenzerlebnis!)

e) Vp. C.: (Instr. 28: Zorn) ». . . Sofort Wissen um den moralisch verschiedenen Charakter desselben: aber in einem untrennbaren Erlebnis. Es ist dies ein bestimmter Charakter des Reizwortes, der mir ganz geläufig und wie etwas Bekanntes und Feststehendes vorkommt . . . Erst durch Reflexion muß ich mir es näher klar machen . . .«

f) (Während im vorhergehenden Versuch wohl nur eine Reproduktion eines schon früher konstituierten Erlebnisses nach den Aussagen der Vp. selbst vorliegt, ist dies in ganz ähnlichen Fällen nicht der Fall, wie folgendes Beispiel zeigt:)

Vp. D.: (Instr. 27: Töten) ». . . Es kam sofort das Reaktionswort, aber ich kann bestimmt sagen, daß es nicht bloß automatisch und rein assoziativ war; es war vielmehr eine persönliche moralische Reaktion, bei der zwar ein aktuelles Gefühl fehlte, die sich aber deutlich von dem bloßen Wissen oder der bloßen mechanischen Assoziation der vorhergehenden Versuche unterscheidet . . .«

g) Vp. C. (Eines von vielen Beispielen, wie die Wertungen nach Instr. 26 oft ganz in das wirklich ethische Gebiet hinübergehen:) (Ärgerlich sein) ». . . Erinnerung an Versuche, wo ich mich früher geärgert habe; Bewußtsein des allmählichen Herrseins über solche Stimmungen und Zustände. Ich habe nein reagiert in dem Sinne: ich will das nicht! nicht bloß: das paßt sich nicht (letzteres liegt als selbstverständlich dem Ganzen unausgedacht zu Grunde).« Ebenso Vp. C.: (Springen) »Sogleich der Gedanke: Springen paßt nicht in einen psychologischen Versuch! — Daraus aber ergibt sich von selbst sofort die praktische und individuelle Konsequenz: Ich springe jetzt nicht; ich will jetzt nicht springen (war als Aufforderung aufgefaßt worden). Das Moment des Wollens war hier sehr ausgeprägt. Sehr energisch nein reagiert . . .«

h) Mittelbare intellektuelle Wertungen:

Es handelt sich hier in allen Fällen um Reflexionen über Konvenienz oder Inkonvenienz von Reizwort und Einstellungslage (Instr. 26!) oder über die Übereinstimmung mit irgendeiner Maxime der Vp. — Was daran für uns interessant ist, namentlich die verschiedenen Arten von moralischen Gesichtspunkten, unter denen gewertet wird, und die mit einander in Konkurrenz treten und gegen einander abgewogen werden, wird in derselben Weise und noch deutlicher bei den Protokollen zu Instr. 29 (moralische Vergleichungen) sich zeigen, wie ich mich aus den Protokollen durch Vergleich überzeugt habe. Vieles gehört überhaupt hier mehr in die allgemeine Denkpsychologie.

66) Die Vp. wissen wohl, ob sie ein moralisches Urteil als nur für bestimmte Fälle gültig oder in allgemeinem Sinne aussprechen; ist letzteres nicht der Fall, so wird es gar nicht als richtig moralische Wertung aufgefaßt.

a) Vp. D.: ». . . Es kam nicht von mir selbst, meine Reaktion; ich wußte während des Reagierens, daß ich nach dem common sense reagierte . . .«

b) Vp. C. spricht von bewußt »philisterhafter« Reaktion (s. o. 64!)

c) Vp. D. von »tantenhafter«.

d) Vp. A. gibt verschiedentlich an, das Urteil sei vom Standpunkt der Vp. oder des Vl. oder des psychologischen Methodikers oder der Gesamtheit oder einer bestimmten Klasse derselben aus gefällt (bei Instr. 26). Überall liegt in diesen Fällen aber nicht eine bestimmte gedankliche oder sonstige Repräsen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tation dieses Geltungsbereichs vor, sondern es ist nur der Ausdruck einer charakteristischen Erlebnisnüance!

e) Raschen Wechsel von persönlichem und allgemeinem Standpunkt findet man oft: Vp. A.: »... ich konnte deutlich den Unterschied im Erlebnis konstatieren, der vorliegt, wenn ich mich sozusagen als Eigenbrödler (in Opposition zur Allgemeinheit) vorstelle und wenn ich mich als Teil einer Partei kleineren oder größeren Umfangs bei meiner Beurteilung weiß ...« (»Eigenbrödler« bezeichnet eben das Bewußtsein, daß dies nicht das Normale ist.)

f) Ähnlich ist es bei dem Unterschied der Geltung der Zeit nach: jetzt oder immer. Vp. C.: (Instr. 26: singen) »... Die Ablehnung erfolgte nicht, weil es nur gerade jetzt nicht in den Versuch paßte, sondern in deutlichem Bewußtsein der Allgemeinheit. Aber es war trotzdem nicht bloß eine theoretische Überlegung, sondern soz. instinktiv, natürlich mit Beziehung auf die Einstellung der Vorperiode ...«

Vgl. hierzu auch Nr. 65, Vp. C.!

67) Hier seien ein paar Beispiele angegeben für Fälle, in denen die Anerkennung oder Ablehnung nicht bloß das konkrete Reizwort, sondern eine umfassendere Sphäre trifft, die für die Vp. einheitlich repräsentiert ist —: eine Art Vorstufe für die Repräsentation der verschiedenen moralischen Gesichtspunkte, die gleich nachher zu besprechen sind.

a) Vp. A. verurteilt nach Nr. 64 (letztes Beispiel) mit dem Lauschen zugleich unwillkürlich den ganzen Komplex des Schleichenden usw.... Ebenso gibt sie bei der Reaktion auf das Wort »Haß« an: »es war aber nicht nur eine Stellungnahme zum Haß in dieser Reaktion unmittelbar enthalten, sondern die Stellungnahme war eine viel allgemeinere und bezog sich überhaupt auf alle Leidenschaften. Das liegt unausgedacht unmittelbar in dem spezifischen Allgemeinheitscharakter der Reaktion ...«

b) Vp. C.: (Arbeiten) »... (Anfang des Protokolls s. 67!) ... bei der Reflexion wurde merkwürdiger Weise, wie ich jetzt deutlich angeben kann, eigentlich immer nicht blos zum Reizwort allein Stellung genommen, sondern es war im Grunde immer der ganze Komplex gemeint, den man etwa mit dem Namen »gute Werke« in der kirchlichen Sprache zu bezeichnen pflegt ...«

68) a) Vp. E.: (Geiz-Verschwendung) »... Der erste Gesichtspunkt, unter dem ich die beiden verglich, scheint mir hinterher kein eigentlich moralischer gewesen zu sein: es war ein Gefühl (oder eigentlich besser ein Bewußtsein) der Antipathie dem Geiz gegenüber; welches bei der Verschwendung sich nicht in dieser Weise geltend machte, vielmehr eher dem Bewußtsein wich, daß es ganz liebenswürdige Verschwender geben könne ...« (Dann erst erfolgt bewußt moralische Einstellung).

b) Vp. F. (Charakterlos sein — ein Verbrecher sein) »... hatte mehr Sympathie für den letzteren ...«

c) Vp. E.: (dasselbe) »... Habe sofort nach Anhören des ersteren eine entschieden moralische Abwehrreaktion gehabt, die nicht ganz leicht psychologisch zu charakterisieren ist: ein sicher emotionales Erlebnis der stärksten Antipathie, simultan verbunden (nicht kausal!) mit einer Beurteilung im Sinne einer Konstatierung des Unwertes ...«

69) Hier hat es keinen Wert, die Protokolle wörtlich wiederzugeben; ich begnüge mich bei den meisten mit der Angabe des Inhalts im Überblick! —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

a) Vp. D. erklärte das Lügen für verwerflicher als das Stehlen, weil ersteres in seinen Folgen den Menschen selbst psychisch schädige, ersteres meist nur an äußerem Besitz. (NB nicht deshalb, weil letzteres den anderen, ersteres sich selbst schädige!)

b) Vp. A. erklärt unmäßiges Trinken für unmoralischer als unm. Essen, weil es den Körper mehr zerrütte. Übrigens will die Vp. selbst diese Entscheidung nicht als wirklich moralische aufgefaßt wissen.

c) Vp. C. entscheidet die größere Verwerflichkeit von Geiz oder Verschwendung und Lügen oder Stehlen nach der größeren Schädlichkeit der Folgen für den Täter selbst; die Durchführung dieses Prinzips gelingt freilich nicht ganz befriedigend.

d) Vp. E. weist dagegen eine solche Berechnung der respektiven Folgen einmal ausdrücklich als außermoralischen Gesichtspunkt, als »sekundär, akzessorisch« ab.

70) der ausschließlich altruistische Gesichtspunkt findet sich in Versuchen, wie diesen:

a) Vp. A.: erklärt die Pflicht, einen Kranken aufzuklären, allerdings auf den Arzt beschränkt, für reine Zweckmäßigkeitsfrage, je nachdem es für den Kranken zweckmäßiger sei.

b) Vp. A.: (Freund vom Seil abschneiden usw.) »... Ich wehrte mich zunächst gegen die sich mir aufdrängende edle Entscheidung, die wie eine Suggestion in der Fragestellung zu liegen schien und etwa gelautet hätte: das darf man niemals; immer das Wohl des anderen vor dem eigenen! ...«

Dieselbe Vp. erklärt Verbrecher für unmoralischer als Charakterlosen, weil ersterer der Gesamtheit gefährlicher sei. Lügen gefährlicher als Stehlen, weil es dem anderen nicht bloß äußere Güter, sondern höhere z. B. die Ehre nehmen kann.

c) Vp. C.: Der Verbrecher ist wegen des Nutzens für die anderen anzugeben mit Hintansetzung der eigenen Bequemlichkeit. — Der Trinker unmoralischer als der Fresser, weil er gemeingefährlicher ist. — Bei der Seilaffäre ganz altruistische Reflexion stark emotional »fürchterlich aufregende und peinliche Situation lebhaft miterlebt, wie wenn ich dabei wäre. Organempfindungen in der Brust usw.

d) Vp. D.: z. B. unmittelbar: »natürlich Verbrecher anzeigen!« Dann aber setzt nähere Reflexion ein.

e) Vp. E.: Schmeicheln weniger schädlich (mit Vorbehalt vgl. oben E!). — (Seilaffäre:) »natürlich und selbstverständlich beide abstürzen!« als unmittelbare Reaktion (jedoch nicht gefühlsmäßig!).

71) Der altruistische Gesichtspunkt wird bewußt dem egoistischen übergeordnet (Beispiele für das Gegenteil s. unter Nr. 73!):

a) Vp. G.: (erster Versuch: Lügen-stehlen:) »... Während die Instruktion vorgelesen wurde, machte ich mir die Sache klar; und mußte da zuerst ein wenig über den Einwand hinwegkommen: daß etwas nur entweder moralisch oder unmoralisch sein könne. Das gelang. In der Vorperiode konnte ich nur noch kurz überlegen und mir vorläufig als Hilfsaktion klar machen: wenn die Handlung die anderen schädige, sei sie wohl schlechter als wenn sie nur mich selber schädige. — Nach Verstehen des Reizwortes hätte ich nun nach dem Schema der Vorperiode eigentlich das Stehlen als das Schlimmere be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeichnen müssen. Das kam mir auch gleich, wurde aber abgelehnt. Dabei war ein doppeltes Wissen simultan mit der Ablehnung vorhanden: Erstens, daß ich mit dieser speziellen Ablehnung auch jenes ganze Schema ablehne. Zweitens, daß es unter Umständen viel schlimmer sein könne, sich an sich selber zu vergehen, als an anderen. (Die leichtkonstruierbare logische Reihenfolge dieser Gedanken war nicht vorhanden.) Wer lügt, gewöhnt sich Unwahrhaftigkeit leicht an und wird dadurch vor sich selber verächtlich. Stehlen ist unter Umständen lange nicht so schlimm ... Zudem stammt das Eigentum, das gestohlen werden kann, auch nicht immer aus besonders lauteren Quellen usw. ...« b) Im nächsten Versuch gab die Vp. an: »Den individuellen Gesichtspunkt des letzten Versuchs nahm ich mir schon in der Vorperiode vor, einzunehmen. (Charakterlos — ein Verbrecher sein). Nach Verstehen des Reizwortpaars schien es mir aber schwer, diesen Maßstab anzulegen, da sich die Schädlichkeit des Verbrechers ja doch gerade auf die Nebenmenschen beziehe und keine immanente sei. Aber ehe eine Änderung des Standpunkts, die schon angelegt war, wirklich ausgeführt und der Verbrecher wirklich als der schlimmere bezeichnet wurde, kam die andere Überlegung, wohl noch auf Grund der ersten Einstellung: ein charakterloser Mensch ist eigentlich überhaupt kein rechter Mensch; er hat sich gerade dessen begeben, was einen Menschen auszeichnet; und weiter; ein Verbrecher kann immer noch einmal wieder ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden; der andere wohl nicht usw. ...«

72) a) Vp. C.: Verbrecher ist, auch gegen eigene Bequemlichkeit und Neigung, aus Pflicht gegen die Gesamtheit (Staat) anzugeben.

b) Vp. A. (Seilaffäre) »Solange noch die geringste Hoffnung besteht, den Freund zu retten, ist es einfache Pflicht, sein Leben dranzugeben, ohne jede Reflexion ...«

(Von Pflicht kann aber nach Vp. D. nur die Rede sein bei normalen Menschen; D. bezeichnet Charakterlos sein als Manko der Veranlagung; Verbrecher sein als Fehler.)

73) a) Wert des Lebens ist absoluter Wert: Vp. A. und F. bezeichnen daher Notwehr als schlechthin moralische Pflicht, nicht bloß als Ausnahmefall. Vp. D. meint auch bei der Seilaffäre, es sei jedenfalls auch ein unmittelbar ethischer Gesichtspunkt, daß es besser sei, daß einer überlebe und ein Leben erhalten bleibe.

b) absoluter Wert der individuellen Persönlichkeit:

Vgl. hierzu auch die Beispiele unter Nr. 68!

Vp. D. hält es für ein moralisches Vergehen gegen die Persönlichkeit des Kranken, ihm aus irgend einem Grunde die Wahrheit zu verheimlichen. — Ebenso verwirft sie Schmeichelei, weil es die Persönlichkeit des Schmeichlers wie des Umschmeichelten entehrt. — Ebenso beim Kranken Vp. E. u. ä.

74) a) Bei Vp. D. kehrt öfter das Grundprinzip wieder: lieber Tod, als unfrei in irgend einer Beziehung. — b) Vp. G.: Entscheidet sich bei der Seilaffäre gegen den Selbsteinwand, daß andere diese Handlung falsch deuten könnten aus dem Prinzip, seine moralischen Entscheidungen nie von dem Gerede der anderen abhängig zu machen.

75) Vgl. 74! Ferner: a) Vp. E. zieht Haß dem Neid vor wegen der größeren Wahrhaftigkeit und Offenheit der Gesinnung. — Dasselbe geschieht bei

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehreren bei dem Beschimpfen gegenüber dem Schmeicheln. b) Vp. G. entscheidet sich für die Aufklärung des Kranken aus dem einen Prinzip der Wahrhaftigkeit.

76) Vp. F.: (Seil) »... sinnlos zu sterben kann doch nicht Pflicht sein!« — Dieselbe Vp. beurteilt den Geiz als unmoralisch, weil er sinnlos sei. — (Sinnlos hier = zwecklos.)

77) Vp. G.: (Verbrecher angeben usw.)»... unmittelbare Reaktion: Wenn er es getan hat, so muß er auch dafür büßen. Strafe muß sein!« (Vp. G. ist auch sonst vielleicht diejenige mit den meisten »absoluten« Werten!).

78) Bei A. und C. geht der moralische Wertvergleich ab und zu von selbst in den ästhetischen über. Dies wird von den Vp. auch meist nachträglich selbst vermerkt; aber für unsere psychologische Untersuchung ist eben die Leichtigkeit dieses Übergangs charakteristisch:

a) Bei Vp. A. ist dies der Fall bei »Charakterlos sein — ein Verbrecher sein«: ersteres wirkt deutlich unästhetisch, während beim zweiten der Gedanke an das ästhetische Vergnügen kommt, das die Konsequenz eines Verbrechertyps uns gewähren kann.

b) Vp. C. hat denselben Eindruck bei den Reizwortpaaren: Schmeicheln—Beschimpfen und Neid—Haß, wo je das erstere dem zweiten gegenüber unästhetisch wirkt.

79) a) Der religiöse Gesichtspunkt spielt in allen ethischen Versuchen nur soweit herein, als er bei manchen Reizworten ihnen beim ersten Auftreten einen bestimmten Klang gibt, der deutlich auf früheren Religionsunterricht in der Kinderzeit von den Vp. zurückgeführt werden kann (als Reproduktion des damaligen Erlebnischarakters). Dies ist der Fall bei Worten, wie: Dienen, arbeiten, töten, stehlen, Undank, Haß, Neid usw.

b) Bei Vp. C. spielt er einmal auch insofern eine Rolle, als die Aufklärung des Kranken nach ihrer Ansicht auch deshalb für das moralischere zu bezeichnen ist, als es ihm noch die Ordnung seiner religiösen Verhältnisse ermöglicht.

80) Hier genügt es, ein Beispiel einer solchen Versuchsreihe zu geben. Wir wählen Vp. C., die hier besonders lebhaft sich in die Versuchslage hineinzuleben verstand. (Instr. 25a!)

(Erster Versuch gilt nach Vereinbarung als Vorversuch.)

a) Zweiter Versuch: »Folgende Überlegung: Eben hat der VL. eine gerade Zahl genannt; an und für sich ist es also jetzt wahrscheinlich, daß eine ungerade kommt. Das wäre jetzt mir das Angenehmste und Nächstliegende. Aber der Versuchsleiter wird mir solche Gedanken zuschreiben und deshalb erst recht noch einmal gerade geben. — Nun kommt 7! — Nein! — Gefühl, daß ich hereingefallen bin. Ein Gefühl der Enttäuschung, das zwei Seiten hat, die ich nachträglich gut darin unterscheiden kann: erstens darüber, daß nicht das Erwartete gekommen ist; zweitens darüber, daß das von mir dem Versuchsleiter supponierte Verfahren von ihm nicht angewendet worden ist. Auch wirklicher Ärger ist dabei über unnütz verwandten Scharfsinn und ein komisches Moment (Galgenhumor).«

b) Dritter Versuch. »Folgender Weg der Überlegung: Zweimal ist gerade dagewesen, zweimal habe ich falsch geraten (NB. ersteres ist Verwechslung der Vp.!); jetzt muß doch endlich ungerade kommen. Mit einer im Hintergrund bestehenden, aber nicht ausgedachten Beziehung auf den VL., als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ob ich in seinem Sinne die Überlegung vollzöge, beharre ich deshalb nochmals bei ungerade. — Nun kommt 2! — Die Zahl selbst interessiert mich gar nicht. (Vp. muß sich bei der Protokollabgabe die 2 erst wieder vom VL. sagen lassen!) Ich beachte nur, ob es gerade oder ungerade ist: ich habe sie jetzt auch vollständig vergessen und weiß nicht einmal sicher, ob ich überhaupt sicher gewußt habe, daß es eine 2 sei. Auch die Geradheit wird nicht in einem besonderen Akt konstatiert, sondern ich weiß sofort, daß ich wieder falsch geraten habe. Gefühl ähnlich wie das letzte Mal; Ärger über »Blamage« noch etwas größer; Gedanke an meine Überschlauheit . . .«

c) Vierter Versuch. »... Ich will nun mit scheinbarer Naivetät die regelmäßige Abwechslung von gerade und ungerade beim VI. voraussetzen; daß es nur eine scheinbare (Naivetät) ist, ist im Charakter des Erlebnisses ausgedrückt, nicht ausdrücklich gedacht: gleichsam eine Nüance des Wissens: mein Wissen hat gleichsam die Eigenschaft, geriebener und raffinierter zu sein. All das ist wieder ganz deutlich seinem Charakter nach aus der Lage des VLeiters heraus gedacht, obwohl ich mir meiner Lage als Vp. dabei immer bewußt bleibe. Diesmal stimmt meine Berechnung. Großes Gefühl der Freude; ganz kindlich. Ich muß mich wirklich beherrschen, um nicht in hellen Jubel auszubrechen. Tüchtig gelacht. Diesmal ist zwar ein schwacher Eindruck auch der Zahl selbst vorhanden; doch wird in erster Linie auch hier wieder nur ihre Ungeradheit beachtet. Jedenfalls perseveriert letztere auch diesmal wieder allein . . .«

d) Anm. Dadurch, daß in Instr. 25b eine kleine Geldstrafe auf falsches Raten gesetzt wurde, wurde die Leidenschaftlichkeit des Vorgangs womöglich noch erhöht. Es gelang dadurch auch z. B. bei Vp. D. einen unzweifelhaft moralischen Affekt hervorzurufen, indem ich, wie die bei der Instr. angegebene Zahlenreihe der Reize zeigt, entgegen der ursprünglichen Vereinbarung am Schluß der Versuchsreihe doch dieselbe Zahl zweimal hintereinander gab. Das rief dann eine wünschenswert lebhafte moralische Entrüstung bei der Vp. hervor, die sich in ihren Rechten dadurch beschränkt und gekränkt fühlte. Ich glaube, daß ein solcher Vorgang in unmittelbare Parallele mit den aller genuinsten moralischen Gefühlen zu stellen ist, bei denen auch eine beim Nebenmenschen als geltend vorausgesetzte Norm, Sitte, Verhaltungsweise nicht respektiert, sondern gröblich verletzt wird. Doch soll das nur eine Behauptung sein, die erst bewiesen werden müßte.

81) a) Vp. A.: (Aristoteles . . .) »... Bei Hören von Arist. war ich schon ganz bestimmt eingestellt: Bekanntheitseindruck in einer bestimmten Richtung: der Mann, den ich kenne; dabei ein bestimmtes Raumschema, das ich oft habe: ich schaue auf der Karte nach Griechenland hinunter, nach rechts vorn. — »war der Lehrer« klang sehr bekannt, dieser Zusammenhang Arist. und Lehrer; Ich habe zwar noch nicht Alexander selbst erwartet, aber die Bekanntheit wäre sicher weiter gegangen, wenn Al. gekommen wäre. Der Eindruck »Platon« entsprach nun dem nicht; sondern ich empfand einen Befremdungseindruck. Es klang nicht passend! — Zur Entscheidung wende ich mich nun an mein Wissen und es kam dann: das Umgekehrte ist der Fall . . .«

b) A.: (England hat eine republikanische Verfassung gehabt) »... mit dem ersten Wort sofort das entsprechende Landkartenbild. Dann bei »hat — Verfassung« tritt ohne weiteres eine Opposition ein, ohne weitere Überlegung: erst nachher kommt gleichsam als Bestätigung der Gedanke an den König.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun kommt noch »gehabt«; Da war es auf einmal anders: aha! — Rückschau in die Geschichte (das ist in bestimmter Weise räumlich repräsentiert); Erinnerung an die langen Verfassungskämpfe, Revolutionsperiode, Cromwell. Sofort ja gesagt. — Die Wendung bei »gehabt« war ganz plötzlich: Das vorige Urteil war einfach aufgehoben. Die Rekapitulation des Vorherigen in anderem Sinne war nicht mehr nötig. Die symbolische Richtungsänderung bei der Rückschau in die Geschichte war zugleich Symbol für die Wandlung im Verlauf der Urteilseinstellung. Eine Zwischenpause war nicht vorhanden . . .«

c) A.: (Der Blitz geht dem Donner voraus) ». . . schon bei dem ersten Wort Blitz war ich in gewisser Weise auf eine Fortsetzung eingestellt. Sie war nicht bestimmt, es war vielmehr eine ziemlich unbestimmte Erwartung; aber die Erwartung war deutlich auf ein gewisses Gebiet beschränkt, das ich etwa mit dem Wort Physik bezeichnen könnte. Mein physikalisches Wissen war angerufen; und die ganze Sphäre, in die das hinein gehört, war schon bei dem Worte Blitz bereit. Als dann die Fortsetzung kam, fiel mir im Gegensatz zum Erwarteten der alltägliche Charakter der Behauptung auf: »Dazu gehörte gerade keine Physik!« Einen Moment Besinnen, ob nicht hier etwa eine Falle vorliege; während dieser Zeit habe ich mir die wirkliche Zeitfolge von Blitz und Donner klar gemacht mit Hilfe eines Schemas, und zwar eines bloßen Zeitschemas, das weder optisch noch akustisch war. In diesem waren beide irgendwie vorhanden, aber nur völlig allgemein: das eine und das andere. Diese Vergegenwärtigung genügt zur Feststellung, daß der gegebene Satz richtig sei, ohne besonderen Akt.«

d) A. (Helgoland usw.) ». . . Zuerst eine Richtung, die mir die Lage von Helgoland repräsentierte . . . Bei »Ostsee« Richtung von dort, wo ich war, über die Halbinsel hinweg nach Osten. Dabei war mir der deutliche Unterschied, die Trennung der beiden bewußt. Erst mit oder nach der Reaktion aber kam mir der Fehler wirklich zum Bewußtsein (daß es Nordsee heißen müsse). . .«

e) Vp. A.: (Ein durch Zwischenerwartungen in extremer Weise unterbrochener Fall: RW.: »Kaiser Franz Joseph sitzt seit drei Jahren auf dem Thron von Bosnien«.) ». . . Der Name Fr.-J. klang zuerst ganz typisch österreichisch, so daß ich sofort in das Gebiet meiner Kenntnisse über dieses Land gewiesen und versetzt war. (Zuerst mehr historisch, wobei auch die Namen Franz und Joseph einen Moment isoliert eine Rolle zu spielen im Begriff waren; dann allgemeiner). Mit »seit drei Jahren« aber wurde ich sofort wieder in die vollste Gegenwart versetzt; diese Bestimmung wurde ohne nähere Begründung gleich recht skeptisch aufgenommen: es muß wohl die lange Regierungszeit dieses Kaisers im Hintergrund gestanden haben. Nur skeptisches Abwarten, nicht schon direkte Ablehnung. Bei »von Bosnien« wird innerlich etwa gesprochen: ach so! ja, dann kann es stimmen! — Aber ich will nun prüfen, usw.«

f) Vp. A.: (Sofortige unmittelbare Reaktion; RW.: »Alle 5 Jahre ist ein Schaltjahr«) ». . . Die ersten drei Worte spannten meine Erwartung, was das wohl geben würde? — Dabei optische Vorstellung der Zahl 5. Als das Ganze gehört war, war auch schon die Antwort bereit: nein! — Es war auch nicht die geringste angebbare Operation vorhanden. Erst bei oder nach der Reaktion war mir die 4 gegenwärtig und erfaßte ich den Unterschied von 4 und 5 . . .«

g) Vp. C.: (Dasselbe Beispiel) ». . . Bei »alle fünf« kommt schon ein Vorstellungskomplex: von naturwissenschaftlichen und zwar näher zoologischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Klassen (warum? ist mir gänzlich unerfindlich!). Als nun Jahre kommt, ist es ein völliger Wandel der Bedeutung und Einstellung: Mein gewöhnliches Jahresschema tritt auf (das von der Vp. anderweitig ausführlich beschrieben wird) und in ihm wird etwa der Zahlen- oder Zeit-Raum um 1905 gesehen; ich erwarte jetzt irgend ein Fest politischer oder wirtschaftlicher Art. — Auf »Schaltjahr« einen Augenblick Stutzen (ohne Gedanken), ich war überrascht; dann unmittelbare Konstatierung: das stimmt sicher nicht! Warum und in welcher Weise nicht, ist noch nicht dabei gewußt. Dann nach Blick auf 5 Jahre meines Schemas plötzlich wissen, daß es 4 Jahre heißen muß, und dann sofort Reaktion . . .«

h) Vp. E.: (Schillers Geburtstag) ». . . Sofort nach dem Wort »Geburtstag«, nachdem ich alles Vorherige ruhig angehört hatte, Vergegenwärtigung des Geburtsjahres von Schiller gehabt, aber nur eine allgemeine, die aber genügte, um zu konstatieren, 05 könne es nicht gewesen sein; es wurde nicht 1759 vergegenwärtigt, mehr nur das Non A. Dann erst kam der besondere Gedanke, daß 1805 das Todesjahr gewesen sei.«

i) Vp. E. vollzieht z. B. bei dem Aristoteles-Beispiel unwillkürlich eine Konversion des Lehrer-Schülerverhältnisses, indem sie die falsche Aussage einfach in der richtigen Weise auffaßt und versteht.

k) Vp. C. (RW.: Cicero war ein Zeitgenosse des Catilina. — Hübsches Beispiel für eine sukzessive Verstärkung und Steigerung der Gewißheit:) ». . .Bei Cicero sofort Bild der Apenninenhalbinsel, besonders Rom betrachtet. Bei »war ein Zeitgenosse« Blickrichtung nach links oben, wie wenn ein Mann aus Norden genannt werden solle und zwar ein viel späterer aus der Neuzeit (also etwas falsches erwartet!). Sehr erstaunt, als wieder ein römischer Name kam, der zunächst einmal jedenfalls auch ins Altertum gehört. Dann sofort der Gedanke: das sind sicher aber auch nähere Zeitgenossen; Blick auf mein Zahlenschema: erstes Jahrhundert vor Christus (zwischen 60 und 70); da bin ich schon eigentlich sicher. Aber nun kommt plötzlich dazu noch das Wissen: Ach, die Reden gegen Catilina! — Da ist es vollends bombenfest! — Es war eine deutlich bewußte Reihe von Verstärkungen.« (Man muß natürlich diese Grade der Gewißheit zunächst scheiden von den später zu untersuchenden Graden der Wahrheit und Richtigkeit.)

l) Vp. F. (Schaltjahr hat 12 Monate) ». . . Schaltjahr sofort als bekannter Begriff aufgefaßt; ganzer Komplex der damit verknüpften Außerordentlichkeiten gegenwärtig. Aufmerksam auf das gewartet, was damit in Beziehung gesetzt werden solle. Beim Weiteren dann zuerst Gefühl der Überraschung: was soll das heißen? Die Beziehung wurde als pleonastisch aufgefaßt, als gar nicht hergehörig. Ich war eben auf eine Unregelmäßigkeit, eine Abweichung von der Norm des gewöhnlichen Jahres eingestellt: es schien mir unmittelbar ein formeller Fehler in dieser Behauptung. Ich wußte, daß materiell alles in Ordnung sei.

m) (Ein besonders klares Beispiel unmittelbarer Wertung (Evidenz der Falschheit) bietet Vp. F.: (RW: $^5/_8 . {}^4/_{10} = {}^2/_8$): unmittelbarer Eindruck: das ist total falsch! Solch komplizierte Brüche können, multipliziert, niemals eine so einfache Zahl ergeben!«)

82) a) Vp. C.: (Aristoteles) ». . . (Vp. weiß, ehe Platon kommt, daß Alexander kommen müßte.) Als nun Platon kommt, Überraschung mit einem deutlichen Entrüstungsaffekt, daß überhaupt ein solcher Satz aufgestellt werden könne. Ich mußte selbst nachher darüber lachen . . .«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

b) Vp. D.: (Die englische Sprache ist eine häßliche Sprache) wird als eine ungerechte und unberechtigte falsche Behauptung affektiv zurückgewiesen.

(In solchen Fällen kann man natürlich immer geltend machen, daß der Gefühlsaffekt sekundären Ursprungs sei.)

83) Das Beispiel eines Schlusses, der von der Vp. selbst angestellt und auf Grund dessen die Wahrheit evident wird, sei hier von Vp. D. angeführt: (interessant, weil man sieht, wie psychologisch implicite vorhanden ist, was die Logik expliziert [vgl. 71a]:) »... (Schillers Geburtstag). Ich habe mir so überlegt: ich weiß nicht, wann Schiller geboren ist; aber ich sagte mir: dann (wenn die Behauptung richtig ist) müßte er 1805 geboren sein. Nun weiß ich aber, daß er Zeitgenosse Goethes ist und ich weiß, daß Goethe dem napoleonischen Kriege beigewohnt hat, auch daß er damals schon ziemlich alt gewesen ist; das aber war 1815 zu Ende. So muß doch Schiller älter gewesen sein, als er wäre, wenn er erst 1805 geboren wäre. Also kann das nicht richtig sein: er muß früher geboren sein ...«

84) a) Vp. C. (Schluß: alle Menschen usw.) »... beim ersten Satz erwarte ich den Cajus ... Der zweite Satz wird nach gewisser Überraschung auch als richtig anerkannt ... Der Schlußsatz ist auch richtig, aber ich weiß ohne weiteres, daß das keine Schlußfolgerung ist; daß das nicht aus den Prämissen folgt. Ich fange nun eine lange Untersuchung an, wo dieser formelle Fehler stecke; gebe es aber schließlich auf und reagiere mit nein in dem Sinne: inhaltlich ist alles richtig, aber es stimmt etwas nicht ...«

b) Vp. D. weiß bei demselben Versuch, worin der syllogistische Fehler steckt in den Terminis der Schullogik; aber auch bei ihr geht ein unmittelbarer Eindruck formeller Unrichtigkeit voraus, ehe sie letztere genauer bestimmt.

c) Vp. E. reagiert sogar bei dem Walfischschluß mit »richtig«, weil sie rein nur auf die formale Richtigkeit geachtet hat: »... wenn das zugestanden wird, so folgt dies daraus. Ich hatte ein deutliches Erlebnis von rein formaler Beurteilung ...« (Die Figuren der Schullogik sind hier nicht vergegenwärtigt, obwohl Vp. E. sonst besonders dazu neigt.)

85) a) Vp. C. (Walfischschluß) »... Bei a eine Stelle des atlantischen Ozeans angeschaut. Der Satz ist richtig, aber diese Konstatierung trägt einen Charakter, eine Nüance, die ich mit Worten so ausdrücken kann: es ist eine kitzlige Sache um solche allgemeinen Verneinungssätze! — gewisses Unbehagen, wie wenn ich etwas Unrichtiges erwartete. Als ich b hörte und anerkannte, war für mich auch schon vor dem Hören c gegeben. Ich hörte auf c nur noch mit halbem Ohr, so daß ich allenfalls gemerkt hätte, wenn etwas anderes als das Erwartete gekommen wäre. Aber schon während dessen ein Wissen: das ist falsch: der Walfisch ist ein Säugetier. Dabei taucht auch b von selbst noch einmal auf, aber gleich in der Form: aha! der Walfisch ist kein Fisch! Dabei Bewußtsein einer Art von Zirkelschluß, ohne daß dies Wort selbst da war: nur symbolisiert durch eine kreisförmige Bewegung ohne Substrat ...«

b) Vp. F. (Alle Menschen usw.) »... sofort als richtig Stück für Stück anerkannt und demgemäß reagiert ...« (Hier ist also rein die materiale Seite beachtet worden. Jedenfalls ist von formeller Richtigkeit oder Unrichtigkeit im Protokoll nichts bemerkt.)

c) Vp. G. (Aller Anfang ... usw.) »... Bei den beiden ersten Sätzen fällt beidemal der Sprichwortcharakter auf und ist schon deshalb nichts zu erinnern.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei c wußte ich sofort, daß der Sachverhalt unrichtig dargestellt sei. Sofort demgemäß reagiert.« (Reflexion erst in der Nachperiode. Vp. hat zwar gleich beim Verlesen die Sätze unwillkürlich in das übliche Schreib- und Druckschema der Schlüsse optisch eingeordnet; aber sonst die Syllogistik nicht zu Hilfe genommen).

86) Vgl. Vp. A, C, E. (RW.:Erdkern) unter Nr. 88!

Vp. G.: »... (Cicero und Catilina) ... Schon beim Hören des ersten Namens ziemliche Unlustbetonung, weil ich als Realist weiß, daß ich die alte Geschichte wenig kenne. Bei »war« denke ich: jetzt kommt ein Staatsmann oder Redner! — Als der Schluß kam, wußte ich überhaupt nicht mehr, was ich machen solle. Ich bohrte da hinein. Zuerst dachte ich an Cato wegen des Gleichklangs. — Es kam mir etwas von einer Verschwörung, vom jugurtinischen Krieg usw. Hatte auch gar keinen zeitlichen Anhaltspunkt für letzteren und für die beiden Männer selbst. Ging immer wieder von dem einen Namen zum anderen. Es war mir riesig peinlich, um so mehr als mir vorschwebte, daß ich es doch einmal gewußt habe ...«

87) a) Vp. A.: (... 12 . 2 = 34) »... Ich folge dem Gehörten innerlich optisch in meinem Zahlenschema; gewöhnlich habe ich dabei das Resultat noch nicht vor dem Hören desselben, aber trotzdem habe ich jedesmal eine Übereinstimmung mit dem Gehörten. Bei der Schlußoperation war es so: Das Resultat von 12 . 2 wird in meinem Zahlenschema eine bestimmte Strecke von dem Punkt entfernt lokalisiert, der 20 bedeutet. Als 34 kommt, ist es deutlich zu hoch und geht in eine andere Gruppe des Schemas hinein. Der Fehler ist hier bemerkt durch ein Konstatieren der Nichtübereinstimmung des Ausgesprochenen mit dem vorher schon ungefähr konstatierten Platz meines Zahlenschemas. Erst nachher wird konstatiert, daß die 4 beiden gemeinsam ist.«

b) Vp. C.: (... 14 + 7 = 22) »... Der Versuch verlief wieder durchaus an der Hand meines Zahlenschemas. Ich kann jedoch diesmal wegen der Schnelligkeit, mit der der VLeiter vorliest, nicht immer schon vorausspringen, sondern mache die Schritte immer sofort mit. Wenn dasselbe herauskommt, konstatiere ich: das ist richtig ... (Schluß:) Während 22 kam, hatte ich schon in meinem Zahlenschema einen Sprung ein klein wenig über 20 hinaus gemacht; als 22 kommt, wird eine Discrepanz sofort festgestellt, und zwar diesmal auch sofort, daß es sich um einen Unterschied von einer Stelle handle. Und sofort halt gesagt.«

c) Vp. E.: (Dasselbe Beispiel ohne Zahlenschema:) »... Ganz instinktive Reaktion erlebt: sowie 22 kam, wußte ich sofort, daß das falsch sei, hatte aber sicher keine Antizipation des richtigen Resultats. Ich wußte es jedenfalls nach der instinktiven Reaktion durchaus noch nicht, was das richtige Resultat sei, von dem ich doch wußte, daß es mit dem gegebenen in Konkurrenz treten würde.« Die Vp. fügt ganz von selbst hinzu: wie seltsam, daß man etwas als falsch erkennen kann, ohne zu wissen warum! — (Aber ähnliche Fälle finden sich auch sonst in den Protokollen, z. B. bei Vp. G.).

Interessant sind auch die Versuche, in welchen nicht bloß Richtiges und Falsches einander gegenübergestellt wird, sondern das Falsche einer größeren Annäherung an die Wirklichkeit, was schon zu 88 und 89 hinüberleitet. (Vgl. vorne die Bemerkungen zum Begriff der Wahrscheinlichkeit und Richtigkeit!)

d) Vp. D. (Pferd Raubtier usw.) »... das Pferd könnte vielleicht in seinem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wilden Zustand ein Raubtier sein, aber ein Vogel ist es sicher niemals . . .« (ähnlich E.).

e) Vp. G. (Nürnberg-Halle): Nürnberg könnte, als evangelisch, noch eher zu Sachsen gehört haben, als Halle zu Bayern.

f) (Ein besonderer Fall ist die Reaktion der Vp. D. (Wochenbeginn am Sonntag oder am Montag), die nach längeren theoretischen Reflexionen den Sonntag schließlich deshalb vorzieht, weil es ihrem »Gefühl« [will wohl sagen: ihrem gewohnheitsmäßigen Verhalten] näher liegt!)

88) a) Diese Art der Reaktion bei diesem Pferde-Beispiel findet sich z. B. bei den Vp. A. und C., während z. B. Vp. F. (und ähnlich G.) den Gesichtspunkt einer Vergleichung nicht findet oder auf einen unfruchtbaren gerät, der sich als unbrauchbar erweist. (Vp. F. z. B. auf den der Art der Ernährung der Vögel und Säugetiere!)

b) Bei dem Vergleich zwischen Flüssigkeit oder gasförmigem Zustand des Erdinnern zieht Vp. A. den ersteren vor, weil »ihr mehr Gründe dafür zu sprechen scheinen«; Vp. C. ebenfalls, weil sie diese Ansicht für »sicherer« hält; Vp. E., weil sie ihn für wahrscheinlicher hält; Vp. G. den letzteren, weil er ihr mit den neuesten Theorien über den kritischen Zustand der Gase vereinbar scheint.

c) Vp. F. hält nach Reflexion Nietzsche für »mehr« Dichter, als Philosoph.

89) a) Vp. A.: (3 . 6 = 17 oder = 19?) »Unmittelbares Symmetriebewußtsein des Fehlers«.

b) A.: (2 . 8 = 15 oder = 26) ». . . unmittelbares Bewußtsein des Hineinragens in eine ganz andere Sphäre« beim zweiten.

c) Dieselbe Art des Vergleichens findet sich weiter bei den meisten Vp. bei den Vergleichen von »Deutschland kathol. oder evang.«; »London oder Paris«; wo die beiderseitige zahlenmäßige Abweichung von dem richtigen Tatbestand verglichen wird und in ähnlicher Weise bei »Halle-Nürnberg«, wo die Entfernungen beider von der Grenze ihres wirklichen Landes verglichen werden.

d) Daß mit der Unmöglichkeit der Schätzung des zahlenmäßigen Abstandes von der Norm auch diese ganze Hilfsoperation versagt, zeigt z. B. Vp. C., wo bei dem Beispiel der Vergleichung von ungleichnamigen Brüchen die Vp. einfach ihre Unfähigkeit erklärt, der Instruktion zu entsprechen.

90) Absolute Größenwertung.

a) Vp. A.: (Haus) »Trotz der Instruktion habe ich mir in der Vorperiode eine Raumanschauung gebildet: ich schaue so ins Leere hinein. Um aber einer bestimmten Vorstellung zu entgehen, ging ich abwechselnd vom Kleinsten ins Größte: vom Raumpunkt ins unabsehbar Große usw. Wollte damit bestimmte Grenzen angeben; dazwischen wird es doch liegen. Beim Hören des Wortes hatte ich unmittelbar den Eindruck, besser das Erlebnis des Ausdehnens in meinem Raum: ich mußte mich dehnen. (Ob ich gerade beim Punkt war bei meinem Raumschema kann ich nicht sagen!) Es war auch so etwas dabei, daß ich das Haus nicht mit einem Blick umfassen könne, daß es über mein simultanes Gesichtsfeld hinausgehe. Es ist aber deutlich nicht mehr derselbe Raum, wie vorher. Auf Grund dieser Tendenz, die Augen aufzureißen oder besser: mit ihnen dahin und dorthin zu gehen, kommt unwillkürlich die Reaktion: »groß«.

b) A. (Bleistift) »Es stellte sich sofort die (näher beschriebene) Vorstellung eines Bleistiftes ein, und erst an der fertigen Vorstellung konstatierte ich die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kleinheit, ohne mir sagen zu können, auf welchen Eindruck sich dies Urteil eigentlich gestützt hätte. Das optische Bild war nicht die Grundlage des Eindrucks, sondern zu dem Bild, das nur nebensächliche Stütze war, kam das Urteil hinzu.«

c) A.: (Mond) »es kam nur die scheinbare Größe in Betracht. Ich war durch das Wort gleich in die Sphäre der Himmelskörper im Allgemeinen versetzt und habe wohl in Rücksicht auf die Sterne, die aber nicht speziell bewußt waren, unmittelbar mit groß reagiert. Ich hatte dabei ein optisches Bild der Mondscheibe, das mir am Himmel entstand und während des Beachtens wuchs. Es ist jedoch oft schwer zu sagen, was eigentlich in einem solchen Erlebnis sich weitet: das Objekt oder die Einstellung des inneren Blickes.«

d) A.: (Mücke) »Das Urteil klein wurde sofort abgegeben, nicht auf Grund eines Vorstellungsmomentes irgendwelcher Art, sondern rein auf Grund meines Wissens von der Verwendung der Mücke im Sprichwort oder in der Sprache überhaupt. Es trug soz. unmittelbaren Gleichnischarakter. Erst nach der Reaktion entwickelt sich auch eine Vorstellung.«

e) Vp. D.: (Haus) »In der Vorperiode gar nichts vorgestellt. Nur das Wort Größe vor mich hin gesprochen. Als Haus kam, erschien es mir unmittelbar groß. Erst nach der Reaktion kam der Gedanke, daß es doch auch kleine Häuser gebe . . .«

f) D.: (Wasser) »sowie ich das Wort hörte, breitete sich etwas vor mir aus: etwas ganz unfaßbares und undefinierbares. Dies war für mich die Repräsentation nicht des unfaßbar Großen, sondern des tatsächlich Unmeßbaren: unter dem Gesichtspunkt der Größe gar nicht Beurteilbaren . . .«

g) D.: (Mond) ». . . sogleich links oben von mir eine weiße runde Fläche: Vollmond, und sagte klein, indem ich nur an den Mond als optisches Bild dachte. Irgend eine Vergleichung war nicht bewußt.«

(Die Protokolle aller Vp. sind ganz ähnlich. Oft kommt natürlich auch kein unmittelbarer Eindruck zu stande und liegt eine reflexive oder sonst bewußte Vergleichung mit anderen Objekten vor. Oder kann der Gegenstand in kleinem wie großem Format gedacht werden (Faß, Wasser, Mond, Mensch), was dann einen unmittelbar zwiespältigen oder doch wenigstens unsicheren Eindruck hervorrufen kann.)

91) Reimversuche.

a) Vp. C.: (Erster Versuch) »In der Vorperiode stelle ich mich dadurch ein, daß ich zweimal »Reim« innerlich vor mich hin sage; damit weiß ich genau, was ich zu tun habe. Ich bin sogar so sehr darauf eingestellt, daß auf das zweimal gesprochene »Reim« ganz unwillkürlich »Schleim« kommt. Ich weiß, daß ich diese Aufgabe leicht werde erfüllen können. — Dann kommt »Stein«. Die Bedeutung des Wortes wird nur im ersten Moment ganz flüchtig beachtet; aller Nachdruck ruht auf dem bloßen akustischen Klangbild. Dann warte ich zunächst einfach und meine damit: es wird schon von selbst etwas passendes kommen. Es kommt aber nichts. Da keimt eine Befürchtung auf; ich möchte mich blamieren, besonders in Rücksicht auf die hochgespannten Erwartungen in der Vorperiode. Es wird nun innerlich die Reimsilbe »ein« noch einmal deutlich innerlich gesprochen. (Die Silbe ist, wie alle in diesem Versuch innerlich gesprochenen Worte, zugleich optisch in Antiquadruck gegeben, das »ein« sogar mit einem Bindestrich davor. Es ist dieselbe Druckschrift, die ich eben

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorhin vor Beginn der Versuche in einem italienischen Buch, das auf dem Tisch drüben liegt, gesehen habe!) Beim Aussprechen wieder ein Wissen, daß hierauf ein Reim kommen solle. Ja, es ist mehr als ein Wissen. Es ist ein deutliches Sollen, eine deutliche Forderung: es soll einer kommen! Da kommt das Reimwort »Wein«. Es wird innerlich gesprochen und gesehen ohne deutliches Bedeutungsbewußtsein. Dabei ist aber nicht bewußt, daß es auf meinen Willen gekommen sei: das Willenserlebnis war nur vorher momentan dagewesen. Es kommt vielmehr ganz wie von selbst, wie »hereingeschneit«. Es wird sofort als richtig begrüßt und ausgesprochen, mit dem Bewußtsein, daß es schon etwas schneller hätte gehen können.« In ähnlicher Weise geht es bei Vp. C. in allen Versuchen: gewöhnlich wird einfach abgewartet, bis auf das perseverierende Klangbild des Reizwortes sich »ganz wie von selbst« ein Reimwort einstellt. Als später noch eine sinnvolle Beziehung zwischen den Reimworten verlangt wird, wird entweder zwischen den wie bisher unmittelbar sich darbietenden Reizworten unter diesem Gesichtspunkt das passende ausgewählt; oder es tritt auf Grund eines empirischen (irgendwoher schon bekannten) Zusammenhangs-(Sphären-)Bewußtseins sofort eine unmittelbar als zugehörig gewußte Reimverbindung von vornherein auf. (Das Nähere dieser letzteren Erscheinung ist am besten aus den Protokollen zu den Vorversuchen nach Instr. 1—6 zu ersehen, wo ein solcher Vorgang den ständigen Grundtypus bildet (s. Nr. 92ff.).

Hier seien nur noch einige Protokolle von einer anderen Vp. angeführt, die aber nichts wesentlich Neues bieten:

b) Vp. A.: (Stein) »... Das Wort gehört; von der Bedeutung war aber nichts klar: es war mir gar nicht darum zu tun. Vielmehr habe ich mich nur an den Klang gehalten, und ihn verwertet für ein neues auszusprechendes Wort. Ich wußte die Bedeutung dieses Wortes nicht voraus, sondern sprach es gleich aus; jedoch war es gewiß nicht zufällig, daß es ein sinnvolles Wort war. Ich faßte die Instr. von Anfang an so auf, daß es ein sinnvolles Wort sein sollte.« (Hübsch ist hier wieder der ganz naive Glaube der Vp., daß, wenn sie es sich so vorgenommen habe, auch ohne Kontrolle notwendig das sich darbietende Wort sinnvoll sein müsse!)

c) Vp. A.: (Silber) »... es stellte sich nichts von selbst ein. Nun bildete ich ganz von selbst, ohne diese Methode bewußt vorher zu überlegen, regellos Reime wie »Milber, Filber usw.«. Dann Überlegung im allgemeinen, daß Silber wohl ein formell recht isoliertes Wort sei. Wartete noch eine Zeit lang, aber es kam nichts. Dabei immer auf den perseverierenden Klang bezogen. Dann aufgegeben.« (Später geht die Vp., wie auch andere Vp. in ähnlichen Fällen, bewußt alphabetisch vor, indem sie der Reimsilbe sukzessive die verschiedenen Buchstaben der Reihe nach vorsetzt usw. — Bemerkt sei hier noch, daß seltsamerweise fast alle Vp., sofern sie planlos Reimworte bilden, zuerst mit den Buchstaben M und F oder F und M operieren. Hängt dies wohl mit der bequemen Aussprache zusammen? weshalb ja wohl auch bei Kindern F (P) und M in Papa (Vater) und Mama die Urkonsonanten scheinen?)

(92—95) Vorversuche nach Instr. 1—6.

(Instr. 1 gibt nur Beiträge zur Assoziationspsychologie im Allgemeinen).

92) Instr. 2: a) Vp. A.: (Haus) »Instr. klar gemacht nicht an einem Beispiel, sondern an einem Schema: Symbol der Ausdehnung, als Grundlage für das Nehmen eines größeren. Diese Ausdehnung war räumlich; was sich ausdehnte, war

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jedoch kein Gegenstand, sondern nur irgend etwas schematisch dargestelltes; aber doch wirklich optisch, nur keine sachliche Bedeutung. Nach dem Signal »jetzt« war nur noch Spannung da; sonst völlige Bewußtseinsleere. Dann »Haus« gehört. Optisch schematische Vorstellung eines solchen ... Dann wird die Instr. wirksam, ohne von neuem bewußt zu werden. Das Ausdehnungserlebnis ist wieder da, ähnlich wie in der Vorperiode. Ich meine etwas ganz Bestimmtes voraus, ohne es schon vorzustellen, und benenne es richtig mit dem Wort »Hof«. Dann auch optisch der umfassendere Gebäudekomplex ...«

b) In anderen Fällen sucht die Vp. in der gleich mit dem Reizwort gegebenen Umgebung d. h. in der optischen Vorstellung nach dem Gesuchten: so wird z. B. der Fisch gleich im Wasser vorgestellt, und aus diesem Bild wird sozusagen »Teich« herausgelesen. Dies kann unmittelbar geschehen oder in einem deutlich von der Auffassung des Reizes getrennten Akt. (Bei der Instr. 1b »kleiner als ...« geschieht einfach das Umgekehrte: es wird ein Teil an dem optischen Bilde genommen: (Mücke-Flügel; Dampf-(Dampf)ring usw.).

c) Neben diesem Typus, wo das Optische im Vordergrund steht und eine wesentliche Rolle spielt, führe ich als anderen folgenden an (den gedanklichen):

Vp. A.: (Sandkorn) Hier hat die Vp. zuerst zwar auch ein deutliches optisches Bild sowohl eines Sandhaufens, als eines einzelnen Sandkorns, aber sie sucht von Anfang an nichts aus diesem Bilde zu gewinnen: sie sucht von Anfang an etwas ganz anderes, außerhalb dieses Bildes Gelegenes. Und das ist nun rein gedanklich vermittelt: Auf Grund des (jedoch nicht ausgedachten) Gedankens, daß hier schon etwas ganz besonders Kleines genannt werden müsse, stellt sich (wie die Vp. nachträglich angeben kann: aus früherer häufiger Beschäftigung mit diesen Dingen) sofort die Erinnerung an die mikroskopischkleinen Bakterien ein. Die ungeheure Kleinheit derselben ist nur repräsentiert durch einen vagen Gedanken (Erinnerung) an die Zahl der notwendigen Vergrößerungen, während ein auch sich einstellendes optisches Bild einer Bakterie, das auch optisch neben das optische Bild des Sandkorns tritt, an absoluter Größe von der des Sandkorns nicht oder kaum differiert (wie die Vp. nachträglich mit Sicherheit noch feststellen kann.) Trotzdem wird der Größenunterschied als ein ungeheurer »empfunden«...« (Ganz ähnlich: Vp. F. Auf »Himalaya-«: — Turm zu Babel: das Analoge bei Instr. 2a!)

d) (An Stelle dieser Art von gedanklicher Vermittlung kann natürlich auch ein bloßes unmittelbares Wissen treten (z. B. bei Vp. B. bei »Paris« sofort »London« usw., bei Hecht sofort Walfisch (der zwar auch optisch vergegenwärtigt wird, wo aber die Vorstellung rein nebensächlich ist.)

e) Dies kann auch in frappierend unerwarteter Weise auftreten, wie bei Vp. B. z. B. in dem Versuch mit dem Sandkorn: nach längerem vergeblichem Suchen taucht hier nach einer längeren scheinbar völligen Bewußtseinsleere des Abwartens plötzlich Bild und Gedanke einer Nadelspitze auf und wird dann gleich als passend erkannt.

f) Auch reine Assoziationen können natürlich nachträglich als passend erkannt werden. (Unter »reiner Ass.« verstehe ich in diesem Falle eine solche, die nicht bewußt gleich unter dem Gesichtspunkt der Aufgabe, also infolge einer bewußten Einstellung in der geforderten Richtung (wie beim letzten Beispiel!) sich einstellt.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

93) Instr. 3: a) Vp. A. zeigt hier wieder hübsche Beispiele des ausgeprägt optischen Typus: (Schnee). »Zuerst sehr deutliches optisches Bild; Schneedecke mit besonderem Bemerken des Lockeren, wie bei frisch gefallenem Schnee, und der weißen Farbe. Dieses Bild wurde betrachtet, und unter dem Einfluß der Instruktion geht nun, unter verschwindender bewußter und aktiver Beteiligung der Vp. eine Materialveränderung vor, während die Form in der Hauptsache dieselbe bleibt.« Ich habe es nicht selbst gemacht; ich fing nicht an zu schaffen. Sondern es verging eine kleine Pause, und danach war es Baumwolle.« Vp. meint, daß diese Wolle einen leicht weihnachtlichen Charakter getragen habe, womit die Sache ein wenig erklärt wäre.

b) Ähnlich erweitert sich in einem anderen Versuch das optische Bild eines (Finger-)Rings unter dem Einfluß der Instruktion zu einem Faßreif und dann zu einem Kinder-Spielreif. Vorstellung und Gedanke sind dabei simultan und für den Prozeß gleich wesentlich.

c) Auf reinem allgemeinem Wissen dagegen beruhen Reaktionen, wie die von Metallscheibe auf Spiegel bei Vp. B., oder von Wurm auf Schnecke bei D., wo die Vp. selbst angibt gleich auf die Klasseneinteilung der Zoologie ganz theoretisch eingestellt gewesen zu sein.

d) Dagegen muß man sich hüten, zu schnell nach dem äußeren Schein auf »bloße« Assoziation zu erkennen. Eine solche liegt z. B. vor bei Vp. C., die auf Schnee mit Leinen reagiert; die Frage der Vp., die sie zu Protokoll gibt: was ist doch weiß wie Schnee? deutet zu deutlich auf eine Erinnerung an den bekannten sprichwörtlichen schneeigen Lein. (Ebenso Vp. F.: Seele auf Spiegel).

e) Dagegen zeigen die Protokolle, daß Reaktionen, wie See auf Spiegel (Vp. D.) oder Ohrmuschel auf Schnecke (Vp. C.) u. ä. nicht Assoziationen, sondern Produkte oft recht verwickelter Prozesse optischer und intellektueller Natur sind, und vollkommen auf spontaner und bewußter Vergleichung und Ermittelung beruhen können. (So auch Baum-Strauch bei Vp. G.).

f) Auf mehr logischen Prozessen beruhen Versuche, wie die, wo auf Rappe-Schimmel reagiert wird (Vp. B.) usw.

94) Instr. 4: Bei den Versuchen über zeitliche Relation verlohnt es sich in unserem Zusammenhang nicht, ausführliche Protokolle anzugeben. Auch hier wird entweder an der Hand eines optischen Bildes das andere Glied gefunden. (So bei Donner-Blitz, und auch z. B. bei Bismarck-Moltke, wo Vp. B. ein Doppelbildnis als Grundlage dient; bei den historischen Daten dient vielfach ein bestimmtes historisches Zeitschema, in dem die verschiedenen Jahrhunderte und oft auch Jahrzehnte räumlich irgendwie repräsentiert sind, der Vp. als Grundlage, auch die Vergegenwärtigung von historischen Lehrbüchern, in der Schule gebrauchten Zeittafeln usw. spielt oft eine Rolle). Daneben gibt es aber auch rein gedankliche Prozesse, wo etwa nach der Ursache gesucht wird, mit dem Wissen, daß diese früher sei usw. Solche Reaktionen beruhen meist auf allgemeinem Wissen. Letzteres kann sich (wie auch die optischen Grundlagen für die Reaktion) oft ganz unwillkürlich unter dem Einfluß der Instruktion einstellen; in anderen Fällen ist ein Suchen und Überlegen dazu nötig. Doch sind diese Dinge für die Denkpsychologie im allgemeinen interessanter als für unsere Zwecke.

95) Instr. 5: Dies ist in noch höherem Maße der Fall bei den logischen Relationen. Beim Suchen nach dem Oberbegriff finden sich ganz ähnliche Ausdehnungs-Symbole wie bei Instr. 2 (»größer«). In der Hauptsache beschränkt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich aber gerade hier wieder der ganze Vorgang in fast seltsamer Weise auf die bloße Einstellung und ein gespanntes Abwarten in dieser bestimmten Richtung. Gerade der Oberbegriff stellt sich meist in dieser Weise ohne jede bewußte gedankliche Hilfsoperation ein. Dabei schließe ich natürlich aber solche Fälle aus, wo es sich um bloß gewohnheitsmäßige Reaktionen handelt, wie z. B. Tisch-Möbel usw., (wobei natürlich das Protokoll angeben muß, ob wirklich bloße Gewohnheit vorliegt). Ein anderer Fall ist dagegen z. B. folgendes Beispiel: Vp. D.: (RW.: Schrift) »... sofort wurde Schrift als etwas, was man tut, aufgefaßt. Ich habe eine gewisse kinästhetische Empfindung des Schreibens gehabt. Diesem Erlebnis entnahm ich sofort (oder vielmehr: dieses Erlebnis war mir sofort Unterlage und Symbol für) das Reaktionswort: Tätigkeit, Betätigung!«

Ich kann mir diese Vorgänge auch hier wieder nur so erklären, daß unter dem Eindruck der Instruktion die Vp. das Reizwort schon in einer bestimmten Sphäre erlebt und auffaßt und nun an dieser Sphäre wieder unter dem Einfluß der Instruktion dasjenige in erster Linie beachtet, was daran das Passende (bei dem zuletzt angeführten Beispiel z. B. das Allgemeine) ist.

96) Die Versuche nach Instr. 16 und 16a, (namentlich letztere über den Geldwert) zeigen, daß derartige Wertungen rein auf allgemeinem Wissen oder Analogien zu solchem beruhen. Soweit nicht in den früheren Protokollauszügen Beispiele schon gegeben sind, haben sie daher für unseren Zweck keine weitere Bedeutung.

(Eingegangen am 12. September 1912.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gesetze der produktiven Tätigkeit [1].

Von

Otto Selz (Bonn).

Die erstaunlichen Leistungen schöpferischer Individuen auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und Technik haben von jeher das größte Interesse der Mit- und Nachwelt auf sich gezogen. Immer wieder haben sie die Frage angeregt, was jene überragenden Persönlichkeiten zu ihren ungewöhnlichen Produktionen befähigte. Man suchte zu erfahren, wodurch sich die psychischen Vorgänge in genial veranlagten Naturen von dem seelischen Geschehen normal begabter Individuen unterscheiden. Man wollte wissen, ob schöpferische Geister mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet sind, oder ob eine Steigerung allgemeiner seelischer Tätigkeiten ausreicht, um ihre Werke uns verständlich zu machen.

Die Frage nach dem Unterschied der normalen und einer besonderen schöpferischen Begabung kann nun aber einer exakteren Behandlung nur soweit zugänglich werden, als die Vorgänge im normalen Seelenleben genügend geklärt sind, um eine zuverlässige Grundlage für die Vergleichung abzugeben. Ebenso wie die Psychopathologie, die Lehre von den psychisch unterwertigen Individuen, sieht sich daher die Lehre von den psychisch überwertigen Individuen auf die Psychologie des normalen Seelenlebens zurückverwiesen. Wir bedürfen zur Grundlegung einer Psychologie des Schaffens einer allgemeinen Psychologie der produktiven Geistestätigkeit überhaupt.

Nun bildeten bis vor kurzem die Gesetze der Assoziation und Reproduktion von Vorstellungen die fast ausschließliche Grundlage der Erklärung psychischer Zusammenhänge. Es war daher natürlich,

---

1) Öffentliche Antrittsvorlesung, zur Vollziehung der Habilitation in der philosophischen Fakultät der Universität Bonn, gehalten am 5. Dezember 1912

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß man von diesen Gesetzen aus auch Aufschluß über die Vorgänge bei der produktiven Tätigkeit zu gewinnen suchte. So wies man darauf hin, daß ein und dieselbe Vorstellung oder Teilvorstellung in verschiedenen Zusammenhängen vorkommen und daher Glied mehrerer Assoziationsreihen sein könne. Bezeichnen wir eine gegebene Assoziationsreihe mit den Buchstaben *a b c d e f*. Die in dieser Assoziationsreihe enthaltene Vorstellung *c* sei ausserdem mit den Vorstellungen *g* und *h* assoziiert und zwar sei die gestiftete Assoziation sehr fest. Läuft nun die erste Vorstellungsreihe von *a* bis *c* ab, so kann die zweite Assoziationsreihe zur Folge haben, daß die Reproduktion von *c* aus nicht zu *d*, *e* und *f*, sondern zu *g* und *h* weiterschreitet. Auf diese Weise können Vorstellungszusammenhänge entstehen, welche in der Erfahrung nicht gegeben waren.

Einige weitere Erklärungsversuche sollten der Beobachtung Rechnung tragen, daß die produktive Geistestätigkeit sich vielfach von der Analogie des schon Bekannten geleitet zeigt. Man erinnerte daran, daß schon eine erweiterte Fassung des Gesetzes der Berührungsassoziation die Entstehung neuer psychischer Zusammenhänge ermögliche. Wenn eine Vorstellung *a* mit einer Vorstellung *b* eine Assoziation eingegangen hat, so kann nach dieser Fassung nicht nur *a*, sondern auch eine der Vorstellung *a* ähnliche Vorstellung die Vorstellung *b* hervorrufen.

Andere Psychologen zogen das heute noch umstrittene Gesetz der Ähnlichkeitsassoziation heran. Dieses Gesetz ist in Wirklichkeit kein Assoziationsgesetz, sondern ein Reproduktionsgesetz. Es besagt, daß ein psychischer Vorgang die Tendenz hat, die Dispositionen vorangegangener gleicher oder ähnlicher psychischer Vorgänge zu wecken. Hierdurch können unsere früheren Erfahrungen mit den gegenwärtigen Erlebnissen in Zusammenhang gebracht werden, und es können sich neue psychische Verbindungen bilden.

Mit den Vorgängen bei der Ähnlichkeitsreproduktion nahe verwandt sind die Prozesse, welche Wundt als Assimilationen bezeichnet und als Grundlage der schöpferischen Phantasietätigkeit betrachtet. Sie bestehen darin, daß neue Eindrücke mit den Vorstellungen früherer Erlebnisse, deren Elemente ihnen ganz oder teilweise gleichen, verschmelzen und sich hierbei wechselseitig einander angleichen. Wundt stützt seine Theorie hauptsächlich auf gewisse, die Wahrnehmung verfälschende Sinnestäuschungen. Die Assimilationsvorgänge dienen ihm dazu, die kombinierende Tätigkeit der Phantasie verständlich zu machen.

Endlich ist noch eine von englischen Psychologen ausgebildete

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Theorie zu erwähnen[1]). Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Bedeutung der Beziehungen für die schöpferische Analogiebildung zu berücksichtigen strebt. Alle Vorstellungspaare, welche die gleiche Beziehung aufweisen, können nach dieser Theorie als sich kreuzende Assoziationrseihen betrachtet werden. Das gemeinsame Glied dieser Assoziationsreihen ist die Beziehung. Ist nun ein solches Vorstellungspaar im Bewußtsein, so kann die zwischen den Vorstellungen bestehende Beziehung reproduktiv wirken und die übrigen durch die betreffende Beziehung verknüpften Vorstellungspaare reproduzieren. Vorgänge wie der dichterische Vergleich oder die Übertragung einer wissenschaftlichen Theorie auf ein neues Gebiet sollen auf diese Weise verständlich gemacht werden.

Wie Wundt durch seine Assimilationstheorie, so suchten auch andere Psychologen die Umbildung der Vorstellungen begreiflich zu machen, wie sie vor allem den künstlerischen Phantasiegebilden eigen ist. Unser Gedächtnis ist kein getreues Nachbild der erfahrenen Wirklichkeit. Jede Reproduktion stellt vielmehr schon eine Metamorphose des ursprünglich Gegebenen dar. Je nach Begabung, Neigung, Bedürfnis werden gewisse Einzelzüge des Erlebten behalten, andere vergessen oder wenigstens bei der Reproduktion vernachlässigt. Das Nebensächliche und Gleichgültige wird ausgeschieden, das Wichtige und Charakteristische bleibt erhalten. Weitere Umbildungen entstehen durch Tatsachen, die heute durch experimentelle Untersuchungen über Erinnerungstreue und durch systematische Traumbeobachtungen bestätigt sind: Die durch die soeben geschilderte Auslese entstandenen lückenhaften Vorstellungen werden auf assoziativem Wege durch Bestandteile anderer Vorstellungen ergänzt. Durch reproduktive Ausscheidung und assoziative Ergänzung können also auf Grund allgemeiner psychologischer Gesetzmäßigkeiten völlig neue Vorstellungskombinationen entstehen.

Ohne Zweifel haben alle die angeführten Theorien eine Fülle von Möglichkeiten für die Umgestaltung gegebener Zusammenhänge aufgewiesen. Sie haben hierdurch die originellen Leistungen des Talents und Genies den bekannten psychologischen Tatsachen beträchtlich näher gerückt. Allein alle diese Theorien leiden doch mehr oder weniger an demselben Mangel. Sie haben zu sehr die Frage in den Vordergrund gestellt, wie Neues in unserem Bewußtsein entstehen könne. Darüber aber wurde eine andere, nicht minder wich-

1) Vgl. namentlich C. Read, The function of relations in thought. British Journal of Psychology, Bd. 4.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tige Frage vernachlässigt: Wie kommt es, daß die entstehenden Neubildungen sich zu einheitlichen Ganzen zusammenfügen, welche ästhetische, theoretische oder praktische Werte darstellen? Eine Symphonie, ein Drama, eine wissenschaftliche Theorie, eine Maschine sind zu komplizierte Dinge, um aus dem Hinweis auf die allgemeinen Assoziations- und Reproduktionsgesetze ohne weiteres verständlich zu werden. So ist die Gesetzmäßigkeit, welche der Neubildung von Vorstellungszusammenhängen auf Grund sich kreuzender Assoziationsreihen zu Grunde liegt, zunächst nichts anderes als das Gesetz der Ideenflucht. Gerade der Vorstellungsablauf des Ideenflüchtigen ist ja dadurch gekennzeichnet, daß eine Assoziationsreihe nie zu Ende läuft, sondern immer wieder durch zufällige anderweitige Assoziationen eines ihrer Glieder abgebrochen wird. Wir bedürfen demnach, wie Ribot sagt, eines Einheitsprinzips, das die organische Natur der Schöpfung verständlich macht. Ribot und andere Psychologen haben denn auch dieses vereinheitlichende Moment zu bestimmen gesucht. Man hat auf die Bedeutung einer leitenden Idee, eines Zieles, einer herrschenden Stimmung oder affektiven Erregung hingewiesen; das Interesse, die Aufmerksamkeit, der Wille wurden als richtunggebende und ordnende Faktoren in Anspruch genommen. Die Hauptfrage aber nach den Gesetzmäßigkeiten, nach welchen diese Faktoren bei der Produktion wirksam werden, ist über gelegentliche Ansätze kaum hinausgekommen. Es ist dies auch ganz natürlich, denn erst die im letzten Jahrzehnt begründete systematische und experimentelle Psychologie der Willens- und Denkprozesse hat uns die Wege gewiesen, die wir bei der Lösung solcher Probleme einzuschlagen haben.

Diese Untersuchungen haben zunächst die Vorstellung beseitigt, als ob der Zielsetzung lediglich die Funktion zukomme, unter den assoziativ erregten Vorstellungen die passenden auszuwählen. Es zeigte sich vielmehr, daß sich der Vorstellungs- und Denkverlauf von Anfang an in der Richtung auf das gesteckte Ziel zu bewegen pflegt. Zuerst suchte man zur Erklärung dieser Tatsache möglichst mit folgender Theorie auszukommen. Man dachte sich die Zielvorstellung als ein sehr starkes Reproduktionsmotiv. Die von der Zielvorstellung ausgehenden Tendenzen konnten dann die in der gleichen Richtung laufenden Reproduktionstendenzen verstärken, die entgegengerichteten Reproduktionstendenzen aber hemmen und so dem Verlauf eine bestimmte Richtung geben. Die neuesten Untersuchungen[1])

1) Die folgenden Ausführungen stützen sich zum Teil auf die Habilitationsschrift des Verf. »Experimentelle Untersuchungen über die Gesetze des geord-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jedoch haben die Unhaltbarkeit dieser Auffassung dargetan. Es stellte sich heraus, daß determinierte, d. h. im Sinne eines bestimmten Zieles verlaufende Prozesse von einer ganz anderen Gesetzmäßigkeit beherrscht sind. Eine Zielsetzung zieht nämlich unmittelbar nicht die Reproduktion von Bewußtseinserlebnissen, sondern die Reproduktion gewisser mehr oder weniger allgemeiner intellektueller oder motorischer Operationen nach sich. Hierbei besteht die Gesetzmäßigkeit, daß durch die Zielsetzung diejenigen Operationen ausgelöst werden, welche zur Verwirklichung eines Zieles der betreffenden Art erfahrungsmäßig geeignet sind. Hiermit war ein neuer Gesichtspunkt für das Verständnis einer organisierten produktiven Tätigkeit eröffnet. Die reproduzierten Operationen sind zwar die gleichen wie in früheren Fällen. Sie betätigen sich aber an einem durch die Zielsetzung bestimmten, wechselnden Material. Hierdurch können neue Zusammenhänge z. B. neue Erkenntnisse entstehen. Der Physiker, der eine Messung mit dem Fernrohr ausführt, nimmt immer dieselben Hantierungen vor, indem er aber je nach dem Zweck der Messung sein Fernrohr auf immer andere Objekte einstellt, dienen ihm dieselben Hantierungen zu stets neuen Feststellungen. Genau so ist es aber mit intellektuellen Operationen. Wer die Unterschiedsempfindlichkeit bei der Vergleichung vom Raumgestalten bestimmen will, nimmt immer dieselben Operationen der Abstraktion von Verhältnissen der Gleichheit und der Verschiedenheit in bestimmter Richtung vor bzw. läßt sie von seinen Vp. vornehmen. Indem sich diese Operationen aber an einem durch den Zweck bestimmten neuen Material betätigen, führen sie zu neuen theoretisch wertvollen Feststellungen.

Nicht minder wichtig als die Operationen der Abstraktion sind für die produktive Tätigkeit die Operationen der Kombination. Alle Verwertung bekannter Erscheinungen in neuen Zusammenhängen schließt die Anwendung kombinierender Operationen in sich. Wie die Abstraktion, so ist auch die Kombination gegenüber der Reproduktion eine eigenartige produktive Leistung unseres psychophysischen Mechanismus. Dies wird vielleicht an folgendem Beispiel klar werden: Ich bot gut visuell veranlagten Vp. zwei unregelmäßige Vierecke von verschiedener Gestalt dar, deren Seiten aber paarweise gleich waren. In jedem Versuch wurde ein solches Seitenpaar bezeichnet. Die Vp.

---

neten Denkverlaufs und die Funktion der Vorstellungen«, die demnächst zur Veröffentlichung gelangen wird. Einiges aus diesen Untersuchungen wurde schon auf dem V. Kongreß für experimentelle Psychologie 1912 mitgeteilt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatten die Aufgabe, die beiden Vierecke in der Vorstellung so miteinander zu verbinden, daß die gleichen Seiten zusammenfielen. Welches ist der Prozeß, welcher der Ausführung dieser Aufgabe zu Grunde liegt? Die Vp. können die Aufgabe nur erfüllen, weil sie das Aneinandergrenzen von Raumgestalten schon oft in der Erfahrung erlebt haben. Die Absicht, der Instruktion nachzukommen, hat nun unmittelbar zur Folge, daß aus den beiden Vierecken eine neue Figur gebildet wird, welche sie in derselben Weise verbunden zeigt, wie dies früher bei der Wahrnehmung aneinander grenzender Raumgestalten beobachtet worden war. Nicht Reproduktion, wohl aber analoge Nachkonstruktion erlebter Zusammenhänge ist also das Wesen der kombinierenden Operation. Eine solche analoge Nachkonstruktion nimmt z. B. der Zoologe vor, der aus den Knochen eines unbekannten Tieres dessen Skelett rekonstruiert. Er verwendet dabei die bei bekannten Tierarten gefundene Art der Verbindung für die neue Zusammenstellung. Wir sehen, die Operation der determinierten Kombination macht es uns verständlich, wie in der wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Produktion bestimmte Vorbilder bei neuen Schöpfungen zweckvolle Verwendung finden können.

Nicht nur Operationen der Abstraktion und Kombination, sondern auch reproduktive Operationen nehmen an der Produktion beträchtlichen Anteil. Es geschieht dies dadurch, daß sie mit anderen Operationen in zweckmäßiger Weise kombiniert werden. Ist z. B. eine bestimmte Lösungsmethode zur Erfüllung einer Aufgabe nicht sofort geläufig, so setzt die reproduktive Operation der Wissensaktualisierung ein. Es wird zuerst das Wissen von denjenigen Methoden aktualisiert, welche sich erfahrungsgemäß zur Herbeiführung eines Zieles der betreffenden Art eignen. Das zu reproduzierende Wissen ist hierbei durch seine praktische Leistung indirekt bestimmt. Der determinierte Reproduktionsprozeß kann daher die Gedächtnisdispositionen erregen, welche der Aufbewahrung eines Wissens der betreffenden Art dienen. Die Reproduktion des Wissens von der gesuchten Lösungsmethode zieht dann deren Anwendung unmittelbar nach sich.

Zur Lösung der meisten Aufgaben ist eine bestimmte Kombination einer ganzen Reihe von Operationen notwendig. Solche Kombinationen nun können durch die vorangegangene Lösung gleichartiger Aufgaben bereits feststehen. In diesem Fall werden infolge der Zielsetzung alle jene Operationen in der geforderten Reihenfolge nacheinander reproduziert und führen so die Lösung herbei. Alle routine-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mäßige Produktion in Wissenschaft, Kunst und Praxis geht auf diese Weise vor sich.

Wir sind hiermit zur Feststellung eines ersten Hauptfalls der produktiven Tätigkeit gelangt. Die intellektuellen und motorischen Operationen, welche zur Herbeiführung eines Zieles geeignet sind, stehen hier bereits fest. Durch Reproduktion dieser Operationen an dem durch die Zielsetzung bestimmten neuen Material wird das Ziel realisiert. Die anzuwendenden Operationen stellen im Verhältnis zu dem gegebenen Ziel das Mittel seiner Realisierung dar. Das Ziel erscheint im Verhältnis zu ihnen als der Zweck, der durch sie erreicht wird. Wir können daher den ersten Fall organisierter produktiver Tätigkeit auch durch folgendes einfache Gesetz darstellen: Sind die Mittel zur Erreichung eines bestimmt gearteten Zieles einer Produktion bereits bekannt, so wird das Ziel verwirklicht, indem jene Mittel durch determinierte Reproduktion aktualisiert werden.

Im Anschluß an diesen ersten Fall erheben sich nun sofort zwei Fragen:

1) Wie entsteht die reproduktive Zuordnung eines bestimmt gearteten Zieles zu der Aktualisierung von Mitteln, welche seiner Wirklichung dienen können?

2) Wie entsteht in den Fällen des gänzlichen oder teilweisen Fehlens von Mitteln zur Ausführung eines bestimmten Zieles deren Auffindung?

Es ist leicht einzusehen, daß die Beantwortung der zweiten Frage die Beantwortung der ersten teilweise in sich schließt. Durch die Auffindung von Mitteln zu vorhandenen Zwecken entsteht ja die Verbindung von Zweck und Mittel im Bewußtsein, welche die reproduktive Zuordnung für die Zukunft ermöglicht.

Wie wir früher sahen, setzt bei mangelnder Bereitschaft von Methoden zur Lösung einer Aufgabe ein Prozeß ein, der auf Aktualisierung des Wissens von solchen Methoden gerichtet ist. Wir haben uns diesen Prozeß von der Unteraufgabe determiniert zu denken, ein Mittel zur Erfüllung der Hauptaufgabe aufzusuchen. In der Zielsetzung der Unteraufgabe ist das Mittel indirekt bestimmt als ein Vorgang, der den vom Endziel vorgezeichneten Erfolg, z. B. eine bestimmte physikalische Wirkung, herbeizuführen imstande ist. Durch diese Zielsetzung kann daher nicht nur das Wissen von einem Vorgang aktualisiert werden, der bereits als Mittel zur Verwirklichung derartiger Zwecke *erkannt* ist, es genügt vielmehr, daß der betreffende Vorgang erfahrungsgemäß *tatsächlich* den geforderten Erfolg herbeizuführen vermag. Infolge der bestehenden Determi-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nation verbindet sich mit der Reproduktion des Bewußtseins von einem solchen Vorgang unmittelbar die Abstraktion seines Verhältnisses zum Endziel, seine Erkenntnis als Mittel für die Lösung. Damit ist das gesuchte Mittel gefunden. (Zweiter Hauptfall der organisierten produktiven Tätigkeit). Je weniger naheliegend die Verwendung eines tatsächlichen Vorgangs für den betreffenden Zweck war, desto ingeniöser erscheint der Einfall.

Lassen sich auch im Wege der Reproduktion bekannter Tatsachen die Mittel zur Verwirklichung eines Zieles nicht auffinden, so bleibt nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis ein günstiger Zufall einen Vorgang zeigt, der den gesuchten Erfolg herbeiführt. Wir sehen also, daß dem Zufall eine unentbehrliche Funktion für die Produktion zukommt[1]). Dies führt uns zu einem dritten Hauptfall der organisierten Produktion.

Aus experimentellen Untersuchungen wissen wir, daß jede Zielsetzung bestimmte starke und dauernde Nachwirkungen hinterläßt, die wir nach Ach »determinierende Tendenzen« nennen. Soll oder kann die Ausführung nicht sogleich erfolgen, so bestehen diese Nachwirkungen in der Tendenz, auf einen sich aus dem Inhalt der Zielsetzung ergebenden Anlaß hin bestimmte Operationen vorzunehmen. In unserem Falle ist der betreffende Anlaß die Beobachtung von Tatsachen, die einen bestimmt gearteten Erfolg herbeiführen. Die Determination zur Verwirklichung eines Ziels schließt die determinierende Tendenz zur Beachtung und Verwertung der Tatsachen in sich, die zu seiner Realisierung dienen können. Treten solche Tatsachen auf, so wirken sie infolge der Stärke der determinierenden Tendenzen nach Art der Auslösung von Spannkräften. Das Bewußtsein von den beobachteten Tatsachen und der Inhalt der Zielsetzung enthalten nämlich als gemeinsames Moment den Hinweis auf Vorgänge, die einen bestimmten Erfolg herbeiführen. Die beobachtete Tatsache kann daher durch Gleichheitsreproduktion und sich anschließende Abstraktion ihres Verhältnisses zum Endziel ihre Erkenntnis als Mittel herbeiführen. Infolge der Stärke der determinierenden Tendenzen genügt schon eine ganz geringe reproduzierende Wirkung der beobachteten Tatsache, um den ganzen Vorgang zur Auslösung zu bringen. Die erstaunliche Fähigkeit, mit der Entdecker und Erfinder an die unscheinbarsten, tausendmal unbeachtet gelassenen Tatsachen

---

1) Auf die Wichtigkeit des Zufalls für die Produktion hat namentlich schon Mach hingewiesen. Erkenntnis und Irrtum. 2. Aufl. Leipzig 1906. S. 251 und zit.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die kühnsten Kombinationen anknüpfen, wird uns so verständlich. Und ebenso verstehen wir, wie die scheinbar gleichgültigsten Tatsachen auf die Verwertung ästhetischer Wirkungsweisen eingestellten Künstler die Eingebung gewaltiger Werke erstehen lassen können. Die schöpferische Inspiration hört auf, für uns der Ausfluß eines völlig rätselhaften Vermögens zu sein.

Wir wissen jetzt auch, wie die neuen Kombinationen zustande kommen, in denen man von jeher den Ausfluß der schöpferischen Einbildungskraft gesehen hat. Unsere Beschreibung der Entdeckung von Mitteln und ihrer Verwendung in neuen Zusammenhängen ist ja die Beschreibung von Kombinationsprozessen. Dies gilt, gleichgültig ob die entdeckten Mittel theoretische oder praktische Natur besitzen und ob die durch ihre Verwertung entstehenden Produkte wissenschaftliche Entdeckungen, technische Erfindungen oder Kunstwerke sind.

Es ist ferner nunmehr ersichtlich geworden, wie die vielfach beobachtete Verwertung der Analogie bekannter Erscheinungen bei der Produktion vor sich geht. Indem das gefundene Mittel in einem neuen Zusammenhang verwendet wird, entstehen naturgemäß Produkte, welche bekannten Erscheinungen analog sind. Hierher gehört namentlich auch die Übertragung von wissenschaftlichen Theorien und Hilfsmitteln auf ein neues Gebiet, die in der Geschichte der Wissenschaft eine so große Rolle spielt.

Die Geschichte der wissenschaftlichen Entdeckung und technischen Erfindungen ist reich an Beispielen, welche die Wirksamkeit der aufgedeckten psychologischen Gesetzmäßigkeiten illustrieren. Ich möchte nur einige charakteristische Fälle herausgreifen, die zum Teil schon das theoretische Interesse von Liebig und Mach erregt haben[1]).

Die bekannte Erscheinung des elektrischen Funkens und der die elektrische Ausgleichung begleitende Knall hatten Franklin zu der Vermutung geführt, daß auch Blitz und Donner elektrische Ausgleichungserscheinungen seien. Schon dieser Ausgangspunkt seiner Entdeckung stellt eine Analogieübertragung dar, welche der allgemeinen Einstellung auf die Beobachtung elektrischer Erscheinungen ihre Entstehung verdankt. Um nun den Beweis für seine Vermutung

---

1) J. v. Liebig, Reden und Abhandlungen. Leipzig und Heidelberg, 1874, S. 296 ff. Induktion und Deduktion. E. Mach, Erkenntnis und Irrtum, 2. Aufl., Leipzig 1906. Die Darstellung der beiden Autoren ist im folgenden zum Teil benützt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu erbringen, unternahm Franklin den Versuch, die vermutete Elektrizität aus einer Wetterwolke zur Erde zu leiten. Hierzu bediente er sich namentlich zweier beobachteter tatsächlicher Vorgänge, welche die Herbeiführung eines Erfolgs der beabsichtigten Art ermöglichten. Zunächst mußte eine Verbindung mit der Wolke hergestellt werden. Dies war ein Erfolg, den ein Drachen, wie sie die Kinder zum Spiel benützen, leisten konnte. Es mußte ferner ein Ausgleichungsprozeß erzeugt werden. Zur Herbeiführung dieses Erfolgs konnte die Beobachtung dienen, daß der Blitz vorzugsweise spitze Gegenstände trifft. Franklin brachte daher an seinem Drachen eine metallene Spitze an. Auf diese Weise gelang es ihm dann in der Tat, sein Vorhaben auszuführen.

Einen anderen interessanten Fall liefert uns die Entstehung der Photographie. Daguerre versuchte auf jodierten Silberplatten durch Belichtung in der Camera obscura Bilder hervorzubringen. Da ihm dies trotz vielfacher Bemühungen nicht gelang, stellte er sie in einen Schrank beiseite. Als er jedoch nach Wochen eine der Platten herausnahm, fand er auf ihr ein deutliches Bild vor. Der gesuchte Erfolg war hier also durch einen Zufall eingetreten. Die determinierende Tendenz zur Erzeugung von Bildern führte nun bei Daguerre sofort die Tendenz zur Verwendung der zufälligen Beobachtung herbei. Hierzu aber war die Ermittlung der Ursache der Entstehung der Bilder erforderlich. Zu diesem Zweck wendete Daguerre ein dem Forscher geläufiges Mittel an, um aus einer Reihe möglicher Bedingungen die wirksame herauszufinden. Er nahm einen Gegenstand nach dem anderen aus dem Schrank heraus, bis er endlich entdeckte, daß die Bilder von den Quecksilberdämpfen herrührten, welche einer in dem Schrank befindlichen Wanne mit Quecksilber entstiegen.

Gleichzeitig mit Daguerre beschäftigte sich Talbot mit denselben Problemen. Daguerres Versuche hatten ihm gezeigt, daß auf den von ihm verwendeten jodierten Papier schon bei kurzer Belichtung in der Camera obscura Bilder vorhanden sein mußten. Sie waren nur zu schwach, um wahrnehmbar zu sein. Er suchte daher nach einem Mittel, das eine ähnliche, aber stärkere chemische Wirkung hervorbrächte als das Sonnenlicht. Als ein solches Präparat war ihm Gallussäure bekannt. Durch die ergänzende Anwendung von Gallussäure gelang es ihm dann, den gewünschten Erfolg herbeizuführen.

Ich möchte noch auf einen einfachen und charakteristischen Fall des Zusammenwirkens einer bestehenden Determination und eines

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zufalls hinweisen. Faraday hatte sich lange vergeblich bemüht, durch Magnete Ströme zu erzeugen. Endlich kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Er beobachtete während des Einschiebens und Herausnehmens des magnetischen Kerns einer Spule an dem in die Spule eingeschalteten Galvanometer einen momentanen Ausschlag. Infolge der bestehenden Determination genügte dieser Umstand, um Faraday erkennen zu lassen, daß in dem in sich geschlossenen, aber stromlosen Leiter durch die Bewegung des Magneten ein Strom entstanden sein mußte. Das Prinzip der Induktionsströme war damit gefunden.

Wir haben bisher nur Fälle betrachtet, in denen die erste Zuordnung von Ziel und Mittel auf der Entdeckung eines Vorganges beruhte, der zur Verwirklichung eines schon vorhandenen Zieles geeignet ist. Die Zuordnung von Ziel und Mittel kann aber auch durch Umstände entstehen, welche zeitlich vor der ersten Zielsetzung liegen. Ein tatsächlicher Vorgang kann zufällig ein in bestimmter Hinsicht wertvolles Ergebnis herbeiführen und hierbei mit größerer oder geringerer gedanklicher Klarheit als Bedingung der Entstehung eines solchen wertvollen Erfolgs erfaßt werden. In Zukunft kann dann ein bestimmter Anlaß dazu führen, daß der früher unbeabsichtigt eingetretene wertvolle Erfolg zum Gegenstand einer Zielsetzung wird. In diesem Fall wird die determinierende Tendenz zur Herbeiführung des Erfolgs die Verwendung der früher erfaßten Bedingungen seiner Entstehung als Mittel nach sich ziehen. (Vierter Hauptfall der organisierten Produktion[1].)

Eine der interessantesten hierher gehörigen Erscheinungen ist die Wirksamkeit des Wundtschen Prinzips der Heterogonie der Zwecke in der Entwicklung der Kunst[2]. Allenthalben sehen wir Anfänge der Kunst dadurch entstehen, daß praktische oder religiöse Bedürfnisse, Bedürfnisse der Pietät oder der Glorifizierung Werke hervorbringen, welche zunächst unbeabsichtigte ästhetische Wirkungen erzeugen. Erst allmählich werden diese ästhetischen Wirkungen mehr und mehr zum Selbstzweck, der durch die absichtliche Herbeiführung der zufällig bei der Verfolgung anderer Zwecke gefundenen Wirkungen erreicht wird. Die technische Verwendung von Körben zur Herstellung von Tongefäßen hatte die Entstehung von Abdrücken der Korbringe auf der Gefäßwand zur Folge. Diese durch die Her-

1) Die angeführten vier Fälle sollen nur typische Fälle darstellen, ohne eine erschöpfende Einteilung aller möglichen Fälle zu bieten.

2) W. Wundt, Völkerpsychologie, III. Die Kunst. 2. Aufl. Leipzig 1908, S. 316.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellungsweise zufällig entstandenen Abdrücke bildeten den Ausgangspunkt einer primitiven Ornamentik[1]). Instrumente, welche zu Signalzwecken dienten, haben sich in Musikinstrumente verwandelt. Die Saiteninstrumente sind aus einer Waffe, dem Bogen, entstanden, dessen Form sie auch ursprünglich nachahmten. Die Verwendung der Säule in der Architektur ist aus praktischen Bedürfnissen hervorgegangen. Das Drama hat sich aus Kulthandlungen entwickelt. Die Stoffe des christlichen Kultus haben in der bildenden Kunst der christlichen Völker die künstlerische Verwertung des Gemütsausdrucks begünstigt. Die Darstellung des landschaftlichen Hintergrunds religiöser Begebenheiten lehrte den selbständigen Stimmungswert der Landschaft erkennen.

Die Bewältigung neuer praktischer Aufgaben, die Anwendung neuer technischer Hilfsmittel führt auch auf der Stufe hochentwickelter Kunst notwendig zur Entdeckung neuer ästhetischer Wirkungen. Dies geschieht in so hohem Maße, daß hervorragende Künstler zu der Meinung verführt wurden, die ästhetische Wirkung beruhe auf der gelungenen Anpassung an Zweck, Material und Bearbeitungstechnik. Es wurde dabei übersehen, daß jene Faktoren nur eine Bedingung der ersten Entdeckung ästhetischer Wirkungsweisen sind, die einmal entdeckt, fortan ein selbständiges Dasein führen können.

Wie außerästhetische Zwecke so können natürlich auch ästhetische Zwecke bei der Ausführung unbeabsichtigte oder nur teilweise beabsichtigte ästhetische Wirkungen erzeugen. Diese können dann in Zukunft selbständig zu künstlerischer Gestaltung verwendet werden. Je weniger eine Kunst praktische Aufgaben zu erfüllen hat, desto mehr wird ihre Fortentwicklung von diesem Prinzip beherrscht sein. Wir dürfen daher vermuten, daß es in der Entwicklung der Musik eine große Rolle spielt.

Die Geschichte der Kunst lehrt uns, daß die Entwicklung der Kunst auf der Entdeckung neuer ästhetischer Wirkungsweisen beruht. Die Entwicklung der Kunst vollzieht sich in der Psyche der einzelnen Künstler. Wir müssen daher annehmen, daß sich die im objektiven Verfahren gefundenen Gesetze der Kunstentwicklung in der Seele der einzelnen Künstler spiegeln müssen. Die Erforschung der subjektiven Entstehungsgeschichte bestimmter Kunstwerke, die mitgeteilten Gewohnheiten und Selbstbekenntnisse der Künstler bestätigen denn auch diese Annahme. Sie zeigen uns, daß der Prozeß

1) a. a. O. S. 194 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des künstlerischen Schaffens in fortwährenden Entdeckungen ästhetischer Wirkungsweisen seine Wurzel hat, die sogleich oder in langsamer Ausreifung und bei passender Gelegenheit verwertet werden. Alle Gesetze der produktiven Tätigkeit, die wir früher gefunden haben, sind an diesem Prozeß beteiligt.

Die Aufnahme ästhetisch bedeutsamer Erlebnisse kann sich zunächst ohne jede künstlerische oder auch nur ästhetische Absicht vollziehen. In diesem Falle wird die künstlerische Gestaltung der betreffenden Erlebnisse, ihre Verwertung als Mittel zur Herbeiführung ästhetischer Wirkungen erst durch einen späteren Schaffensprozeß ausgelöst. Ein zufälliger Vorgang, z. B. die Auffindung eines geeigneten Darstellungsstoffes kann zu diesem Schaffensprozeß den äußeren Anstoß geben. Infolge der im Künstler angehäuften Spannkraft, die nach künstlerischer Gestaltung seiner Erlebnisse drängt, genügt oft ein geringfügiger Anlaß, um die Eingebung eines komplizierten Werkes zustande zu bringen.

Die Entdeckung ästhetischer Werte kann aber auch durch die augenblickliche oder dauernde Einstellung des Künstlers auf die Entdeckung ästhetischer Wirkungsweisen herbeigeführt sein. Das Naturstudium der Maler, ihr Studium der alten Meister ist von solchen Gesichtspunkten geleitet.

Endlich kann der Künstler ein bestimmtes künstlerisches Problem aufwerfen und nach Mitteln zu seiner Lösung suchen. Die Auffindung dieser Mittel erfolgt nach den bekannten psychologischen Gesetzmäßigkeiten.

Für das Verständnis des künstlerischen Schaffens ist es besonders wichtig zu betonen, daß die Auffindung und Anwendung von Mitteln das Bewußtsein einer allgemeinen Regel psychologisch keineswegs voraussetzt. So erlernen wir alle die Regeln unserer Muttersprache und wenden sie an, ohne sie zu begrifflichem Bewußtsein zu erheben. Und zwar erlernen wir nicht nur grammatische Regeln, sondern wir erlernen und entdecken auch zahllose inhaltliche Ausdrucksmöglichkeiten, die wir mit größerer oder geringerer Virtuosität verwenden. Die Tatsache, daß der Künstler »unbewußt« schafft, verträgt sich also durchaus mit allgemeinen psychologischen Gesetzmäßigkeiten.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf die gemeinsame Funktion aller produktiven Tätigkeit, so gelangen wir zu folgender Erkenntnis: Alle produktive Tätigkeit besteht in der Umwandlung von Tatsächlichkeiten in Mittel zu bestimmten Zwecken und in der Schaffung theoretisch, praktisch oder ästhetisch wertvoller tatsächlicher Produkte durch die Anwendung dieser Mittel. Alle Beherr-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schung physischer und psychischer Naturkräfte ist nur möglich durch einen solchen Umwandlungsprozeß. Den Kehrpunkt dieses Kreislaufes aber bildet die menschliche Psyche. Indem wir daher der systematischen und experimentellen Psychologie die Aufgabe stellen, die Gesetzmäßigkeiten der Umwandlung von Tatsächlichkeiten in Mittel und der Herstellung von Tatsächlichkeiten durch die Anwendung dieser Mittel zu erforschen, können wir hoffen, fortschreitend tiefer und tiefer in das Geheimnis des Schaffens einzudringen.

(Eingegangen am 21. Dezember 1912.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Einfluß der Gefühle und motorischen Faktoren auf Assoziation und Denken.

Von

Richard Müller-Freienfels (Berlin-Halensee).

1.

Es hat sich in der letzten Zeit stärker als je vorher von vielen Seiten her das Bedürfnis eingestellt, die Lehren der alten Assoziationspsychologie einer gründlichen Kritik zu unterwerfen. Indessen sollte man, indem man ihre Lehren angreift, nicht vergessen, daß sie historisch von größter Bedeutung waren und daß es undankbar wäre, dies zu verkennen[1]). Wir haben in dem Versuche, das ganze Seelenleben nur aus Vorstellungen und ihren Verknüpfungen zu erklären, ein typisches Beispiel eines methodologischen Verfahrens, das auch in anderen Wissenschaften mit großem Erfolge angewandt worden ist, das auch dort überaus zur Klärung beigetragen und zur Aufstellung praktisch sich bewährender Regeln geführt hat und nur dann unwissenschaftlich ist, wenn man seinen rein fiktiven Charakter vergißt. Man kann dieses Verfahren, das der abstraktiven oder neglektiven Fiktion nennen, denn es besteht darin, auf Kosten von anderen, ebenfalls in Betracht kommenden Phänomenen aus praktischen Gründen eine einzige Ursachengruppe in den Vordergrund zu stellen[2]). Als klassisches Beispiel hierfür kann die bekannte nationalökonomische Theorie von Adam Smith gelten, der als einzige Ursache des menschlichen Handelns den Egoismus annimmt und vermittelst dieser neglektiven Methode in der Tat zu einem System gelangt ist, dessen praktischer Wert sich längst erwiesen hat. — Ähnlich nun ist es mit der Assoziationspsychologie.

1) Es sei mir hier die persönliche Bemerkung gestattet, daß ich selber erst nach vieljähriger psychologischer Arbeit zu dieser Ablehnung der Assoziationspsychologie gelangt bin, und wenn ich heute sie ablehnen muß, so geschieht es doch mit dem Bewußtsein des Dankes, den ich ihren Vertretern, besonders Spencer, Ebbinghaus, Ziehen und anderen schulde.

2) Vgl. hierzu Vaihinger, Die Philosophie des Als-Ob. Bes. S. 28 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch diese hat dadurch, daß sie aus der Fülle und fluktuierenden Mannigfaltigkeit des Seelenlebens die am leichtesten zu beobachtende Phänomenengruppe hervorhob und mit Vernachlässigung oder wenigstens Unterordnung der anderen Elemente hieraus ein Schema schuf, überhaupt zunächst einmal die Möglichkeit gegeben, sich in jener Fülle von Faktoren zu orientieren, und praktisch hat jene Methode ja vielfach sich als außerordentlich brauchbar erwiesen. Das hindert uns jedoch nicht, ihren theoretischen Erkenntniswert stark in Zweifel zu ziehen und ein praktisch brauchbares Schema nicht als eine exakte Beschreibung der Wirklichkeit anzuerkennen. Dies nämlich leistet die Assoziationspsychologie nicht, und sie muß darum, sobald sie den Anspruch erhebt, das ganze Seelenleben erklären zu können, energisch zurückgewiesen werden.

Gewiß sind die Schwierigkeiten, die in der alten, besonders auf die englischen Philosophen zurückgehenden Assoziationspsychologie liegen, auch ihren modernen Vertretern aufgestoßen. Indessen haben diese, statt ein Ende zu machen mit jener fiktiven Neglektion, durch allerlei Hilfshypothesen jene Fiktion, deren wahrer Charakter ihnen nicht bewußt war und die sie eine Tatsache nahmen, zu stützen versucht.

Die auffallendste Schwäche jener Theorie lag darin, daß sie aus bloßen Empfindungen und deren Reproduktionen, den Vorstellungen[1]), einen Zusammenhang des seelischen Lebens nicht darzustellen vermochte, daß, wenn auch gewisse kürzere Strecken sich als zusammenhängend erwiesen, andere Vorstellungen wieder völlig unmotiviert ins Bewußtsein hinein zu springen schienen. Man hat zur Abhülfe für diese Schwierigkeiten die »Theorie der unbewußten Vorstellungen« geschaffen und gehofft, damit jenen Zusammenhang herstellen zu können.

Indessen leisten diese dei ex machina nicht, was sie leisten sollen, es wird darum unsere erste Aufgabe sein, sowohl alle Schwierigkeiten, die in diesem Begriffe als solchem stecken, darzutun, als auch weiter zu zeigen, daß auch durch diese Annahme weder die Schwierigkeiten des Zusammenhhangs im psychischen Leben behoben sind, noch die ganze Fülle der psychischen Phänomene damit gefaßt werden kann.

---

1) Ich betone hier, daß ich »Vorstellung« stets im Sinne von reproduzierter Wahrnehmung fasse. »Empfindung« ist hier nur das psychische Korrelat äußerer Reize. Ich spreche nicht von Bewegungsempfindungen, sondern von Bewegungsbewußtsein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Des weiteren ist ein Hauptpunkt unserer Kritik die Ablehnung jenes Schematismus, der den Bewußtseinsverlauf in eine Reihe von Einzelvorstellungen auflöst. Auch der Begriff der einzelnen Vorstellung selber ist schon ein Produkt jener oben gekennzeichneten neglektiven Abstraktion. Besonders James in seiner Betonung des »Halo«, der »Fringes«, usw., die jede Vorstellung umgeben, hat jene Theorie berichtigt. Doch stellt auch James noch immer den reproduktiven Gehalt im Denken zu hoch. Wir werden darum uns zu zeigen bemühen, daß es in unserem Denken vor allem nichtreproduktive Elemente sind, Gefühle, Stellungnahmen, Gedanken, Einstellungen usw., die das Wesen des Bewußtseinsstroms ausmachen, während die Vorstellungen oft nur die sichtbare Oberfläche darstellen. Aus den Vorstellungen alles erklären wollen, wäre so viel, als wollte man für eine Meeresströmung die darin treibenden und für uns die Richtung angebenden Pflanzen als bewegende Ursache ansehen. Dabei wird auch der nichtreproduktive Charakter der Sprache zu behandeln sein, denn die sensualistische Assoziationspsychologie, für die alles Denken aus Wahrnehmungen und Reproduktion solcher hervorgehen sollte, hat durch Schaffung des noch näher zu charakterisierenden Begriffes der »Wortvorstellung« in einem geschickten, wohl unbewußten Trick die Worte auch ruhig in der Reihe der reproduktiven Vorstellungen mitgehen lassen. Allen diesen traditionellen Vereinfachungen gegenüber gilt es eine möglichst unbefangene Analyse des Bewußtseinslebens, die zwar weniger einfach, dafür aber hoffentlich der überaus komplizierten Wirklichkeit besser angepaßt ist.

Überall wird uns dabei in die Augen fallen, daß die Rolle der Gefühle[1]) weit unterschätzt worden ist. Wir werden diese Rolle auf dem Gebiete des normalen wie des pathologischen Seelenlebens nachzuweisen haben, und es wird sich zeigen, daß sich viele Dinge damit erklären lassen, über die die Assoziationspsychologie einfach hinweggeglitten ist. So hat Störring mit vollem Rechte bemerkt, daß die Frage, wie Gefühle zu der Fähigkeit kommen, Vorstellungen im Blickpunkte des Bewußtseins zu fixieren, in der Literatur noch gar nicht einmal aufgeworfen worden ist[2]). Das gleiche gilt von der

1) Über unsere mehr als Lust-Unlust umfassende Anwendung dieses Begriffes wird weiter unten gesprochen werden.

2) Vgl. Störring, Vorlesungen über Psychopathologie, S. 422. Vgl. dazu auch Störring, Zur Lehre vom Einfluß der Gefühle auf Vorstellungen und ihren Verlauf. Philos. Studien XII, 475ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anderen Frage, wie denn der Gefühlston der Vorstellung, der nach dem Assoziationismus doch eine bloße unselbständige Eigenschaft ist, die Assoziation in ihrem Fortschreiten beeinflussen kann. Und weiter zeigt sich, daß überhaupt die ganze Frage, wie der Assoziationsprozeß denn eigentlich verläuft, noch recht wenig erklärt ist und auch hier ein gewisser brauchbarer Schematismus, die Zurückführung des Vorstellungsverlaufs auf Berührung, Ähnlichkeit usw. für eine wirkliche Erklärung genommen wurde, obwohl, wie wir genauer zu zeigen gedenken, diese Dinge schon bloß als Beschreibung recht unzulänglich sind, eine Erklärung aber, wie besonders scharf Th. Lipps und andere betont haben, durchaus nicht enthalten.

Vor allem aber das willkürliche Denken ist in der Assoziationspsychologie schlecht weggekommen. Man hat da mit viel Geist den Willen überhaupt hinausinterpretieren wollen, ohne indessen dabei viel Glück zu haben. Man hat vor allem durch »Bewegungsvorstellungen« geglaubt, das Assoziationsprinzip auch auf die Willensvorgänge ausdehnen zu können. Indessen hat diese Theorie verschiedene Kritiken, neuerdings besonders durch Meumann[1]), erfahren, die sie wohl für alle Zeiten erledigt haben dürften. Wir nehmen vielmehr mit Meumann als Kern des Willens ein Selektionsphänomen an, das durch ein von uns gebilligtes und fixiertes Ziel herbeigeführt wird. Welcher Art dieses Ziel ist, wird unten zu besprechen sein. Es wird sich dort zeigen, daß man von Zielvorstellung im Sinne einer Reproduktion nur selten sprechen kann und daß vielmehr Gefühle und motorische Tendenzen dabei eine große Rolle espielen.

Es werden sich dabei, indem wir ein so zentrales Phänomen wie das des Bewußtseinsverlaufes der Analyse unterwerfen, noch eine ganze Reihe anderer Fragen aufrollen, die zum Teil ins Gebiet der Ästhetik und Erkenntnistheorie hinüberspielen. Überall jedoch wird sich zeigen, daß man die Bedeutung der Vorstellungen stark überschätzt hat. Allerdings sind sie für unser Bewußtsein der »substantiellste« Teil, um mit W. James zu reden, darum aber noch lange nicht der wichtigste. Und gerade das ist das Ziel meiner Kritik, darzutun, daß man um den Zusammenhang des psychischen Lebens zu verstehen nicht zum Unbewußten in einer seiner mannigfaltigen Erscheinungsweisen zu rekurrieren braucht, aber auch nicht sie in den Vorstellungen selber vergeblich suchen soll, sondern

1) Meumann, Intelligenz und Wille, S. 191 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in jenen Zwischenzuständen, die wir als Gefühle, Stellungnahmen, Willensphänomene usw. genau beschreiben werden[1]).

2.

Eine große Verwirrung ist bekanntlich in unsere Anschauungen über die Verbindungen von Bewußtseinselementen durch eine Unklarheit der Sprache gekommen. Diese nämlich bezeichnet, sowohl in den deutschen Worten auf -ung, wie in denen romanischer Herkunft auf -ion, mit demselben Ausdruck die Tätigkeit wie das Produkt der Tätigkeit. Eine »Schöpfung« kann uns sowohl das Schaffen als Tätigkeit wie das Geschaffene als Produkt bezeichnen. Ebenso ist's mit dem Begriff der Assoziation. Man bezeichnet damit sowohl das Assoziieren als Tätigkeit wie das Assoziierte, das Produkt. Aus dieser Unklarheit ist ein großer Irrtum erwachsen. Man übersah, daß die sogenannten »Assoziationsgesetze« der Ähnlichkeit usw. wohl etwas über die assoziierten Vorstellungen aussagten, aber ganz und gar nichts über die Assoziation als Tätigkeit. Ähnlichkeit besteht gewiß oft unter den Produkten, dem Assoziierten. Aber wie soll das irgend eine Erklärung für den Vorgang der Assoziation, des Assoziierens geben? Was die assoziierenden Prozesse selber sind, bleibt im Dunkeln bei jenen »Gesetzen«, die nur eine Konstatierung gewisser Wirkungen, aber keinerlei Beschreibung eines Prozesses geben, also in allem irgend eine kausale Erklärung eigentlich nicht enthalten.

Dazu kommt noch die andere Schwierigkeit, wie man sich überhaupt eine Wirkung denken soll, die von einer Vorstellung, die als ein »Bild« eines wahrgenommenen Inhalts angesehen wird, auf eine gleiche Vorstellung ausginge. Die Vorstellung ist ja selber ein Produkt, ein passives Resultat, etwas Gewirktes. Wie soll man sich da eine Wirkung ausmalen? Was heißt es, eine Vorstellung zieht eine andere nach sich? Man kann höchstens ein Nacheinander konstatieren, über dessen Notwendigkeit oder innere Bedingtheit kaum etwas ausgesagt ist, so lange man sich an die Gegebenheiten unseres Vorstellungsbestandes hält. Denn dieser gibt uns keinerlei Anhalt dafür, wie eine Vorstellung eine andere Vorstellung nach sich zieht.

---

1) Die hier vorgelegten Erörterungen finden eine wichtige Ergänzung, durch die alles noch viel deutlicher werden wird, in meiner Abhandlung: »Die Bedeutung der Gefühle und motorischen Phänomene für Wahrnehmung, Aufmerksamkeit und Urteil«. Vierteljahrschr. f. wiss. Philos. 1913.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besonders schwierig aber wird der Fall bei solchen Verbindungen, wo sich weder eine Ähnlichkeit noch Kontiguität nachweisen läßt, und auch solche Sprünge gibt es ja in unserem geistigen Leben beständig. Hier nun hilft sich die alte Assoziationspsychologie, indem sie »unbewußte Vorstellungen« als Mittelglieder einschiebt. Nun mag man immerhin zugeben, daß sich oft solche möglichen Mittelglieder nachträglich aufzeigen lassen. Wer jedoch liefert den Beweis, daß sie wirklich die Aktionsträger waren und vor allem, ob sie immer da sind? Außerdem birgt die ganze Theorie der unbewußten Vorstellungen so große Schwierigkeiten wie wenig andere Begriffe der Psychologie.

Das Unbewußte ist also der bequeme, allzubequeme Kitt, mit dem die Assoziationspsychologie ihre großen Lücken verkleben will. Sowohl die Tätigkeit des Verknüpfens wie die fehlenden Mittelglieder werden kurzerhand dem Unterbewußtsein zugeschoben, ein Verfahren, das mehr dem Eskamotieren eines Taschenspielers als dem einer wirklichen wissenschaftlichen Erklärung gleicht, obwohl natürlich diese Täuschung der Assoziationspsychologie, wie wir gern annehmen, selber unbewußt ist.

Von diesen beiden Hilfshypothesen, für die das Unterbewußtsein herhalten muß, ist die erste, die das Assoziieren, den Prozeß der Verknüpfung als unbewußt bezeichnet, die bei weitem weniger schlimme. In der Regel identifiziert sie den Prozeß der Verknüpfung mit physiologischen Vorgängen im Gehirn und sie ist in diesem Falle nur ein Teil der großen Hilfshypothese des psycho-physiologischen Parallelismus. Da man unter den Vorstellungen allein keine Verknüpfung nachweisen kann, sucht man diese auf der physiologischen Seite, über die man eigentlich noch weniger weiß und die darum ein bequemer Hilfsbegriff ist, wie alles, wovon das Gegenteil nicht nachgewiesen werden kann. Indessen liegt es uns hier nicht ob, die ganze, vielfach sehr praktische Arbeitshypothese des Parallelismus anzugreifen; was wir dartun werden, ist vielmehr, daß sich auch im Bewußtsein Verknüpfungselemente nachweisen lassen, wenn man sie nur nicht gerade in den Vorstellungen sucht. Im übrigen halten auch wir die Arbeitshypothese des psychophysischen Parallelismus für sehr geeignet und nehmen auch für die Gefühle usw. durchaus physische Parallelphänomene an.

Weit anfechtbarer, vor allem darum auch, weil sie viel überflüssiger ist, wäre die andere Hilfshypothese, die der unbewußten Vorstellungen als Bindeglieder für kühnere Bewegungen des Bewußtseins.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das nächstliegende Bedenken ist natürlich das, daß »unbewußte Vorstellung« eine contradictio in adjecto sei, denn nach der gewöhnlichen Definition ist Vorstellung eben ein Bewußtseinszustand: ein unbewußter Bewußtseinszustand, also etwas ganz unmögliches. Dieser Einwand wird von den Parteigängern der unbewußten Vorstellungen als eine »vexatorische« Behauptung, eine rein terminologische Schwierigkeit abgewiesen, die auf eine gewisse Unklarheit in der Verwendung des Begriffes »Vorstellung« zurückzuführen sei[1]).

Das ist ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade richtig, indessen verbergen sich wie überall in der Philosophie so auch hier unter Wortunklarheiten auch Gedanken- und Sachunklarheiten. Die Worte sind nun einmal die Instrumente, mit denen wir arbeiten, und wenn die nichts taugen, kann die ganze Arbeit nichts werden. Die Versuche, jene überflüssige Hilfshypothese zu retten, sind darum, bei Lichte besehen auch weiter nichts als Versuche, einen unhaltbaren Zustand zu vertuschen, die einem notwendigen gründlichen Umbau den Weg sperren.

So hat Ebbinghaus besonders den Versuch gemacht, die alte Theorie zu halten, indem er dem vieldeutigen Begriff »Vorstellung« eine neue Bedeutung unterschob. Nach ihm sind unbewußte Vorstellungen zwar nichts den bewußten und uns bekannten Vorstellungen direkt Ähnliches, aber sie sind trotzdem als etwas Psychisches irgendwelcher Art anzuerkennen. (Dies ist gegen diejenigen gerichtet, die unbewußt gleich physiologisch setzen.) »Das heißt, wenn wir uns das unbekannte unbewußte Gebilde durch geeignete Mittel zum Bewußtsein gebracht denken — wobei es natürlich nicht mehr mit jenem identisch bleibt, aber doch in einem festen Kausalzusammenhang daraus hervorgeht — daß es dann den bestimmten Charakter einer so und solchen Empfindung, Vorstellung und dergleichen zeigt[2]).«

Indessen begeht hier Ebbinghaus verschiedene Trugschlüsse Wenn er z. B. als Vergleich die Frucht und den daraus entstehenden Baum heranbringt, so übersieht er doch, daß in der Tat z. B. die Eichel noch nicht die fertige Eiche enthält und als solche nicht als etwas Wesensgleiches angesprochen werden kann. Wenn wir auch annehmen müssen, daß es in der Seele Faktoren gibt, die unter geeigneten Umständen etwa die Vorstellung »Bismarck« erzeugen können, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie darum etwas Wesens-

1) Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie. I. 2. Aufl. S. 56.
2) Ebenda S. 61.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleiches bereits seien, also Vorstellungen in unbewußtem Zustand. Gewisse äußere Reize rufen in mir unter gewissen Umständen bestimmte Bewegungsreaktionen hervor, damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß darum jene Reize etwa diese Bewegungen in unbewußtem Zustand enthielten. Wir werden ohne weiteres zugeben, daß es in unserer Seele Dispositionen gibt, die unter Umständen zu Vorstellungen führen können, aber es ist nicht im geringsten erwiesen, daß diese Zustände selber den Vorstellungen wesensgleich sind.

Der Grund, weswegen Ebbinghaus die ganze Annahme macht und davor zurückscheut, jene Vorstellungen, die nicht im Bewußtsein sind, etwa den physiologischen Zuständen gleichzusetzen, ist eine rein theoretische und keineswegs notwendige Voraussetzung. »Unbewußt geistig«, schreibt er selbst, »soll uns somit eben das heißen, was wir zur Herstellung eines befriedigenden psychischen Kausalzusammenhanges vorauszusetzen haben. Wie es in seiner wahren Gestalt beschaffen ist, können wir gar nicht näher beschreiben[1]). Uns erscheint nun diese ganze logische Forderung als überflüssig; wenn man sie aber anerkennt, so gerät man in die schwierigsten metaphysischen Schwierigkeiten hinein, nämlich in die Notwendigkeit eine Allbeseelung anzunehmen, eine Konsequenz, die von Ebbinghaus allerdings gezogen worden ist, da er sich überhaupt eine Einwirkung von etwas Physischem auf Psychisches nicht denken kann.

Man sieht, in welche unlösbaren metaphysischen Schwierigkeiten die Annahme der unbewußten Vorstellungen verstricken muß. Das liegt ja gewiß auch z. T. an der Fassung des psychophysischen Parallelismus, die er bei Ebbinghaus hat, eine Schwierigkeit, die vermieden würde, wenn man sich den Monismus von Psychischem und Physischem etwa so vorstellt, wie es Mach gelehrt hat. Indessen liegt es uns hier nicht ob, diese erkenntnistheoretisch-methaphysischen Probleme zu erörtern.

Wir haben es hier mit rein psychologischen Untersuchungen zu tun und zu fragen, ob die Annahme von »unbewußten Vorstellungen« notwendig ist. Wir verneinen diese Frage, da wir die Notwendigkeit nicht anzuerkennen vermögen und da wir eine andere Antwort zu geben gedenken, die einfacher ist. Wir nehmen nur Dispositionen an, die unter Umständen vom Zentrum aus Reproduktionen von Empfindungen zu erzeugen vermögen, genau so gut, wie äußere Eindrücke von außen her sinnliche Empfindungen

1) Ebbinghaus a. a. O. S. 61.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu erregen vermögen. Diese Dispositionen fassen wir aber nicht als »unbewußte Vorstellungen«, sondern in einem von uns früher entwickelten Sinne als Einstellungen, d. h. motorische Dispositionen, die sich, wenn sie in den Kreis des Bewußtseins treten, in der Regel nur als Gefühle, Tendenzen usw. kennzeichnen, obwohl sie oft als Nebenwirkungen auch Vorstellungen erwecken[1]).

Der Unterschied unserer Theorie von derjenigen von Ebbinghaus und des von ihm sonst so glänzend vertretenen Assoziationismus liegt also nicht in einem bloßen Wortstreit. Während er in Vorstellungen, d. h. in Reproduktionen äußerer Eindrücke das Material unseres inneren geistigen Lebens sieht, es also auf der sensorischen Seite sucht, sehen wir es in den motorischen Dispositionen, die in unserer Seele sind, als auf der Reaktionsseite, in Dispositionen und Prozessen, die sich zunächst in unserer Seele als Gefühle, Tendenzen geltend machen, die aber sehr oft nun aus dem Zentrum Empfindungen erregen. Diese zentral erregten Empfindungen setzen wir mit Külpe gleich den Vorstellungen.

3.

Ich möchte zum Beginn meiner Kritik des Assoziationsverlaufs, wie ihn die alte Psychologie schildert, an die Tatsachen erinnern, die besonders glänzend von William James dagegen vorgebracht sind, der mit vollem Recht das Bewußtsein als einen beständig ineinander flutenden Strom beschreibt, während man nach der Darstellung der Assoziationspsychologen auf den Gedanken kommen muß, es sei eine Kette von lauter wohl abgerundeten Bildern und sie bestünden aus Empfindungen und Reproduktionen solcher und würden »aneinander gereiht gleich Dominosteinen«[2]). So schreibt Bain »The stream of thought is not a continuous current, but a series of distinct ideas, more or less rapid in their succession; the rapidity being measurable by the number that pass through the mind in a given time«[3]).

Diesen Anschauungen der Assoziationisten nun setzt James seine eigene glänzende Schilderung des Bewußtseinsablaufes entgegen. Er zeigt, daß außer den Empfindungen und Vorstellungen in unserem Gebiete eine unübersehbare Fülle von Zwischenzuständen ist, die alle miteinander eine einzige große Kontinuität bilden. »Es

1) Vgl. meine Abhandlung: Vorstellen und Denken in Zeitschrift für Psychologie LX. S. 379 ff.

2) W. James, Principles of Psychology, S. 29.

3) Bain, Emotion and Will. S. 29.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gibt keine Konjunktion oder Präposition und kaum einen adverbialen Ausdruck, eine syntaktische Form oder eine Modulation der Stimme in der menschlichen Sprache, die nicht die eine oder andere Schattierung von Beziehungen ausdrückt, die wir in einem Augenblick tatsächlich als zwischen den größeren Objekten unseres Bewußtseins bestehend fühlen. Objektiv gesprochen, erscheinen die realen Beziehungen aufgedeckt. Subjektiv gesprochen, stellt der Bewußtseinsstrom jede von ihnen durch innere Färbung seiner selbst dar. In beiden Fällen sind die Beziehungen ohne Zahl, und keine bestehende Sprache kann all ihren Schattierungen gerecht werden«[1]). Das heißt aber, daß es in unserem Gebiete eine große Fülle von Bewußtseinszuständen gibt, die nicht Wahrnehmungen oder Vorstellungen sind und die darum von den Sensualisten meist geleugnet worden sind. Schon aus diesem Grunde aber ist die Beschreibung des Bewußtseinsverlaufes durch die Assoziationspsychologie abzulehnen.

Daß natürlich jener »Strom« nicht als etwas Gleichmäßig-Flutendes, sondern ein bald rasch zerrinnender, bald breiter sich entfaltender Wechsel ist, hat James selber ausgezeichnet beschrieben und »substantive parts« und »transitive parts« unterschieden. Jene, die »resting places« im Gedankenstrom haben zu dem Anlaß Ursache gegeben, es bestünden nur abgeschlossene Bilder im Vorstellungsverlauf. Man übersah eben alle jene »Fringes«, die zwischen den »substantive parts« bestanden und weiter leiteten.

Indessen noch aus anderen Gründen muß jene Theorie, daß sich abgerundete, bildhafte Vorstellungen kettenweise aneinanderreihten, abgelehnt werden. Auch innerhalb der einzelnen Vorstellung ist nicht jener bildhafte Bestand, wie ihn die Assoziationspsychologie ausgesprochener oder unausgesprochener Weise voraussetzt. Sehr oft haben wir statt einer Sukzession, wo eine Vorstellung die andere hervorruft, eine Metamorphose, wie Joussain in seiner Arbeit über den Vorstellungsverlauf sagt[2]). Nach ihm haben wir es nicht mit bewegungslosen Bausteinen in den Vorstellungen zu tun, sondern mit beständig sich änderndem, bewegtem Leben. Wenn wir eine anscheinende Diskontinuität der Vorstellungen haben, so ist diese erst die Folge von diskontinuierlichen Aufmerksamkeitsakten. So haben wir es in allen Fällen, wo ein Gegenstand einen anderen hervorruft, nicht mit einer anfänglichen Zweiheit zu tun, sondern mit einer wirklichen, ganz unbewußt vor sich gehenden Metamorphose der

1) W. James, Textbook, S. 162.

2) Joussain, Le cours de nos idées. Revue philos. XXXV. S. 143 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorstellung, während die Verdoppelung erst ein nachträglicher Urteilsakt ist. — Jedenfalls scheint es mir besser, wenn man Vergleiche bringt, nicht an eine Reihe abgeschlossener Bilder zu denken, wie sie etwa in eine Laterna magica eingeschoben werden, sondern eher an das bald vergrößernde, bald verkleinernde Absuchen einer einheitlichen Objektfläche mit einer Lupe, wo sich zwar auch gewisse Bildwirkungen bilden, ohne daß sie indessen abgeschlossen wären.

Indessen scheint mir noch bedenklicher, daß sie die Vorstellungen als abgeschlossene Bilder denken, der Hauptirrtum der Assoziationspsychologie zu sein, daß es Vorstellungen als reinintellektuelle Elemente in der Seele gäbe. Eine solche »Vorstellung« ist eine Abstraktion, die zu orientierenden Zwecken einmal vorgenommen werden kann, von der man jedoch stets sich ihres rein fiktiven Charakters bewußt bleiben muß. Stets nämlich sind die Vorstellungen nicht isoliert, sondern sie sind nur Teile größerer psychischer Komplexe, zu denen Gefühle, Triebregungen, motorische Auslösungen usw. treten, die ich hier als Stellungnahmen kurz bezeichnen will. Mit anderen Worten: Alle unsere seelischen Erlebnisse sind Stellungnahmen irgendwelcher Art und die Vorstellungen sind nur Seiten dieser Gesamtphänomene, nie und nirgends aber isolierte Wesenheiten im Sinne der Assoziationspsychologie.

Ich habe bereits an anderer Stelle ausführlich den Begriff der Vorstellung einer Kritik unterworfen und dabei gezeigt, daß einer genaueren Analyse sich dieser Begriff als höchst ungenau beschrieben darstellt[1]). Ich kann hier nur einige Punkte hervorheben. Zunächst ergibt eine gründliche differentielle Untersuchung, daß sehr viele Menschen überhaupt keinerlei reproduktive Vorstellungen zu bilden vermögen, daß sie vielmehr allerlei völlig heterogenen Ersatz sich schaffen. Dieser Ersatz nun kann verschieden sein: es gibt Ersatzgefühle, Ersatzempfindungen und vor allem Ersatzbewegungen, auf die auch die Gefühle und Empfindungen z. T. sich zurückführen lassen. Um ein Beispiel zu bringen: so sind die wenigsten Menschen fähig, eine Geruchvorstellung zu bilden. Was sie erleben, wenn sie sich eine Rose z. B. »vorstellen«, ist das Gefühl; die Empfindung des Rosengeruchs wird durchaus nicht reproduziert, von einer Vorstellung im wörtlichen Sinne ist also kaum zu reden, nur von einem Ersatz. Als wichtigstes Ersatzmittel jedoch haben die Bewegungen zu gelten und vor allem die Sprachbewegungen.

1) Vgl. Zeitschrift für Psychol. LX. S. 379f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier hat nun die ältere Psychologie den unglückseligen Zwitterausdruck der »Bewegungsvorstellung« geschaffen, mit dem sich wundervolle Taschenspielerkünste ausführen lassen, da er herrlich dehnbar ist und zwei Dinge in sich vereinigt, die gänzlich heterogen sind[1]). Was ist eine Bewegungsvorstellung? Die Reproduktion einer Bewegung? Keineswegs. Wenn ich ein Wort aussprechn, habe ich keinerlei »Vorstellung« einer Bewegung, ja die meisten Leute sind völlig unfähig überhaupt etwas auszusagen über die Bewegungen, die sie beim Sprechen ausführen und die akustische Wortvorstellung ist erst eine Folge der Bewegung. Eine Vorstellung im Sinne von Reproduktion ist also die Bewegungsvorstellung sicher nicht, aber auch nicht einmal in jenem allgemeinen Sinne, von »Bewegungsbewußtsein« stimmt es, denn tatsächlich werde ich mir des Sprechens als einer Bewegung sozusagen niemals bewußt. Nein, das Sprechen ist keine »Vorstellung«, sondern eben eine Bewegung, etwas Motorisches. Auch das »vorgestellte« Sprechen und Handeln, sind wirkliche Vorstellungen im Entstehen (Ribot). Akustische Vorstellungen usw. sind daneben ganz sekundär. Unser Sprechen, wie unsere Bewegungen und unser Tun überhaupt, muß auf der Willensseite, nicht auf der Vorstellungsseite unseres Geistes gesucht werden. Mit anderen Worten: die Elemente unseres Denkens sind nicht in erster Linie Vorstellungen, sondern motorische Elemente, Gefühle usw., kurz Stellungnahmen. Das ist auch bei visuellen Typen der Fall, nur daß hier ein Gradunterschied zu gunsten der Vorstellungen vorliegt. Davon jedoch später.

Wir hätten also gezeigt, daß unser Denken wohl Elemente aufweist, die keinerlei »Vorstellungs«gehalt aufweisen; dagegen gibt es keinerlei Vorstellungen, die ohne irgendeine Stellungnahme wären.

Dabei muß der Begriff der Stellungnahme etwas erläutert werden. Ich fasse unter diesen Ausdruck alle jenen Reaktionen zusammen, die sich in unserem Organismus auf einen von außen her gegebenen Eindruck (oder dessen Reproduktion) in unserem Ich geltend machen. Da sind vor allem die Gefühle. Als solche bezeichnen die meisten Psychologen nur das Gegensatzpaar Lust-Unlust. Indessen, die Reduktion aller subjektiven Reaktionen auf dieses Paar ist auch eine jener eine Zeitlang ganz brauchbaren, dann aber nicht mehr ausreichenden neglektiven Fiktionen, wie wir sie oben besprochen haben. Viele Forscher wie Wundt, Lipps, W.

1) Diese Kritik trifft natürlich nur den Assoziationismus, für den Vorstellung gleich Reproduktion einer Empfindung ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

James usw. brauchen mit Recht darum den Begriff noch in weiterem Sinne und in der Tat ergibt eine genaue Analyse, daß die Lust-Unlustgefühle zwar die hervorstechendsten, aber nicht die einzigen Arten der subjektiven Stellungnahmen sind. Man hat auch die Bezeichnungen »Bewußtseinslage«, »Charakter« und andere vorgeschlagen. Uns scheint der Begriff »Stellungnahme« am brauchbarsten[1]).

Jedenfalls ist eins sicher, daß unsere Wahrnehmungen und Vorstellungen niemals etwa in der Seele so isoliert sind, sondern daß sie stets noch umrandet, wie James sagt, besser ausgedrückt, vielmehr »imprägniert, durchdrungen« sind von einem Gefühle der subjektiven Beziehung. Dieses ist in vielen Fällen Lust oder Unlust. Es kann aber auch ein Größen- oder Kleinheitsgefühl sein. Wenn ich z. B. mit einem großen Menschen spreche, so habe ich außer der anderen Gesichtsempfindung auch noch ein ganz anderes subjektives Gefühl als gegenüber einem kleinen Menschen. Genaue Beobachtung wird das jedem offenbaren. Ebenso ist es mit »Nah« und »Fern«, mit »Bekannt« und »Fremd«. Alle diese Färbungen der Empfindungen sind subjektive Stellungnahmen, sie sind das Bewußtsein einer ganz bestimmten Beziehung unseres Ich zu jenen Empfindungen, bzw. ihren äußeren »Objekten«. Mag man sie nun auch Gefühl oder nicht nennen, der Name ist ziemlich nebensächlich, das Vorhandensein jedoch ist ohne Zweifel.

Nun wird man vielleicht zuzugeben geneigt sein, daß in vielen Fällen solche Stellungnahmen da seien, daß es jedoch auch »Indifferenzfälle« gäbe, bei denen sich nichts von solchen Gefühlen nachweisen lasse. Dem ist zu erwidern, daß die »Indifferenz« auch eine Stellungnahme ist, genau so gut wie ein »farbloser« Gegenstand auch eine Farbe hat, nur keine sehr ausgesprochene. Wir können eben einem Eindruck, den wir aufnehmen, gar nicht völlig indifferent gegenüber uns verhalten und auch wenn wir ihn ohne bemerkbare Reaktion negieren, so nehmen wir damit doch eine Stellung dazu ein. Es ist hier wie im politischen Parteigetriebe, wo keine Stellungnahme auch eine Stellungnahme ist, da das Nichtabgeben des Stimmzettels so gut ins Gewicht fällt, wie das Abgeben und die Parteiverhältnisse verschiebt. So ist auch die Indifferenz eine ganz bestimmte subjektive Charakterisierung, und wenn ich auf eine Wahrnehmung hin in nichts meine Stellung ändere, so ist

1) Wenn ich gelegentlich das Wort Gefühl auch im weiteren Sinne des Jamesschen Feeling gebrauche, so tue ich das einmal in Übereinstimmung mit der allgemeinen Sprache, andererseits aber auch, weil den meisten Stellungnahmen ein affektiver Gehalt als hervorstechendste Komponente eignet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eben das Beibehalten der alten Stellung die spezifische Stellungnahme zu der neuen Wahrnehmung. Wir halten also fest, daß auch die Indifferenz, d. h. die nicht ausgesprochene Stellungnahme eine Stellungnahme ist.

Indem wir nun die Gefühle als Stellungnahmen charakterisieren, treten wir wiederum in Gegensatz zu vielen der Assoziationspsychologen, die das Gefühl nur als »Eigenschaft«, als an sich unselbständige Qualität wollen gelten lassen, eine Anschauung, die sich auch bei dem in der Gefühlspsychologie so hellsichtigen Lipps findet. Gewiß ist das Gefühl kein selbständiges Element, sondern wie alle psychischen Phänomene, die wir herauslösen, bloß eine Abstraktion. Das sind aber die Vorstellungen genau so gut. Alles ist nur Welle im Strom des Bewußtseins, mit James zu reden. Die Gefühle oder Vorstellungen sind Abstraktionen wie die Atome. Sie können keinerlei Existenz an sich haben, sondern erst im Zusammenhang werden sie etwas. Es müßte also das Gefühl die »Eigenschaft« einer Vorstellung, d. h. auch eines Unselbständigen sein. Das ist unmöglich. Im übrigen haben wir bereits oben gezeigt, daß es Gefühle geben kann ohne Vorstellungen, da ich z. B. das Gefühl, das der Rosengeruch auslöst, in mir reproduzieren kann, nicht aber die anschauliche Vorstellung des Geruchs (wobei natürlich zu bemerken ist, daß auch dies Gefühl nur in einem größeren Bewußtseinstrakt auftritt).

Die Anschauung, daß die Gefühle bloße Eigenschaften von Vorstellungen seien, wird heute fast nur noch von Ziehen[1]) vertreten und hat scharfe Kritiker gefunden. Historisch geht diese Anschauung auf die Herbartsche Schule, besonders Volkmann und Nahlowsky zurück, indessen beweist schon die Tendenz zur immer größeren Verselbständigung der Gefühle, wie sie neuester Zeit zu beobachten ist, daß die bloße Vorstellungspsychologie unhaltbar geworden ist. Dabei ist sehr charkteristisch, daß Ziehen als physiologisches Korrelat des Gefühls die Entladungsbereitschaft der Zellen annimmt, eine Hypothese, die falls sie richtig sein sollte, auch auf das hinweisen würde, was hier zur Diskussion steht, nämlich, daß die Gefühle sehr wesentlich seien für die Bewegung des Bewußtseins. Im übrigen scheint jene Erklärung Ziehens noch lange nicht spruchreif und hat auch ablehnende Kritik erfahren[2]).

---

1) Ebbinghaus, a. a. O. S. 566 bezeichnet vorsichtiger die Gefühle als Folgeerscheinungen oder als Nebenwirkungen, ohne indessen eine bindende Theorie aufzustellen.

2) Vgl. hierzu Kelchners Literaturbericht. Archiv f. d. gesamte Psychologie. XVIII. S. 98.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Hauptsache jedenfalls scheint die moderne Psychologie zu der Auffassung hinzudrängen, daß die Gefühle als besondere Elemente des psychischen Lebens anzusehen sind. Auch Ribot z. B. leugnet, daß Gefühle stets nur in Anlehnung an Empfindungen und Vorstellungen vorkommen können, was sehr gut zu dem stimmt, was wir oben gezeigt haben, daß oft nur das Gefühl, nicht die Empfindung reproduziert wird.

Im allgemeinen neigt man jedenfalls heutzutage dazu, die Gefühle als besondere Phänomene aufzufassen. Freilich gehen von dieser allgemeinsten Einheit abgesehen die Anschauungen weit auseinander. Die einen sehen in den Gefühlen eine besondere Betätigung des Ich[1]), andere wieder sehen in den Gefühlen eine besondere Gattung von Empfindungen, wieder andere, und das scheinen unter den neueren Autoren die meisten zu sein, bringen das Gefühl mit motorischen Phänomenen zusammen.

Wir schließen uns in diesem Streit um das Wesen der Gefühle denjenigen an, die den Zusammenhang der Gefühle und kinästhetischen Erlebnisse annehmen, ohne daß wir dabei für das Wesen der Gefühle letzte Aussagen machten. Wir weisen nur darauf hin, daß in jedem Gefühl eine motorische Tendenz steckt, eine Aktionsbereitschaft. Bereits Münsterberg hat darauf hingewiesen[2]). Im übrigen wird die exakte Selbstbeobachtung das bezeugen können. So steckt in jedem Lustgefühl eine Tendenz zum Beharren, ja zum Steigern; in jedem Unlustgefühl dagegen steckt die Tendenz zum Ablehnen, Sich-Entziehen, zum mindesten zum Abschwächen. Ähnlich ist es mit den Bekanntheitsgefühlen und den Fremdgefühlen. Dort bleibe ich in meiner Haltung, beharre also in meiner Disposition, bei Fremdgefühlen jedoch werde ich gestört, beunruhigt, zu neuen Anpassungen gezwungen. Ebenso wird das Nahgefühl andere Tätigkeitsauslösungen hervorrufen als das Ferngefühl. Ich möchte mich nun in bezug auf das Wesen der Gefühle jeder Theorie enthalten, also nicht etwa es aussprechen, daß jene motorischen Tendenzen und Auslösungen das Wesen der Gefühle seien. Es genügt mir, auf die engen Beziehungen aller Gefühle zu solchen motorischen Phänomenen hingewiesen zu haben. Denn irgendein solches Phänomen läßt sich stets konstatieren und mit Recht hat z. B. Laurila in einem Verweilen gerade das Wesen des ästhetischen Genießens

1) Diese Anschauung ist neuerdings ausführlich diskutiert, besonders von K. Oesterreich, Phänomenologie des Ich.

2) Münsterberg, Beiträge zur experim. Psychologie. Heft IV. S. 216 bis 238.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesehen, d. h. in diesen ästhetischen, d. h. scheinbar von Aktionen losgelösten Gefühlen steckt doch die von uns oben bei allen Lustgefühlen konstatierte Tendenz des Beharrens, Sich-Hingebens, ja der Steigerung. Damit aber, wenn die Gefühle so eng verknüpft sind mit Tätigkeiten, muß die Behauptung der Assoziationspsychologie, daß die Gefühle nichts als Begleiterscheinungen seien, in nichts zerfallen. Im Gegenteil, wenn wir die Gefühle so auffassen, werden sie zu einem hervorragend aktiven Element in unserem Geistesleben, und das ist es denn auch, was wir im weiteren hier darzutun gedenken.

Was sich so bereits für die einfachen Gefühle zeigen läßt, tritt natürlich noch viel stärker hervor, sobald wir zu den Affekten übergehen, bei denen die Bedeutung motorischer Phänomene ja so offensichtlich ist, daß sie auch von prinzipiellen Gegnern der peripheren Gefühlspsychologie nicht ausgeschieden werden konnte.

Dabei betone ich nochmals, daß es für unsere Zwecke gar nicht darauf ankommt, die Identität der motorischen Erlebnisse und der Gefühle zu konstatieren. Für unsere Zwecke handelt es sich nur um den Nachweis motorischer Tendenzen in allen Gefühlen, wobei es keineswegs nötig ist, Aussagen über das Wesen jenes Zusammenhanges zu machen. Der Zusammenhang selber der motorischen Erlebnisse mit den Gefühlen ist unserer Ansicht nach unbestreitbar. Auseinandergehen können die Meinungen nur über die Art dieses Zusammenhangs. Ob man also jene kinästhetischen Gefühle mit den Gefühlen identifiziert, ob man die Gefühle als etwas von jenen kinästhetischen Phänomenen Wesensverschiedenes, eine Äußerung des Ich ansieht, die sich nur an jene Bewegungsphänomene, Organgefühle usw. anschließt, alles das ist für das hier zur Diskussion stehende Problem unbeträchtlich.

Was wir hier behaupten, ist nur, daß bei allen »Vorstellungen« auch Gefühle und mit ihnen zusammenhängende motorische Tendenzen und Vorgänge auftreten, die für das Denken und Assoziieren wesentlicher sind als diejenigen Elemente, die als Reproduktion vom Empfindungen anzusehen wäre.

Dabei sei noch bemerkt, daß es natürlich auch motorische Phänomene bei den Vorstellungen gibt, deren »Gefühlscharakter« weniger ausgesprochen ist, die uns als Bewegungen selber im Bewußtsein sind. So haben wir viele Bewegungen, die bloß den Empfindungsgehalt der Vorstellung verstärken, obwohl natürlich bereits die Tatsache, daß sie jenen Empfindungsgehalt verstärken können, zeigt, daß sie nicht bloß äußerlich sind, sondern innerlich zusammenhängen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit dem ganzen seelischen Phänomen. So haben wir z. B., wenn wir einen hohen Turm uns »vorstellen«, meist nicht bloß ein optisches Bild davon, sondern dieses wird sofort deutlicher, wenn wir auch »innerlich nachahmen«, d. h. wenn gewisse motorische Funktionen hinzukommen. Fast immer indessen haben auch solche motorischen Phänomene starken Gefühlsgehalt und es ist darum kein Wunder, daß am entschiedensten von der Ästhetik hierauf hingewiesen worden ist[1]).

Die wahren Inhalte unseres Denkens sind also nicht einzelne Vorstellungen, sondern höchst komplexe Gebilde, in denen Vorstellungen, Gefühle, Willenstendenzen und motorische Innervation zusammen geballt sind und aus den nur nachher das Urteil jenen vereinfachten Zusammenhang heraushebt. Im Grunde verhält sich dabei unser waches Seelenleben ähnlich wie das Seelenleben im Traum, nur daß hier der Zusammenhang noch viel lockerer ist. Daher hat man hier längst gemerkt, daß die im Traumleben aufgezeigten Zusammenhänge der Vorstellungen meist durch nachträgliche Urteilsakte hergestellt sind. Ähnlich ist es auch mit dem wachen Denken. Auch hier haben mir eine unendlich viel größere Mannigfaltigkeit von Elementen, als wir uns beim nachträglichen Reflektieren bewußt werden, da wir nur die Resultate ansehen und ein vereinfachtes Schema des vorhergegangenen für die Wirklichkeit nehmen.

Sehr wichtig für diese Täuschung ist vor allem die Sprache geworden, da wir nur allzuoft glauben, die Sprache sei ein vollgültiger Ausdruck unseres psychischen Lebens. In Wirklichkeit kann die Sprache nur ganz grobe Dinge annähernd fassen und auch hierbei geht gerade vom Gefühlsgehalt des Gedankens sehr viel verloren. So kann man auf die meisten Assoziationsexperimente darum nur geringeren Wert legen, weil sie von der unbewiesenen, oft sogar nachweisbar falschen Annahme ausgehen, daß da, wo gesprochen werde, auch gedacht werde, bzw. daß das Wort stets der adäquate Ausdruck des ganzen geistigen Phänomens sei. So hat man z. B. viel zu großen Wert auf die Reden der Geisteskranken gelegt. Diese Reden sind oft bloße Betätigungen des Sprachmechanismus und brauchen durchaus nicht der Ausdruck wirklich vorhandener seelischer und assoziativer Einstellungen zu sein. Häufig ist ein mechanisches

1) Eine Zusammenstellung solcher Arbeiten habe ich in meiner Psychologie der Kunst, Bd. I, 1912 (Teubners Verlag), gegeben, wo man die hier vor allem in Betracht kommenden Schriften von Vernon Lee, K. Groos und anderen verzeichnet findet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachplappern und Weiterplappern, wobei die Kranken ihre eigenen Worte nachahmen. Ebenso sind auch im normalen Seelenleben oft die Worte nicht ein Zeichen von wirklich sich abspinnenden Assoziationen. Denn ich kann an ganz anderes denken, während ich eine Rede halte oder ein Gedicht aufsage. Das Seelenleben ist viel reicher als sein sprachlicher Ausdruck, aber dieser hat viel zu dem gekennzeichneten Schematismus beigetragen.

4.

Wir nehmen also nach unseren bisherigen Untersuchungen als feststehend an, daß es Vorstellungen ohne irgendwelche Stellungnahmen, ohne jedes Gefühl und ohne jede motorische Tendenz für gewöhnlich überhaupt nicht gibt. Und zwar wird sich weiter zeigen, daß je zielstrebiger das Denken ist, jene Stellungnahmen meist stärker hervortreten, während im Traume der anschauliche Gehalt der Vorstellungen überwiegt. Im angepaßtesten, am reinsten auf Zwecke gestellten, dem abstrakten wissenschaftlichen Denken, tritt ja der anschauliche Gehalt der Vorstellungen so zurück, daß z. B. die Untersuchungen Galtons an den Mitgliedern der Royal Academy ergeben konnten, daß diese hoch intellektuellen Leute ganz unfähig zum Reproduzieren waren, daß ihr Denken abstrakt, d. h. in Worten und Begriffen verlief. Worte und Begriffe aber sind keine reproduzierenden Elemente, sondern Bewegungen und Stellungnahmen, denn diese letzteren sind es, die beim Wortdenken die Worte mehr sein lassen als Flatus vocis.

Indessen sei zunächst an Beispielen, deren Richtigkeit wohl jedermann durch Vergleich mit eigenen Erlebnissen kontrollieren kann, dargetan, daß die Rolle der Vorstellungen viel geringer ist, als man gewöhnlich annimmt.

Ich gebe zunächst ein Beispiel, das von einer Wahrnehmung ausgeht. Ich sehe z. B. einen Herrn C. auf der Straße, der mich an Nietzsche erinnert, da er nach allgemeinem Urteil Nietzsche sehr ähnlich sein soll. Was geht in mir vor? Gewiß kann eine Vorstellung Nietzsches in mir auftauchen, es ist das aber durchaus nicht nötig. Im Gegenteil, was in mir auftaucht, ist vielleicht der Name, das heißt die »Sprachvorstellung«, die indessen, wie wir gezeigt haben, keine reproduktive Vorstellung, sondern eine Bewegung (mit akustischer Folgeerscheinung) ist und vor allem nicht allein genügt, um den »Begriff« auszumachen. Das Wort ist noch lange kein Begriff, sondern flatus vocis; Begriff wird es erst, wenn jener Umkreis von Gefühlen und Tätigkeitsdispositionen hinzutritt, den wir in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Gesamtheit als »Verständnis« bezeichnen[1]). So ist es auch in dem Falle, wo mich Herr C. an Nietzsche erinnert: ich stelle mir Nietzsche nicht daneben vor (das wird meist in solchen Fällen eher die Verschiedenheit als die Ähnlichkeit uns ins Bewußtsein bringen), sondern ich werde auf Nietzsche eingestellt, d. h. es tritt eine Disposition auf, die sich im Bewußtsein als ein vages Gefühl einer Richtung kennzeichnet, die auf Nietzsche gerichtet ist und die durch das Wort nur stabilisiert wird! Wir haben hier also gar keine Verknüpfung von Vorstellungen, sondern nur eine Einstellung, die durch eine Ähnlichkeit der Objekte veranlaßt ist.

So hat auch Schumann[2]) beim Vergleichen von Gewichten gefunden, daß durchaus nicht etwa die »Vorstellung« des zu vergleichenden Objektes nötig war. Auch hier wird man sagen können, daß der Vergleich sich nicht im intellektuellen, sondern im motorischen Teil unseres Ichs abspielt. So wenig aber wie beim Vergleichen ist auch bei dem Ähnlichkeitsbewußtsein eine sich assoziierende Vorstellung nötig.

Ja, wie bereits gesagt, es kann das Auftreten einer klaren Vorstellung oft uns erst überzeugen, daß eine wirkliche Ähnlichkeit überhaupt nicht vorhanden ist, daß jene »Einstellung« irrtümlich war.

Andererseits erleben wir es aber oft, daß uns eine Wahrnehmung gerade daran hindert, eine ähnliche Vorstellung hervorzurufen. Wir sehen z. B. Herrn C. und sollen nun angeben, welche Züge in seinem Gesicht Nietzsche ähnlich und welche verschieden sind. Gewöhnlich wird man, von groben Äußerlichkeiten abgesehen, überhaupt in solchem Falle gar nichts angeben können. Das kann einmal daher rühren, daß wir überhaupt keine klare Vorstellung haben, (die dann also auch kaum der wirkliche Hebel der Assoziation sein konnte), es kann aber auch daher kommen, daß durch die Wahrnehmung die Vorstellung nicht hervorgerufen, sondern gerade gehemmt wird, in dem sich jene gleichsam vor sie stellt. Wir haben ähnliche Erscheinungen beim Sprechen: wenn wir uns auf einen Namen besinnen, so kann uns ein zufällig gehörter ähnlicher höchst hinderlich sein, den richtigen zu finden. Alle diese Fälle zeigen, daß zum Zustande-

---

1) Über diesen Begriff vgl. meine Abhandlung: Typenvorstellungen und Begriffe, die demnächst in der Zeitschrift für Psychologie erscheint.

2) Schumann, Beiträge zur Analyse der Gesichtswahrnehmungen. Zeitschrift für Psychol. XXX. S. 241.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommen eines Ähnlichkeitsbewußtseins und zum Weiterleiten des Denkens Vorstellungen nicht erforderlich sind.

Das gilt auch für alle die Fälle, wo deutlich zuerst das Gefühl einer Ähnlichkeit und eine ungefähre Einstellung auftritt, wo jedoch die betreffende Vorstellung gerade gesucht wird. Neulich ging z. B. auf der Straße ein Herr vor mir, dessen Gang und Haltung mich aufs intensivste an jemand erinnerte, ohne daß ich mir klar wurde, an wen er mich gemahnte. Erst ein völliges Hingeben an jenes Gefühl, ein langes Nachbohren im Gedächtnis brachte mir die Klarheit, daß es mein verstorbener Freund E. war, an den jener Straßenwanderer mich erinnert hatte. Hier kann also nicht die Ähnlichkeit der Vorstellungen das Ähnlichkeitsbewußtsein hervorgerufen haben, denn das Gefühl der Ähnlichkeit war lange schon da, ehe die Vorstellung da war. Ja häufig kann dieses verknüpfende Gefühl noch viel bestimmtere Formen annehmen, kann irgendeine spezifische Zeit- oder Situationsstimmung sein, aus deren Dunstkreis erst ganz allmählich jene Vorstellung hervortaucht, was sie manchmal auch nicht tut; denn es kann sehr oft der Fall eintreten, daß ich mir in solchen Falle nicht mehr das Bild des Betreffenden erwecken kann. Wie oft kommt es vor, daß wir in der Zeitung einen Namen lesen, einen Namen, der uns sofort sich mit einem dichten Kranz von Erinnerungsgefühlen umgibt, ohne daß wir irgendeine deutliche Vorstellung mit jenen Namen zu verknüpfen vermögen.

Man wird, selbst wenn man die Theorie der unbewußten Vorstellungen festhalten will, doch zugeben müssen, daß der dominierende Inhalt in solchen Fällen das Gefühl ist, daß die Vorstellung höchstens sekundär ist und daß wir es hier mit psychischen Geschehnissen zu tun haben, die man ganz sicherlich nicht in das Schema der Vorstellungskette einreihen kann.

Eine weitere große Fülle von Beispielen, in denen assoziative Vorgänge ohne Vorstellungsinhalt stattfinden, in denen die Gefühle die assoziierenden und auch das assoziierte Element sind, liefert uns die Poetik. Bei den meisten poetischen Gleichnissen, Metaphern und ähnlichen Figuren nämlich ist gar keine Vorstellung vorhanden, die die Ähnlichkeitsassoziation bewirken könnte, sondern bloß eine Gemeinsamkeit der Gefühle. Man nehme die bekannte Stelle aus dem 19. Psalm: »Die Sonne tritt hervor wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held, zu laufen ihren Weg.« Nehmen wir einmal an, daß dem Dichter wirklich das anschauliche Bild eines Bräutigams vorgeschwebt habe (was nach meinen Nachprüfungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beim Leser in der Regel überhaupt nicht oder nur ganz verworren geschieht[1]), so ist er ganz sicherlich nicht durch eine Ähnlichkeit der reproduzierten Vorstellung eines Bräutigams mit der aufgehenden Sonne dazu gekommen. Meine Phantasie wenigstens ist nicht fähig, eine Ähnlichkeit der Vorstellungen zu konstatieren. Es kann also nicht die Ähnlichkeit der Vorstellungen der Hebel des Assoziationsprozesses gewesen sein, sondern das verwandte Gefühl leitete die Gedanken des Dichters in eine neue Richtung. Wir haben hier also einen Fall, wo keine Ähnlichkeit (auch keine Kontiguität) zwischen den assoziierten Vorstellungen besteht, wo vielmehr das Gefühl zur Verstärkung des ursprünglichen Inhalts sich weiter ausbreitet und einen neuen Inhalt von verwandtem Stimmungsgehalte schafft. Die Assoziationspsychologie sieht im Gefühle nur einen nebensächlichen Begleitton, von dem man natürlich nicht annehmen kann, daß er irgendwie aktiv werde. Auch ist, wenn alle Gefühle nur aus Lust-Unlust bestehen und gar nicht spezifiziert sein sollen, nicht einzusehen, wie sie irgendwie determinierend auf den Vorstellungsablauf wirken sollen. — Wenn alle Gefühle nur jene ganz allgemeinen, unqualifizierten Begleittöne der Vorstellungen sind, also nur die allgemeine Lust- oder Unlustfärbung, so können die Gefühle kaum als ähnlichkeitsbestimmende Faktoren in Betracht kommen, denn dann müßten so ziemlich die Hälfte aller existierenden Dinge jedesmal sich herandrängen. Uns scheint dagegen ein ganz bestimmtes gemeinsames Gefühl, das beiden Inhalten zukam, das Gefühl des frischen, frohen, strahlenden Hervortretens, die ziemlich deutliche Richtung für den Gedankenverlauf im Dichter zu bezeichnen.

Bei den weitaus meisten poetischen Vergleichen, die doch nach der Meinung der meisten Assoziationspsychologen aus der Ähnlichkeitsassoziation[2]) geboren werden, aber fehlt meines Erachtens die Ähnlichkeit des anschaulichen Elementes nicht nur, sie zerstört gar oft die Wirkung. Für den Dichter sind wir natürlich immer auf Schlüsse angewiesen. Die nachschaffende Phantasie des Lesers dagegen rekonstruiert nachweisbarermaßen die zweite anschauliche

1) Personen, die auf erste Anfrage behaupten, sie sähen das Bild visuell, werden meist selber irre, sobald man sie fragt, wie der Bräutigam denn ausgesehen habe, wie er bekleidet gewesen sei. Dann zeigt sich, wie unklar und nebensächlich eine Vorstellung selbst dort ist, wo ihr Dasein behauptet wird.

2) So z. B. auch Ribot (Essai sur l'Imagination créatrice. 2. Ed. S. 22) der sonst die wesentliche Bedeutung motorischer und affektiver Faktoren sehr wohl erkannt hat.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorstellung durchaus nicht immer. Häufig würde sogar die Wirkung dadurch zerstört, würde oft ins Lächerliche verkehrt. Wenn wir lesen: der Ritter kämpfte wie ein Löwe, wer stellt sich da wirklich einen kämpfenden Löwen vor, zumal man meist nie einen im Kampf gesehen hat. Für mich genügt nur ein vager Gefühlston, der an das Wort Löwe geknüpft ist und nun in die Vorstellung des kämpfenden Ritters übergeht. Auch läßt sich, zumal bei einem so banal gewordenen Gleichnis, sehr wohl denken, daß dem Dichter nicht die Ähnlichkeit des Bildes vorgeschwebt hat, sondern nur ein vages Gefühl, das die geläufige Wortverbindung hervorrief.

Daß aber in vielen Fällen die Ausmalung des Gleichnisses die poetische Wirkung überhaupt zerstören würde, ist bereits erwähnt. Man nehme nur alle die Dinge, womit menschliche Schönheit alles verglichen wird: Lippen wie Kirschen, Augen wie Mandeln, eine Haut wie Milch und Blut, das sind alles noch Dinge, die ganz gebräuchlich sind! Aber man verspreche ja nicht, Ernst zu machen mit der Anschauung! Und derartiges und noch viel Kühneres begegnet uns bei jedem Dichter. Wenn z. B. Homer von Odysseus sagt:

κὰδ δε κάρητος
οὐλάς ἦκε κόμας, ὑακινθίνῳ ἄνθει ὁμοῖος (Od. VI 229).

Oder wenn es bei Shakespeare von Julia heißt:

Her beauty hangs upon the cheek of night
As a rich jewel in an Ethiop's ear:
Beauty too rich for use, for earth too dear!
So shows a snowy dove trooping with crows,
As yonder lady o'er her fellows shows. —

Wir mögen gerne dem liebestollen Romeo seine extravagierende Phantasie glauben, aber es würde doch, wollten wir uns nun die Anschauung wirklich genau ausmalen, also eine Ähnlichkeit wirklich herstellen, die beabsichtigte Wirkung ins Lächerliche verkehren. Es kommt nur auf ein Gefühl an und wahrscheinlich sind es auch nur vage Gefühlswerte gewesen, nicht wirkliche Ähnlichkeiten, die in der Phantasie des Dichters den jungen Edlen seine Schöne mit einem »reichen Juwel auf eines Negers Ohr« oder als eine »Taube zwischen Krähen« sich vorstellen ließ. —

Überall also Assoziationen der Ähnlichkeit, ohne Vorstellungen! Denn selbst, wenn man hier an Wortvorstellungen dächte, so wird doch niemand eine Ähnlichkeit zwischen diesen Wortvorstellungen konstatieren können! Die Ähnlichkeit liegt allein in den Gefühlen und diese verbreitern und steigern sich gleichsam in neuen gefühlsstarken Worten, um dem ersten Gefühle noch mehr Wirkung und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewicht zu verleihen. Denn es ist das Wesen des poetischen Gleichnisses, das Gefühl zu verstärken und zu steigern, nicht etwa der bildhaften Phantasie des Lesers neues Material zuzuführen[1]). Sprachliche Ähnlichkeiten bedingen den Vorstellungsverlauf höchstens bei Geisteskranken.

Wir stellen also fest, daß es sich bei den Fällen der sogenannten Ähnlichkeitsassoziation sehr oft gar nicht um zwei Vorstellungen handelt, sondern meist bloß um ein sich assoziierendes Gefühl, oft auch eine Willensregung, daß die Vorstellung, wenn sie überhaupt auftritt, jedoch nur sekundär ist[2]).

Bereits oben jedoch ist hervorgehoben worden, daß vieles, was als Ähnlichkeitsassoziation angesehen wird, in Wirklichkeit etwas ganz anderes ist. So scheint es mir zweifelhaft, ob man wirklich bei dem Plappern von Ideenflüchtigen wirklich an ein Assoziieren von Vorstellungen denken darf und nicht etwa bloß ein mechanisches Daherplappern, ein Nachäffen der eigenen Worte, das ganz mechanisch verlaufen kann.

Auch wird manches, was vielleicht wie eine Ähnlichkeitsassoziation aussieht, nur falsch so gedeutet, ist in Wirklichkeit nur ein Irrtum, eine fälschliche Reaktion, die erst nachträglich korrigiert wird. Wenn ich z. B. eine Melodie anfange und nachher in eine andere hineingerate, wenn ich z. B. einen Herrn von weitem als meinen Freund X. begrüße, nachträglich aber inne werde, daß eine Ähnlichkeit mich genarrt hat, so liegt in solchen Fällen zwar eine objektive Ähnlichkeit vor, aber keine subjektive Ähnlichkeitsassoziation, die doch darin besteht, daß ein Vorstellungskomplex *abf* den Komplex *abg* nach sich ziehen soll.

Aus diesem Grunde ist es auch unrichtig etwa die Begriffsbildung auf die Ähnlichkeitsassoziation zurückzuführen. Wenn ich einen Begriff bilde, pflege ich in der Regel gar nichts an Vorstellungen zu assoziieren, sondern die Begriffsbildung geht durch eine spezifische Stellungnahme vor sich, die durchaus keiner Assoziationen bedarf[3]).

---

1) Vgl. hierzu auch Desoir, Ästhetik, S. 353 ff.

2) Daß man mehr und mehr die Wichtigkeit der Gefühle einzusehen beginnt, beweist auch z. B. Wehofers Aufsatz über das Farbenhören (Ztschr. f. angew. Psychol. VII.), der dieses vor allem auf Gefühle begründen will.

3) Man vergleiche hierzu die Aufsätze von W. Betz, Vorstellung und Einstellung, in Archiv f. d. ges. Psychologie. Bd. XVII und Bd. XX.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5.

Im Übrigen ist es nicht etwa bloß mit der Ähnlichkeitsassoziation so, daß die Vorstellung nicht das assoziierende, sondern das assoziierte Element ist, daß vielmehr ein Gefühl die Weiterleitung vermittelt.

Auch für die andere wichtige Gruppe von Assoziationen, die die ältere Psychologie hervorhob, die der Berührung, läßt sich dieser Nachweis führen. Diese Berührung kann eine zeitliche, sie kann auch eine räumliche sein. Ich sehe dabei von der rein motorischen Berührung ab, also dem Falle, wo ich ein auswendiggelerntes Gedicht aufsage; ich spreche vielmehr ausschließlich von der Verknüpfung von Inhalten, die nicht als ein gelernter Mechanismus abrollt, sondern die sich im Bewußtsein vollzieht.

Was ist denn eigentlich die zeitliche Qualität oder die räumliche Qualität, die unseren geistigen Inhalten anhaftet? Wenn ich etwa Peking als fern und Potsdam als nahe denke? Ist es eine Vorstellung Kaum; denn was soll den Inhalt dieser Vorstellung der Ferne, des Nahen ausmachen? Wir werden auch diese Bewußtseinsinhalte am besten als Gefühle charakterisieren, als Gefühle, die in der Hauptsache wohl die Bewußtseinssymptome für gewisse Tätigkeitseinstellungen sind, die sich in uns vollziehen bei Nennung jener Namen. Schon der Umstand, daß wir solche Gefühlé, solche Charakterisierungen auch durch Gesten ausdrücken können, deutet darauf hin.

Wir müssen die zeitlichen und räumlichen Qualitäten der Vorstellungen ebenfalls als Gefühle oder Stellungnahmen auffassen, die wir hinzutun zu den Reproduktionen, die aber nicht selber Reproduktionen sind. Wenn ich bei Peking das vage Gefühl der Entfernung habe, so reproduziere ich gar nichts dabei. Gewiß ist zuzugeben, daß man etwas reproduzieren kann, etwa ein Kartenbild mit der sibirischen Eisenbahn, indessen ist dieses dann in der Regel nicht die Ursache jenes Ferngefühls, sondern die Folge ist ein rein sekundärer, symbolischer Inhalt. Ebenso ist es mit den Zeitgefühlen; wenn sich mir um die Jahreszahl 1510 ein anderes Gefühl herumkristallisiert als um 1920, so sind daran gar keine bestimmten Vorstellungen, Reproduktionen irgendwelcher Art schuld, nein die völlig verschiedene persönliche Stellungnahme, die die Erwähnung jener Zahlen mit sich bringt, äußert sich in einem solchen vagen Zeitgefühl, das eine solche Jahreszahl umgibt.

Daß im übrigen die räumlichen Faktoren ebenso wie die zeitlichen nicht reproduktiver Natur sind, scheint mir mit besonderer Deutlichkeit auch die Pathologie darzutun.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So legt der Fall Wilbrands[1]), der ja in sehr verschiedener Weise gedeutet worden ist, uns ein Beispiel vor, wo die räumliche Orientierung verloren war, obwohl die Vorstellungen erhalten sind. Die Patientin, die in Hamburg geboren und erzogen war und in gesunden Tagen die Topographie des Ortes bis ins Detail hinein kannte, vermochte sich jetzt in den Straßen nicht mehr zurechtzufinden. Dabei hatte ihre Intelligenz nicht gelitten. Sie selber äußerte sich: »Ich kann mir zwar manche Straße vorstellen, so ging ich z. B. neulich mit meiner Begleiterin durch die Kstraße und wußte, daß hier der Herr Dr. H. wohnte, aber selbständig den Weg nach der Straße finden, oder nur angeben zu wollen, wo sie anfängt und wo sie einmündet, ist ein Ding der Unmöglichkeit.«

Mir scheint dieser vieldeutige Fall ziemlich klar zu zeigen, daß die Orientierung mit anderen Dingen als mit Vorstellungen zusammenhängt. Wenn dies aber bei Wahrnehmungen nicht der Fall ist, so ist es vermutlich bei Vorstellungen nicht anders. Im übrigen sind die räumlichen Qualitäten der Vorstellungen fast immer so stark gemischt mit anderen Gefühlen, daß sich in der Seele nur eine ganz vage Atmosphäre um eine solche Vorstellung bildet, eine Atmosphäre, die aber selber meist kaum auf Vorstellungen allein zurückzuführen ist. So ist ein Ort wie Paris, wenn sein Name im Gespräch auftaucht, für mich zwar räumlich meist genau lokalisiert, ohne daß ich indessen eine »Vorstellung« davon oder seinen räumlichen Beziehungen bildete. Sondern um den Satz zu verstehen: »die Preußen marschierten nach Paris« brauche ich keinerlei »Vorstellung«, sondern ein ganz vager Gefühlskranz von Verständnis genügt.

Eine solche subjektive Zugabe, ein Gefühl, ist auch die zeitliche Lokalisierung von Erinnerungen. Diese ist durch Vorstellungen nicht zu erklären; im Gegenteil, es ist oft ganz unmöglich irgendwelche Vorstellungen herauszubringen, nur ein ganz vager Gefühlskranz des Schon-einmal-dagewesenseins umgibt den Inhalt. Gewiss können auch andere Vorstellungen mithelfen, diese zeitliche Lokalisation zu bestimmen, indessen ist in der Regel dieses Lokalisationsgefühl auf andere Dinge gestellt als auf Assoziation von Vorstellungen.

Als Beweis dafür führe ich einige pathologische Fälle an, wo eine Patientin sich der Ereignisse, die sich um sie her zutrugen, sehr wohl erinnern konnte, indessen nicht anzugeben vermochte, ob ein Ereignis, nachdem man sie fragte, gestern oder vor drei Jahren statt-

---

1) Wilbrand, Ophthalmiatrische Beiträge zur Diagnose der Gehirnkrankheiten. Wiesbaden 1884. Ders. Seelenblindheit, 1887.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gefunden hatte[1]). Der Fall ist von Korsakow beschrieben. Ebenso der Folgende: Es handelte sich um Puerperalpsychose mit multipler Neuritis, in der die Kranke sich der Situation bewußt war, auf Fragen ziemlich deutlich antwortete, auch sich der meisten um sie her sich abspielenden Vorgänge zu erinnern wußte, ohne indessen im stande zu sein, sie von sich aus zu reproduzieren. Sie mußte vielmehr stets von außen her darauf gestoßen werden. Es kam vor, daß sie es durchaus in Abrede stellte, sich eines Geschehnisses zu erinnern, bis es ihr plötzlich im Gedächtnis auftauchte und zwar mit den genauesten Einzelheiten. Am besten merkte die Patientin Eindrücke des Gesichtssinns, Physiognomien, am schlechtesten zeitliche Verhältnisse. Dabei betraf die Gedächtnisstörung vor allem kürzlich Geschehenes. Was sich lange vor der Krankheit zugetragen hatte, das wußte sie sehr gut, schlecht dagegen das, was unmittelbar vor Beginn der Krankheit und in ihrem Verlauf passiert war[2]).

Diese Fälle beweisen, daß erstens die Zeitgefühle etwas anderes sein müssen als Vorstellungen, denn diese waren erhalten, jene geschwunden, zweitens aber beweisen sie, daß jene Zeitgefühle außerordentlich wichtig sind für das Assoziieren, denn dieses war durch ihr Fehlen stark unterbunden.

Natürlich gilt auch für die zeitliche Lokalisation von Erinnerungen, was auch für die räumliche galt, daß diese zeitlichen Charakterisierungen mit Gefühlen und Stellungnahmen ganz anderer Art zusammenschmelzen. Wenn ich z. B. die Erinnerung an meine Züricher Studentenzeit bilde, so ist es nicht eine rein zeitliche Bestimmtheit, sondern es verschmelzen damit eine ganze Reihe von Stimmungen, in denen das zeitliche Moment nur einen Teil ausmacht.

Diese Gesamtstimmung nun ist es in der Tat, die die Assoziation vermittelt. Sie ist es, durch die weitere Vorstellungen herangezogen werden. Freilich ist es auch hier so wie bei der Ähnlichkeitsassoziation, daß es nicht immer wirkliche Vorstellungen sind, die erweckt werden, sondern nur vage Einstellungen. So kann mir, wenn ich an Zürich denke, ein Mensch einfallen, dessen Bild mir nicht mehr auftauchen will und dessen Namen längst entschwunden ist, wo nur eine vage Gefühlsbestimmtheit geblieben ist.

Vor allem scheint mir jedoch für die Wichtigkeit der Gefühle für die Assoziation jenes Verfahren zu sprechen, das man anwendet,

1) Korsakow, Archiv für Psychiatrie, Bd. 21. Über eine besondere Form psychischer Störung. S. 669 ff., spez. S 671.

2) S. 673.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um eine gesuchte Assoziation heraufzuführen. In solchem Falle suche ich vor allem die Stimmung jener Zeit auf alle mögliche Weise in mir zu verstärken und zu verlebendigen, umgebe gleichsam jene ersten Gedanken mit einer solchen Stimmungsatmosphäre und oft gleicht es mir auf diese Weise, die betreffende Vorstellung wieder zu erwecken.

Im Grunde aber ist der Hauptfehler der Lehre von der Berührungsassoziation wiederum der Schematismus, der alles in einzelne Bilder auseinanderreißt. Die einzelnen Assoziationen werden nicht eingeschoben wie die Bilder in einen Projektionsapparat, sondern es handelt sich im Grunde überhaupt um große Komplexe, von denen das Bewußtsein einzelne Teile der Reihe nach beleuchtet, so wie etwa ein Scheinwerfer über eine Gegend gleitet. Indessen ist die Einheit, die räumlich-zeitliche Verknüpfung aller Einzelinhalte zu großen Komplexen nicht die objektive Einheit, in der sich die Erlebnisse ursprünglich abgespielt haben, sondern eine subjektive durch den Gefühlsgrund gebildete. Das ist ja überhaupt unser anderer Standpunkt, den wir gegen die Assoziationspsychologie vertreten, daß es vor allem subjektive Gebilde sind, die in der Seele wirken, nicht die objektiven Abbilder, die nach der alten Lehre wirken sollten.

Es ist demgemäß ziemlich unwesentlich, ob objektiv die Kontiguität bestanden hat, es fragt sich nur darum, ob wir sie subjektiv als Kontiguität erfaßt haben. Nur wenn ein geistiges Band irgendwelcher Art, ein Aufeinanderbeziehen, ein gefühlsmäßiges Verknüpfen ursprünglich stattgefunden hat, pflegen wir die Gegenstände als Einheit zu erleben und nur dann kann eins das andere nach sich ziehen. Das bloße objektive Zusammensein tut das nicht, es muß bereits eine Einheit dagewesen sein. Wenn die objektive Kontiguität allein ausschlaggebend wäre, was müßte uns da alles zusammen einfallen! In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß die Einheit schon vorher in der Regel da war, jene Einheit, die eine Apperzeptionseinheit war, d. h. ein Erfassen unter einer gemeinsamen Stellungnahme und diese bildet dann nachher das geistige Band, was die einzelnen Teile einer ursprünglichen Einheit ins Bewußtsein bringt. Die bloße objektive Berührung ist unwesentlich.

In vielen Fällen liegt aber dort, wo von Berührungsassoziation gesprochen wird, gar kein Verknüpfen im Sinne einer geistigen Funktion vor, sondern ein rein mechanisches sich Abspinnen größerer Komplexe. Wenn man ein Gedicht aufsagt, so handelt es sich meist nur um ein mechanisches Abrollen eines lange einge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

übten mechanischen Zusammenhangs, der keineswegs durch ein subjektives Verknüpfen geschaffen wird. Dieses tritt erst ein, wenn der Mechanismus stockt, aber auch dann wird oft nicht die »Vorstellung«, sondern der sprachliche Mechanismus gesucht.

6.

Wir betonen also immer wieder, daß dasjenige, was in der Seele aufbewahrt wird und wirksam ist, zunächst nicht Reproduktionen sind, sondern daß diese ganz sekundärer Natur sind. Was aufbewahrt wird, sind Stellungnahmen »sentiments génériques«, wie Abramowski sie auch experimentell nachgewiesen hat[1]). Wir nehmen an, daß jeder Wahrnehmung, besonders nach ihrer typischen Seite hin, eine ganz bestimmte Stellungnahme, eine spezifische Attitude, eine besondere Reaktionseinheit entspricht und daß diese vor allem aufbewahrt wird. Diese kann allerdings auch vom Zentrum her wieder die Wahrnehmungen reproduzieren, doch sind diese nicht wesentlich, sondern wie ich bereits früher gezeigt habe[2]), nur Krücken für das noch nicht ganz freigewordene Denken. Das wirklich freie abstrakte Denken verläuft eben nur in jenen Stellungnahmen, die sich bei ihm in Worten »materialisieren«. Diese Stellungnahmen oder Einstellungen sind subjektive, sich anpassende Faktoren meist affektiver und motorischer Natur, die alles das ausmachen, was man Begriff, Gedanke, Bewußtheit usw. genannt hat[3]) und was hinzu kommen muß, damit ein Wort eben mehr als ein bloßer Laut sei. Erst wenn die Worte anderer solche Stellungnahmen in uns auslösen, »verstehen« wir sie. Diese Stellungnahmen können mehr affektiver Natur sein beim Verstehen einer Dichtung, mehr praktischer Natur beim Vernehmen von Fragen, Befehlen usw., rein gedächtnismäßige Einprägungen beim Lesen einer theoretischen Schrift, immer aber machen sie erst das Verständnis aus.

Es wird nun gegen unsere Annahme, daß bei den Reproduktionen von Wahrnehmungen die Gefühle, die Stellungnahmen wichtiger seien als die Empfindungselemente sich von seiten der Assoziationspsychologie der Einwand erheben, daß die Gefühle, worunter jene

1) Vgl. bes. Abramowski, La Résistance de l'Oublié et les Sentiments génériques. Journ. de Psychol. norm. et pathol. VII. Ferner Abramowski, Les Sentiments génériques en tant qu'eléments de l'éstheticque et du mysticisme. Rev. psych. IV.

2) Zeitschr. für Psychol. Bd. LXI. S. 424 ff.

3) Ich beziehe mich hier auf die Schriften von Ach, Bühler, Betz usw. Näheres vgl. bes. meine Abhandlung »Typenvorstellungen und Begriffe«, die in kurzem in der Zeitschr. für Psychol. erscheint.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bloß Lust-Unlust verstehen, nicht imstande seien, die Mannigfaltigkeit der Empfindungen zu ersetzen, da die Gefühle nur ganz allgemeine Charakterisierungen seien.

Dem freilich steht entgegen, daß jene Beschränkung des Gefühlsbegriffs auf Lust-Unlust eine erfahrungswidrige Neglektion ist, daß es eine Fülle von subjektiven Charakterisierungen daneben gibt, was auch von Wundt, Lipps, Avenarius und vielen anderen angenommen wird. Man braucht dabei noch gar nicht soweit zu gehen wie Wundt, der sogar behauptet, daß die unabsehbar große Mannigfaltigkeit der einfachen Gefühle jedenfalls größer sei als die Mannigfaltigkeit der Empfindungen[1]). Das mag theoretisch richtig sein und im Grunde ist die Beweisführung Wundts auch mehr deduktiv als empirisch; praktisch jedenfalls können wir immerhin die Gefühle weniger leicht von einander scheiden als die Empfindungen, was vor allem damit zusammenhängt, daß die Sprache viel ärmer ist in bezug auf Gefühle als auf Empfindungen.

Wenn wir nun aber auch nicht zugeben, daß die Mannigfaltigkeit der Gefühle so klein ist als der Assoziationismus behauptet und auch nicht so unübersehbar, wie Wundt annimmt, so bleibt uns doch noch eine Mittelstellung: wir nehmen an, daß die Gefühle, die Stellungnahmen, die auf uns eindringenden Empfindungskomplexe allerdings etwas schematisieren und verallgemeinern, daß aber gerade darin die ungeheure Bedeutung derselben für jede Wahrnehmung beruht. Wenn wir jeder Einzelwahrnehmung gegenüber stets nur eine ganz spezifische subjektive Stellungnahme einnähmen, so wären allgemeine Erfahrungen überhaupt unmöglich. Und diese verallgemeinernden Stellungnahmen sind es denn in der Tat, die in unserem Gedächtnis vor allem wirksam sind, wie ja jede Vorstellung typisiert ist und höchstens beschränkte Menschen ganz untypisierte Erinnerungen bilden. — Im Gegenteil, für die meisten Zwecke unseres Denkens ist gerade das Typisieren, Schematisieren, Abstrahieren von allergrößter Bedeutung und dieses wird eben erst dadurch ermöglicht, daß in uns jene typischen Gefühle und Stellungnahmen wach werden, die, wenn sie in einen Wort eine feste Vertretung gefunden haben, eben das bilden, was wir Begriffe nennen.

Wie man sich im Einzelnen speziell die physiologische Wirkung jener Stellungnahmen und Gefühle denken muß, ist bei unserer geringen Kenntnis der Physiologie der Gefühle noch schwer zu entscheiden. Indessen hat unsere Theorie doch eine Anzahl von Tat-

1) Wundt, Grundriß der Psychologie. 9. Aufl. S. 98.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sachen auch jetzt bereits für sich, wie sie die alte Anschauung nicht aufweisen kann.

So ist von einer Vorstellung, einem bloßen Abbild einer objektiven Gegebenheit, in keiner Weise einzusehen, wie sie wirken, sich ausbreiten, andere Dinge heranziehen kann. Allen unseren Gefühlen indessen kommt, das zeigt uns die Selbstwahrnehmung, dieser sich ausbreitende und sich fortpflanzende Charakter, zu, der meist danach strebt, unser ganzes Ich zu erfüllen. Hierbei leistet übrigens schon heute die Physiologie des Gefühls recht beträchtliche Hilfe, da die vasomotorischen Phänomene usw., der Zusammenhang des Gefühlslebens mit dem Blutumlauf usw., wenn auch noch keine genaue Erklärung der einzelnen Fälle, so doch bereits eine allgemeine Erkenntnis zuläßt. Jedenfalls ist es auch physiologisch viel verständlicher, daß Gefühle und andere affektiven Phänomene jene Ausbreitung und Aktivität entfalten, als man es sich von den passiven Vorstellungen denken kann.

Die motorischen Elemente, die wir in allen Gefühlen und Stellungnahmen finden, geben noch eine andere Erklärung an die Hand, die in der Assoziationspsychologie vollkommen fehlt. Wenn das Seelenleben aus Empfindungen und deren Reproduktionen vor allem erklärt werden soll, so ist in keiner Weise einzusehen, wie daraus der sich anpassende, teleologische Charakter des zielbewußten Denkens begriffen werden soll. Woher soll dann die Umgestaltung und Neubildung in den »Phantasievorstellungen« erklärt werden, wenn alles bloß Empfindung und Aneinanderreihen von Reproduktionen sein soll? Gerade aber diese innere Umformung vollzieht sich, wie die Erfahrung beweist, vor allem unter dem Einfluß des Gefühls. Gefühlsmenschen bilden lebhafter ihre Vorstellungen um, als nüchterne Verstandesmenschen. Also die Umbildung und Anpassung des Denkens ist nicht aus der Reproduktion und Aneinanderreihung von Reproduktionen zu begreifen, sondern aus Gefühlswirkungen. Und gerade indem wir den motorischen Charakter solcher Stellungnahmen betonen, wird es uns leicht, sie in Analogie zu denken zu den anderen motorischen Funktionen unseres Organismus, die sich ebenfalls anpassen. Während der Assoziationismus über das mechanische nicht hinaus kommt, gilt es uns das Denken gerade als organische, d. h. sich anpassende Funktion zu begreifen[1]). Das

1) Vgl. für diese Analogie der psychischen Phänomene mit den organischen Funktionen bereits Steinthal, Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1871.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber können wir am leichtesten, wenn wir in den Bewegungsinnervationen einen wesentlichen Faktor des Denkens sehen.

7.

Wir haben also bisher gesehen, daß die Gefühle und Stellungnahmen sowohl als assoziierender Faktor wie als assoziierte Inhalte in Betracht kommen. Handelt es sich um wirkliche Vorstellungen, die assoziiert werden, so kommen die Gefühle nur als assoziierende Faktoren in Betracht, wir haben indessen gezeigt, daß in vielen Fällen, wo von Ähnlichkeitsassoziation usw. gesprochen wird, es sich gar nicht um wirkliche Vorstellungen handelt, sondern daß oft bloße Gefühle und Stellungnahmen auch den Inhalt der Assoziation bilden.

Wir haben bisher nur von Gefühlen und Stellungnahmen ganz im allgemeinen gesprochen und die Qualität derselben wenig berücksichtigt. Das geschah hauptsächlich aus dem Grunde, weil die von uns gekennzeichneten Stellungnahmen meist ziemlich komplexer Natur sind, indem sich affektive Gefühle mit den verschiedensten anderen Stellungnahmen so verbinden, daß eine Gruppierung nicht ganz leicht ist.

Indessen können wir wohl im allgemeinen sagen, daß Lustgefühle fördernd wirken, Unlustgefühle hemmend. Davon ist besonders das erste allgemein zugestanden, bei letzterem sind Zweifel erhoben worden, indem man darauf hinwies, daß die Angst oft höchst schöpferisch sein kann[1]). Die Sache liegt in der Tat nicht einfach. Man muß da zunächst alle die Fälle anschließen, wo es sich um bloße Angstillusionen handelt, was nur ein schlechtes Hinsehen, keine besondere schöpferische Aktion zu beweisen braucht. Oft aber handelt es sich bei der gesteigerten Tätigkeit der Assoziationen in der Angst um ein Abwehren der Angst, ein Sichwehren vor jenem Gefühl und den sich aufdrängenden Vorstellungen, was wohl von der Angst selber zu scheiden ist. Daß aber jedenfalls die oben erwähnte Teilung der Gefühle in fördernde und hemmende, je nach ihrem Lust- oder Unlustgehalt, nur ganz cum grano salis zu nehmen ist, geht auch daraus hervor, daß oft Lustgefühle, besonders Stimmungen der Behaglichkeit usw. einschläfernd und hemmend wirken.

Mir scheint, daß man eine allgemeine Entscheidung überhaupt hier nicht treffen kann, daß höchstens über den einzelnen Fall etwas

---

1) Jene Theorie vertritt z. B. Ölzelt-Nevin, während z. B. Ribot das Gegenteil behauptet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auszusagen wäre. Es kommen da stets neben dem aktuellen seelischen Phänomen so viel andere, in der Gesamtdisposition liegende Faktoren zusammen, daß sich die widersprechendsten Dinge ergeben können. Wir lassen also eine endgültige Entscheidung hier dahingestellt sein und betonen nur, daß starke Gefühle jeder Art den Vorstellungsverlauf zu beeinflussen pflegen. Ob sich das als Förderung oder Hemmung ansieht, hängt meist von dem Standpunkt ab, der Richtung, unter der man das Denken betrachtet. Daß eine Beeinflussung überhaupt stattfindet, wird nicht abgestritten werden können und nur dies allein ist für uns hier Thema probandum.

8.

Nun hat zwar die Assoziationspsychologie allerdings nicht völlig den Einfluß der Gefühle auf den Vorstellungsverlauf übersehen, denn dafür ist die Wirkung doch zu handgreiflich. Getreu jedoch ihrer unrichtigen Grundannahme, daß die Vorstellungen der Faden seien, der den Ablauf unserer psychischen Prozesse zusammenhielte, weist man den Gefühlen nur eine Rolle zweiten Grades zu, die völlig irreführt und im Grunde gar nichts erklärt.

So gibt z. B. Ziehen zu, daß der »Gefühlston« der Vorstellungen ein wichtiges Moment sei für den Ablauf der Ideenassoziation. Er schreibt in seinen Vorlesungen über physiologische Psychologie: »Vorstellungen, welche von lebhaften Gefühlstönen, sie seien positiv oder negativ, begleitet sind, haben stets größere Chancen zu dem Wettbewerb der Ideenassoziation, — — aus ihrer Latenz herauszutreten. Denken Sie an die Universitätsstadt, in welcher Sie früher gewesen sind; die Wortvorstellung des Namens der Stadt wird in der übergroßen Mehrzahl der Fälle Sie zuerst an das Angenehme und Unangenehme erinnern, was Sie dort erlebt haben: alle von irgend erheblicheren Gefühlstönen begleiteten Erinnerungsbilder werden Ihnen zuerst auftauchen. Kurz gesagt, wir wenden uns denjenigen Vorstellungen zu, welche uns die interessantesten sind. Diese Einwirkung des Gefühlstons kann zuweilen, namentlich in pathologischen Fällen, so übermächtig werden, daß die übrigen Faktoren, welche den Vorstellungsablauf bestimmen, ihren Einfluß fast ganz verlieren. Wir empfinden die Assoziation dann geradezu als Zwang[1]).«

Das ist im wesentlichen alles, was Ziehen über den Einfluß der Gefühle auf die Assoziation zu sagen hat. Dabei ist natürlich nicht

1) Ziehen a. a. O. S. 185.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das geringste darüber ausgesagt, wie und warum der Gefühlston diese Wirkung hat. Im übrigen ist er bei Ziehen nur ein Faktor neben drei anderen: der assoziativen Verwandtschaft, der Deutlichkeit und der Konstellation, die zusammen genügen, das Denken streng zu nezessitieren.

Davon haben wir über die assoziative Verwandtschaft bereits gesprochen, nur daß wir sie auch auf einen gemeinsamen Gefühlsgrund zurückführten, das heißt, indem wir statt der hypothetischen Einzelvorstellungen und der ebenso hypothetischen Einzelverbindungen zwischen denselben das Gefühl als gemeinsamen Untergrund annahmen und nicht eine Einzelvorstellung auf unerklärliche Weise eine zweite Einzelvorstellung nach sich ziehen ließen, sondern einen ursprünglichen Zusammenhang, der eben durch Gefühle zusammengehalten war, nach seinen verschiedenen Seiten ins Licht des Bewußtseins kommen ließen.

Was die Deutlichkeit anlangt, die bei der Ähnlichkeitsassoziation eine Hauptrolle spielen soll, namentlich aber beim Wiedererkennen, so steht die Assoziationspsychologie damit besonders schlecht. Denn von der »Deutlichkeit« bei latenten Vorstellungen zu reden, ist an sich eine grobe Contradictio in adjecto. Aber auch sonst sind schwere Bedenken dagegen; es ist für das Wiedererkennen absolut nicht nötig, daß man eine deutliche Vorstellung habe, die meisten Leute haben sogar nachweisbar keine. Sehr viele Menschen, die täglich hundert Mal die großen gothischen Drucklettern lesen und wiedererkennen, haben nicht die geringste deutliche Vorstellung eines großen *R* oder *B* des gothischen Alphabets. Und wie oft bilden wir Ähnlichkeitsassoziationen, bei denen wir die assoziierte Vorstellung gar nicht assoziieren können, wo nur alles mögliche drum und dran, ein Name, Stimmungen usw. sich assoziieren. Und oft genug, im Besinnen usw. wird gerade die Undeutlichkeit der Vorstellung der bestimmte Faktor. Ich glaube, daß die Deutlichkeit oder Undeutlichkeit der Vorstellung für die normale Vorstellung ebenso unwesentlich ist wie für die fixe Idee, worüber nachher ausführlich zu sprechen sein wird. Nur insofern ist etwas richtiges daran, als ein kürzlich vergangenes Erlebnis sich uns leichter aufdrängt als ein längst vergangenes. Indessen muß man auch hier nicht in der Vorstellung selber den Grund für die leichtere Assoziierbarkeit suchen, sondern in den sie begleitenden Gefühlen. Oft kann ich mir ein längst vergangenes Erlebnis in den Einzelheiten noch ziemlich deutlich vorstellen, doch beeinflußt es mein Denken und Handeln gar nicht, weil eben die Gefühle fehlen oder abgeblaßt sind, die es hinein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziehen in den Bewußtseinsstrom. Das was uns als Frische und Lebendigkeit einer Vorstellung erscheint, ist tatsächlich nicht ihre objektive Deutlichkeit, sondern eine stärkere Verknüpftheit mit unserem Fühlen und Handeln. Die Aktualität einer Vorstellung ist ihre Aktivität. Nur diejenigen Vorstellungen treten ins Bewußtsein, die mit unserem Handeln in Beziehung stehen, was sich eben im Bewußtsein meist durch ein Gefühl des Interesses, der Bedeutsamkeit usw. zu erkennen gibt. Wir können mit Bergson annehmen, daß durch die Tätigkeitstendenzen die Auswahl aus der Fülle der Vorstellungen bewirkt wird, man muß aber hinzufügen, daß sich phänomenologisch im Bewußtsein dieses zum Handeln Drängende darstellt als eine Gefühlsbetontheit. Diese mag sich manchmal oberflächlicher Betrachtung als größere Deutlichkeit darstellen, mag auch manchmal als sekundäre Folge die deutlichere Ausmalung nach sich ziehen. Dasjenige, was die Vorstellungen ins Licht des Bewußtseins rückt, ist stets ihre Gefühlsstärke und ihre Verknüpfung mit motorischen Tendenzen, ein teleologisches Moment also, nicht ein kausales, wie es die Assoziationspsychologie will. Wir müssen also den Faktor der Deutlichkeit als bestimmendes Moment im Vorstellungsverlaufe fallen lassen. Was daran richtig war, war daß häufig ein stärkerer Gefühlscharakter gewisser psychischer Phänomene sekundär größere Deutlichkeit mit sich brachte; aber dasjenige, was primär war, was auch das Ausschlaggebende für die Wirksamkeit der »Vorstellungen« ist, ist ihre Gefühlshaltigkeit und ihre Beziehung zu den Tätigkeitsdispositionen.

Es bleibt nun der Begriff der Konstellation, der in der Psychologie viel Anklang gefunden hat und ohne Zweifel für gewisse Beschreibungen sehr praktisch ist. Ziehen erklärt ihn folgendermaßen: »Seien *b, c, d, e, f* fünf latente Vorstellungen, die vor allem als Nachfolgerinnen von *a* in Betracht kommen. Diese Vorstellungen *b, c, d, e, f* stehen meist selbst untereinander durch direkte oder indirekte Assoziationsbahnen in Verbindung. Nun kommt ein wichtiges Gesetz, welches wir der allgemeinen Nervenphysiologie entnehmen, zur Geltung. Dieses läßt sich für unseren Zweck so ausdrücken: Wenn in zwei durch eine Leitungsbahn verbundenen Rindenelementen *b* und *c* eine Erregung von bestimmter Größe, z. B. von der Größe *m* in *a* und von der Größe *n* in *b* besteht, so können sich die beiden Erregungsgrößen gegenseitig modifizieren. Diese Modifikation kann sowohl in einer Hemmung wie auch in einer Anregung bestehen. Kehren wir nun zu unseren latenten Vorstellungserregungen *b, c, d, e, f* zurück, welche alle gewissermaßen psychisch zu werden be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehren. Diese stehen dem eben angegebenen Gesetz zufolge sämtlich unter einander in einem komplizierten Verhältnis gegenseitiger Hemmung und Anregung[1]). Diese gegenseitige Hemmung und Anregung hat nun zur Folge, daß eine vorzugsweise von Hemmungen getroffene Vorstellung im Wettbewerb der Vorstellungen unterliegt, trotz größerer Deutlichkeit, trotz lebhafteren Gefühlstons und trotz starker assoziativer Verwandtschaft mit der Anfangsvorstellung *a*, während eine in diesen 3 Punkten vielleicht sogar ungünstiger gestellte Vorstellung vermöge der Abwesenheit solcher Hemmungen und begünstigt von Anregungen siegt, d. h. auf die Anfangsvorstellung *a* folgt[2]).« Leider sind bei dieser fast ganz hypothetischen Konstruktion vor allem die Begriffe Anregung und Hemmung ziemlich unklar. Auch ist ja überhaupt die ganze Verknüpftheit der Vorstellungen (die ganz unrichtig als für sich bestehende Wesenheiten gefaßt sind), durch Leitungsbahnen bloß hypothetische Konstruktion, die wohl ein geistreicher Versuch ist, sich die Wirkung der Vorstellungen aufeinander zu verdeutlichen, aber sich weder tatsächlich nachweisen läßt, noch auch alle Bedürfnisse einer solchen Theorie erfüllt.

Ebbinghaus, der den Begriff der Konstellation von Ziehen übernommen hat, glaubt mit diesen bewußten und unbewußten Reproduktionstendenzen die ganze Einheitlichkeit und Stetigkeit unseres Seelenlebens für größere und kleinere Zeitabschnitte erklären zu können. Er gibt folgendes Beispiel: »Ich breche abends meine Arbeit ab, gehe aus und schlafe hinterher viele Stunden, ohne an sie zu denken. Am nächsten Morgen werde ich zunächst durch Ankleiden und Frühstücken, Briefe und Zeitungen mannigfach in Anspruch genommen und zerstreut, aber sobald ich mein gewohntes Arbeitszimmer betreten, den gewohnten Platz an meinem Schreibtisch eingenommen und meine letzten Aufzeichnungen flüchtig angesehen habe, ist alle Zerstreutheit verschwunden und die gestrigen Gedanken sind wieder da«[3]).

Mir scheint, dieses Beispiel läßt sich auch anders erklären als durch die hypothetische gegenseitige Hemmung und Förderung von Vorstellungen. Die Vorstellungen, die sich hier assoziieren, sind

---

1) Es kommen hierzu namentlich noch die Hemmungen und Anregungen hinzu, welche die naszierenden Vorstellungen in ganz besonderem Maße von seiten der früheren Vorgängerinnen von *a*, der vor kurzem aktuell gewesenen Vorstellungen, erfahren. (Anmerkung Ziehens.)

2) Ziehen a. a. O. S. 186.

3) Ebbinghaus a. a. O. S. 699.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allerdings vorhanden, aber sie sind sekundäre Erscheinungen. Dasjenige, was die Einheit herstellt, ist eine festgehaltene Willenstendenz, eine spezifische Stimmung, die ihrerseits die Vorstellungen heranziehen. Denn das Bewußtsein sagt uns nichts davon, daß eine Vorstellung, die andere hemmt oder fördert, abgesehen von dem Falle, wo starke Gefühlsmomente mitsprechen. Indessen führt das obige Beispiel bereits hinüber zu dem teleologischen Denken, das in einem besonderen Kapitel besprochen wird.

Hier möchte ich zunächst noch an einigen anderen, von Assoziationspsychologen gegebenen Beispielen dartun, daß ihre Beispiele sich besser auch ohne den Konstellationsbegriff erklären lassen. So führt Moskiewicz[1]) folgendes an: »Ich höre in meinem Zimmer zwölf Uhr schlagen, und bald darauf höre ich Schritte vieler Menschen auf der Straße; da weiß ich, daß es Schulkinder oder Arbeiter aus der Fabrik sind, die jetzt um zwölf Uhr nach Hause gehen. Würde ich es vorher nicht gerade zwölf Uhr haben schlagen hören, so konnte ich an ein vorbeiziehendes Militär oder an einen Straßenauflauf denken.«

Mir scheint, es genügt vollkommen, um eine Erklärung dieses Beispiels herbeizuführen, die Zeitstimmung heranzuziehen, die unser Handeln immer begleitet. Diese ist verstärkt durch die Wahrnehmung des zwölf Uhrschlagens, doch genügt oft die bloße zeitliche oder lokale Stimmung, um uns nichts Auffälliges in solch einem Lärm sehen zu lassen. Aus dieser gemeinsamen Zeitstimmung heraus läßt sich dann leicht auch die Vorstellung des Mittags heraufbeschwören, die aber nur zur Verdeutlichung dient und deren Heranziehung eben durch das gemeinsame Gefühl möglich ist. Zwar macht Moskiewicz selber gerade bei Gelegenheit dieses Beispiels auf den Gefühlston aufmerksam, bemerkt aber dazu, er wolle davon absehen. Mir scheint, dadurch wird jedoch das Problem ins Unlösbare gezogen. Was er für sich anführt, daß man beim zielbewußten Nachdenken von Gefühlen möglichst zu abstrahieren suche, scheint mir nicht zu recht zu bestehen. Man muß hier scheiden, ob die Gefühle Inhalt des Nachdenkens sind oder bloß die richtunggebenden und fixierenden Momente. Als Inhalt wird man sie gewiß bei wissenschaftlichen Problemen usw. möglichst zurückdrängen, während sie beim Nachdenken des Dichters z. B. auch als Inhalte höchst wichtig sind. Als fixierende und richtunggebende Momente jedoch sind sie bei allem Nachdenken wichtig, denn dasjenige, was auch das wissenschaft-

1) Moskiewicz, Archiv für die ges. Psychologie. Bd. XVIII. S. 329.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Problem als solches konstituiert, ist ein Gefühl, was sich zur verzehrenden Qual und Leidenschaft steigern kann. Davon jedoch später. —

Nicht anders scheint es mir mit dem Beispiel Wahles[1]) zu liegen, auf das Ziehen und andere zurückgreifen. Es war ihm lange keinerlei Erinnerung an Venedig aufgetaucht, obwohl das gotische Rathaus seiner Heimatstadt, an dem er vorüberging, mit dem Stabwerk an den Fensterbögen sehr wohl geeignet gewesen wäre, die Erinnerung an die Bögen der Arkaden des venetianischen Dogenpalastes wachzurufen. Das Rathaus brachte ihm zahlreiche andere Assoziationen, aber nie eine an Venedig. Plötzlich trat eines Tages beim Anblick des Rathauses das Erinnerungsbild des Dogenpalastes Wahle vor Augen. Er besann sich, und es fiel ihm ein, daß er vor zwei Stunden bei einer Dame eine Brosche in der Form einer Venetianer Gondel gesehen hatte. Dies wird als Einfluß der Konstellation erklärt.

Nun hat es gewiß sein Schwieriges, Beispiele anderer, die man nicht zur Befragung zur Hand hat, zu analysieren. Trotzdem scheint mir aus diesem Beispiel nicht im geringsten hervorzugehen, wie die frühere Vorstellung durch ihr bloßes Dagewesensein die zweite hervorgerufen haben soll. Erklärlich wird, wie mir scheint, auch dieses Beispiel erst, wenn man annimmt, daß jene erste Wahrnehmung stark gefühlsbetont gewesen sei, denn daß sich Vorstellungen mit starken Gefühlen fortwährend hineindrängen in unseren Bewußtseinsverlauf, das können wir jeden Tag beobachten. Die bloße »Konstellation«, ohne Zuhilfenahme von Gefühlen, scheint mir hier wenig zu erklären.

Indessen möchte ich noch auf jenen von Ebbinghaus vertretenen Gedanken zurückgreifen, daß durch die Konstellation der Vorstellungen die ganze Stetigkeit in unserem Denken usw. bedingt sei. Mir scheint in allen diesen Fällen das Vorstellungsleben abhängig zu sein vom affektiven Leben, den Gefühlen und dem Willen. Es ist die gemeinsame Grundstimmung, das affektive Eingestelltsein, was erst die Konstellation schafft, denn niemals machen Vorstellungen allein einen Zustand unseres Ichs aus. Wir können nämlich, indem wir durch eine Dosis Alkohol unser affektives Leben modifizieren, jene Konstellation vollkommen zerstören, ohne daß doch die Vorstellung des Alkohols das bewirkte. Was ist es andererseits, daß wir an manchen Tagen, wo wir »nervös« sind, in derselben äußeren Konstellation uns nicht konzentrieren können. Es handelt sich in

1) Beschreibung und Einteilung der Ideenassoziation. Vierteljahrsschrift für wiss. Philos. 1885. Bd. IV.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen Fällen um eine starke Gefühlsalteration, die ganz andre Vorstellungen herbeiführt. Im Grunde jedoch führen alle diese Dinge auf die Probleme des Ich und seiner Zustände zurück. Aber mir scheint, daß niemals ein Ichzustand durch Konstellation von Vorstellungen bedingt wird, stets ist es das Gefühl, das unsere Ichzustände bedingt, darin stimme ich ganz mit Lipps und K. Oesterreich überein, während alle Vorstellungen nur sekundär sind.

9.

Wenn bisher die Tatsache, daß die Gefühle den Bewußtseinsverlauf fördernd beeinflussen, so wenig beachtet ist, so hat man immerhin dem hemmenden Einfluß etwas mehr Beachtung geschenkt, obwohl es natürlich im letzten Grunde dasselbe ist, ob dieselbe Vorstellung oder verschiedene Vorstellungen durch einen Umstand herbeigeführt werden; denn auf die Tatsache des Beeinflussens überhaupt durch jenen Umstand kommt es an.

Am grellsten tritt der hemmende, festhaltende Einfluß der Gefühle hervor in jenem Phänomen, das man gewöhnlich als Zwangsvorstellung bezeichnet, das aber viel sachgemäßer und richtiger als Zwangsgefühl bezeichnet wurde.

Die ältere Definition freilich sieht das noch nicht ein. So definiert Westphal z. B.: »Zwangsideen sind solche Vorstellungen, welche gegen und wider Willen des betreffenden Menschen in den Vordergrund des Bewußtseins treten, welche sich nicht verscheuchen lassen, den normalen Ablauf der Vorstellungen hindern und durchkreuzen, welche der Befallene stets als abnorm, ihm fremdartig anerkennt und denen er mit seinem gesunden Bewußtsein gegenübersteht«[1]).

Indessen wird eine genaue Analyse eines solchen Falles zeigen, daß ja gar nicht bestimmte Vorstellungen sich aufdrängen, sondern daß es meist Gefühle sind, die allerdings gewisse Vorstellungen festhalten.

Ich gebe ein Beispiel von Thomsen: »Ein Patient, stark belastet, hochbegabt und von heiterem Temperament, nimmt infolge chronischen Magendarmkatarrhs 30 Pfund an Körpergewicht ab. Damit stellen sich Zwangsvorstellungen ein. — Ganz plötzlich begann der abnorme Zustand. Er sah seine Frau mit einem seiner guten Freunde im Garten zusammen sprechen und blitzartig schoß ihm der

1) Archiv für Psychiatrie, Bd. 3. Zitiert nach Störring, Vorl. über Psychopathologie, S. 298.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedanke durch den Kopf, daß zwischen beiden unlautere Beziehungen beständen. — Obwohl er sich völlig bewußt war, wie unsinnig dieser Gedanke aus inneren und äußeren Gründen war, ließ ihn derselbe nicht los, sondern beschäftigte ihn unablässig. Er verbarg seinen Gedanken sorgfältig vor jedermann, aber von dieser Zeit ab zeigte er sich deprimiert, hatte kein rechtes Interesse mehr an Geschäft und Zerstreuungen, verlor Schlaf und Appetit. Die Vorstellung, infolge der Vernachlässigung des Geschäfts zu verarmen, tauchte auf, gleichzeitig aber neben der Idee der Untreue seiner Frau ein intensiver Trieb, die Frau zu töten und sich das Leben zu nehmen. Sorgfältig entfernte er alle Waffen aus dem Hause und ging jeder Gelegenheit aus dem Wege, suchte sich immer wieder abzulenken, da er genau wußte, wie unsinnig der Verdacht war. — Als er eines Tages seine Frau (dieselbe war schwindsüchtig) an der Schulter massierte, kam ihm der Gedanke, sie zu erwürgen, in so zwingender Stärke, daß er entfloh, um ihn nicht auszuführen«[1]).

Wir haben hier ein gut beschriebenes, typisches Beispiel für eine sogenannte Zwangsvorstellung. Aber ist es nun wirklich eine Vorstellung, die fixiert wird? Nein, es ist weder dieselbe Vorstellung, noch ist es überhaupt immer ein Vorstellung, sondern oft ein »Gedanke«, der nach neueren Forschungen etwas ganz anderes ist. Von einer Zwangsvorstellung könnten wir höchstens reden, wenn dasselbe Bild sich immer wieder aufdrängt, wenn z. B. jener Patient Thomsens immer wieder dasselbe Bild des Verbrechens in flagranti im Geiste vor sich sähe. Das ist aber gar nicht der Fall. Es mag gewiß zuweilen vorkommen, daß ein einzelnes solches Bild sich aufdrängt, in fast allen Beschreibungen jedoch, die mir bekannt geworden sind, ist das nicht der Fall. Die Ursache kann also nicht in der Vorstellung liegen. Was gleich ist, ist stets nur ein allgemeines Angstgefühl, nur eine allgemeine Richtung, die sich die verschiedensten Situationen ausmalt. Und analysieren wir die »Idee«, die in allem gemeinsam ist, so bleibt überhaupt kein gemeinsamer Rest intellektueller Natur übrig, sondern ein Gefühl, meist der Angst. — Eine Ausnahme machen scheinbar höchstens jene Phänomene, die man Wortzwang oder Onomatomanie nennt. Indessen muß schon der Umstand, daß solche Worte meist einen ganz bestimmten, meist unangenehmen Gefühlston haben, darauf führen, daß auch hier nicht der einzelne Wortinhalt es ist, sondern das Gefühl, das das Wesen dieses Zwangsphänomens

1) Thomson, Klin. Beiträge zur Lehre von den Zwangsvorstellungen. Archiv für Psych. XXVII. S. 319 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausmacht. Ich glaube, daß man selbst diesen Fall nicht halten kann als Beispiel für die Fixierung einzelner Vorstellungen, wie das Störring[1]) noch will, der sonst sich am meisten frei gemacht hat von der alten Anschauung. Auch hier ist das Wort nur das zufällige Kleid des Gefühls, das darin steckt. Und auch der Umstand, daß sich mit diesen Wortvorstellungen, ein Begriff, der ja überhaupt anfechtbar ist, stets der Drang verbindet, sie auszusprechen, dürfte darauf hinleiten, daß wir es vor allem mit einem Zwangstrieb, einem Zwangswollen zu tun haben, nicht mit einer Zwangsvorstellung, die nur sekundär, wenn auch vielleicht im Bewußtsein am repräsentativsten erscheint, genau wie das Störring sehr richtig für den Namenszwang gezeigt hat, wo das Wort nicht vorhanden ist, sondern gesucht wird.

Wir können also für alle Zwangsphänomene, auch ohne die von Störring vorgeschlagene Ausnahme, feststellen, daß dasjenige, was sich durch seine Konstanz als den wahren Inhalt derselben erweist, ein affektives Phänomen (ein Gefühl, ein Trieb, ein Affekt) ist, während die intellektuellen Inhalte durchaus sekundärer Natur sind, die sich das Gefühl oder der Trieb suchen, um sich darin zu betätigen und auszuwirken.

Können wir nun schon nicht für den eigentlichen Inhalt der Zwangsphänomene Vorstellungen gelten lassen, so geht das noch weniger, wenn wir nach dem fixierenden Momente fragen. Das hat Störring bereits sehr gut nachgewiesen, indem er gezeigt hat, daß es meistens Gefühle, Affekte usw. sind, woneben er allerdings noch die Beteiligung von Spannungsempfindungen gelten lassen will[2]). Indessen haben wir ja bereits oben dargetan, daß sich solche Spannungsempfindungen und organischen Vorgänge anderer Art, wenn auch nicht, wie die Lange-Jamessche Theorie es will, als das Wesen, so doch als einen wichtigen Teil in sehr vielen Gefühlen usw. nachweisen lassen. So kann es uns gar nicht verwundern, wenn motorisch bedingte Empfindungen im Sprachapparate, ebenso Muskelsinnhalluzination als Zwangsphänomene wirken. Diese Dinge als Zwangsvorstellungen (im exakten Sinne) anzusehen, haben wir gar keinen Anlaß.

Von seiten der Assoziationspsychologie ist nun der Versuch gemacht worden, ihr Prinzip dadurch zu retten, daß man nicht nur den Inhalt der Zwangsphänomene, sondern auch das fixierende Moment

1) Störring a. a. O. S. 319.
2) Hierzu Störring a. a. O. S. 307 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in den Vorstellungen selber suchte. Und zwar glaubte man die Fixierung aus der abnormen Intensität der Vorstellungen herleiten zu können. Indessen ist dem aus den verschiedensten Gründen zu widersprechen. Zunächst ist der Begriff Intensität der Vorstellungen aus mehrfachen Gründen anzufechten[1]). Wenn darunter die Deutlichkeit etwa verstanden werden soll, so ist dazu erstens zu bemerken, daß große Deutlichkeit im normalen Seelenleben durchaus nicht fixierend wirkt. Eher ließe sich noch das Umgekehrte sagen: es kommt zwar vor, daß eine mir nur undeutlich vorschwebende Erinnerung zum Zwecke größerer Verdeutlichung im Blickpunkt des Bewußtseins festgehalten wird, niemals habe ich jedoch die Bemerkung gemacht, daß Gesichter, die mir deutlich in der Erinnerung sind, mir darum länger vorschweben als undeutliche. Andererseits geben die Kranken in der Regel bei ihren Zwangsvorstellungen in der Regel nichts Derartiges an. Wenigstens ist mir von Kranken, die ich beobachten konnte, eine derartige Äußerung kaum gemacht worden.

Man läßt nun, da es überhaupt mit der Intensität von Vorstellungen eine zweifelhafte Sache ist, die psychische Seite außer Beachtung und legt den Nachdruck auf die physiologischen Korrelate der Vorstellung. Von der Annahme einer gesteigerten Anspruchsfähigkeit ausgehend, bei der der gleiche Reiz einen stärkeren Erregungsvorgang in der Rinde auslöst als bei der gewöhnlichen Anspruchsfähigkeit dieser Zentren, nimmt man eine abnorme Intensität der Korrelate der Vorstellungen als Ursache oder Mitursache des Zustandekommens von Zwangsvorstellungen an. Indessen ist der charakteristischste Vertreter dieser Anschauung, Friedmann[2]), bereits von Störring so gut in meinem Sinne widerlegt worden, daß es mir überflüssig erscheint, die Gründe Störrings zu wiederholen. Seine Polemik stützt sich vor allem auf den Nachweis, daß die Fälle Friedmanns nichts für die Intensität der Vorstellung beweisen, sondern bloß eine Reproduktion eines Affektes von gesteigerter Intensität sind[3]).

Ich möchte meinerseits noch ein paar andere Bedenken einwenden gegen die Theorie von den zwanghaften Vorstellungen. Ich habe

---

1) Ich verweise auch auf die glänzende Polemik gegen Anwendung des Intensitätsbegriffs auf psychische Zustände, wie sie H. Bergson gibt in »Les Données immédiates de la Conscience.«

2) Friedmann, Über den Wahn. Wiesbaden 1894.

3) Störring a. a. O. S. 309.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an anderer Stelle[1]) dargetan, daß die meisten Menschen im normalen Zustande auf einzelnen Sinnesgebieten, wie Geruch, Geschmack, Getast usw., gar keine Vorstellungen zu bilden vermögen, sondern daß sie sich meist auf kinästhetischem Wege Ersatz zu schaffen wissen, d. h. sie schaffen sich gleichsam künstliche Illusionen. Auf jeden Fall wird von den meisten Menschen nicht der Geruch der Rose als Vorstellung reproduziert, sondern gewisse vage Empfindungen beim Einatmen werden umgeben mit der Reproduktion eines Gefühls und einer abstrakten Einstellung auf eine Rose, so daß das Gesamtphänomen ähnlich fungiert wie eine Reproduktion des Rosengeruchs. Beispiele für solche Dinge habe ich an der betreffenden Stelle mehr gegeben. — Vielleicht dürfen wir von diesen normalen Fällen auch auf die pathologischen einen Schluß ziehen. Dahin scheint mir auch die Argumentation Friedmanns zu deuten, wenn er sich auf das Gedankenlautwerden stützt. Er schreibt: »die lautwerdende Vorstellung ist identisch mit der Zwangsvorstellung, das Innervationsgefühl, welches im Kehlkopf jedes gedachte Wort begleitet, wird hier mächtiger, und da die Besinnung wohl erhalten ist, kann gar keine andere Erklärung ausgedacht werden als die, daß es mächtiger wird, weil eben die ganze Vorstellung intensiver wird.« Mir scheint dabei die letzte Annahme nicht richtig zu sein. Nicht nur nehme ich mit Störring an, daß die stärkere Intensität des »Innervationsgefühls« im Kehlkopf auch dann eintreten muß, wenn nur die Sprachzentren sich im Zustande gesteigerter Reizbarkeit befinden; nein, die Vorstellung ist ja gar nicht die Ursache, sondern die Folge des Sprechens. Tatsächlich liegt die Sache doch so, wie man leicht durch Selbstbeobachtung feststellen kann, daß die wirkliche ausgeführte Vorstellung erst nach dem Sprechen da ist, daß im Sprechen selber durch das Sprechen erst sich die Vorstellung formuliert. Heinrich von Kleist hat in seinem geistvollen Aufsatz »über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden« das einmal formuliert: L'idée vient en parlant«. Wie wir im normalen Leben meist erst wirklich klar vorstellen, wenn wir gesprochen haben, während vorher nur eine ganz vage Einstellung, ein Richtungsgefühl vorausging, so können wir auch in solchen pathologischen Fällen die Vorstellung nicht als die Ursache, sondern als die Folge des Sprechens ansehen. Hierfür wäre dann noch weiter die Tatsache zu erwähnen, die Störring anführt, daß auch dort, wo wirkliche Halluzinationen vorliegen, häufiger dort Zwangsvorstellungen gefunden werden, wo

1) Zeitschrift für Psychologie. LX. S. 385 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugleich Erregungsanomalien im Sprechapparat vorliegen, als bei Halluzinationen ohne diese Komplikation. Jedenfalls aber dürfen wir einen solchen Drang zum Sprechen nicht auf dem Gebiete der Vorstellung suchen, sondern auf dem Gebiete der subjektiven Aktivität, des Willens. Alles in allem jedenfalls wird man eine gesteigerte Intensität der Vorstellungen — wenn man darunter reproduzierte Empfindungen versteht — nur in jenen seltenen Fällen annehmen dürfen, wo wir es mit Halluzinationen zu tun haben, bei deren Zustandekommen meist auch noch andere Faktoren als rein imaginative in Betracht zu ziehen sind. Auch die sogenannten Sprechbewegungsvorstellungen darf man, wenn man ganz exakt den Begriff der Vorstellung faßt, nicht hierher rechnen, weil das Sprechen kein Reproduzieren, sondern eine motorische Tätigkeit ist, also eher unter den Begriff einer Zwangstätigkeit, eines Zwangswollens fällt als unter den des Zwangsvorstellens.

Jedenfalls können wir als fixierendes Moment bei allen fixen Ideen affektive Phänomene feststellen. Denn die Vorstellung ist nur der fixierte Inhalt, und wie wir oben gezeigt haben, ist sie meist ganz sekundärer Natur. Wenn sie trotzdem als Ursache erscheint, so wird der logische Fehler begangen, daß man eine zufällige Auslösung als Ursache fälschlich annimmt.

Wir haben so ausführlich von den pathologischen Zwangsphänomenen gesprochen, darum, weil sie in besonders deutlicher Weise uns einen Fall zu illustrieren scheinen, der im alltäglichen Leben beständig vorkommt. Wie die meisten pathologischen Phänomene, sind auch diese nur abnorme Vergrößerungen von Dingen, die auch in der normalen Psyche vorgehen. Pathologisch werden sie erst dann, wenn sie dem Bestand des Lebens gefährlich werden. —

Jedem werden sofort aus eigener Erfahrung eine Menge von Beispielen zur Hand sein, wo solche Zwangsphänomene sich eingestellt haben. Bald wird er im Zweifel gewesen sein, ob er seine Haustür oder seinen Geldschrank nicht zuzuschließen vergessen hat, ob er nicht Briefe vertauscht oder beim Weggehen die Lampe zu löschen vergessen hat, kurz alle jene kleinen Dinge, die unsere Stimmung so stören können. Wer aber hat nicht auch beachtet, daß diese Dinge sich in nervösen Zuständen bedenklich mehren? Und doch sind die »Vorstellungen« dieselben, nur die affektive Färbung ist an solchen Tagen anders. Und wer weiß nicht, wie einem ein bevorstehendes peinliches Ereignis lange vorher seine Schatten unangenehm über den Weg warf? Wie ein bevorstehendes Unglück, und wär's auch nur ein Examen, einen bitteren Tropfen in jeden Becher fallen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ließ? Was in solchen Fällen immer wiederkehrt, ist auch nirgends die innere gleiche Vorstellung, sondern das Gefühl, das sich immer neue Formen schafft, sowie die alten verbraucht sind. Ich erinnere mich ganz genau aus einer vergangenen stark neurasthenischen Periode meines Lebens, wie mich gewisse Ideen eine Zeitlang quälen konnten, bis sie eines Tages wie durch einen Zauberschlag weg waren und durch neue ersetzt wurden, so daß ich mir gar nicht mehr denken konnte, wie jene ersten Schreckgespinste mich je zu schrecken vermocht hatten. Überall in solchen Fällen ist nicht die Vorstellung, sondern das Gefühl primär.

Im übrigen sind es natürlich gar nicht die trüben Gefühle und Affekte allein, die sich so fest in unserem Bewußtsein etablieren und immer wieder, wie ein Kork in einem bewegten Bache, an die Oberfläche tauchen. Auch die Freude kann so wirken Ein Mensch, der eben das große Los gewonnen hat, wird von diesem Freudegefühl genau so beherrscht, wie ein Kranker von seinen Angstgebilden. Immer wieder spricht er davon und jedem muß er sein Glück mitteilen. Dabei ist in seinen Gedankengängen nicht etwa immer die Vorstellung jenes großen Loses, auch nicht die eines Haufen Goldes, sondern beständig quellen in ihm neue Ideen auf, was er anfangen will in seinem Glück. Der ruhende Pol in dieser Erscheinungen Flucht ist stets das Gefühl, das nur in immer neuen Seifenblasen flimmert[1]).

Übrigens ist es auch mit den unangenehmen Zwangsgefühlen so. Auch hier steht nicht die eine »Vorstellung« der offenen Geldschranktür beständig vor der Seele, im Gegenteil, diese ist meist höchst geschäftig, sich immer neue Möglichkeiten auszumalen, was geschehen könnte, daneben allerdings auch, diese wieder vor sich selber hinweg zu disputieren.

Überall ist's aber das Gefühl, das einmal eine gewisse Richtung

1) G. E. Müller hat den Begriff der Perseveration der Vorstellung eingeführt. Indessen scheinen alle solche Fälle besser auf eine Perseveration des Gefühls zurückzuführen zu sein, denn meist ist eine solche Perseveration, z. B. wenn ich einen Brief auf einen Spaziergang einstecken will, im Gedächtnis nur als vages Gefühl vorhanden, das als Unterton mein übriges Denken begleitet. Denn sehr oft kommt es dabei vor, daß die perseverierende »Vorstellung« dem Gedächtnis entschwindet, daß nichts bleibt als ein Gefühl, daß etwas zu tun war, man aber nicht sich besinnen kann, was es gewesen ist. Oft kann man nur, indem man diesem Gefühl nachgeht und seinen assoziierenden Bahnen nachspürt, nach langer Mühe erst die perseverierende Vorstellung wieder auftreiben, die also nicht den Erklärungsgrund für das ganze Phänomen abgeben kann. Dieses also kann nur in Gefühls- und Willensprozessen zu suchen sein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Vorstellungsverlauf konstituiert, andererseits auch immer wieder neue Vorstellungen heranzieht, jedenfalls den Bewußtseinsstrom in ganz bestimmte Bahnen zwingt.

Stets ist das Gefühl, nicht der intellektuelle Inhalt die wahre Ursache. Wenn *A* immerfort an den Tod von *N* denken muß, *B* aber nicht, obwohl er dieselbe Todesanzeige erhalten hat, so liegt es eben daran, daß bei *B* andere Gefühlsdispositionen sind, die erst jenes Festhalten der Vorstellung bewirken. Indessen ist das im Grunde so banal, daß man nicht dabei zu verweilen braucht, wenn nicht die landläufige, sich ans Äußerliche haltende Redensart von der Zwangsvorstellung einen falschen Sachverhalt suggerierte.

10.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß gerade der biologisch allerwichtigste Teil unseres Geisteslebens, das bewußte Nachdenken, am allerwenigsten von der Assoziationspsychologie gelöst werden kann. Denn im Grunde reichen die »Assoziationsgesetze« aus, um das Geistesleben eines Verrückten zu erklären, der in der Tat nach Ähnlichkeit und Berührung assoziiert. Für den geistig gesunden Menschen, der Probleme umkreist und Pläne entwirft, dafür reichen jene sogenannten Gesetze nicht aus. Denn wenn nach jener Psychologie unser Denken ein Abspulen von Reproduktionen ist, so wird man damit niemals die Tatsache erklären können, wie so sich ein gewisses Ziel im Denken konstituieren kann, das jene teleologische Führung der aufquellenden Inhalte des Bewußtseins bewirkt.

Das ist nun neuerdings auch von Psychologen, die im wesentlichen auf dem Standpunkt des Assoziationismus stehen, zugegeben worden und sie haben versucht, ihren Standpunkt so zu erweitern, daß sie von dort aus auch dem oben gekennzeichneten Problem gerecht werden könnten. Man hat das vermittelst der Einführung des Begriffs einer Gesamtvorstellung oder Obervorstellung versucht.

Durch diese Obervorstellung des gesamten Wirklichkeitszusammenhangs, um die Terminologie Liepmanns zu benutzen, die vorausgeht und festgehalten wird, ist die Anknüpfung bestimmt. Liepmann gewinnt diesen Begriff durch Vergleichung von Ideenflüchtigen mit Geistig-Normalen. Der Ideenflüchtige reiht dabei eine Vorstellung an die andere und jede folgende wird durch die vorhergehende hervorgerufen. Anders beim normalen Menschen: hier tritt »eine Gesamtvorstellung von seinem Zustand auf und der ganzen Situation, in der er sich befindet, ein Komplex der Wirklichkeit, der mit einem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Worte überhaupt nicht zu bezeichnen ist«. »Diese Vorstellung des Gesamtbefindens wird zerlegt und bestimmt das Auftreten und die Reihenfolge der nun auftretenden einzelnen Glieder.« — »Unser geordnetes Denken reiht nicht Einzelvorstellung an Einzelvorstellung, sondern Vorstellungen ganzer Komplexe antizipieren die Richtung der Vorstellungsbewegung, indem sie engere Vorstellungskomplexe hervorsprießen lassen und diese wieder die Einzelvorstellungen, die dem Wort oder einer Wortkombination entsprechen; dadurch sind die Obervorstellungen richtunggebend, daß sie die Regel der Verknüpfung einer ganzen Reihe einzelner Vorstellungen enthalten«[1]).

Diesen Anschauungen tritt auch G. Moskiewicz bei, der auf Einwände Storchs hin den Begriff der Obervorstellung noch genauer zu präzisieren sucht. Er schreibt: »Eine ganze Reihe von Obervorstellungen besteht darin, daß nicht eigentlich inhaltlich bestimmte Vorstellungen in ihnen miteinander verknüpft sind, sondern die — wenn man sich so ausdrücken darf — nur Schemata sind, die sich erst mit Vorstellungen anfüllen sollen, nur Angaben von Richtungen, in denen Vorstellungen verlaufen, nur eine Reihe von Fragestellungen, noch nicht die Antworten. Aber solche Schemata bestehen doch bereits beim Beginn des Nachdenkens und geben diesem Ordnung und Geschlossenheit. — Wie solche Schemata phänomenal im Bewußtsein repräsentiert sind, bleibe dahingestellt, wo es sich nur um das Problem des Denkprozesses handelt. Man wird an Achs Bewußtheiten, an Bühlers Regel- und Beziehungsbewußtsein denken können. In diesem Zusammenhang handelt es sich nur darum, daß hier Gebilde vorliegen, die eine Reihe von Einzelinhalten in sich fassen und dadurch den Vorstellungsablauf regeln«[2]).

Wir sehen dabei, daß dieser letztere Autor selbst, obwohl er offenbar im wesentlichen Assoziationspsychologe ist, doch die Natur dieser Obervorstellungen im Ungewissen läßt, ja sie selbst den Achschen Bewußtheiten naherückt, die durchaus nicht assoziationistisch sind.

Wir wollen nun zunächst gerade die von Moskiewicz offengelassene Frage nach dem tatsächlichen Bewußtseinsbefund im Nachdenken etwas aufrollen.

Um bei den Beispielen zu bleiben, die jene beiden Autoren zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen nehmen, so schreibt Moskiewicz: »Wenn ich gefragt werde, was für einen Spaziergang ich gestern mit

1) Liepmann, Über Ideenflucht. Halle 1904. S. 37.

2) Moskiewicz, Zur Psychologie des Denkens I. Archiv für die ges. Psychologie. XVIII. S. 347.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem Freunde gemacht habe, so bin ich ohne weiteres imstande, das zu sagen. — Der Gesamtkomplex von Vorstellungen, der alle Erlebnisse des gestrigen Spazierganges darstellt, taucht kaum auf. — Die Obervorstellung, die hier von Anfang an vorhanden ist, besteht also eigentlich nur in dem ganz allgemeinen und an sich ganz leeren Wissen um die gestern gegangenen Wege. Dieser Gesichtspunkt, daß es alles Wege sind, die ich gestern mit meinem Freunde gegangen bin, verknüpft nun sofort alle Vorstellungen, die diesem Gesichtspunkt sich unterordnen lassen«[1]).

Bleiben wir bei diesem Fall, so sehen wir, daß eine wirkliche Vorstellung nicht das Gemeinsame machte, sondern ein Beziehungsbewußtsein, ein Richtungsgefühl. Das scheint auch Moskiewicz gemerkt zu haben, denn die, für seine Untersuchungen allerdings nicht direkt leitende Tatsache, daß es sich bei jenen Obervorstellungen eben nicht um Vorstellungen handelt, sondern um andere Bewußtseinsinhalte, läßt er wenigstens der Möglichkeit nach zu.

Vielleicht läßt ein anderes Beispiel noch deutlicher erkennen, was die Art dieses »Beziehungsbewußtseins« ist. Nehmen wir an, wir haben in einer fremdsprachlichen Unterhaltung ein Wort, das uns auf der Zunge lag, nicht gleich finden können. Dieser Umstand, das Stocken meines Redeflusses und meines Gedankengangs erregt ein lebhaftes Unlustgefühl in mir. Da es mir auch durch Umschreibung nicht möglich war, das Wort herauszubringen, so beschäftige ich mich auch später noch mit demselben Problem, versuche hundert verschiedene Dinge, um es herauszubekommen; umsonst. Dabei ist aber gar nichts in meinem Vorstellungsfelde, nicht einmal ein vages Schema, oft aber auch zwei solche Schemen nebeneinander, manchmal meine ich, das Wort wäre dreisilbig, manchmal, es wäre einsilbig gewesen. Bald will mir scheinen, es habe mit *H*, bald mit *R* begonnen, bald scheint mir ein *e*, bald ein *a* darin gewesen zu sein. Bis mir ein Nachschlagen im Lexikon am nächsten Tage offenbart, daß alles falsch war und das Wort ganz anders hieß, als alle Schemata angedeutet hatten. Auch diese Schemen können also nicht das richtunggebende Moment gewesen sein.

Was war es nun, was jenes Nachdenken anregte und ihm die Richtung gab? Die Anregung ist ohne Zweifel von jenem Unlustgefühl ausgegangen, denn dieses kann einen sogar verfolgen, auch ohne daß man sich noch erinnert, wodurch es entstanden ist. Was war aber das Zusammenhaltende? Ich glaube, auch dies können

1) Moskiewicz, a. a. O. S. 341 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir am besten als ein Gefühl, ein spezifisches Richtungsgefühl ansprechen, das negativ, aber nicht positiv ist, eines jener Gefühle, wie wir sie beim Nichtwiedererkennen und beim Bewußtsein des Andersseins haben, die uns wohl sagen können, daß etwas nicht das Gesuchte ist, aber nicht angeben können, was das Gesuchte ist. Sie sind wie jene Reagenzpapiere der Chemie, die uns zwar darüber etwas aussagen, ob etwas eine Base ist oder nicht, aus deren Wesen selber wir aber keineswegs das Wesen der Basen herauslesen können. Es ist eine negative Bestimmtheit, die zur Auffindung des Gesuchten führen kann, aber noch nicht selber das Gesuchte enthält.

Indessen interessiert uns hier zunächst, daß das treibende Moment des ganzen Vorgangs ein Gefühl ist, das sich auch als Willensregung darstellen kann, obwohl sich dann eine solche Willensregung zunächst meist eins jener richtunggebenden Gefühle schafft, eine Lokal- und Zeitstimmung, die nun die anderen Gefühle auf assoziativem Wege nach sich ziehen[1]).

Im Grunde sind jene Dinge die Umkehrungen jener Phänomene, die wir oben als Zwangsgefühle in der Pathologie beschrieben hatten. Wie dort das konstituierende Gefühl Vorstellungen festhielt und umsonst zu entfernen suchte, so ist's hier umgekehrt, denn hier sucht das Gefühl Vorstellungen heranzuziehen, aber in beiden Fällen ist ein Gefühl das treibende, bzw. hemmende Moment in der ganzen Bewegung des Geistes. Daß das Richtunggebende beim Nachdenken keine Vorstellung sein kann, geht ja bereits daraus hervor, daß es oft die Vorstellung gerade ist, die gesucht wird. Auch würden, wenn Vorstellungen beständig die Seele füllten beim Nachdenken, die neuen sozusagen gar keinen Platz haben, während ein Gefühl stets alles andere durchdringen kann, ohne — ich spreche natürlich bildlich — den neuen Platz wegzunehmen. Was uns beim Problem beschäftigt, ist meist gerade der Mangel einer Vorstellung, eine Differenz, um mit Avenarius zu reden. Natürlich ist, indem wir das richtunggebende Moment als Gefühl bezeichnen, dabei gar nicht an Lust-Unlust zu denken. Es ist nur ein vages Eingestelltsein, eine Stimmung, eine Art Atmosphäre, in der auch Vorstellungen auftauchen können, das aber in einer Gesamtheit etwas ganz anderes ist als etwa Vorstellungen, auch wenn man sie sich noch so verschmolzen vorstellt.

Dabei scheint allerdings noch eine starke Gegeninstanz zu be-

---

1) Vgl. Levy-Suhl, Über experim. Beeinflussung des Vorstellungsverlaufs bei Geisteskranken. S. 42 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stehen; nämlich, daß es eine Tatsache ist, daß Gefühle sehr oft dem Denken überhaupt schaden und daß es nicht die eigentlichen Gefühlsmenschen sind, die im Denken am meisten leisten. Indessen hat man hier etwas im Auge, was über das rein Psychologische bereits hinaus weist, das es nicht mit dem richtigen Denken, sondern mit dem Denken überhaupt ohne Berücksichtigung des Erfolges zu tun hat. Gewiß ist zuzugeben, daß Gefühle an falscher Stelle sehr oft das Denken im logischen Sinne ungünstig beeinflussen können. So ist natürlich ein Mensch, dessen religiöse Gefühle sich in seine naturwissenschaftlichen Betrachtungen hineindrängen, gewiß wenig geeignet zum richtigen Denken. Indessen darum handelt es sich bei unserer ganzen Frage gar nicht. Das richtige, das erfolgreiche Denken ist letzten Endes immer eine Sache des Urteils, hier aber fragten wir nur nach dem Denken überhaupt und suchten zu zeigen, daß starke Gefühle nötig sind, um jene Konstituierung des Denkens in einer bestimmten Richtung zu bewirken. Dabei ist gar nicht die Intensität der Gefühle nötig, viel eher die Konstanz und Ausbreitung, die etwas ganz anderes ist. Meistens bezeichnen wir diese konstituierenden, mehr durch Konstanz als durch Intensität wirksamen Gefühle als das Interesse. Und in der Tat ist es ein solches Interesse, das die Konstituierung des Denkens zuwege bringt. Dieses Gefühl wirkt gleichsam wie ein verborgener Magnet, der aus einem Haufen von Staub die Eisenteilchen herausliest. So zieht das Interesse, diese in allem Bewußtsein als Unterstrom vorhandene Gefühlsdisposition, alles in seinen Bann, was es gebrauchen kann. Ob aber etwas daraus wird, darüber entscheiden noch ganz andere Dinge, vor allem die Kontrolle an den Gegebenheiten durch das Urteil. Das aber lassen die Selbstzeugnisse der meisten großen Denker erkennen, daß sie für ihre Probleme von wahrer Leidenschaftlichkeit durchglüht waren, von Gefühlen, die gewiß sich oft nur in einer konstanten inneren Erwärmtheit offenbarten, die aber zuweilen auch zu leidenschaftlicher Glut ausbrechen konnten. Und diese Gefühle sind es denn auch, die sowohl einerseits das reichliche Strömen von Assoziationen überhaupt bewirken, wie auch deren Richtung. Besonders bekannt ist ja bei allen Künstlern, wie sehr Zeiten starker Gefühlsergriffenheit ihr Schaffen treibend beeinflußten, und das darum, weil für sie Gefühle nicht nur treibendes Motiv, sondern oft auch Schaffensmaterial sind. Letzteres fällt natürlich beim reinen Denker weg, doch daß wenigstens als Beförderung des Denkens starke Gefühle mitwirken, läßt sich auch hier erweisen. So hat Ostwald bei seinen »großen Männern« gezeigt,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß ihre stärksten Gedanken gerade oft in Zeiten der Brautschaft und der jungen Ehe wurzeln. Und auch sonst läßt sich bei Denkern der Einfluß der Gefühle stark genug erweisen.

Zum richtigen und erfolgreichen Denken aber gehört vor allem auch ein geschärftes Urteil. Und wenn Gefühlsmenschen und Träumer, wenn Berauschte usw., bei denen wohl die Assoziationen reichlich strömen, dennoch nichts Erfolgreiches leisten, so liegt es eben daran, daß jene konstituierenden Gefühle fehlen und daß das Urteil geschwächt ist. Daß aber die Gefühle auch in solchem Falle den Bewußtseinsverlauf überhaupt beeinflussen, wird nicht weggeleugnet werden können.

(Eingegangen am 24. November 1912.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Bemerkung von G. F. Lipps zu den mathematischen Grundlagen der sog. unmittelbaren Behandlung psychophysischer Resultate.

Kritisch erörtert

von

W. Wirth (Leipzig).

(Mit 5 Figuren im Text.)

Inhalt.

Seite

Einleitung 431

1) Widerlegung der Lippsschen Behauptung über G. E. Müllers Ausgangspunkt 433

2) Kritik der Lippsschen Einführung des Kollektivgegenstandes $f(r_o, r_u)$ der gleichzeitigen Werte von r_o und r_u 448

a) Die Wertlosigkeit des Umweges über den K.-G. $f(r_o, r_u)$ bei der Ableitung der K.-G. $f_o(x)$ und $f_u^v(x)$ 448

b) Die völlige Unzulänglichkeit der Lippsschen Gleichungen zur Bestimmung des K.-G. $f(r_o, r_u)$ und der klare Einblick in diesen Sachverhalt vom Müllerschen Ausgangspunkte aus 457

c) Die Unzulässigkeit der Voraussetzung einer beliebigen, die Lippsschen Gleichungen erfüllenden Funktion $f(x, y)$ als K.-G. $f(r_o, r_u)$ 467

Zusammenfassung 472

Einleitung.

G. F. Lipps hat eine Betrachtung G. E. Müllers, die nach Ansicht vieler zu den sichersten Grundlagen der psychophysischen Maßmethoden gehört und auf der ich in meiner eigenen Methodik stetig weiterbaute, mit einem mir schon früher privatim freundlichst mitgeteilten Einwand für unzulässig erklärt[1]), dessen öffentliche Wiederholung ich nach meiner ausführlichen Entwicklung der Vor-

1) Wundts Psychologische Studien, Bd. VIII, 1, 1912, S. 73.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aussetzungen unserer Überlegung in meiner »Psychophysik«[1]) und in verschiedenen Abhandlungen[2]) nicht mehr erwartet hätte. Immerhin gibt mir seine »Bemerkung« einen dankenswerten Anlaß, die einschlägigen wichtigen Fragen noch einmal in einem ganz bestimmten Zusammenhange ausführlicher zu diskutieren, als dies brieflich möglich ist. Dabei werde ich aber vor allem auch die neue Betrachtung, durch die Lipps unseren Ausgangspunkt vertiefen möchte, einer eingehenden Kritik unterziehen, und hoffe nach dieser gründlichen Aussprache bei unserer beiderseitigen Übereinstimmung in den entscheidenden Voraussetzungen der Müllerschen Deduktion mit meinem Herrn Gegner schließlich doch noch einig zu werden. Nach dem Gesagten zerfällt diese Abhandlung, die über eine persönliche Erwiderung schnell hinausgewachsen ist, in zwei Hauptabschnitte. Zuerst verteidige ich unseren eigenen Ausgangspunkt gegen das Bedenken von Lipps, das auf einem nachweislich falschen Satze von ihm beruht. Dann folgt die Kritik des Lippsschen Programmes in drei Abschnitten. Zuerst zeige ich, nach Erläuterung der Lippsschen Entwickelung, daß bei der Berechnung der Kollektivgegenstände der oberen und unteren Schwelle und ihrer auch von Lipps gesuchten Mittelwerte sein Ansatz einen wertlosen Umweg darstellen würde. Im zweiten Abschnitt wird dann im allgemeinen bewiesen, daß ein K.-G. von der Art, wie ihn Lipps zum erstenmal dem mathematischen Ansatz zugrunde legt, in einer konkreten Form gedacht, zu den Beobachtungen in gar keiner notwendigen Beziehung steht, sondern willkürliche Zusatzannahmen erfordert, weshalb er niemals den Ausgangspunkt bei der Ableitung von Größen bilden kann, die aus den Beobachtungen völlig eindeutig zu berechnen sind. Der dritte Abschnitt aber hebt die Unzulässigkeit der Voraussetzung einer beliebigen, seine Gleichungen befriedigenden Funktion als K.-G. $f(r_o, r_u)$ hervor und zeigt, daß man diesen höchstens von unserem Ausgangspunkte aus durch allerlei komplizierte Zusatzannahmen angenähert abzuleiten versuchen könnte.

---

1) Tigerstedts Handbuch der physiol. Methodik III, 5. 1912, insbes. S. 168 f.

2) Zur erkenntnistheoretischen und mathematischen Begründung der Maßmethoden für die Unterschiedsschwelle. Archiv für die ges. Psychologie, Bd. XX, 1, 1911, S. 53 und Bd. XXIV, 4, 1912, S. 277.

Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

1) Die Widerlegung der Lippsschen Behauptung über G. E. Müllers Ausgangspunkt.

Die allgemeinen Erörterungen über den entscheidenden Punkt sollen hier einmal an einem konkreten, möglichst einfachen Beobachtungsbeispiel bis ins Einzelne veranschaulicht werden, was auch, abgesehen von dem speziellen polemischen Zweck, manchem erwünscht sein mag. Auch brauche ich zur strikten Widerlegung des Einwandes diesmal gar keine höhere Mathematik, wenn ich auch wegen des leichten Überblickes das entscheidende Ergebnis zuletzt nochmals in Integralen zum Ausdruck bringe. Zunächst begnügen wir uns also mit der elementaren Betrachtung, bei der wir nur unstetige K.-G. ableiten, mit denen schon vor mir Ch. Spearman wichtige Sätze für das unmittelbare Verfahren finden konnte[1]).

Wir nehmen eine Beobachtungsreihe der »Methode der drei Hauptfälle« an, in der jede Stufe des Vergleichsreizes nur viermal dargeboten worden sein soll, wählen den Abstand dieser äquidistanten Stufen $x_1, x_2 \ldots$ als Einheit und rechnen die unterste Stufe, von der an, nach abwärts gezählt, nur noch Kleiner-Urteilsfälle vorkommen, als $x_1 = E_u = 0{,}5$. Von $x_6 = E_o = 5{,}5$ an nach aufwärts werden nur noch Größer-Urteile gefällt. Ähnliche Beobachtungsreihen, wie die hier vorausgesetzte, kommen in Wirklichkeit oft genug vor:

Reizstufe:	0,5	1,5	2,5	3,5	4,5	5,5
Absolute Anzahl k der Kleiner-Urteile:	4	2	1	0	0	0
Absolute Anzahl u der Gleich-Urteile:	0	1	2	2	1	0
Absolute Anzahl g der Größer-Urteile:	0	1	1	2	3	4

In dem Schema des unstetigen Kollektivgegenstandes (K.-G.) dieser Beobachtungsreihe Fig. 1A sind alle diese Urteilsfälle durch verschieden ausgefüllte Kreisscheiben einzeln angegeben (schwarze Scheibe = kleiner, Ringscheibe = gleich, weiße Scheibe = größer).

1) Unsere Meinungsverschiedenheit bezieht sich nun ausschließlich auf die Art und Weise, wie von diesem beobachteten K.-G. der Urteilsfälle zu dem hypothetischen K.-G. der »unteren« und »oberen Schwelle« überzugehen sei. Über die Notwendigkeit der Ableitung solcher hypothetischer K.-G. der Schwellen überhaupt und ihrer Mittelwerte und Streuungsmaße zur Deutung der Beobachtungen sind wir dagegen (im Unterschied z. B. von F. M. Urban) völlig einig. Mit den von mir »unterer« und »oberer Grenzreiz«

1) British Journal of Psychology, Vol. II, 3. 1908, S. 227 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genannten Begriffen r_u und r_o hat Lipps im Anschluß an Müller schon fortwährend selbst operiert. Der untere Grenzreiz r_u ist das Maximum der Reizstufen x, die k-Fälle herbeiführen, wobei also oberhalb r_u unter diesen Umständen nur u- oder g-Fälle vorkommen. Der obere Grenzreiz r_o aber ist das Minimum der als »größer« beurteilten Stufen x des Vergleichsreizes. Da die Beobachtungen nur diese drei Urteilsmöglichkeiten enthalten sollen, so schließen also diese Definitionen bereits die sachliche Abhängigkeit zwischen r_o und r_u ein, daß »kleiner« der untere, »gleich« der mittlere und »größer« der obere Fall ist, daß also in einem einzelnen Versuch das Maximum für »kleiner« nicht höher liegen kann als das Minimum für »größer« oder daß $r_u \leqq r_o$. (Der Fall $r_u = r_o$ würde besagen, daß in einem bestimmten Falle das Größer-Urteil bei der geringsten Verkleinerung des Vergleichsreizes x sofort in das Kleiner-Urteil umschlüge, also gar keine Gleichheitsurteile abgegeben würden, wie es bisweilen sogar für die ganze Beobachtungsreihe gilt. Es ist daher schon von vornherein verfehlt, wenn Lipps S. 74 sagt: »Bei unabhängiger Variabilität des oberen und unteren Grenzreizes ist keine Gewähr für die Erfüllung dieser Bedingung ($r_u \leqq r_o$. D. Verf.) gegeben. Darum ist der von Wirth benutzte Ausgangspunkt unzulässig«. Denn bei unserem Ausgang von jenen Definitionen besteht ja gar keine völlig »unabhängige Variabilität«. Lipps hätte sich vielmehr sagen müssen, daß gerade deshalb, weil jene unsere Deduktion leitenden Definitionen von r_o und r_u diese Abhängigkeitsbeziehung $r_u \leqq r_o$ bereits einschließen, auch das Ergebnis unseres Verfahrens, d. h. der direkten Ableitung der r_o aus den g und der r_u aus den k, dieser Abhängigkeit nicht zuwiderlaufen kann, falls nicht einer der anderen Obersätze diese Abhängigkeit zwischen den K.-G. der Schwellen ignorieren sollte. Ein solcher Verstoß ist aber, wie das Folgende ergeben wird, nirgends vorgekommen. Vielmehr war ich mir bei der ganzen Ableitung stets bewußt, daß die Verteilungsfunktionen $f_o(x)$ und $f_u(x)$ der K.-G. des oberen und unteren Grenzreizes trotz ihrer getrennten Ableitbarkeit aus den Urteilszahlen g und k schon aus dem ganz allgemeinen Grunde stets voneinander abhängig bleiben müssen, weil ja die g und k selbst nicht völlig unabhängig voneinander sind. Es gilt doch die von mir oft genannte Grundbeziehung für jede Stufe des Vergleichsreizes

$$g + u + k = n, \qquad [1]$$

d. h. also so viel, als daß mit diesen Urteilsfällen zusammen die ganze Mannigfaltigkeit von Möglichkeiten bei n Darbietungen dieser

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stufe erschöpft sein soll, gleichgültig, welche Erklärungsmöglichkeiten hierfür im Bereiche der Schwellen in Frage kommen sollen. Nur eine relative Unabhängigkeit besteht zwischen g und k so weit, als in dieser Gleichung noch u enthalten ist. g kann aber niemals um mehr zunehmen, als $k+u$ abnimmt, und k nicht um mehr steigen, als $g+u$ sinkt. Beim völligen Fehlen von Gleichheitsfällen ist diese Abhängigkei tzwischen g und k sogar eine absolute, da dann stets bereits $g+k=n$ ist. Ich möchte wissen, wo meine Ableitung der K.-G. für r_o und r_u durch die direkte isolierte Verwendung der die Gl. [1] befolgenden g bzw. k diese Abhängigkeit jemals verleugnet hat. Es ist also einfach falsch, wenn Lipps sagt, daß die von mir abgeleiteten Funktionen »f_o und f_u voneinander unabhängig sind«. Ja, wir werden hier sogar den strikten Beweis führen, daß bei der Art, wie wir die hypothetischen K.-G. der beiden Grenzreize zur Erklärung der Beobachtungen verwenden, gerade diese relative Abhängigkeit der von uns abgeleiteten Funktionen f_o und f_u, die unmittelbar aus Gl. [1] folgt, allein bereits völlig dazu ausreicht, die sichere »Gewähr für die Erfüllung der Bedingung« $r_u \leqq r_o$ seitens unserer K.-G r_o und r_u zu geben. Um dies zu erkennen, hätte sich Lipps freilich etwas mehr in das System der interessanten Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den einzelnen Größen vertiefen müssen, das sich auf der Grundgleichung [1] und unserer in sich völlig einheitlichen Ableitung der K.-G. r_o und r_u aufbaut, und dem ich in der »Psychophysik« und in meinen Abhandlungen dieses Archives bereits manche neue Sätze entnehmen konnte. Seine Kenntnis mag für die Psychologie im ganzen nur einen beschränkten Wert haben, ist aber als unterste mathematische Grundlage exakter Bestimmungen über Vergleichsresultate unersetzlich. Dabei ist in unserer Ableitung des einfachsten Systemes der beiden hypothetischen K.-G. r_o und r_u, um das es sich bei dieser Diskussion allein handelt, nur noch die ebenfalls von Anfang an betonte und auch von Lipps nicht weiter bemängelte Voraussetzung enthalten, daß die Abhängigkeit der Urteilszahlen g, u, k von der Abstufung des Vergleichsreizes x (die ich als stetige Funktionen mit $F_g(x)$, $F_u(x)$, $F_k(x)$ zu bezeichnen pflege) völlig einheitlich aus je einem einzigen K.-G. für r_o und für r_u erklärt werden soll[1]). Dies legt aber bereits den Beobachtungsreihen der

1) Daß eine exakte Analyse auch abgesehen von dieser einfachsten Voraussetzung möglich ist, habe ich u. a. in der »Psychophysik«, S. 179 ff. gezeigt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

g, u, k selbst gewisse Bedingungen auf, daß nämlich die Zahl g mit der Vergrößerung des Vergleichsreizes nicht abnehmen und die Zahl k mit ihr nicht zunehmen darf. Es bedeutet dies den von G. E. Müller betonten Ausschluß sog. »Verkehrtheiten erster Ordnung«, die bei einer hinreichenden Zahl von Darbietungen jeder Stufe des Vergleichsreizes unter konstanten Bedingungen im allgemeinen auch wirklich zu vermeiden sind, und im folgenden auch als nicht vorhanden angesehen werden sollen. Hiernach bilden aber dann die beiden auf unsere Art abgeleiteten K.-G. für r_o und r_u ein in sich völlig einheitliches System, welches mit der Forderung, daß die einzelnen Fälle r_o niemals kleiner werden als die Einzelfälle r_u, nirgends in Widerspruch geraten kann, wie an unserem Beispiel wieder ganz konkret gezeigt werden soll.

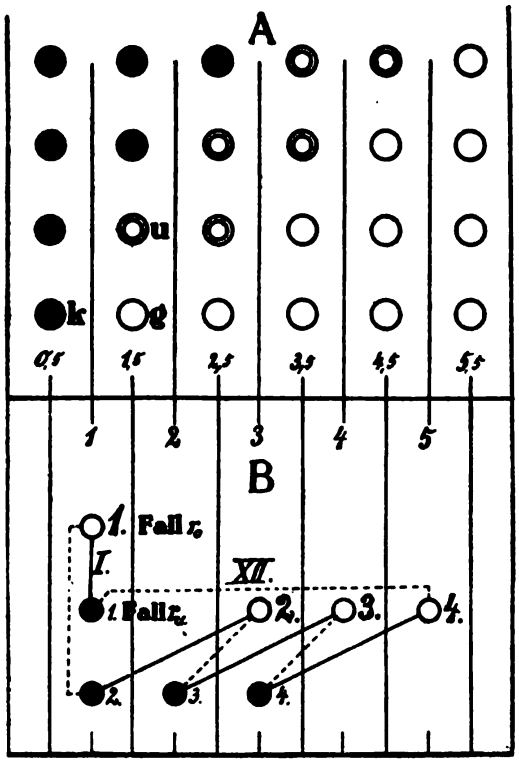


Fig. 1 (A und B).

In Figur 1B sind die Fälle des hypothetischen K.-G. r_u, d. h. die jeweiligen Lagen, die r_u bei den einzelnen Versuchen im Verlaufe seiner zufälligen Schwankungen einnehmen kann, sämtlich einzeln durch das den k-Fällen in 1A ähnliche Zeichen ● angeführt, ebenso sämtliche Einzelfälle r_o durch das den g-Fällen entsprechende Zeichen ○. Die Abszisseneinheiten sind die nämlichen wie in Figur 1A. Die entscheidende Grundlage der ganzen Ableitung, die auch Lipps anerkennt, ist nun die Voraussetzung, daß mit den $k + u + g = n$ Darbietungen jeder einzelnen Stufe des Vergleichsreizes x wirklich alle wesentlichen Möglichkeiten der jeweiligen Lagen des r_o und r_u erschöpft seien, was natürlich mit $n = 4$ Fällen nur beispielsweise der Fall sein soll. Die vier Fälle ● des r_u und die vier Fälle ○ des r_o kommen also bei den n Darbietungen jeder einzelnen Stufe immer sämtlich in zufälliger Reihenfolge je einmal vor.

Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die jeweilige unterste Grenze r_o der g-Fälle kann nun offenbar niemals tiefer als $x = 1$ liegen, da unterhalb 1 (d. h. der unteren Grenze des Intervalles zwischen $x = 1$ und $x = 2$, dessen Mitte 1,5 in Fig. 1 A als Argument des unstetigen K.-G. der Urteile gewählt ist) überhaupt keine g-Fälle mehr vorkommen. Doch lag r_o unter allen vier Fällen nur einmal hier bei 1 und dreimal höher, da bei viermaliger Darbietung von 1,5 (bzw. des Intervalles $x = 1$ bis $x = 2$) nur ein Größer-Urteil vorkam. Zwischen 1,5 und 2,5, d. h. bei 2, kann r_o überhaupt niemals gelegen sein, da bei der Absolvierung aller vier r_o-Fälle durch vier Darbietungen von 2,5 nicht mehr Größer-Urteile auftraten als bei 1,5, also nur das eine, das schon durch den zuerst erwähnten Fall $r_o = 1$ bedingt ist[1]). Dagegen liegt r_o wieder einmal bei 3, d. h. zwischen $x = 2{,}5$ und 3,5, da bei $x = 3{,}5$ der Wert g um 1 zugenommen hat. Durch eine analoge Überlegung findet man ebenso direkt aus der Definition, daß r_o auch noch je einmal bei $x = 4$ und $x = 5$ lag, da g bei $x = 4{,}5$ und 5,5 stets noch um 1 zunahm. Höher als 5 kann es dagegen niemals hinaufgerückt sein, da sonst noch eine Zunahme der g-Fälle für $x > 5{,}5$ festzustellen sein müßte. Hiermit ist aber auch bereits der ganze K.-G. für die Fälle ○ des r_o, zunächst als ein unstetiger, abgeleitet, dessen Verteilung die folgende ist:

Reizstufe x:	1	2	3	4	5
Absolute Anzahl der Fälle $r_o = x$:	1	0	1	1	1

Da nun der untere Grenzreiz r_u umgekehrt ein unten liegendes Gebiet der Kleiner-Urteile in ganz analoger Weise nach oben hin abgrenzt, wie r_o das oben gelegene Gebiet der Größer-Urteile nach unten, so wird man die oben durchgeführte Überlegung nur mutatis mutandis, d. h. von größeren zu kleineren Reizstufen x fortschreitend, bei den k-Fällen durchzuführen brauchen, und man erhält die in Fig. 1 B angegebene Verteilung der Fälle ● des r_u, auf die nämlichen Abszissen der Intervall-Grenzen 5, 4, 3 usw. bezogen:

Reizstufen x:	5	4	3	2	1
Anzahl der Fälle $r_u = x$:	0	0	1	1	2

Unterhalb von $x = 1$ kann die Schwelle für die Kleiner-Urteile niemals liegen, da mit der weiteren Verkleinerung des Reizes keine Zunahme der Kleiner-Urteile mehr stattfindet.

Wir sehen nun zunächst bereits eine sehr markante Übereinstim-

1) Abnehmen darf freilich g mit der Zunahme von x nicht, wenn diese einfachste Voraussetzung, daß bei allen Reizstufen x sämtliche r_o-Fälle immer wieder je einmal auftreten, zulässig bleiben soll, d. h. also, es müssen die oben ausgeschlossenen »Verkehrtheiten erster Ordnung« fehlen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mung der Verteilungen dieser K.-G. mit der Abhängigkeitsbeziehung $r_u \leqq r_o$, insofern nämlich die einander entsprechenden »Extreme« dieser beiden K.-G., d. h. die Grenzen des obersten und untersten Abszissenintervalles, bei dem eben noch Fälle des K.-G. anzusetzen sind, die genannte Beziehung zum Ausdruck bringen. Die Extreme für den K.-G. r_o sind unten $E'_o = 0{,}5$ und oben $E_o = 5{,}5$, die Extreme für den K.-G. r_u aber unten $E_u = 0{,}5$ und oben $E'_u = 3{,}5$. Es zeigt sich somit die mit dem Wesen der ganzen Ableitung eng zusammenhängende, allgemeine Beziehung erfüllt:

$$E_u \gtreqless E'_o \quad \text{und}$$
$$E'_u \gtreqless E_o.$$

Lipps ignoriert dies seinerseits freilich vollständig, da er leider noch immer nicht mit endlichen Extremen der empirischen K.-G. operieren will, und daher $E'_u = E_o = +\infty$, $E_u = E'_o = -\infty$ setzen muß.

2) Zur direkten Widerlegung der Lippsschen Behauptung, daß bei unserem Ausgangspunkt »keine Gewähr für die Erfüllung der Bedingung« $r_u \leqq r_o$ »gegeben sei«, führe ich nun im folgenden zunächst konkret an unserem Beispiel und dann auch allgemein durch elementare Anwendung der Kombinationsrechnung den Nachweis, daß die beiden von uns abgeleiteten K.-G. für r_o und r_u mit Notwendigkeit jederzeit mindestens eine, im allgemeinen aber sogar sehr viele Möglichkeiten der Erfüllung jener Bedingung enthalten. Wir brauchen zu diesem Beweise nur jeden einzelnen Fall des K.-G. r_o je einem Fall des K.-G. r_u so zuzuordnen, daß wir hierzu immer nur ein kleineres oder höchstens einmal auch ein gleich großes r_u benützen. Für die Einzelfälle r_u und r_o der Fig. 1B will ich im folgenden einmal alle 12 Möglichkeiten des Systems r_u, r_o vollständig darstellen und wenigstens das erste und letzte von ihnen (I und XII) in Figur 1B so veranschaulichen, daß ich die als gleichzeitig gültig betrachteten Fälle des r_o und r_u durch eine Linie unter sich verbinde. Für das System I gilt die ausgezogene, für XII die gestrichelte Verbindungslinie. Für die Übersicht über die sämtlichen Möglichkeiten, welche der Abhängigkeitsbeziehung $r_u \leqq r_o$ entsprechen, sind zunächst die einzelnen Fälle des K.-G. r_u mit einfachen Ziffern und die Fälle des K.-G. r_o mit fett gedruckten Ziffern von unten nach oben durchnumeriert worden. Es bedeutet also:

Nummer des Falles:	1	2	3	4
$r_u =$	1	1	2	3
Nummer des Falles:	1	2	3	4
$r_o =$	1	3	4	5

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Übersicht sind dann die Einzelfälle r_u, r_o der Kombination je eines Falles r_u mit einem als gleichzeitig verwirklicht gedachten Fall r_o einfach so dargestellt, daß die entsprechenden Nummern der Fälle r_u und r_o nur durch ein Komma getrennt zusammengefügt sind. Somit bedeutet z. B. die Kombination 2,3 den Einzelfall, daß die Lage der unteren Schwelle bei $r_u = 1$ in einem Einzelversuch zufällig gerade mit der Lage der oberen Schwelle bei $r_o = 4$ zusammentraf. Unmittelbar unter den Einzelfällen r_u, r_o steht dann überall der dieser Lage von r_u und r_o entsprechende Einzelwert des zufällig schwankenden Schwellenbereiches $2s = r_o - r_u$. Da in jedem der beiden K.-G. $n = 4$ Einzelfälle vorkommen, haben wir auch in jedem möglichen Zuordnungssystem 4 Einzelfälle r_u, r_o, die aber natürlich bei den 4 Darbietungen jeder Reizstufe x in beliebiger Reihenfolge je einmal vorkommend zu denken sind. Die 4 Einzelfälle jedes möglichen Zuordnungssystems habe ich also nur zur logischen Trennung mit arabischen Ziffern am Kopfe des Schemas durchnumeriert. Die 12 möglichen Systeme dieser Art, welche die Bedingung $r_u \leqq r_o$ erfüllen, sind dagegen mit römischen Ziffern bezeichnet.

Zuordnungssystem		1. Fall	2. Fall	3. Fall	4. Fall	Mittelwert $2s$
I		1,1	2,2	3,3	4,4	
	$2s =$	0	2	2	2	1,5
II		1,1	2,2	3,4	4,3	
	$2s =$	0	2	3	1	1,5
III		1,1	2,3	3,2	4,4	
	$2s =$	0	3	1	2	1,5
IV		1,1	2,3	3,4	4,2	
	$2s =$	0	3	3	0	1,5
V		1,1	2,4	3,2	4,3	
	$2s =$	0	4	1	1	1,5
VI		1,1	2,4	3,3	4,2	
	$2s =$	0	4	2	0	1,5
VII		2,1	1,2	3,3	4,4	
	$2s =$	0	2	2	2	1,5
VIII		2,1	1,2	3,4	4,3	
	$2s =$	0	2	3	1	1,5
IX		2,1	1,3	3,2	4,4	
	$2s =$	0	3	1	2	1,5
X		2,1	1,3	3,4	4,2	
	$2s =$	0	3	3	0	1,5
XI		2,1	1,4	3,3	4,2	
	$2s =$	0	4	2	0	1,5
XII		2,1	1,4	3,2	4,3	
	$2s =$	0	4	1	1	1,5

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im ganzen wären natürlich $n(n-1)(n-2)(n-3)\ldots\ldots$ Systeme abzuleiten, wenn es nur darauf ankäme, immer je einen Fall des K.-G. r_u mit einem Fall des K.-G. r_o zu kombinieren. Bei $n=4$ ergäbe dies also insgesamt 24 Systeme. Man kann sich diese in Unterabteilungen erster, zweiter ... $(n-1)$ter Ordnung angeordnet denken, in denen alles bis zum ersten, zweiten, ... $(n-1)$ten Fall der Kombination r_u, r_o jeweils konstant ist. Abteilungen erster Ordnung, bei denen nur der erste Fall konstant ist, gibt es n und sie enthalten $(n-1)$ Abteilungen zweiter Ordnung. Es gibt also $n(n-1)$ solcher Abteilungen 2. Ordnung. Jede von diesen, in denen auch der zweite Fall konstant ist, enthalten $(n-2)$ Abteilungen 3. Ordnung, deren es somit insgesamt $n(n-1)(n-2)$ gibt, usw. Die Abteilungen $(n-1)$ter Ordnung sind die einzelnen Systeme selbst. Die Gesamtzahl von Einzelsystemen in einer Abteilung erster Ordnung sind daher $(n-1)(n-2)(n-3)\ldots$, in jeder Abteilung 2. Ordnung $(n-2)(n-3)\ldots$, in der 3. Ordnung $(n-3)(n-4)\ldots$ usw. Bei $n=4$ sind somit bereits die Abteilungen 3. Ordnung die 24 einzelnen Systeme selbst. In dem obigen Überblick kommen aber eben nur zwei Abteilungen 1. Ordnung vor, nämlich System I bis VI inkl., in denen der 1. Fall überall 1,1 ist, und System VII bis XII, in denen der 1. Fall 2,1 lautet. Die beiden letzten Abteilungen 1. Ordnung, in denen der 1. Fall 3,1 und 4,1 lauten müßte, widersprächen dagegen der Abhängigkeitsbeziehung $r_u \gtrless r_o$, da eben hier $r_o = 1$, aber $r_u = 2$ und 3 wäre. Durch einen solchen Widerspruch gegen unsere Hauptbedingung scheidet aber für uns jedesmal das ganze System aus, da wir ja gerade zeigen wollen, wie viele Möglichkeiten diese Hauptbedingung strikte in allen n Einzelfällen der beiden K.-G. erfüllen. Jede dieser beiden ausscheidenden Abteilungen 1. Ordnung enthält aber wieder je $(n-1)(n-2)\ldots$, hier also 6 »falsche« Systeme, so daß von den 24 formalen Kombinationsmöglichkeiten nur die 12 oben konkret entwickelten Einzelsysteme als wirklich möglich verbleiben. Allgemein läßt sich also sagen: Liegt ein Fall des K.-G. r_o tiefer als a Fälle des K.-G. r_u, so bleiben nur $(n-a)(n-1)(n-2)(n-3)\ldots$ brauchbare Einzelsysteme übrig, falls keiner der übrigen $n-1$ Fälle r_o kleiner als irgend ein Fall r_u ist.

Würde aber nun auch noch der 2. Fall r_o tiefer liegen als b Fälle r_u, so müßte offenbar auch jede der noch übrigen $(n-a)$ Hauptgruppen 1. Ordnung von ihren $(n-1)$ Abteilungen 2. Ordnung alle verlieren, bei denen dieser 2. Fall r_o mit einem der b größeren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fälle r_u kombiniert würde. Um sich die etwas kompliziertere Konsequenz dieser Bedingung bei der Überbietung mehrerer Fälle r_o durch solche von r_u für unsere Kombinatorik klar zu machen, schreibt man sich am besten einmal ein vollständiges Schema der n Abteilungen 1. Ordnung, mit ihren $n-1$ Abt. 2. Ordnung usw. tabellarisch an, wobei man die in den Unterabteilungen konstante Kombination r_u, r_o immer nur einmal (im 1. System dieser Art) anzuführen braucht, und streicht dann die unserer Bedingung $r_u \leqq r_o$ zuwiderlaufenden Systeme. Hält man die obige Numerierung aller Fälle nach ihrer Größe ein, so sieht man, daß diese Streichung immer von unten her beginnen muß, da eben zunächst immer die größten Fälle r_u in die Gefahr kommen, den 1. (untersten) Fall r_o zu übertreffen. Soll dann auch noch ein höherer Fall r_o von einem r_u übertroffen werden, so muß dies natürlich auch für den niedrigeren zutreffen. Geschieht dies aber $b$mal, d. h. sind die b höchsten Fälle (der $n$te, $(n-1)$te, $(n-b+1)$te) von r_u größer als der 2. Fall r_o, so muß natürlich auch der 1. Fall mindestens ebenso oft von einem r_o übertroffen werden, d. h. es ist $b \leqq a$. Dabei findet man nach Streichung der b Abteilungen 1. Ordnung, die bei b Überbietungen des 2. Falles r_o (wegen der mitfolgenden des 1. Falles r_o) zunächst mindestens sogleich im Ganzen in Wegfall kommen müssen, in jeder der $(n-b)$ übrigen Hauptabteilungen noch b Unterabteilungen 2. Ordnung vor, in denen der 2. Fall r_o mit je einem ihn überbietenden Fall r_u konstant kombiniert ist, und daher sicher auch in jeder der $(n-a)$ Abteilungen 1. Ordnung, die bei $a \geqq b$ Überbietungen des 1. Falles r_o durch Fälle r_u übrig sind. Es fallen also noch $(n-a)\,b$ Abteilungen 2. Ordnung mit je $(n-2)\,(n-3)\ldots$ Systemen fort, so daß jetzt insgesamt nur noch $(n-a)\,[(n-1)\,(n-2)\,(n-3)\ldots - b\,(n-2)\,(n-3)\ldots] = (n-a)\,(n-1-b)\,(n-2)\,(n-3)\ldots$ Systeme übrig sind, die unserer Bedingung $r_u \leqq r_o$ genügen.

In ganz analoger Weise findet man aber dann auch die allgemeinen Formeln für die Zahl der übrigbleibenden Systeme r_u, r_o für den Fall, daß auch der 3., 4. usw. Fall r_o von c, d usw. Fällen r_u überboten würde. Da der nächst niedrige Fall von r_o immer mindestens ebenso oft von r_u überboten werden muß als der höhere, so gilt allgemein $a \geqq b \geqq c$ usw. Ebenso findet man, wenn man in der bisherigen Reihenfolge fortfährt, unter den Unterabteilungen derjenigen Ordnung, die der Nummer eines bestimmten Falles r_o entspricht, nach Streichung der ganzen Abteilungen nächst höherer Ordnung immer noch alle diejenigen vor, in denen dieser

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fall r_o mit den ihn überhaupt überbietenden Fällen r_u konstant kombiniert ist und die deshalb noch im ganzen wegfallen müssen. Somit lautet die ganz allgemeine Formel für die Anzahl Σ aller möglichen Systeme, welche der Bedingung $r_u \leqq r_o$ genügen:

$$\Sigma = (n-a)\ (n-1-b)\ (n-2-c)\ (n-3-d)\ \ldots,$$

wobei d, c, b, a in dieser Reihenfolge auch verschwinden können. Setzt man $a = a_1$, $b = a_2$, $c = a_3$, $d = a_4$ usw., so kann man hierfür schließlich auch schreiben

$$\Sigma = (n-a_1)\ (n-1-a_2)\ (n-2-a_3)\ \ldots\ (n-x+1-a_x). \quad [2]$$

In unserem Beispiele ist a_4, a_3 und $a_2 = 0$, $a_1 = 2$ und $n = 4$, so daß man hieraus also unser $\Sigma = 12$ der obigen Tabelle wiederfindet.

Aus unserer allgemeinen Formel [2] würde nun zunächst rein formal zu folgern sein, daß, wenn irgend ein x-ter Fall des K.-G. r_o von $(n-x+1)$ Fällen des K.-G. r_u übertroffen würde, kein einziges brauchbares System der Zuordnung r_u, r_o mehr vorhanden wäre, da dann ein Faktor der Formel zu Null wird. Denn die Lage der Einzelfälle des K.-G. r_u zum x-ten Fall r_o bestimmt bereits allein für sich den x-ten Faktor unseres Produktes [2], worin a_x die Zahl der diesen Fall r_o übertreffenden Fälle von r_u bedeutet. Das wäre also die von Lipps uns angedrohte Gefahr, um derentwillen er von vornherein unseren Weg meiden zu müssen glaubt. Ebenso bestimmt kann ich ihm diese aber als völlig ausgeschlossen bezeichnen, da ja in unsere K.-G. bereits die Grundbeziehung [1] hereingewirkt hat. Um ihretwillen muß aber bei unserer Ableitung die Anzahl aller Fälle des K.-G. r_u bis zu einer bestimmten Abszisse x, von unten her gezählt, der bis hierhin in der gleichen Richtung gerechneten Anzahl x der Fälle des K.-G. r_o immer mindestens gleich werden. Dann können aber höchstens noch $(n-x)$ Fälle r_u diesen x-ten Fall von r_o übertreffen, und so ergibt sich immer mindestens ein System r_u, r_o, das die Bedingung $r_u \leqq r_o$ erfüllt. Wie nämlich S. 437 an dem Zahlenbeispiel gezeigt wurde, werden bei unserer Ableitung bei einer bestimmten Abszisse so viele Fälle r_o verzeichnet, als g von dem nächstniederen zum nächsthöheren Intervall zunimmt, und so viele Fälle r_u, als k in der entgegengesetzten Richtung zunimmt, in der gleichen also abnimmt. Bis zu einer bestimmten Abszisse x muß also die Zahl x der Fälle r_o, von unten her gezählt, im ganzen so groß sein, als g selbst im nächsthöheren Intervall, d. h. es ist

$$g = x. \quad [3]$$

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

$(n - x)$ ist aber auch der höchste Wert, den k an der Stelle x jemals besitzen kann. Denn da nach Gl. [1]

$$k = n - (g + n) = n - (x + n),$$

so gilt auch die Ungleichung

$$k \leqq n - x. \qquad [4]$$

Die Anzahl k der Kleiner-Urteile entspricht aber ja nach unserer Ableitung der Anzahl der Fälle des K.-G. r_u, die in allen Abszissenintervallen oberhalb x im ganzen anzusetzen sind, d. h. es gilt die Gleichung

$$k = a_x \qquad [5]$$

Aus [4] und [5] ergibt sich aber ohne weiteres, quod erat demonstrandum:

$$a_x \leqq n - x. \qquad [6]$$

Die Zahl a_x der den x-ten Fall r_o übertreffenden Fälle von r_u kann also $n - x$ niemals überschreiten. Um alle Fälle des K.-G. r_o in Kombinationen mit je einem r_u unterzubringen, brauchen wir daher niemals zu einer Inversion $r_o < r_u$ zu greifen, und können somit das Zusammentreffen der beiden K.-G. in der von uns abgeleiteten Form als Ausdruck der Wirklichkeit betrachten. Der Ausgangspunkt des Lippsschen Angriffes gegen uns in seinem Satze: »Wirth glaubt nun, die relative Häufigkeit für das Auftreten des oberen Grenzreizes durch $f_o(r_o)$ und die relative Häufigkeit für das Auftreten des unteren Grenzreizes durch $f_u(r_u)$, wo f_o und f_u voneinander unabhängig sind (von Lipps selbst gesperrt gedruckt), darstellen zu dürfen« hat sich somit als falsch erwiesen, und sein daraus gefolgerter Einwand, daß keine Gewähr für die Erfüllung der Bedingung $r_u \leqq r_o$ gegeben sei, ist sogar mit ganz elementaren Hilfsmitteln direkt widerlegt worden.

3) Nach Einführung stetiger K.-G. würde man diesen Zusammenhang natürlich wieder an den bestimmten Integralen überblicken können, die hierbei den bisher betrachteten Anzahlen von Fällen r_o und r_u (multipliziert mit dem hier überall gleichen Abszissenintervall $i = 1$) entsprechen. Der unteren Gruppe von Fällen des K.-G. r_o, die bis zum x-ten Falle beim Abszissenintervall x liegen, entspricht demnach das Integral über die Verteilungsfunktion $f_o(x)$ dieses K.-G., das nach den Grundgleichungen unserer Ableitung[1]) der relativen Häufigkeit $\frac{g}{n}$ der Größer-Urteile bei x gleich ist,

$$\int_{E_0'}^{x} f_o(x)\,dx = \frac{g}{n}. \qquad [7]$$

1) Vgl. Psychophysik, S. 171 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ebenso entspricht die Zahl der Kleiner-Urteile einem Integrale, das der Zahl der höher als x gelegenen Fälle des K.-G. $f_u(x)$ gleich ist:

$$\int_x^{Eu'} f_u(x)\,dx = \frac{k}{n}. \qquad [8]$$

Da nun nach Gl. [1] wieder

$$\frac{k}{n} \leqq 1 - \frac{g}{n},$$

so ist auch

$$\int_x^{Eu'} f_u(x)\,dx \leqq 1 - \int_{Eo'}^{x} f_o(x)\,dx. \qquad [9]$$

Deutet man diese Ungleichung wieder in die Zahl von Fällen des K.-G. um, unter Berücksichtigung, daß statt der Summe n aller Fälle bei den relativen Häufigkeiten des stetigen K.-G. der Wert 1 zu finden ist, so gelangt man von hier aus einfach zu unserer Ungleichung [6] $a_\varkappa \leqq (n - \varkappa)$ zurück.

Für die bloße Feststellung, daß mindestens ein brauchbares Zuordnungssystem r_o, r_u bei unserer Ableitung möglich sein muß, im allgemeinen aber viele, brauchte man natürlich überhaupt nicht erst durch die obige Kombinationsrechnung hindurchzugehen, die uns nur die sichere Erfüllung der geforderten Bedingung $r_u \leqq r_o$ recht anschaulich machen sollte, außerdem aber vor allem unserer folgenden Kritik des Lippsschen Standpunktes durch die Darstellung aller möglichen Kombinationssysteme r_u, r_o bei unstetigen K.-G. einstweilen kräftig vorgearbeitet hat. Zur bloßen Verteidigung hätte es genügt, sich klar zu machen, wie infolge der zuletzt abgeleiteten Sätze [6] und [9] bei der Zuordnung aller Fälle r_o zu je einem Falle r_u niemals ein Fall übrig bleiben kann, der mit einem größeren r_u kombiniert werden müßte. Schlimmsten Falles könnte es so weit kommen, daß für jeden Fall r_o gerade ein gleich großer Fall r_u zur Verfügung stände.

Dieser Grenzfall der Kombinierbarkeit von K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$, in welchem nur ein einziges »richtiges« System vorhanden ist, entspricht nach allem Bisherigen dem seltenen Grenzfall der Beobachtungsreihe, daß in ihr überhaupt keine Gleichheitsfälle vorkommen und die Gleichung [1] übergeht in $n = g + k$. In diesem Falle konvergieren aber eben die beiden K.-G. r_o und r_u vollständig gegeneinander, und es gibt überhaupt nur noch den einzigen hypothetischen K.-G. der Grenze zwischen den Größer- und Kleiner-Urteilen. Somit fallen auch in allen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einzelnen Fällen des hier einzig möglichen K.-G. r_u, r_o die Werte r_u und r_o zusammen, die dann natürlich auch den Mittelwert $r_o - r_u = 0$ ergeben müssen. Solange aber Gleichheitsfälle vorhanden sind, gibt es auch mehr als ein System der Zuordnungen r_o, r_u, das mit der Beobachtungsreihe der g, u, k verträglich ist.

Bei allen diesen Systemen muß ferner selbstverständlich das arithmetische Mittel aus allen einzelnen Fällen $r_o - r_u$ des K.-G. das nämliche sein wie die Differenz der arithmetischen Mittel aus den von uns direkt abgeleiteten K.-G. mit ihren Verteilungen $f_o(x)$ und $f_u(x)$. Denn es ist natürlich für das Resultat gleichgültig, ob man zuerst die einzelnen Fälle $r_{o1} + r_{o2} + r_{o3} \ldots = \Sigma r_o$ und daneben $r_{u1} + r_{u2} + r_{u3} \ldots = \Sigma r_u$ summiert und dann erst die Differenz $\Sigma r_o - \Sigma r_u = 2sn$ bildet, wie es bei unserem Verfahren, die mittlere Doppelschwelle $2s(A)$ nach dem Prinzip des arithmetischen Mittels zu berechnen, geschehen ist, oder ob man umgekehrt zuerst die einzelnen Summanden der beiden K.-G. voneinander abzieht und aus diesen Einzeldifferenzen $(r_{o1} - r_{u1})$, $(r_{o2} - r_{u2}) \ldots$ durch Summation das Mittel $\frac{1}{n}\Sigma(r_o - r_u)$ bildet. In der obigen Tafel der 12 gleich möglichen Systeme r_u, r_o unseres Rechenbeispiels kommt denn auch in der Tat überall der arithmetische Mittelwert $2s = 1{,}5$ heraus, also identisch mit der Differenz der arithmetischen Mittel unserer S. 437 einzeln abgeleiteten K.-G. für r_o und r_u, womit nur die richtige Ableitung der Systeme r_u, r_o kontrolliert sein sollte. Man kann aber daher wohl auch hier schon ruhig so viel behaupten, daß die Aufstellung dieser möglichen Systeme r_u, r_o, abgesehen von der Veranschaulichung unserer Widerlegung des Lippsschen Einwandes, keinerlei praktischen Wert hat, da sie bezüglich der gesuchten Mittelwerte der Einzelfälle $r_o - r_u$ auch nichts anderes auffinden läßt, als was wir mit unseren Formeln bereits direkt viel schneller gefunden haben. Auch die direkte Beziehung der Zahl Σ_u der Gleichheitsfälle zu dem arithmetischen Mittel der Abstände $2s = r_o - r_u$, mit dessen Zunahme auch die Zahl der möglichen »richtigen« Systeme r_u, r_o anwächst, ist bereits in der Spearmanschen Formel $2s(A) = \Sigma u \cdot i$ eindeutig angegeben worden.

Schließlich sei auch noch die an sich natürlich selbstverständliche Tatsache besonders hervorgehoben, daß, wenn man von den unstetigen K.-G. zu stetigen übergeht, infolge der Ersetzung der diskreten Zahl von Fällen durch bestimmte Integrale auch die Zahl der möglichen richtigen Systeme, abgesehen von dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grenzfall des Fehlens von Gleichheitsfällen, ins Unendliche wächst.

4) Mit der Feststellung dieser Vieldeutigkeit der Beziehung zwischen den beobachteten g, u und k und den denkbaren Kombinationssystemen einzelner gleichzeitiger r_u, r_o unserer K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ ist aber auch alles getan, was die Theorie über die Größe des jeweiligen Schwellenbereiches $r_o - r_u$ und seine zufällig wechselnde Lage auf der Abszissenachse aus den Beobachtungsdaten entnehmen kann. Es liegt aber ja auch im ganzen Wesen der Methode der drei Hauptfälle tief begründet, daß ihre Daten über das jeweilige Zusammentreffen bestimmter Werte von r_o mit bestimmten Werten r_u im einzelnen einen eindeutigen Aufschluß niemals zu geben vermögen. Denn mit jeder Einzelbeobachtung wird ja immer nur ein vieldeutiger Rückschluß auf die Lage von r_o und r_u im allgemeinen angebahnt. Da sie nämlich immer nur ein Größer- oder ein Kleiner-Urteil bezüglich einer einzigen Reizstufe x bringt, so kann man z. B., wenn es ein g-Fall ist, nur schließen, daß augenblicklich r_o tiefer als x und r_u jedenfalls gleichzeitig noch tiefer als r_o liegen mußte. Ist es aber ein u-Fall, so sieht man unmittelbar nur, daß sich die Reizstufe x zwischen den beiden Grenzreizen befindet, während bei einem k-Fall r_u höher als x gelegen sein muß und r_o daher noch weiter darüber hinaus zu suchen gewesen wäre. Aber wo r_u und r_o im einzelnen lagen und wie weit sie augenblicklich voneinander entfernt waren, wird hierbei niemals beobachtet. Die Rekonstruktion der K.-G. r_o und r_u aus den beobachteten k und g kann aber doch ihrerseits hierin keine Abhilfe mehr schaffen, da sie ja nur mit der Voraussetzung operieren kann, daß irgend einmal im Verlaufe aller n Versuche mit der Reizstufe x eine oder mehrere r_o- bzw. r_u-Fälle in einem bestimmten Abszissenintervall gelegen sind. Über die zeitliche Reihenfolge aller dieser einzelnen Fälle im Verlaufe der n Darbietungen des Reizes x ist uns dagegen gar nichts bekannt. Sie wird, vom Standpunkt der isolierten Betrachtung jedes einzelnen K.-G. (r_o oder r_u) aus, als eine rein zufällige anzusehen sein, falls überhaupt aus n Urteilsfällen nach dem Prinzip der Wahrscheinlichkeitsrechnung ein Rückschluß möglich sein soll. Dies schlösse aber natürlich nicht aus, daß bei einer Kenntnis gewisser Elementarfaktoren aus der Reihenfolge in dem einen K.-G. ein gewisser Rückschluß auf diejenige des anderen zu ziehen wäre. Aber diese Kenntnis fehlt eben zunächst vollständig. Wir nehmen nur an, daß jedenfalls

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit der Absolvierung aller n Fälle des einen K.-G. auch alle n des anderen gerade einmal auftraten. Hierauf beruht also einerseits die Möglichkeit einer getrennten Ableitung der beiden K.-G. aus den g und den k ohne Gefahr des Konfliktes mit der Forderung $r_u \leqq r_o$. Zu einer eindeutigen Zuordnung bestimmter Werte von r_o zu bestimmten r_u reicht dies jedoch nicht aus. Hierzu müßte man wohl erst eine ganz neue Methode anwenden, nämlich den Normalreiz gleichzeitig mit zwei oder mehreren Vergleichsreizen so vergleichen lassen, daß die abgegebenen Urteile wirklich aus einer einzigen psychologischen Momentansituation bezüglich der Schwellen r_o und r_u hergeleitet werden könnten. Erst aus einem solchen Beobachtungsmaterial würde vielleicht auf wirklich gleichzeitig aufgetretene Werte von r_o und r_u ein Rückschluß möglich sein, deren Lage aber dann natürlich durch die besonderen Versuchsbedingungen, z. B. die neuen Wechselwirkungen zwischen den drei oder mehr beachteten Inhalten[1]), die allgemeinen Einflüsse der Raum- und Zeitlage u. a., wesentlich modifiziert sein könnte[2]).

Ich will jedoch vor der tatsächlichen Inangriffnahme solcher Versuche, zu denen ich in absehbarer Zeit zu kommen hoffe, auf Einzelheiten dieses Projektes, die voraussichtlich zweckmäßigste

---

1) Vgl. auch dieses Archiv Bd. XX, 1911, S. 68.

2) Es wäre dies also ein Spezialfall jener bekannten scheinbaren Analogie zu den sog. »übermerklichen Abstufungen«, bei der statt der übermerklichen subjektiv gleichen Differenzen ebenmerkliche Differenzen zwischen einem oberen, mittleren und unteren Reiz bestimmt werden sollen, und die als eine nur scheinbare Analogie begrifflich von der Problemstellung bei der Methode der übermerklichen Abstufungen nicht immer klar geschieden wurde*). Bei der Feststellung einer kontinuierlichen Reihe ebenmerklicher Differenzen werden ja gar nicht diese Differenzen unter sich verglichen, wie es überhaupt nur bei der anderen Methode mit übermerklichen Unterschieden möglich ist, sondern es werden die Reize selbst verglichen, und die Größe der ebenmerklichen Differenz ergibt sich, vom Standpunkte des Beobachters aus gesehen, nur gewissermaßen nebenbei durch die Überlegungen des Experimentators an der Hand der Beobachtungsreihen. Immerhin läge bei unserem hier angedeuteten Spezialfall dieser scheinbaren Analogie der Nachdruck gerade auf einem Momente, das die Ähnlichkeit mit der Methode der übermerklichen Unterschiede wenigstens äußerlich noch erhöht. Denn es käme alles darauf an, daß die obere und untere Schwelle wirklich gleichzeitig im Hinblick auf jeweils mindestens drei Reize abgeleitet würden, was bei den bisherigen Formen dieser Analogie theoretisch noch gar nicht in Frage kam.

*) Vgl. dieses Archiv Bd. XIV, 1909, S. 238.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anlage der Versuchsreihen und ihrer rechnerischen Verwertung, noch nicht näher eingehen und deutete die Methode nur an, um desto besser verstehen zu lassen, was die bisherige einfache Anwendung der Methode der drei Hauptfälle jedenfalls noch nicht zu leisten vermag.

2) Kritik der Lippsschen Einführung des Kollektivgegenstandes $f(r_o, r_u)$ der gleichzeitigen Werte von r_o und r_u.

a) Die Wertlosigkeit des Umweges über den K.-G. $f(r_o, r_u)$ bei der Ableitung der K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$.

Aus dem Bisherigen dürfte wohl so viel deutlich geworden sein, daß unsere isolierte Ableitung der K.-G. für r_o und r_u aus den g und k nicht etwa stumpfsinnig nach vagen Analogien darauf los rechnet, aus denen schließlich unter Umständen ganz widersinnige Verteilungsfunktionen $f_o(x)$ und $f_u(x)$ dieser K.-G. gefolgert werden könnten. Da wir an der Hand logisch und sachlich völlig klarer Beziehungen vom Gegebenen zum Gesuchten fortschreiten, behält vielmehr auch unser Ergebnis jederzeit einen sachlich brauchbaren Sinn. Zugleich bleiben wir aber gerade infolge des Einblickes in die begrifflichen Beziehungen zwischen dem Gegebenen und Gesuchten davor bewahrt, aus dem Beobachtungsmaterial zu viel berechnen zu wollen, und bescheiden uns bezüglich des Verhältnisses zwischen $f_o(x)$ und $f_u(x)$ mit der allein eindeutig bestimmbaren Kombination beiderseitiger Mittelwerte. Hätte Lipps diesen Sachverhalt erkannt, wie er am Schlusse des vorigen Abschnittes ganz allgemein begründet wurde, so hätte er wohl gar keinen Versuch zu einer mathematischen Neubegründung unseres Verfahrens unternommen, selbst wenn er speziell über die Zweckmäßigkeit und Richtigkeit unserer direkten Berechnung von $f_o(x)$ und $f_u(x)$ aus den g und k noch im unklaren gewesen wäre (was sich freilich beides nicht leicht miteinander verträgt). Es scheint aber fast so, als ob er mit seinem eigenen Ansatze zunächst bezüglich der Einzelkombinationen r_u, r_o eindeutigere Resultate zu gewinnen hoffte, als es oben als möglich bezeichnet wurde, und dann von hier aus auch korrekter abgeleitete oder vielleicht wohl sogar überhaupt richtigere Werte von $f_o(x)$ und $f_u(x)$. Was er aber auch selbst bei seinem Versuche beabsichtigt haben mag, jedenfalls können wir im folgenden an der Hand seiner Entwicklungen, von der Fixierung seines Ausgangspunktes an, Punkt für Punkt nachweisen, daß keine von beiden Hoffnungen berechtigt sein konnte. Zur besseren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Veranschaulichung der vorkommenden bestimmten Integrale werde ich wieder einfache geometrische Hilfsvorstellungen einführen, die manche Resultate noch leichter mit einem Blicke überschauen lassen.

Lipps sagt zunächst: »Man hat eine Funktion $f(r_u, r_o)$ vorauszusetzen, die angibt, wie groß die relative Häufigkeit für das gemeinsame Auftreten des oberen und unteren Grenzreizes ist«. (S. 74.) Lipps denkt sich also die überhaupt möglichen Lagen des oberen und unteren Grenzreizes als zweidimensionales System $x = r_o$, $y = r_u$ gewissermaßen in einer Ebene ausgebreitet, wobei zunächst rein mathematisch jeder Punkt derselben dem Zusammentreffen eines unteren Grenzreizes r_u mit einem ganz bestimmten oberen Grenzreize r_o entsprechen könnte. Die zur y-Achse parallelen Geraden enthalten alle Fälle, bei denen der obere Grenzreiz r_o immer den nämlichen Wert hat. Die zur x-Achse parallelen Geraden sind dagegen der »geometrische Ort« aller Fälle mit dem nämlichen unteren Grenzreiz r_u. In jedem Punkte x, y denken wir uns eine Z-Ordinate $f(x, y) = f(r_o, r_u)$ errichtet, welche die von Lipps gesuchte relative Häufigkeit für dieses ganz bestimmte Zusammentreffen angibt. Unsere im obigen viel genannte Bedingung, daß r_u niemals größer als r_o werden kann, reduziert jedoch dieses Feld der Möglichkeiten sofort auf die eine der beiden Hälften der gesamten Ebene, die von der Geraden mit der Gleichung

$$x = y \quad \text{bzw.} \quad r_o = r_u \qquad [10]$$

abgeteilt wird, welche durch den Anfangspunkt $x = 0$, $y = 0$ hindurchgeht und zur X- und Y-Achse um 45° geneigt ist. Denn oberhalb dieser Geraden ist überall $r_u > r_o$. Beschränken wir uns aber auf die Fläche unterhalb dieser Linie, so ist natürlich für jeden, der unsere früheren Überlegungen über die Grundbeziehung zwischen den Grenzreizen und den Beobachtungsreihen g, u und k gegenwärtig hat, weiterhin auch noch so viel klar, daß die Grenzreize auch innerhalb dieses engeren Bereiches nicht endlos variieren können. Wenn freilich die Verteilungsfunktion in irgendwelchem Anschluß an das Gaußsche Fehlergesetz dargestellt werden soll, sind die Extreme $\pm\infty$ ohne weiteres rein rechnerisch vorgeschrieben. Im Rahmen des sog. »unmittelbaren Verfahrens« hat dagegen diese Grenzbestimmung gar keinen Sinn. Sie bietet hier nicht einmal für die Rechnung irgend welche Vorteile, sondern hat sogar den Blick für manche der »unmittelbaren« Berechnung von Mittelwerten förderliche Beziehung getrübt. So ist es denn auch in diesem Zusammenhange nicht gerechtfertigt, wenn Lipps fortfährt: »Es dürfte sich ferner empfehlen, an Stelle der tatsächlich unbestimm-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

baren Grenzwerte ε_o' und ε_u'[1]) die einwandfreien Grenzen $E_o' = -\infty$ und $E_u' = +\infty$ einzusetzen«. Endlich sind die wirklichen Extreme der K.-G. $f_o(x, y)$ jederzeit. Für eine gegebene Beobachtungsreihe sind sie aber bei nicht zu kleinem Variationsbereich des Vergleichsreizes und genügender Versuchszahl unter konstanten Bedingungen auch hinreichend genau bestimmbar, so daß es nur zweckmäßig ist, sie auch sofort in die im Ansatz vorausgesetzten Funktionen einzuführen. Auch Lipps würde den Vorteil dieses Verfahrens bald gespürt haben, wenn er eine wirkliche Berechnung der gesuchten Funktion, die mit einer gegebenen Beobachtungsreihe widerspruchslos vereinbar ist, ohne Voraussetzung spezieller Verteilungsfunktionen durchgeführt

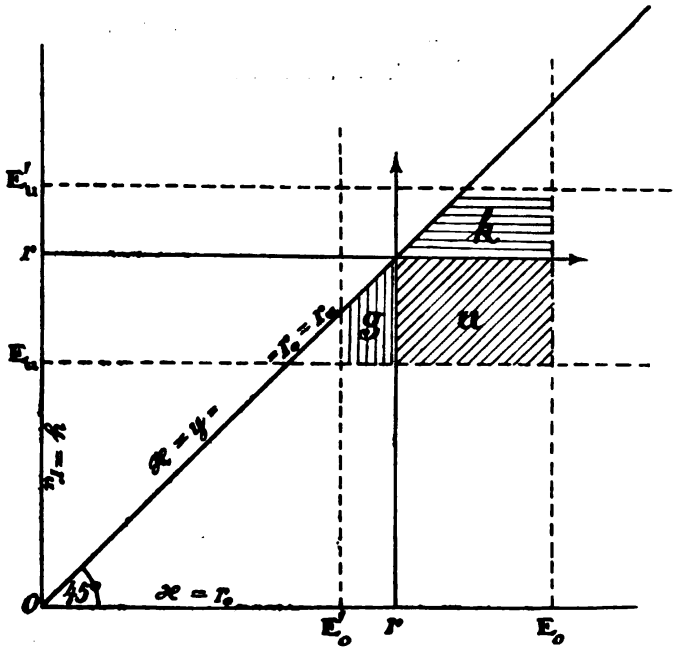


Fig. 2.

hätte. Unsere Figur 2 zeigt, in welcher Weise sich das Feld unterhalb der Geraden $r_u = r_o$ dann noch weiterhin einengt, indem links von E_o' und rechts von E_o keine r_o-Fälle und außerhalb E_u' und E_u keine r_u-Fälle mehr vorkommen können, also auch keine Kombinationen r_u, r_o dort mehr abzubilden sind. In Figur 2 ist das ganze Feld dieser Möglichkeiten r_u, r_o durch Schraffierung (in 3 verschie-

1) Diese entsprechen meinen Symbolen E_o' und E_u', wie ich das untere Extrem des K.-G. $f_o(x)$ und das obere des K.-G. $f_u(x)$ im Anschluß an ihre Beziehungen zu den Beobachtungsreihen g, u, k bezeichne.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denen Richtungen) herausgehoben. Immerhin sehen die Integrale, die Lipps weiterhin ableiten muß, zunächst im Ansatz etwas einfacher aus, wenn man die Grenzen $\pm\infty$ einführt, was aber auch bei $E_o = E_u'$ und $E_u = E_o'$ ganz allgemein zuträfe. Da auch alle übrigen einfachen Beziehungen, auf deren Feststellung es hier ihm und mir ohne jede Absicht zur wirklichen Ausrechnung allein ankommt, etwas einfacher zu überschauen sind, wenn wir $E_o = E_u'$ und $E_u = E_o'$ setzen, so lassen wir Lipps' Extreme im folgenden stehen und haben daher als Feld der möglichen Kombinationen r_u, r_o den in Figur 3 bis zur x-Achse schraffierten Bereich vor uns.

Die Deduktion, durch welche Lipps die vorausgesetzte Funktion $f(x, y)$ zu den Beobachtungen g und k in Beziehung bringt, ist nun im Prinzip genau die nämliche, durch welche wir unserseits die Funktionen $f_o(x)$ und $f_u(x)$ zu g und k in Beziehung brachten. Auch muß Lipps dabei sinngemäß, genau so wie wir, die einzelnen Beobachtungsfunktionen g und k getrennt vornehmen. Die Hauptsache aber ist, daß er bei dieser Deduktion seine ganze Auseinanderziehung jedes meiner Funktionswerte $f_o(x)$ bzw. $f_u(y)$ in eine ganze Linie (je nach den als Begleitung hinzugedachten Fällen des anderen K.-G.) durch eine entsprechende Integration sofort wieder vollständig rückgängig machen muß, um überhaupt eine eindeutige Beziehung zu g, bzw. k — eben die schon von uns benutzte — herstellen zu können. Bezeichnen wir die relativen Häufigkeiten der »größer«-, »gleich«-, »kleiner«-Urteile in Abhängigkeit von einem Vergleichsreiz r wieder mit $F_g(r)$, $F_u(r)$, $F_k(r)$, so ist offenbar zunächst der Inbegriff aller Möglichkeiten, bei denen dieser Reiz r größer erscheint, also den jeweiligen oberen Grenzreiz r_o noch übertrifft, gleich dem Inbegriff aller Fälle, in denen $r_o < r$ war, **gleichgültig wie groß r_u dabei jeweils ist.** Lipps muß also die ganze Zahl der Fälle mit einem bestimmten r_o, die er, wie oben erwähnt, so schön in eine zur y-Achse parallele Vertikale auseinandergezogen hatte, einfach wieder einsammeln und kann dem $F_g(r)$ auch nichts anderes gleichsetzen als wir, d. h. alle Fälle mit Erfüllung der Bedingung $r_o < r$. Die Summe der relativen Häufigkeiten einer bestimmten Zahl von Fällen r_o, r_u, die einer Rechtecksfläche zwischen den Vertikalen $r_o = a$, $r_o = b\,(b > a)$ und den Horizontalen $r_u = c$ und $r_u = d\,(d > e)$ entsprechen, ist gleich demjenigen Teile des Körpers $z = f(r_o, r_u) = f(x, y)$, der von senkrechten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ebenen nach jenen Grenzlinien herausgeschnitten wird und dessen Volumen durch das bestimmte Doppelintegral

$$J = \int_b^a dx \int_c^d f(x,y)\,dy \qquad [11]$$

dargestellt werden kann. Der Inbegriff jener Mannigfaltigkeit $r_o < r$ ist daher das Volumen des Körperausschnittes, der über dem Flächenstück liegt, das in Figur 3 senkrecht schraffiert und mit g bezeichnet ist. Dies ist der ganze Abschnitt der als Basis von $f(x,y)$ brauchbaren Flächenhälfte links von der Ordinate zur Abszisse $x = r$, d. h. es wird

$$F_g(r) = \int_{-\infty}^{r} dx \cdot \int_{-\infty}^{y=x} f(x,y)\,dy. \qquad [12]$$

Ebenso wird natürlich die Gesamtzahl aller Möglichkeiten, bei denen der Vergleichsreiz r kleiner erscheinen muß, gleich sein der Zahl der Fälle, in denen $r_u > r$ ist, gleichgültig wie groß r_o dabei ist, also wiederum genau die nämliche Deduktion, durch die wir $f_u(x)$ zu $F_k(x)$ in Beziehung setzten: Lipps muß alle seine Fälle mit konstantem r_u, die er auf je einer zur X-Achse parallelen Geraden auseinandergezogen hatte, zunächst einmal wieder hereinholen, d. h. die ganze Fläche rechts von der schrägen Geraden $x = y$ dem $F_k(r)$ gleich setzen, die sich oberhalb der Geraden $y = r$ befindet, oder es ist das Gebiet, das in Figur 3 horizontal schraffiert und mit k bezeichnet ist:

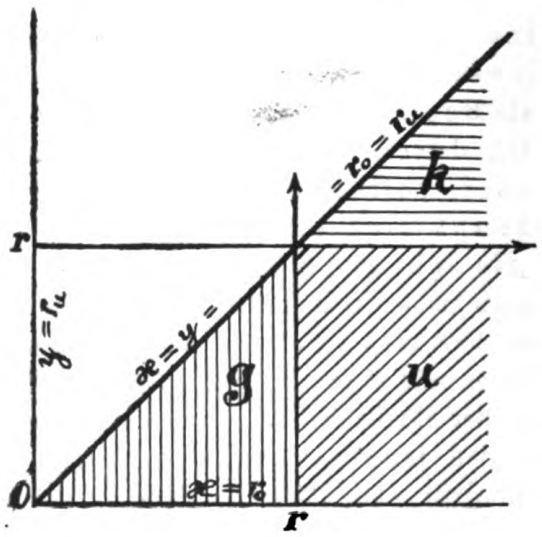


Fig. 3.

$$F_k(r) = \int_r^{+\infty} dy \int_{x=y}^{+\infty} f(x,y)\,dx. \qquad [13$$

Natürlich gibt dann der Rest aller Möglichkeiten, in denen $r_o > r > r_u$ ist, genau wie bei uns den Inbegriff der Fälle an, in denen r dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Normalreiz gleich erschien, d. h. es ist die in Figur 3 schräg schraffierte und mit u bezeichnete Fläche die Basis eines Körpers vom Volumen:

$$F_u(r) = \int_r^{+\infty} dx \int_{-\infty}^{r} f(x,y)\,dx = \int_{-\infty}^{r} dy \int_r^{+\infty} f(x,y)\,dy. \qquad [14]$$

Wie man sieht, braucht man bei der eigentlich sinngemäßen Integration mit endlichen Extremen einfach E_o statt $+\infty$ und E_u statt $-\infty$ einzusetzen. Wollte man ganz genau nach Figur 2 integrieren, so wären noch die weiß gebliebenen Ecken des zwischen den Geraden $x = y$, $x = E_o$ bezw. $= E_o'$ und $y = E_u'$ bezw. $= E_u$ gelegenen Dreiecks auszuschließen, was aber, wie gesagt, für unseren Zweck hier belanglos bleibt.

Da die Funktion $z = f(x,y)$ nach Lipps, wie oben zitiert, die relativen Häufigkeiten des Zusammentreffens r_o, r_u angeben soll, so ist ohne weiteres klar, daß das Gesamtvolumen der von ihr repräsentierten Mannigfaltigkeit der Einheit gleich sein muß. Denn es gibt natürlich außer den bereits betrachteten keine weiteren Fälle, die unterhalb der schrägen Geraden $r_o = x = r_u = y$ liegen, wenn wir Figur 3 nach Lipps annehmen (bzw., bei Annahme endlicher Extreme, keine Fälle außerhalb des analog schraffierten Gebietes der Figur 2), und die der Summe aller relativen Häufigkeiten entsprechende Wahrscheinlichkeit dafür, daß überhaupt irgend ein Fall dieser Mannigfaltigkeit auftritt, ist eben der Einheit gleich. Man braucht also gar nicht mehr erst besonders hinzuzufügen, daß die Summe aller drei genannten Integrale der Einheit gleich sein müsse [15]. Sonst könnten ja auch die genannten Beziehungen zu den $F_g(r)$, $F_u(r)$ und $F_k(r)$ im einzelnen gar nicht zu Recht bestehen, sondern es müßten alle jene Doppelintegrale erst mit

$$\int_{-\infty}^{+\infty} dx \int_{-\infty}^{y=s} f(x,y)\,dy$$

dividiert werden. Ich hebe das ausdrücklich hervor. Denn Lipps setzt vorher beim Referat über meinen Ausgangspunkt meine selbstverständliche Erwähnung, daß aus $F_u(x)$ kein dritter, zu $f_o(x)$ und $f_u(x)$ koordinierter K.-G. abzuleiten, also wegen $F_u(x) = 1 - F_g(x) - F_k(x)$ »nichts Neues mehr zu bestimmen sei« als »nach der Ansicht Wirths« in Anführungszeichen und erweckt daher notwendig den Anschein, als ob er aus seiner Gleichung für $F_u(x)$ wirklich etwas Neues, für unseren Ausgangspunkt Verschlossenes herausbringen könne. Und doch ist auch seine Gl. [14] nichts

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiter als die von mir (Psychophysik S. 177) angegebene Beziehung zwischen $F_u(x)$ einerseits und $f_o(x)$ und $f_u(x)$ andererseits, nur eben wieder unter Auseinanderziehung der r_u- und r_o-Fälle abgeleitet, die aber als völlig belanglos für diese Gleichung auch erst wieder ausdrücklich durch eine Integration rückgängig gemacht werden muß.

Dieser ganze Zusammenhang der Lippsschen Ableitung mit der unserigen muß aber dem der Sache etwas ferner stehenden Leser ganz besonders dadurch verschlossen bleiben, daß er nach Summation seiner drei Doppelintegrale für $F_g(x)$, $F_u(x)$, $F_k(x)$ fortfährt: »Der Wert dieses Doppelintegrales, zwischen den angegebenen Grenzen genommen, muß gleich 1 sein. Erfüllt $f(r_u, r_o)$ diese Bedingung, so sind die von Wirth ohne weiteres vorausgesetzten Funktionen $f_o(r_o)$ und $f_u(r_u)$ gegeben durch:« und es folgen die beiden Formeln, die ich sogleich in unseren bisherigen Symbolen $r_o = x$, $r_u = y$ gebe:

$$f_o(x) = \int_{-\infty}^{x} f(x, y)\, dy, \qquad [16]$$

$$f_u(y) = \int_{y}^{+\infty} f(x, y)\, dx. \qquad [17]$$

Das sieht doch genau so aus, als könne man zu Gleichungen für die von uns gesuchten Verteilungsfunktionen der K.-G. für r_o und r_u in einwandfreier Weise, oder gar überhaupt, nur gelangen, nachdem zunächst erst einmal aus den g, u, k durch Vermittelung der Gl. [12] bis [14] die Lippssche Funktion $f(x, y)$ berechnet worden ist, oder nachdem diese wenigstens im allgemeinen, als nicht notwendig selbst zu berechnende Hilfsgröße, eine Erkenntnis über Relationen zwischen den beobachteten $F_g(x)$ usw. und meinen $f_o(x)$ und $f_u(y)$ vermittelt habe, die direkt nicht zu erlangen wäre. Es muß der Schein entstehen, als habe ich meinerseits die Funktionen $f_o(x)$, $f_u(y)$ ohne eine für ihre richtige Berechnung notwendige Rücksicht auf die ihnen zugrunde liegende Lippssche Funktion $f(x, y)$ angesetzt, so daß ich sie also unter Umständen sogar falsch bestimmen könne. Daß dies in der Tat im wesentlichen der Sinn des Lippsschen Gedankenganges sein muß, geht eben zum Überflusse gerade aus seinem oben bereits so ausführlich widerlegten Einwand hervor, daß unter Umständen für die von mir bestimmten K.-G. die Bedingung $r_u \leqq r_o$ nicht mehr zutreffe, was er ja an die Spitze der ganzen Deduktion stellte. Wie konnte aber Lipps diese völlige

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Übereinstimmung seines entscheidenden Schrittes bei Ableitung der Gl. [12] bis [14], die auch die Bedingung $r_u \leqq r_o$, wie wir sahen, stets notwendig erfüllen läßt, mit unserem »unzulässigen« Ausgangspunkt verkennen, obgleich sie ihm doch durch einen Vergleich von Gl. [16] mit Gl. [12] einerseits und von [17] mit Gl. [13] andererseits sofort in die Augen springen mußte? Das innere Integral des Doppelintegrales für $F_g(x)$ in [12] ist ja doch weiter gar nichts als die Größe, von der er nachträglich, scheinbar unter der Mitwirkung aller seiner Gleichungen [12] bis [15], auf einmal findet, daß sie mit unserer Funktion $f_o(x)$ übereinstimmt. Ebenso aber ist das innere Integral des Ausdrucks [13] für $F_k(x)$ nichts anderes als das, was er nachträglich als $f_u(y)$ zu erkennen gibt. Meinerseits habe ich diese Abhängigkeitsbeziehung von vornherein erkannt, und daher konnte ich auch sofort, in seine Extreme umgesetzt, feststellen, daß

$$F_g(r) = \int_{-\infty}^{r} f_o(x)\, dx \qquad [18]$$

$$F_k(r) = \int_{r}^{+\infty} f_u(x)\, dy. \qquad [19]$$

Seine Gl. [12] und [13] bedeuten eben gerade, daß die Zahl von Fällen, die in meinen K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ bereits einem punktuellen Argument x zugeordnet sind, wieder in einen Wert aufsummiert werden, nachdem er sie in einer für unseren Zweck völlig wertlosen Operation auf eine ganze Gerade auseinandergezogen hat. Unser »Ausgangspunkt« besteht also einfach darin, daß wir diesen Weg über die Funktion $f(x, y)$ bei dem Ansatz, der von Anfang an nur zu einer Berechnung von $f_o(x)$ und $f_u(x)$ führen sollte, als einen ganz unnötigen Umweg von vornherein vermieden haben. Und wir konnten ihn umgehen, da die richtigen inneren Beziehungen zwischen $f_o(x)$ und $f_u(x)$ (insbesondere $r_u \leqq r_o$) bei dieser Ableitung ohnedies schon durch die Beziehung zwischen den beobachteten $F_g(x)$ und $F_k(x)$ selbst nach Gl. [1] garantiert sein mußten, wie bereits vorhin aus dem ersten Teile dieser Erwiderung hinreichend deutlich geworden sein wird.

Man mißverstehe mich nicht. Auch mir war von Anfang an klar, daß mit jedem Falle des K.-G. $f_o(x)$ gleichzeitig ein bestimmter Fall des K.-G. $f_u(x)$ zusammentreffe. Denn die obere und untere Schwelle als »Bedingungsextrem« müssen doch beide in jedem Augenblicke irgendwo liegen. Ihre beiderseitigen Schwankungen, die von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Schwankungen des Äquivalenzwertes und der Unterschiedsempfindlichkeit gemeinsam in gesetzmäßiger, wenn auch unkontrollierbarer Weise beeinflußt werden, stellten also auch für mich einen zweidimensionalen K.-G. dar. Wenn es daher notwendig gewesen wäre, diesen Gedanken als Hilfsmittel bei der Berechnung der $f_o(x)$ und $f_u(x)$ zu verwerten, hätte ich die relative Häufigkeit in dem eben genannten K.-G., da ich ja auch »mit dem mathematischen Handwerkszeug vertraut« bin, wie Lipps sich ausdrückt, ebenfalls als eine Funktion $f(x, y)$ eingeführt[1]). Aber ich sah eben, daß diese differenzierte Vorstellung der Kombination der Grenzreize untersich in dem Ansatze zur Berechnung von $f_o(x)$ und $f_u(x)$ nichts zu suchen habe, da diese Kombinationen zur Ausrechnung gar nichts beitragen können. Mein »Ausgangspunkt« bei dieser Berechnung war also die Müllersche Erkenntnis, daß $f_o(x)$ und $f_u(x)$ unbeschadet ihrer wechselseitigen Beziehungen von den g, bzw. k in völlig eindeutiger Weise durch eine so einfache Integral-Relation abhängig sind, daß sie durch eine einmalige Differenzierung aus diesen direkt abzuleiten sind. Auch Lipps würde doch wohl, falls er z. B. die Werte $f_o(x)$ wirklich einmal berechnen müßte, seine Lieblingsfunktion $f(r_o, r_u)$ durch Vergleichung von Gl. [12] und Gl. [16] sofort wieder eliminieren, um auf meine Gleichung zu kommen, bevor er die Gl. [13] und [17] überhaupt anzusehen brauchte. Eben deshalb kann aber die Summierung der Fälle r_o innerhalb des vertikal schraffierten Stückes in Richtung dieser Vertikalen und der Fälle r_u innerhalb des horizontal schraffierten in Richtung der Horizontalen, die in der ganzen Fläche von Anfang an völlig unabhängig voneinander ausgeführt werden können, schon von vornherein zu den K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ zurückführen, die ich mir bei der Ableitung der von uns gesuchten Werte allein zu vergegenwärtigen brauche. Man muß doch bei dem Ausgangspunkte stets berücksichtigen, was wir berechnen wollen. Da handelt es sich aber zunächst um Mittelwerte des oberen und unteren Grenzreizes, bei denen es ganz

1) Über diese relative Abhängigkeit der K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ voneinander war ich mir schon vor meiner Ableitung der Spearmanschen und meiner Formeln für Mittelwerte und Streuungsmaße zu r_o und r_u (also insbesondere auch vor der schon weit zurückliegenden ersten privaten Kenntnisnahme des Lippsschen Bedenkens) völlig klar geworden, so daß das über die relative Abhängigkeit von $f_u(x)$ und $f_o(x)$ in meiner Psychophysik, S. 168 f. Gesagte schon in dem noch vorhandenen *MS* des ersten Entwurfes zu meinem Buche enthalten ist, der den »Mathematischen Grundlagen usw.« vorherging und die subjektive Voraussetzung zu diesen bildete.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleichgültig ist, welche r_u mit den Fällen r_o zusammentrafen, die in das mittlere r_o eingerechnet sind, und umgekehrt. Aber auch für die Ableitung der Formeln, nach denen ich die Streuungsmaße ohne Berechnung der Funktion $f_o(x)$ und $f_u(x)$ im einzelnen direkt aus den Beobachtungsfunktionen $F_g(x)$ usw. anschreiben konnte, brauchte ich theoretisch nur bis $f_o(x)$ und $f_u(x)$ zurückzugehen, für welche eben die Streuungsmaße abgeleitet werden sollten, nicht aber auf $f(x, y)$. Für diese meine Zwecke, die von Lipps nicht angegriffen, sondern am Schlusse ausdrücklich in ganz analoger Weise als seine eigenen formuliert sind, wäre es also total wertlos gewesen, eine der Lippsschen Funktion $f(x, y)$ analoge Hilfsgröße in den Ansatz einzubeziehen.

b) Die völlige Unzulänglichkeit der Lippsschen Gleichungen zur Bestimmung des K.-G. $f(r_u, r_o)$ und der klare Einblick in diesen Sachverhalt vom Müllerschen Ausgangspunkt aus.

1) Mit der Widerlegung der Meinung, daß $f_o(x)$ und $f_u(y)$ durch $f(x, y)$ irgendwie anders als bei uns abgeleitet werden könnten, scheint aber zunächst noch die Möglichkeit vereinbar zu sein, daß die Lippssche Funktion $f(x, y)$ daneben doch noch eine neue, selbständige Erkenntnis über die Beziehung zwischen r_o und r_u vermittele, die wir von unserem Ausgangspunkt aus nicht oder nicht so schnell erlangen könnten. Vor allem die Einheitlichkeit des K.-G. $f(x, y) = f(r_o, r_u)$ erscheint insofern verlockend, als sie z. B. nicht nur einen einheitlichen Mittelwert dieses ganzen K.-G., sondern auch ein neues einheitliches Streuungsmaß zu berechnen gestattet, also Werte, wie wir sie kürzlich zur Charakterisierung der mittleren Leistung der gesamten Beobachtungsreihe als Funktionen von $f_o(x)$ und $f_u(x)$ abzuleiten versuchten [1]). Diesen Hoffnungen tritt freilich sofort wieder die Erinnerung an unsere obige Deduktion am Schlusse des ersten Abschnittes entgegen, daß die ganze Beobachtungsweise der Methode der drei Hauptfälle überhaupt gar nichts anderes eindeutig abzuleiten erlaubt, als die beiden K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$. Die g, u und k gewähren hiernach keinen eindeutigen Einblick in die Gestaltung der jeweiligen Lage von r_o und r_u im einzelnen. Dann können sie aber offenbar auch bezüglich des Zusammentreffens eines bestimmten Wertes r_u mit einem bestimmten r_o nichts Eindeutiges errechnen lassen. Ein solches Rechen-Resultat

1) Ein einheitliches Präzisionsmaß der Urteilsleistung usw. Dieses Archiv Bd. XXIV, 1912, 2/3. S. 141.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wäre aber nun doch zweifellos vorhanden, wenn wir sagen könnten, dieses Zusammentreffen r_u, r_o befolgt notwendig ein aus den Lippsschen Gleichungen berechenbares Zufallsgesetz $f(x, y)$, so wie wir von dem $f_o(x)$ und $f_u(y)$ ganz sicher sagen können, daß sie genau in dieser Weise gelten müssen, falls g, u und k überhaupt aus einem einheitlichen K.-G. für r_o und r_u sollen abgeleitet werden können. Da jedoch unsere Behauptung, daß aus g, u, k außer $f_o(x)$ und $f_u(y)$ überhaupt nichts weiter eindeutig abzuleiten sei, aus ganz sicheren allgemeinen Gesichtspunkten entnommen ist, so bleibt nur noch der Schluß übrig, daß eine eventuell aus [12] bis [15] berechenbare Funktion den gegebenen Reihen g, u und k keinesfalls mit der gleichen Notwendigkeit wie unsere $f_o(x)$ und $f_u(y)$ zugrunde gelegt werden könne. Sehen wir aber genauer zu, so finden wir auch in der Tat schnell heraus, daß die von Lipps vorausgesetzte Funktion $f(r_u, r_o)$ mit den Beobachtungen g, u und k überhaupt erst dann nach Gl. [12] bis [14] zusammenhängt, wenn man über die eben noch zulässige kleinste und größte Distanz zwischen den gleichzeitigen r_o und r_u, also über das Maximum und Minimum der Einzelwerte $2s$ eine Zusatzannahme macht. Die Funktion, welche [12] bis [15] erfüllt, ist also aus einer unendlichen Fülle von möglichen Funktionen dieser Art durch ganz willkürliche Zusatzannahmen wählbar. Würde man gar nichts weiter über eine Einschränkung der Möglichkeiten in dem von Lipps abgesteckten Felde unterhalb der Linie $x = y$ verabreden (vgl. Fig. 3), so könnten also z. B. r_o und r_u einerseits bis auf die Distanz 0 aneinander heranrücken und andererseits doch auch wiederum beliebig große Werte annehmen, die mit g, u und k nur eben gerade noch verträglich sind. Dies wäre aber eben nur eine völlig willkürliche Annahme. Wir können unter Umständen mit viel größerem Rechte zwei beliebige andere Grenzen ziehen, z. B. parallel zu der Geraden $x = y$ zwei andere Gerade

$$y = x - a \qquad [20]$$

$$y = x - b, \ (b > a) \qquad [21]$$

(vgl. Figur 4), und bestimmen, daß alle Fälle des K.-G. $f(x, y)$, also alle Kombinationen der gleichzeitigen Werte r_o, r_u, sich auf diesen Bereich von Möglichkeiten beschränken müssen. Die Unterschiedsschwelle $2s = x - y$ müßte sich daher in diesem Falle stets zwischen den Grenzen

$$a < 2s < b \qquad [22]$$

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halten. Denn alle Kombinationen, in denen r_u größer als $(r_o - a)$ und daher $2s < a$ wäre, liegen oberhalb der oberen Geraden $y = x - a$, und alle Kombinationen, in denen r_u kleiner als $(r_o - b)$ oder $2s > b$ würde, befinden sich unterhalb der unteren Grenze $y = x - b$. Der Inbegriff aller Möglichkeiten aber wäre als Summe aller überhaupt wirklich in Betracht kommenden Lagen der beiden Schwellen wieder der Einheit gleichzusetzen, d. h. das Volumen des Körpers, der über der in Figur 4 schraffierten Fläche sich aufbaut, muß wieder gleich 1 sein. Gemäß der Einschränkung seiner Grundfläche ist also dieser Körper höher aufgetürmt, und seine Oberfläche folgt einer neuen Gleichung, die wir mit den ihre Basisgrenzen kurz markierenden Indizes als $f^{a,b}(x, y)$ bezeichnen wollen und aus einem analogen System von Gleichungen zu bestimmen hätten. Falls man die Lippsschen Extreme $\pm\infty$ statt E_o, E_u beibehalten wollte, hätte man also z. B. einfach zu setzen

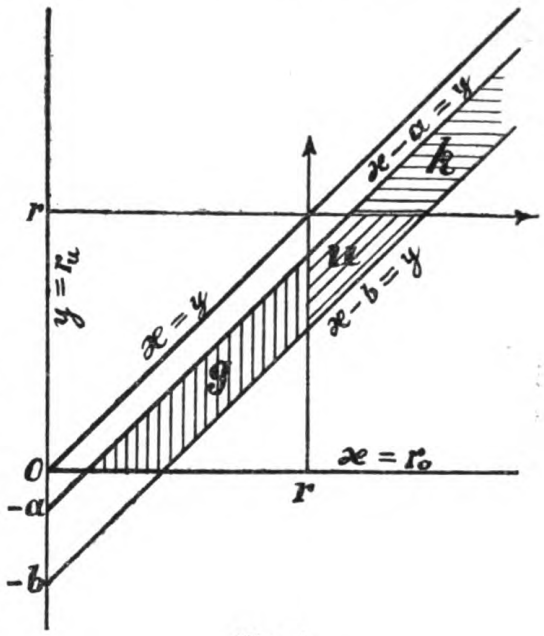


Fig. 4.

$$F_g(r) = \int_{-\infty}^{r} dx \int_{y=x-b}^{y=x-a} f^{a,b}(x, y)\, dy \text{ usw.} \qquad [23]$$

$$F_g(r) + F_u(r) + F_k(r) = \int_{-\infty}^{+\infty} dx \int_{y=x-b}^{y=x-a} f^{a,b}(x, y)\, dy = 1. \qquad [24]$$

Die uneingeschränkte Funktion können wir also im folgenden, als einen speziellen Fall dieser allgemeinen Funktion $f^{a,b}(x, y)$ nur noch mit dem Symbol $f^{o,\infty}(x, y)$ bezeichnen.

2) Man wird aber wohl bei dieser ganzen Einschränkung von Kombinationsmöglichkeiten r_u, r_o sich längst daran erinnert haben, daß wir im ersten Abschnitt dieser Abhandlung eine ganz ähnliche Betrachtung mit elementaren Hilfsmitteln schon einmal durch-

Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

geführt haben. Als wir uns zunächst gegen Lipps' Einwand verteidigten, daß die auf unsere Art abgeleiteten K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ jederzeit mit der Forderung $r_u \leqq r_o$ im Einklang bleiben, nahmen wir alle einzelnen Systeme vor, wie man die n Fälle des einen K.-G. je einem des anderen zuordnen könne. Der Inbegriff aller möglichen Systeme dieser Art, die mit der Forderung $r_u \leqq r_o$ im Einklange bleiben, ist aber offenbar nichts anderes, als eine sichere Lösung der Lippsschen Gleichungen [12] bis [17] und zwar in der uneingeschränkten Form $f^{\circ\,\infty}(x, y)$. Die Aufstellung einer Funktion $f(x, y)$ steht also mit unserem Ausgangspunkt so wenig in Widerspruch, daß wir sie nach Ableitung unserer K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ sofort nach den einfachsten Prinzipien der Kombinationsrechnung wirklich konkret berechnen können. Dies kann aber natürlich auch gar nicht anders sein, da eben die von uns abgeleiteten Werte $f_o(x)$ und $f_u(x)$ mit den g, u, k völlig eindeutig zusammenhängen, als die einzig denkbare Art, wie diese Beobachtungen aus einem einheitlichen K.-G. des oberen und unteren Grenzreizes zu erklären sind. Die sämtlichen Systeme von möglichen Zuordnungen aller einzelnen Fälle derselben untereinander geben daher die Gesamtheit aller möglichen Kombinationen r_u, r_o, die mit den beobachteten psychometrischen Funktionen $F_g(x)$, $F_u(x)$, $F_k(x)$ vereinbar bleiben. Aber eben auch nur vereinbar, nicht etwa als notwendige Voraussetzung gerade so und nicht anders hinzugehörig! Die Grundlage der Verträglichkeit einer Mannigfaltigkeit von r_u, r_o mit g, u, k ist dabei das von uns S. 439 stets befolgte Prinzip, daß die Kombinationen immer systemweise den ganzen K.-G. jedes Grenzreizes mit je einmaliger Ansetzung aller n Fälle erschöpfen müssen, wie es eben zur Rekonstruierbarkeit der g, u, k jeder einzelnen Vergleichsreizstufe r aus den Kombinationen erforderlich ist. Wenn Lipps nicht einmal erkannt hat, daß unsere Ableitungsweise der K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ die sichere Garantie dafür bietet, daß bei ihrer Voraussetzung r_u niemals als größer angenommen zu werden braucht als r_o, so dürfte er diesen ihren Zusammenhang mit der von ihm gesuchten Funktion wohl noch viel weniger gesehen haben, und doch ist er ein ganz strikter. Zur besseren Veranschaulichung dieser wechselseitigen Beziehungen zwischen den Beobachtungsfunktionen $F_g(r)$, $F_k(r)$ und $F_u(r)$, unseren K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(y)$ und einem K.-G. $f^{a,b}(x, y)$ wollen wir hier sogleich einmal einige Funktionen dieser Art aus unserer Tafel (S. 439) der 12 mit unserem Beobachtungsbeispiel »verträglichen« Systeme zusammenstellen und an ihnen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeigen, daß sie wirklich alle von $f^{a,b}(r_u, r_o)$ verlangten Eigenschaften enthalten. Ist dies doch auch eine so leichte Ableitungsweise einer Lippsschen Funktion, daß sie jeder, der sich wirklich für sie interessiert, aus den unstetigen K.-G. der Beobachtungen sogar bei einer viel größeren Zahl von Darbietungen jeder Stufe als $n = 4$ schneller auffinden kann, als etwa durch Berechnung aus stetigen Funktionen $F_g(x)$ usw. und nach Lipps' Gleichungen [12] bis [14]. Freilich wird dann auch der K.-G. $f^{a,b}(x, y)$ ein unstetiger; aber er läßt sich ja durch irgend eine der geläufigen Interpolationsmethoden dem stetigen beliebig nahe bringen. Zudem hat diese Ableitung noch den großen Vorteil, daß man die Willkürlichkeit der zur Ableitung von $f(x, y)$ noch nötigen Zusatzannahmen, die Lipps' Ansatz jeden Erkenntniswert nehmen, hierbei noch unmittelbarer, ja sogar in noch weit größerem Umfange einsieht und sowohl die von uns vorhin bereits eingeführten Reduktionen nach Gl. [23] bis [24] als auch die hier nunmehr noch als möglich zu erweisenden Erweiterungen sehr schnell ausführen kann. Wenn wir nämlich zunächst den Bereich zwischen den beiden Geraden der Figur 4 nach Gl. [20] und [21] immer mehr einschränken wollen, so brauchen wir einfach immer weniger Kombinationssysteme in die gesamte Mannigfaltigkeit $f(x, y)$ aufzunehmen, wobei natürlich das Gewicht jeder einzelnen in dem gesamten K.-G. $f^{a,b}(x, y)$ entsprechend höher anzusetzen ist, da dessen Summe stets gleich 1 sein muß. Außerdem zeigt sich hier aber dann noch besonders deutlich, daß wir die Systeme nicht nur beliebig weglassen, sondern umgekehrt auch noch jedes zulässige Kombinationssystem beliebig oft ansetzen dürfen, ohne mit den Lippsschen Gleichungen [12] bis [17] zur Ableitung von $f(r_o, r_u)$ in Konflikt zu kommen.

Während es bei der Tabelle S. 439 nur darauf ankam, das kombinatorische Bildungsgesetz der Zuordnungssysteme an numerierten Fällen zu veranschaulichen, müssen hier die einzelnen Kombinationen r_u, r_o nunmehr auf bestimmte Ordinaten der X-Y-Ebene gebracht werden, weshalb wir zunächst den Inhalt der obigen Tafel nach der Übergangstabelle S. 438 in Abszissenwerten statt in Nummern wiederholen. Die erste Ziffer ist die Abszisse von r_u, die zweite nach dem Komma die von r_o. Die Differenz $2s = r_o - r_u$ braucht hier natürlich dann nicht erst noch besonders beigefügt zu werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	1. Fall	2. Fall	3. Fall	4. Fall
I	1,1	1,3	2,4	3,5
II	1,1	1,3	2,5	3,4
III	1,1	1,4	2,3	3,5
IV	1,1	1,4	2,5	3,3
V	1,1	1,5	2,3	3,4
VI	1,1	1,5	2,4	3,3
VII	1,1	1,3	2,4	3,5
VIII	1,1	1,3	2,5	3,4
IX	1,1	1,4	2,3	3,5
X	1,1	1,4	2,5	3,3
XI	1,1	1,5	2,4	3,3
XII	1,1	1,5	2,3	3,4

Ordnen wir die 48 Fälle der 12 Systeme zu 4 Fällen nach ihren Ordinaten $x = r_o$, $y = r_u$, und zählen die Fälle auf jeder Ordinate x, y zusammen, so ergibt sich schließlich die folgende Verteilungstafel[1]) des K.-G. r_u, r_o, aus der die Erfüllung der von Lipps an $f(r_o, r_u)$ gestellten Forderungen (unter Voraussetzung eines unstetigen K.-G.) ohne weiteres ersichtlich ist. Die relativen Häufigkeiten erhält man, wenn man alle absoluten Häufigkeitszahlen mit ihrer Summe 48 dividiert.

Nach dieser Tabelle kann Lipps die beiderseitigen Beziehungen der von uns abgeleiteten Funktionen $f_o(x)$ und $f_u(x)$ einerseits zu den eindeutig mit ihnen zusammenhängenden Beobachtungsfunktionen $F_g(x)$ und $F_k(x)$ und andererseits zu der willkürlichen Funktion $f^{a,b}(x, y)$, insbesondere zu dem uneingeschränkten Fall $f^{o,\infty}(x, y)$ miteinander vergleichen. Um zunächst die beliebige Reduzierbarkeit der in $f(x, y)$ einbezogenen Kombinationssysteme ad oculos zu demonstrieren, habe ich dem K.-G. $f(x, y)$, der bei Zulassung aller mit g, u, k verträglichen Systeme I bis XII entsteht, wenigstens noch einen zweiten beigefügt, bei welchem zwar a ebenfalls 0 ist, also beliebig kleine Differenzen $r_o - r_u$ bis herab zu 0 zulässig sind, aber doch wenigstens alle zu großen Werte $2s > 3$ ausgeschlossen sind, so daß $b = 3$. Bei der Konstruktion von $f^{0,3}(x, y)$ fallen somit die in unserer Tabelle S. 439 mit V, VI, IX und XII numerierten Systeme weg. Auch aus diesen Nummern ist die vorhin

1) Man erkennt leicht die Ähnlichkeit der mit z-Ordinaten $f(x, y)$ besetzten Grundfläche mit der schraffierten Fläche in Fig. 2, auf die sich eben die Fälle r_u, r_o wegen der Endlichkeit der Extreme E_o, E_u usw. stets beschränken müssen (vgl. S. 450). Die Ecke links unten zwischen der Geraden $x = y$ und der Grenze $y = E_u$ ist allerdings hier nicht frei, sondern völlig ausgefüllt, da eben hier $E_u = E'_o$ ist. Die Ecke rechts oben muß aber wegen $E'_u < E_o$ wie in Fig. 2 frei bleiben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Übersicht über die Beziehungen zwischen den beobachteten Funktionen $F_g(x)$, $F_k(x)$, den eindeutig abgeleiteten $f_o(x)$, $f_u(y)$ und der willkürlich abgeleiteten $f^{a,b}(x,y)$ nach dem Beispiel S. 436.

(Das stark umrahmte Gebiet enthält das Gegebene und eindeutig aus ihm Abgeleitete. Das übrige schwach umrahmte Feld enthält die gesuchte Funktion $f^{a,b}(x,y)$, die je nach Wahl von a, b (vgl. S. 458f.) ganz verschieden ausfällt. Die eingeklammerten Häufigkeitszahlen bedeuten z. B. eine zweite Möglichkeit. Bei der ersten Zahl ist $a=0$, $b=\infty$, bei der eingeklammerten $a=0$, $b=3$.)

	$x=1$	$x=2$	$x=3$	$x=4$	$x=5$	$f_u(y)$ oder die Summe der relativen Häufigkeiten für die einzelnen $r_u=y$	$F_k(x)=\int_y^5 f_u(y)\,dy$
$y=5$	—	—	—	—	—	—	0
$y=4$	—	—	—	—	—	—	0
$y=3$	—	—	$\frac{4}{48}\left(\frac{2}{32}\right)$	$\frac{4}{48}\left(\frac{2}{32}\right)$	$\frac{4}{48}\left(\frac{4}{32}\right)$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{4}$
$y=2$	—	0(0)	$\frac{4}{48}\left(\frac{2}{32}\right)$	$\frac{4}{48}\left(\frac{2}{32}\right)$	$\frac{4}{48}\left(\frac{4}{32}\right)$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$
$y=1$	$\frac{12}{48}\left(\frac{8}{32}\right)$	0(0)	$\frac{4}{48}\left(\frac{4}{32}\right)$	$\frac{4}{48}\left(\frac{4}{32}\right)$	$\frac{4}{48}$ (0)	$\frac{1}{2}$	1
$f_o(x)$ oder die Summe der relativen Häufigkeiten für die einzelnen $r_o=x$	$\frac{1}{4}$	0	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{4}$		
$F_g(x)=\int_o^x f_o(x)\,dx$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{3}{4}$	1		

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

genannte Übersichtlichkeit der Reduktion des K.-G. durch Ausschluß bestimmter Systeme bei unserer Ableitungsweise zu erkennen. Gleichgültig, wie man aber auch a und b wählen mag — in unserem Beispiel würde der Ausschluß von $2s=0$, also die Änderung von a, überhaupt keinen K.-G. $f(x, y)$ mehr möglich machen, während doch mindestens ein System dieser Art als wirklich anzunehmen ist — so zeigt die Aufsummierung der senkrechten und horizontalen Zahlenreihen, daß diese Summen von der Variation der eben noch zugelassenen Werte von $2s = r_o - r_u$ völlig unabhängig sind. Ebenso unberührt von dieser Reduktion bleibt aber dann natürlich auch der Zusammenhang dieser Summen mit ihrer Integration unter fortschreitender Zunahme der oberen Grenze bei den $x = r_o$, der unteren bei $y = r_u$, deren Ergebnis wir sinngemäß, wie in Fig. 1, wieder auf die in der Integrationsrichtung vorausliegenden Grenzen zwischen den Abszissenintervallen der r_o und r_u verlegt haben. Jene erste Summenrubrik ist aber offenbar nach Gl. [16] und [17] mit unseren $f_o(x)$ und $f_u(x)$, diese zweite aber nach [12] und [14] bzw. einfacher nach [18] und [19] mit den beobachteten Werten $F_g(r)$ und $F_k(r)$ identisch, die hiernach mit den Zahlen $f(x, y)$ der inneren Tabelle genau nach den von Lipps angegebenen Gleichungen zusammenhängt.

Ebenso könnte man aber nun auch zweitens irgend eines der Kombinationssysteme beliebig oft ansetzen, also z. B. gleich das erste I mit 2 multiplizieren. Natürlich erhöht sich dann der ganze, der Einheit gleich zu setzende Wert der Mannigfaltigkeit um n, also von 48 auf 52, und die Einzelwerte von $f(x, y)$ gruppieren sich, wie folgt:

	$x=1$	$x=2$	$x=3$	$x=4$	$x=5$	$f_u(y)$
$y=3$	—	—	$\frac{4}{52}$	$\frac{4}{52}$	$\frac{5}{52}$	$\frac{1}{4}$
$y=2$	—	0	$\frac{4}{52}$	$\frac{5}{52}$	$\frac{4}{52}$	$\frac{1}{4}$
$y=1$	$\frac{13}{52}$	0	$\frac{5}{52}$	$\frac{4}{52}$	$\frac{4}{52}$	$\frac{1}{2}$
$f_o(x)$	$\frac{1}{4}$	0	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{4}$	

Alles weitere von den $f_o(x)$ und $f_u(x)$ an nach den $F_g(x)$ und $F_k(x)$ hin aber vollzieht sich stets in der nämlichen Weise, wenn nur jene K.-G. von r_o und r_u wieder unverändert rekonstruiert sind. Die Allgemeingültigkeit des hier aufgezeigten Ergebnisses der Kombinatorik, das ich als Irrelevanz der »Systemgewichte« in diesem Zusammenhange bezeichnen möchte, springt ohne weiteres

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in die Augen, so daß wir nicht erst auf einen Nachweis dieser Vieldeutigkeit aus den Gl. [12] bis [17] zurückzugehen brauchen, um sie besser einsehen zu können. Jedes System, einmal als Summand angesetzt, bringt eben die n Fälle so unter, daß auf jede Ordinate so viele Fälle treffen, als in dem K.-G. $f_o(x)$ daselbst liegen, und auf jede Abszisse so viele, als in dem K.-G. $f_u(y)$ vorkommen. Die Superposition von p Systemen, gleichgültig welche es sind, kann aber hieran relativ nichts ändern und muß daher die Lippsschen Gleichungen [12] bis [17] ebenfalls stets befriedigen, wobei nur eben das Gesamtgewicht des K.-G. auf np gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wodurch die völlige Willkürlichkeit der Ableitung einer Funktion $f(r_o, r_u)$ aus den Beobachtungen, die auf dem Mangel einer eindeutigen Beziehung zwischen beiden beruht, noch krasser illustriert werden sollte, als durch diese hier neu hinzutretende Möglichkeit, mit der Summierung der mit g, u, k verträglichen Kombinationssysteme zu je n Fällen nach Belieben schalten und walten zu können, ohne daß gegen den so entstandenen K.-G. $f(r_o, r_u)$, der hierbei immer wieder anders ausfällt, vom Standpunkte seiner Ableitung bei Lipps aus irgend ein Einwand erhoben werden könnte. Während aber die erste, sogleich nach der allgemeinen Ableitung eingeführte Reduktion nach Figur 4 wenigstens noch leicht durch die Indices a, b zu markieren war, wird die Zahl der Möglichkeiten, die sich aus diesem neuen Einblick in die freie Verfügung über die Kombinationssysteme schon bei ganz elementarer Rechnung ergibt, nunmehr so groß, daß die unbegrenzte Zahl der Indices, welche die Lippssche Funktion in ihrer reinen Willkürlichkeit nach den verschiedenen Richtungen zu spezialisieren hätten, an dem Symbol für $f(r_o, r_u)$ überhaupt gar nicht mehr unterzubringen wären.

Wie paßt aber zu dieser Tatsache, daß dies alles aus den von uns abgeleiteten K.-G. mit Leichtigkeit zu finden ist, wenn man nur die willkürlichen Zusatzannahmen in $f^{a,b}(x.y)$ usw. hinzunimmt, die Behauptung von Lipps, daß man ganz allgemein von seiner Funktion $f(x,y)$ ausgehen müsse, und daß wir unsere Funktionen »ohne weiteres« vorausgesetzt hätten, eine Behauptung, aus der man sogar schließen könnte, daß wir $f_o(x)$ und $f_u(x)$ eventuell falsch oder wenigstens anders als er finden könnten. Welche weitere »Gewähr« für Erfüllung irgendwelcher zulässiger Bedingungen bietet denn seine Ableitungsweise nun noch, die nicht auch nach unserer Herstellung einer direkten Relation zwischen den $f_o(x)$ und $f_u(x)$ und den $F_g(x)$ und $F_k(x)$ geboten würde? In Wirklichkeit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treten wir doch beide an das nämliche System von sachlichen und logischen Relationen zwischen den r_o und r_u einerseits und den beobachteten g, u und k andererseits heran und haben bei deren Studium insofern überhaupt gar keinen verschiedenen »Ausgangspunkt«, als wir beide r_o und r_u selbst in der nämlichen Weise definieren und auch die Beobachtungen aus konstanten hypothetischen K.-G. erklären wollen. Auch Lipps wird also schließlich doch anerkennen müssen, daß die auch von ihm gesuchten K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(y)$ von den $F_g(r)$ und $F_k(r)$ allein in völlig eindeutiger und logisch klarer Weise abhängig sind, unbeschadet ihrer beiderseitigen aus der Relation zwischen $F_g(r)$ und $F_k(r)$ überkommenen relativen Abhängigkeit.

Der K.-G. $f^{a,b}(x,y)$ ist dagegen für unsere Erkenntnis noch um einen Grad hypothetischer als die ebenfalls hypothetischen K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$. Ja wir können ihn aus der bloßen Beurteilung je einer Reizstufe r in jedem Einzelversuch überhaupt nicht mehr eindeutig bestimmen. Wir brauchen ganz neue Hilfsannahmen zu seiner konkreten Darstellung, die aber natürlich mit den von uns gesuchten Mittelwerten r_o und r_u und den Streuungsmaßen der eindeutigen K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ nichts mehr zu tun und daher offenbar auch im Ansatz zur Berechnung dieser Größen nichts mehr zu suchen haben.

Die Mittelwerte für r_o und r_u selbst würden offenbar bei einer Ableitung aus irgend einem beliebigen $f^{a,b}(x,y)$ nicht anders gefunden werden können, da hierbei stets die Anordnung der Fälle in $f_o(x)$ und $f_u(y)$ selbst, unabhängig von ihrer Auseinanderziehung nach y und x, entscheidend ist. Dagegen böten die Streuungsmaße des einheitlichen K.-G. $f^{a,b}(x,y)$ jedenfalls einen neuen Wert. Da aber gerade für diese Streuungsmaße, wie man sich aus der Tabelle S. 463 wohl selbst leicht ableiten kann, keine Unabhängigkeit von den Grenzen a und b und keine »Irrelevanz der Systemgewichte« besteht, so kann diesen Streuungsmaßen natürlich auch keinerlei Bedeutung zur allgemeingültigen Charakterisierung der Beobachtungsreihe zukommen. Eine solche besitzen vielmehr nur die von mir aus g, u und k eindeutig abgeleiteten Streuungsmaße der $f_o(x)$ und $f_u(x)$ selbst, und auch die einheitliche Charakterisierung der Präzision der mittleren Vergleichsleistung, die in der ganzen Beobachtungsreihe enthalten liegt, hat in einer eindeutigen, einfachen Weise nur den Mittelwert $2s$ und die Streuungsmaße der K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ zu einer einheitlichen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Funktion zu verbinden, wie ich dies vor kurzem zu zeigen versuchte.

Zum Schlusse dieses Abschnittes, welcher die völlige Unbestimmbarkeit des K.-G. $f(r_o, r_u)$, der doch immer nur ein ganz bestimmter gewesen sein kann, aus den Lippsschen Gleichungen [12] bis [17] dartut, kann ich also meinem Herrn Gegner nur das folgende Dilemma stellen: Ist ihm vielleicht doch einfach diese unendliche Vieldeutigkeit seiner Gleichungen entgangen, die eine Berechnung eines bestimmten K.-G. $f(r_o, r_u)$ aus den gegebenen Beobachtungen g, u, k nach Art der eindeutigen Ableitung unserer K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ von vornherein ausschließt? Es wäre dann leicht verständlich, warum er sie genau so einführt, daß man den Eindruck gewinnen muß, er könne mit seinen Formeln ohne weitere Annahmen mehr berechnen als wir, und ebenso würde man dann verstehen, warum er insbesondere die sofortige Aufnahme dieser Operation fordert, da sich das so zu Berechnende zu unserem Resultate realiter in der Tat wie Ursache zur Wirkung verhielte. Wenn er aber die völlige Unzulänglichkeit seiner Gleichungen zu einer solchen Berechnung ohne Zusatzannahmen doch gekannt haben sollte, wie konnte er dann die Forderung stellen, daß man durch die Aufnahme der Funktion $f(x, y)$ einen Gedankengang unterbricht, der von den Beobachtungen völlig eindeutig zu den wirklich berechenbaren K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(y)$ hinführt? Mit allem, was jemals wissenschaftlich berechenbar ist, hängt bis zum Anfang der Welt zurück anderes als Ursache zusammen, was zwar nicht berechenbar und zur Berechnung auch unnötig ist, aber wohl rein formal als unbekannte oder unendlich vieldeutige Funktion in den Ansatz eingeführt werden könnte. Man pflegt jedoch sonst ein solches Verfahren nicht gerade als den einzig zulässigen Ausgangspunkt in einer Analyse zu betrachten.

c) Die Unzulässigkeit der Voraussetzung einer beliebigen, die Lippsschen Gleichungen erfüllenden Funktion $f(x, y)$ als K.-G. $f(r_o, r_u)$.

Solange man sich im Bereiche von Hypothesen hält, deren Gegenstände in irgend einer quantitativen Hinsicht nach logisch klaren Gesichtspunkten von beobachteten Größen eindeutig abhängig sind, hat man die beste Aussicht darauf, wenigstens bezüglich der Quantitäten im Bereiche der Wirklichkeit zu bleiben. Sobald jedoch eine Hypothese erst durch weitere Zusatzannahmen eine eindeutige, konkrete Gestalt erhält, die ihrerseits einen geringeren oder vielleicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gar keinen Erkenntniswert besitzen, wird sie nicht so leicht »richtig« ausfallen. Dieses Verhältnis besteht nun offenbar auch zwischen den hypothetischen K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(y)$ und dem noch hypothetischeren $f^{a,b}(x,y)$. Dem entspricht aber nun leider auch das für Lipps unangenehmste Endergebnis unserer ganzen Untersuchung, daß er seinerseits seine Funktion $f(x,y)$ wirklich in der uns vorgeworfenen Weise »ohne weiteres« voraussetzt. Er läßt nämlich mit der nur durch [12] bis [15] bestimmten Funktion $f(x,y)$ Ausgangspunkte zur Ableitung unserer Funktionen nach seinen Gl. [16] und [17] zu, die nicht nur nicht als die einzig mögliche Grundlage des Verständnisses der Beobachtungen gelten können, sondern sogar direkt als falsch und unmöglich bewiesen werden können. Natürlich meine ich hier mit der »Möglichkeit« etwas ganz anderes als oben, wo wir die »möglichen« Zuordnungssysteme r_u, r_o ableiteten. Dort waren es im wesentlichen die mathematisch möglichen Systeme, die unter Voraussetzung der Zusatzannahme bezüglich der Grenzen a, b und bestimmter »Systemgewichte« mit den Beobachtungen g, u und k und den mit diesen letzteren notwendig zusammenhängenden K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ vereinbar blieben. Da aber überhaupt Zusatzannahmen nötig sind, um von g, u und k aus eine bestimmte Form $f(r_u, r_o)$ berechnen zu können, so muß zunächst stets erst noch die reale Möglichkeit dieser Zusatzannahmen geprüft werden. Und da ist denn gar kein Zweifel, daß die von Lipps zum mindesten zugelassene Annahme $a = 0$, $b = +\infty$ nach allen Prinzipien der Kollektivmaßlehre nicht nur nicht wahrscheinlich, sondern von allen möglichen Annahmen nahezu die allerunzulässigste wäre. Ich will nicht behaupten, daß Lipps diese spezielle Zusatzannahme gemacht habe, da er seine weiten Integrationsgrenzen, die mit der Annahme $a = 0$ und $b = -\infty$ übereinstimmen, auch setzen kann, wenn der Bereich von Funktionswerten $z < 0$ viel kleiner ist, so klein, als er eben nach dem Folgenden wirklich anzunehmen wäre. Aber ich hebe diesen Punkt hier noch besonders hervor, weil die Lippssche Darstellung gerade durch die äußerliche Einfachheit bestechen könnte, mit der er von seiner Funktion $f(x,y)$ aus zu den Formeln [16] und [17] für unsere K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(y)$ fortschreitet. So einfach sieht aber eben die Sache für $f(x,y)$ nur aus, solange man noch völlig falsche Annahmen über den K.-G. $f(r_u, r_o)$ zuläßt.

Dies alles überschaut man nun gerade bei der von Lipps verschmähten Ableitung des K.-G. $f^{a,b}(x,y)$ aus unserem K.-G. $f_o(x)$

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und $f_u(x)$ am leichtesten, an der ich es mir auch vor allen speziellen Berechnungen auf diesem Gebiete bereits in allen wesentlichen Punkten zurechtgelegt hatte. Figur 5 stelle die beiden stetigen K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ dar, wie ich sie u. a. in der Psychophysik S. 176ff. erläutert habe. Dabei sind die Fälle des unteren und oberen K.-G. wieder ebenso wie in Figur 1B gekennzeichnet, und, insofern sie eine reale Kombination r_u, r_o darstellen sollen, durch eine Linie unter sich verbunden. Der K.-G. $f_o(x)$ ist in Übereinstimmung mit dem im ersten Abschnitte Gesagten gegenüber dem K.-G. $f_u(x)$ im ganzen nach rechts (d. h. in Richtung der zunehmenden Abszisse) verschoben. Es ist nun das allererste Prinzip aller auf Kombinatorik aufgebauten Kollektivmaßlehre, daß zwei K.-G. von Elementar-Ursachen nur dann ohne weiteres als Grundlage eines realen K.-G. $f(x,y)$ Fall für Fall kombiniert gedacht werden können, wenn die Ereignisse, wie z. B. die Lage zweier gleichzeitig fallender Würfel, voneinander völlig unabhängig variabel gesetzt werden können. Lipps betont nun mit Recht die relative Abhängigkeit zwischen $f_o(x)$ und $f_u(x)$ an der Stelle, wo er irrigerweise glaubt, daß wir sie übersehen hätten, und vermeidet

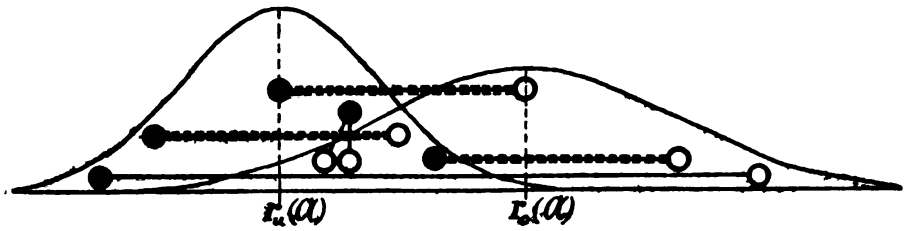


Fig. 5.

auch richtig die ganz unsinnigen Kombinationen r_u, r_o, in denen $r_u \leqq r_o$ würde. Aber nach dem allgemeinen Stetigkeitsprinzip dürfte er doch dann nicht auf einmal unterhalb dieser Grenzen $r_u \leqq r_o$ alle Kombinationen in dem K.-G. zulassen, den er aller Theorie über die Mittelwerte r_o und r_u usw. als etwas jedenfalls Reales zugrunde legen will! So reißt z. B. der Ausschluß einer Kombination, bei der r_o nur ganz wenig größer ist als r_u, unter Zulassung der Kombination $r_u = r_o$, schon vom rein mathematischen Gesichtspunkte aus betrachtet, nur beliebig wenig verschiedene Fälle jäh auseinander, wie in Figur 5 ein Vergleich der Kombination r_u, r_o, die durch eine nur wenig gegen die Vertikale geneigte gestrichelte Verbindungslinie dargestellt ist, mit der durch eine volle Vertikale angedeuteten Kom-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bination $r_u = r_o$ veranschaulichen kann. Bei konsequenter Einbeziehung aller mit g, u, k eben noch verträglichen Kombinationen innerhalb des Bereiches 0, ∞ würde dies aber auch den höchst unwahrscheinlichen, ja direkt falschen Prospekt des K.-G. $f(x,y)$ zeitigen, daß derselbe, nach Art der Figur 3 dargestellt, an der schrägen Grenzlinie $x = y$ plötzlich jäh abbräche, während er nach den Prinzipien der Kollektivmaßlehre, bei so einfacher Konstitution wie hier, unbedingt nach der Grenze zu allmählich herabsinken müßte. Wir müssen aber mit der Kombination zwischen beiden K.-G. überall vorsichtig sein. Es wäre also auch eine ganz unmögliche Annahme, daß die Differenzen $2s = r_o - r_u$ nach oben hin beliebig wachsen können, so weit nur das ganze System dieser größtmöglichen Einzelkombination r_o, r_u mit g, u und k mathematisch vereinbar bleibt. Systeme mit Verbindungen aus relativ im Vergleich zum K.-G. sehr tief liegenden Fällen r_u und relativ sehr hohen Fälle r_o, wie z. B. die Kombination, die in Figur 5 durch eine lange horizontale einfache Linie zwischen entgegengesetzten Enden von $f_o(x)$ und $f_u(x)$ dargestellt ist, wären ebenfalls als nicht der Wirklichkeit entsprechend aus dem »wahrscheinlichsten« K.-G. $f^{a,b}(x, y)$ auszuschalten. Man hätte vielmehr vorauszusetzen, daß $2s$ nur mäßige Schwankungen um einen gewissen Mittelwert ausübt, die sich als Schwankungen der eigentlichen Unterschiedsempfindlichkeit zu anderen Schwankungen der inhaltlichen Auffassung als solcher hinzuaddieren, also die Gesamtstreuung des K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ nur zu einem Teile mit fundieren helfen. Dies bedeutet aber dann natürlich für unsere Kombinatorik so viel, als daß womöglich nur die in ihren K.-G. nicht allzu verschieden gelagerten Fälle als wirkliche Kombinationen anzusehen sind. Drei solche Kombinationen sind in Figur 5 durch eine dreifache Verbindungslinie der zusammengehörigen Fälle ausgezeichnet. Ich verstehe nicht, wie gerade Lipps diesen Gesichtspunkt nicht von sich aus in den Vordergrund stellte, da er früher doch sogar immer nur mit der älteren Müllerschen Annahme der absoluten Konstanz von $2s$ operierte, die mit den tatsächlichen Beobachtungen allerdings in Konflikt gerät, sobald die Funktion $F_g(x)$, wie es im allgemeinen der Fall ist, nicht mit der Form von $F_k(x)$ kongruent ist. Ich habe diesen Widerspruch der bisherigen Lippsschen Auffassung mit der relativen Unabhängigkeit zwischen g und k bei der Methode der drei Hauptfälle, der bei seiner Beschäftigung mit den Gleichheitsfällen der Methode der mittleren Fehler ohne Einblick in die Funktion $F_g(x)$ und $F_k(x)$ noch nicht so deutlich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zutage trat, in einer Abhandlung dieses Archives ausführlicher dargetan[1]). Nunmehr würde er bei seiner Elementaranalyse der beiden K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ offenbar gerade in den entgegengesetzten Fehler verfallen, wenn er wirklich $2s$ ganz beliebig schwanken ließe, soweit es nur mit g, u und k vereinbar bleibt. Oder möchte er gerade deshalb, weil er die Schwankungen alle der inhaltlichen Auffassung zuschreiben wollte, keine Kombinationsgrenze außer $r_u \leqq r_o$ anerkennen? Dann kämen immerhin noch die allgemeinen Gesichtspunkte der Kollektivmaßlehre in Betracht, die, wie gesagt, zum mindesten keinen jähen Sprung der Funktion bei $r_u = r_o$ vertragen.

Diese Prinzipien scheinen zusammen mit der oben genannten psychologischen Deutung für die Ableitung des »wahrscheinlichsten« K.-G, $f^{a,b}(x, y)$, falls man sich in der Tat für ihn interessiert, folgendes zu verlangen: Man darf die Kombinationssysteme überhaupt nicht plötzlich bei einer bestimmten Grenze a, b der Differenz zwischen den als gleichzeitig geltenden r_u, r_o abbrechen lassen, sondern man muß die Zahl der Systeme mit einem bestimmten r_o bezw. r_u mit der Entfernung des Abstandes $r_o - r_u$ von einem gewissen Mittelwert, z. B. dem arithmetischen Mittel $2s(\mathfrak{A}) = r_o(\mathfrak{A}) - r_u(\mathfrak{A})$, allmählich abnehmen lassen. Zu jedem Fall r_o gehört also nur ein gewisser Bereich von Kombinationsmöglichkeiten im K.-G. $f_u(x)$, dessen Abgrenzung dahin wirken muß, daß die Querschnitte durch den K.-G. $z = f(r_o, r_u)$ jedenfalls einen ganz allmählichen, der Gaußschen Wahrscheinlichkeitsfunktion verwandten Verlauf zeigen. Wie diese Abgrenzung vorzunehmen ist, um innerhalb des ganzen K.-G. $f_o(x)$ bzw. $f_u(x)$ möglichst gleichartig durchgeführt werden zu können, braucht hier natürlich nicht weiter erörtert zu werden. Aber freilich würde eine solche Ableitung des K.-G. $f(x, y)$ aus dem $F_g(x)$, usw., bei der er sich in seiner allgemeinen Struktur der realen Möglichkeit etwas mehr nähern könnte, eine sehr komplizierte werden. Auch liegt das Problem wohl, in dieser Weise präzisiert, einstweilen völlig außerhalb des Arbeitsbereiches der Psychophysik, die mit den Mittelwerten und Streuungsmaßen der K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ und dem Äquivalenzwerte des Normalreizes vorläufig genug zu erforschen hat. Jedenfalls dürfte aber aus allem Bisherigen mit voller Sicherheit hervorgehen, daß eine Diskussion, welche die Funktion $f(x, y)$ aus der logisch völlig wertlosen, willkürlichen Fiktion in den Bereich der realen Möglich-

1) Vgl. dieses Archiv Bd. XXIV, 1912, S. 276.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit zieht, der Ableitung der eindeutigen Beziehung der $f_o(x)$ und $f_u(x)$ zu den g, u und k auch theoretisch auf keinen Fall vorauszugehen hat, wohl aber mit einiger Aussicht auf Erfolg ihr nachfolgen könnte.

Eine »weitere Bemerkung« von Lipps im direkten Anschluß an Gl. [16] und [17], »daß es nicht recht ersichtlich ist, worin der Nutzen der Mitteilung solcher allgemeiner Formeln bestehen soll, da diese Formeln für jeden, der mit dem mathematischen Handwerkszeug genügend vertraut ist, sich von selbst verstehen«, kann sich wohl nur auf seine eigenen unmittelbar vorher entwickelten Formeln beziehen. Aber dann hätte er sie unzweideutig so fassen sollen, daß sie wirklich nur auf seine Operation mit der Funktion $f(x, y)$ bezogen werden kann. Denn meinerseits bin ich in keiner Mitteilung bei »solchen allgemeinen Formeln« stehen geblieben, sondern habe ganz konkrete Anweisungen zur Berechnung der Mittelwerte und Streuungsmaße für r_o und r_u daraus abgeleitet, die in der psychophysischen Praxis auch ohne genauere Kenntnis ihrer Deduktion anwendbar sind. Irgendwo mußte ich aber natürlich diese Ableitung einmal in einer dem mathematisch Gebildeten glücklicherweise leicht verständlichen Darstellung mitteilen. Seine schließliche Darlegung der in seinen »psychischen Maßmethoden« verfolgten Ziele, denen auch ich manche wertvolle Anregung verdanke, ist so sachlich gehalten, daß daneben auch für die Anerkennung fremder Methoden und Ziele genügend Raum bleiben wird.

Zusammenfassung.

Zum Schlusse seien die Hauptergebnisse nochmals übersichtlich zusammengefaßt:

1) Die von uns der sog. »unmittelbaren Behandlung« des Beobachtungsmateriales g, u und k zugrunde gelegten K.-G. für r_o und r_u sind auf Grund ihrer Ableitung aus den g und k und der Definition von r_o und r_u keineswegs so weit voneinander unabhängig, daß sie jemals die paarweise Zuordnung ihrer Einzelwerte r_o und r_u unter Erfüllung der Bedingung $r_u \leqq r_o$ unmöglich machen könnten.

2) Beim Fehlen von Gleichheitsfällen gibt es nur eine einzige Möglichkeit dieser Zuordnung r_u, r_o, worin sämtliche Differenzen der gleichzeitigen Fälle $2s = r_o - r_u = 0$ sind.

3) Im allgemeinen gibt es jedoch notwendig sogar viele Möglichkeiten, wie die Bedingung $r_u \gtrless r_o$ von Zuordnungssystemen r_u, r_o

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unserer K.-G. erfüllt werden kann. Bei unstetigen K.-G. ist ihre Zahl $\Sigma = (n - a_1)\ (n - 1 - a_2)\ \ldots\ (n - x + 1 - a_x)$, wobei a_x die Anzahl von Fällen r_u bedeutet, die größer sind als der x-te Fall r_o, von unten her gezählt. Bei der Operation mit stetigen K.-G. wird hieraus eine unendlich vielfach abgestufte Reihe möglicher Systeme r_u, r_o.

4) Diese Vieldeutigkeit der Beziehung zwischen den einzelnen möglichen Zuordnungssystemen r_u, r_o und den Beobachtungsreihen g, u und k liegt im Wesen der einfachen Methode der drei Hauptfälle, bei der immer nur ein einziger gleichzeitiger Vergleichsreiz an den Normalreiz angeglichen wird. Andere Verhältnisse würden sich erst bei einer neuen Methode ergeben, bei der mindestens zwei unmittelbar benachbarte kleine Reizdifferenzen zugleich zu beurteilen wären.

5) Hiermit ist der einzige Einwand von G. F. Lipps gegen meine »mathematische Begründung usw.«, daß sie eventuell die Bedingung $r_u \leqq r_o$ nicht erfülle, vollständig widerlegt und erklärt, warum unsere Ableitung der K.-G. für r_o und r_u alles zu berechnen gestattet, was überhaupt bezüglich der Schwellen aus dem Beobachtungsmaterial eindeutig zu entnehmen ist.

6) Während die den Beobachtungen zugrunde liegenden K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$ hypothetische Größen darstellen, die auch umgekehrt aus den Beobachtungen bei gegebener Definition von r_o und r_u wieder eindeutig zu berechnen sind, ist der von Lipps zum erstenmale in den rechnerischen Ansatz einbezogene und gesuchte K.-G. mit der relativen Häufigkeit $f(r_u, r_o) = f(x, y)$ des zeitlichen Zusammentreffens eines bestimmten $r_o = x$ mit einem bestimmten $r_u = y$ allein schon aus dem Grunde überhaupt nicht mehr eindeutig bestimmbar, da man nichts darüber weiß, welche Differenzen $2s = r_o - r_u$ man in der Mannigfaltigkeit der Kombinationen eben noch zulassen soll.

7) Zu seiner eindeutigen Berechnung aus den Beobachtungsreihen g, u und k müßten erst Zusatzannahmen darüber gemacht werden, welche Werte die Differenz $2s$ annehmen könne.

8) Die Zulassung aller Möglichkeiten $2s$, die mit den Lippsschen Gleichungen [12] bis [15] vereinbar sind, wäre daher nur ein spezieller Fall aus einer unendlichen Menge von K.-G. $f^{a,b}(x, y)$, die alle nach der ebenso willkürlichen Fiktion der oberen und unteren Grenze $a < r_o - r_u < b$ ebenso eindeutig aus den g, u und k

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

berechnet werden können. Jener unbegrenzte Fall ließe sich als $f^{0,\infty}(x, y)$ in dieses System einreihen.

9) Daher ist weder die abstrakte mathematische Formulierung dieses K.-G. $f^{a,b}(x, y)$ noch gar seine konkrete Berechnung als ein theoretisch notwendiges oder auch nur praktisch zweckmäßiges Mittelglied bei der Ableitung der Funktionen $f_o(x)$ und $f_u(x)$ anzusehen, die wir aus den g, u und k ohne eine solche Zusatzannahme eindeutig abzuleiten vermögen.

10) In der Lippsschen Ableitung der K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(y)$ scheint zwar die Funktion $f(x, y)$ eine notwendige Vermittelung zu bilden, in Wirklichkeit kann sie jedoch aus dem Lippsschen Ansatz als eine völlig unnötige Hilfsgröße sofort eliminiert werden.

11) Da $f_o(x)$ und $f_u(y)$ ihrerseits eindeutig aus den Beobachtungen g, u und k ableitbar sind, muß der von Lipps gesuchte K.-G. $f(x, y)$ auch mit ihnen genau so weit verträglich sein, als er selbst aus den g, u und k richtig abgeleitet ist. Er läßt sich aus ihnen auch direkt berechnen. Die von mir im ersten Teil dieser Abhandlung entwickelte Mannigfaltigkeit aller Kombinationssysteme mit je n Fällen, die mit den g, u und k unter der Einschränkung $r_u \leqq r_o$ mathematisch verträglich sind, stimmt in der Tat mit allen von Lipps für den K.-G. $f(r_u, r_o)$ aufgestellten Gleichungen zusammen.

12) Diese Ableitung von $f(x, y)$ aus $f_o(x)$ und $f_u(x)$ läßt aber dann zugleich die Vereinbarkeit der Lippsschen Bestimmungsgleichungen für $f(x, y)$ mit allen möglichen Mannigfaltigkeiten erkennen, die durch eine Summation irgend welcher (mit g, u, k und $r_u \leqq r_o$ verträglicher) Kombinationssysteme mit ganz beliebigen »Systemgewichten« entstehen. Durch diese Feststellung geht auch gar der letzte Schein eines eindeutigen Zusammenhanges zwischen den g, u und k einerseits und der die Lippsschen Gleichungen erfüllenden Funktion $f(x, y)$ verloren.

13) Der von Lipps der Ableitung von Mittelwerten usw. zugrunde gelegte Ansatz von Gleichungen für den K.-G. $f(r_o, r_u)$ ist nur deshalb so einfach, weil er die Notwendigkeit der jedenfalls überaus komplizierten Zusatzannahmen verschweigt, welche erst die unendliche Menge der mehr oder weniger unwahrscheinlichen oder geradezu (real) unmöglichen Lösungen seiner Gleichungen ausschließen müßten. Die Analyse der Beobachtungsreihen hat schon deshalb von der Bestimmung der K.-G. $f_o(x)$ und $f_u(x)$, nicht aber von $f(x, y)$ auszugehen, weil bei der Eindeutigkeit ihrer Ab-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leitung dergleichen Zusatzannahmen überhaupt nicht in Frage kommen.

14) Der wahrscheinlichste K.-G. $f(r_o, r_u)$ zu einer gegebenen Beobachtungsreihe kann höchstens durch eine sehr komplizierte Reduktion aller mit g, u und k mathematisch verträglichen Kombinationssysteme r_u, r_o unter Voraussetzung plausibler Schwankungen von $2s$ gefunden werden, die sich an die Berechnung der Verteilungen $f_o(x)$ und $f_u(x)$ anschließen könnte.

15) Der Müllersche Ausgangspunkt ist somit nicht nur »zulässig«, sondern der einzige allgemeingültige, und zugleich der zweckmäßigste, wenn es sich um die Beantwortung sekundärer Probleme über die Beziehung zwischen r_o und r_u handelt.

(Eingegangen am 16. März 1913.)

Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Literaturbericht.

Wilhelm Wundt und seine Kritiker.

Von Carl Seeberger (Leipzig).

Mit 1 Textfigur.

Das nachfolgende Sammelreferat verfolgt den Zweck, einen Beitrag zur Sichtung der Wundt-Literatur zu geben; deshalb soll auch jedem einzelnen Kapitel eine gesonderte Aufzählung der darin verwendeten Schriften beigegeben werden. Der Inhalt dieser Schriften wird nicht nur in analysierenden Referaten dargelegt, sondern mit einschlägigen Stellen aus den Werken Wundts kritisch verglichen werden; auch über die wichtigsten Gebiete des Wundtschen Systems selbst sollen längere oder kürzere kritische Besprechungen eingefügt werden.

Als äußere Einteilung hat die Arbeit vier Kapitel: I. Metaphysik und Psychologie nebst Naturphilosophie. II. Metaphysik und Erkenntnistheorie. III. Metaphysik und Ethik. IV. Religionsphilosophie und Ästhetik.

Literaturangabe.

Baumann, J., Wundts Lehre vom Willen. Phil. Monatsh. 17.

Derselbe, Nochmals Wundts Lehre ...‹ Ebenda. 19.

Busse, L., Geist und Körper, Seele und Leib. 1903.

Derselbe, Wechselwirkung oder Parallelismus? Zeitschr. Phil. u. ph. Krit. 116.

Derselbe, Leib und Seele. Ztschr. Phil. u. phil. Krit. 114.

Delbrück, B., Grundfragen der Sprachforschung mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachphilosophie. 1901.

Eisler, R., Wundts Philosophie und Psychologie. 1902.

Erhardt, Fr., Die Wechselwirkung zw. Leib und Seele. 1897.

Derselbe, Psychoph. Parall. u. erkenntnisth. Idealismus. Ztschr. Phil. u. phil. Krit. 116.

Derselbe, Mechanismus und Teleologie. 1890.

Derselbe, Wilh. Wundt: System d. Philos. Ztschr. Ph. u. phil. Krit. 1895. 102.

Flügel, O., Über Wundts Erkenntnislehre. Ztschr. f. ex. Phil. 1882. 12.

Hartmann, E. v., Wundts System d. Ph. Preuß. Jahrb. 66.

Heinzelmann, G., Der Begriff der Seele und die Idee der Unsterblichkeit bei Wundt. 1910.

Höffding, H., Moderne Philosophen (Bendixen). 1905.

König, E., Wundt als Psycholog und Philosoph.[1] 1909.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

König, E., Die Lehre vom psychoph. Parall. Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 115.
Laforet, G. L., Wilhelm Wundts Stellung zum Ichproblem. 1911.
Lasswitz, K., Über psychoph. Energie. Arch. f. syst. Phil. I. 1895.
Lipsius, Fr. R., Die Vorfragen der systematischen Theologie, besonders der Philosophie Wundts. 1899.
Marbe, R., Wundts Stellung zu meiner Theorie der stroboskopischen Erscheinungen.
Mohilewer, J., Wundts Stellung zum psychophys. Parall. 1901.
Ostwald, W., Vorlesungen über Naturphilosophie. 1902.
Paulsen, Fr., Parallelismus oder Wechselwirkung? Ztschr. f. Ph. u. ph. Kr. 123.
Paßkönig, O., Die Psychologie Wilh. Wundts. Zusammenfassende Darstellung der Individual-, Tier- und Völkerpsychologie. 1912.
Petersen, P., Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts. 1908.
Raub, W. L., Die Seelenlehre bei Wundt und Lotze. 1901.
Schmidt, W. E., Das Realitätsproblem bei W. Wundt. 1911.
Schumann, H., Wundts Lehre vom Willen. 1912.
Schiller, G., Les méthodes psychologiques d'après les travaux de Wundt. 1882.
Skribanowitz, Th. W., Der Voluntarismus in seinen Grundlegungen. 1906.
Stumpf,, Philos. Reden und Vorträge. 1910.
Vannérus, A., Zur Kritik d. Seelenbegr. Archiv f. syst. Phil. I.
Volkelt, J., Wilh. Wundts System der Philosophie. 1890.
Derselbe, W. Wundts »System d. Ph.« Phil. Monatsh. 1891. 27.
Wentscher, M., Der psychoph. Parall. i. d. Gegenwart. Ztschr. f. Phil. und phil. Kritik. 116. 117.
Wundt, W., Gegenschrift zum Aufsatz Baumanns. Philos. Stud. Bd. I.
Wundt, W., System der Philosophie. 1907.[3]
Logik. 1893.[1]
Grundzüge der physiolog. Psych. 1902.[5]
Grundriß der Psychologie. 1905.[7]
Über die Definition der Psychologie. Phil. Stud. XII.
Über psychische Kausalität. Phil. Stud. X.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

I. Metaphysik und Psychologie nebst Naturphilosophie.

Psychologische Zentralprobleme.

Diese Zentralprobleme orientieren über die wichtigsten methodologischen Gepflogenheiten Wundts — sie dienen zur Einführung in seine Entwicklungslehre und entscheiden endlich über Lebensfragen der Metaphysik in der Psychologie; letzteres, obwohl Wundt diese Zusammenstellung nicht bevorzugt. Außerdem aber bieten diese Probleme wichtige Hilfsmittel zum Verständnis der wichtigsten Bestandteile seiner Philosophie überhaupt.

Am Anfang der Wundtschen Metaphysik steht die strikte Alternative: entweder muß die Welt als eine materielle, oder sie muß als eine geistige Einheit von uns gedacht werden, sofern sie überhaupt als eine Einheit gedacht wird — ein drittes gibt es nicht[1]). Selbstverständlich stützt sich Wundt in dieser Alternative auf die Analogie des metaphysischen Weltprinzips mit der uns bekannten Welt. Höffding[2]) jedoch hat an dieser Analogie auszusetzen, Wundt scheine hier seine eigene Theorie der imaginären Transzendenz zu vergessen, die darauf hindeute, daß das Wesen des Daseins mannigfacher sein könnte als die Metaphysiker glauben. Was seine Wahl entscheide, sei die Rücksicht darauf, welche der beiden Arten von Erscheinungen uns die unmittelbarer bekannte ist. Man vermisse aber eine genauere Untersuchung der Berechtigung der Analogie im Denken und der verschiedenen Anwendungen der Analogie, welche die Wissenschaft kennt. Zu dieser Berechtigung bedürfe es aber noch einer Reihe psychologischer und ethischer Untersuchungen[3]). Wir werden zu dieser und ähnlichen Äußerungen philosophischer Transzendenz bei Wundt später noch Stellung nehmen.

Lieber verweise ich in diesem Zusammenhang auf ein anderes, ähnlich programmatisch bedeutsames Wort Wundts: Seele und Körper sind nicht an sich, sondern nur in unserer Auffassung verschieden[4]). Beide Sätze, dieser und der obige, scheinen sich zu widersprechen. In seiner Metaphysik der Psychologie jedoch sucht Wundt diesen Hiatus zu tilgen. Die psychologischen Ideen nämlich zeigen uns den Willen als die wirkliche Realität unseres eigenen Seins. Da wir aber unmöglich annehmen können, daß die Objekte überhaupt kein eigenes Sein haben, und ein anderes eigenes Sein als unser Wille uns nirgends gegeben ist, ... so wird hier unweigerlich eine Ergänzung des kosmologischen durch den psychologischen Regressus gefordert: das eigene Sein der Dinge, die uns die kosmologische Betrachtung nur in ihren äußeren Relationen zu verfolgen gestattet, ist dem unseren gleichartig: es ist Wollen[5]). Natur und Geist stellen sich also in der Auffassung Wundts dar, wie die Glieder einer Gleichung mit einer Unbekannten: aus der Gleichung kann diese bestimmt werden. Sind also Natur und Geist in ein metaphysisches Gleichheitsverhältnis gesetzt, so fällt es nicht schwer, die Unbekannte (Natur) aus der Bekannten (Geist) zu errechnen; denn mit einer Unbekannten haben wir es zu tun: die Objekte sind

1) System. I, 401.
2) Moderne Philosophen.
3) Ebd. S. 32.
4) System. I, 378 a. a. O.
5) I, 409.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für sich allein betrachtet unbekannt[1]). Sofort hat man selbstverständlich in dieser Methode Wundts einen Mißgriff erkannt. Hier besteht die Wirklichkeit nach Volkelt[2]) nur aus den metaphysischen Willenstätigkeiten und den erfahrungsmäßigen Bewußtseinserscheinungen; dem kosmischen Mechanismus muß jetzt alle objektive Wirklichkeit abgesprochen werden, er ist nur eine Weise unseres Auffassens, eine von unserem Verstand entworfene Hilfsvorstellung. Wer aber eine objektiv wirkliche Anordnung einer Vielheit von Dingen annehme, die unserer Zeit- und Raumanschauung zugrunde liegt, könne unmöglich damit Ernst machen, seine eigenen wissenschaftlichen Ermittelungen über den kosmischen Mechanismus zu Hilfsvorstellungen herabzudrücken, denen jede Möglichkeit einer Beziehung auf Wirkliches mangelt[3]).

Im Zusammenhang mit der Besprechung des Substanzbegriffs Wundts werden wir außerdem sehen[4]), daß diese Objektivierung der »Erscheinungswelt« im Widerspruch steht zu seiner dort angewandten Methode — wie schon Hartmann[5]) bemerkt; dort vermisse man nämlich die Bestimmung, die Substanz sei als das Wesen hinter der Erscheinung zu verstehen —: Wundt kenne die Erscheinung nur »als subjektive Erscheinung, d. h. als Verhältnis zum erkennenden Subjekt«. Stichhaltig ist allerdings dieser Hartmannsche Einwurf nur dann, wenn man letztere Verhältnisbestimmung rein empirisch auffaßt; aber die Art und Weise, wie Wundt das empirische Ding im Vergleich zur Substanz zu betrachten pflegt, mag diese Auffassung rechtfertigen[6]).

Wie mich dünkt, gewinnt aber die Gleichung, in welcher oben das Verhältnis von Natur und Geist bestimmt worden ist, ihre »objektive und reale Bedeutung«[7]) in einem Sinne, welcher wenig mit dem gemein hat, was die Philosophie seit Kant darunter zu verstehen pflegt. Die Argumentation, die Wundt für jene »objektive und reale Bedeutung« führt, rechtfertigt zugleich die Methode meiner Darstellung; ich begann sie mit den beiden oben zitierten »Axiomen«. Wundt geht induktiv vor. Gleichwohl wird von ihm das Endergebnis der Induktion (meist ein metaphysisches Resultat) dann so hingestellt, als sei es ja längst von anfang an der ganzen Entwicklung immanent gewesen, habe nur der »Entdeckung« geharrt.

Die »objektive, reale Bedeutung« seiner Willensmetaphysik sieht Wundt in deren empirischer Begründung; ja er geht — den herkömmlichen Auffassungen seiner Philosophie zum Trotz — sogar so weit zu sagen, daß der Zusammenhang von Natur und Geist unbegreiflich wäre, wenn man annähme, das psychische Geschehen selbst sei das ursprünglich Reale; denn hier entstehe die Frage, wie denn eine Umsetzung dieses Realen in Erscheinungen, die in der Erfahrung das Bild eines rein äußeren Mechanismus bieten, möglich sei[8]).

---

1) Syst. I, 404; vgl. ferner S. 61 dieser Besprechung.
2) Ph. Mtsh. 27. S. 529, 531.
3) Ebd. 531.
4) Vgl. unten S. 53 ff.
5) Preuß. Jhrb. 66. S. 18 f.
6) Vgl. S. 54 f.
7) Hierzu und zum ff. vgl. Syst. II, 117.
8) II, 135.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Methode Wundts in dieser Frage möchte ich nun dem Leser folgendermaßen im voraus zur Beurteilung nahelegen:

> Die empirisch-psychologische, physiologische Untersuchung zwingt uns zur Einsicht, daß den organischen Bildungen willensmäßige, also geistige Antriebe zugrunde liegen. Erheben wir nun diese »reale« Entwicklung zur teleologischen[1]), so müssen wir gestehen, daß dieses »entdeckte« Prinzip in der Tat nur a priori wirksam gewesen sein kann. Es wird nun aktuell«[2]).

Das ist nebenbei bemerkt, dieselbe Methode, die uns in der Erkenntnistheorie und Ethik Wundts genau gleichartig wieder begegnet.

In der Schilderung der »realen und objektiven Bedeutung« jener metaphysischen Gleichung kann ich mich kurz fassen, da es sich hier um allgemein bekannte Tatsachen handelt. Die Fähigkeit zu psychischen Lebensäußerungen findet sich bereits angedeutet in der »kontraktilen Substanz«[3]). Erste Spuren seelischen Lebens treten überall da auf, wo ein Organismus absichtliche Bewegungen kundgibt und dadurch eine Verwandtschaft mit unserem eigenen Willensleben zeigt, welches ja überhaupt das Kriterium für die »Absichtlichkeit« und Willkür abgibt. Derartige Lebens- und primärpsychischen Willensäußerungen beziehen sich auf die Befriedigung des Nahrungs- und Fortpflanzungstriebes — Erscheinungen, welche sich schon im Keimleben des Protoplasmas, in dessen Kontraktilität und Reizbarkeit vorgebildet finden. In der angeborenen, von den vorausgegangenen Generationen erworbenen Bildung des Nervensystems liegt die fertige Disposition zu den Bewegungen, die dann durch die Erregung von Trieb und Willen in Wirksamkeit treten[4]). In der psychischen gibt es so wenig wie in der physischen Entwicklung eine Schöpfung aus Nichts[5]). Dabei ist nur die Entstehung der Artformen ein psychophysisches Problem, dagegen mündet die auf der Wiederholung und Stabilisierung der Artentwicklung beruhende individuelle Entwicklungsgeschichte in eine Aufgabe der chemischen Dynamik aus[6]). Alle nervösen Übungsvorgänge erklären sich aber aus dem Prinzip, daß eine Erregung umso leichter in der ihr ursprünglich durch den Willen angewiesenen Abgrenzung von statten geht, je häufiger sie wiederholt wird. Dieses Prinzip nennt Wundt bekanntlich die Mechanisierung der Willenshandlungen[7]).

Nun weist die physikalisch-chemische Interpretation den Zusammenhang der fundamentalsten Lebensvorgänge mit den allgemeinen Naturbedingungen nach — die psychologische jedoch macht die Zwecktätigkeit des organischen Lebens und dessen Bedeutung als Substrat der geistigen Entwicklung begreiflich[8]).

Nun wird die Natur das Material zur Verwirklichung und das Hilfsmittel

---

1) Zu Wundts Zweckbetrachtung vgl. S. 68 dieser Besprechung.
2) I, 323. Der Wille als aktuelle geistige Macht: I, 327.
3) Phys. Psych. I.[5] 20—24.
4) Ebd. III. 264.
5) Syst. I, 323.
6) I, 332.
7) II, 133 a. a. O.
8) II, 147.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Entstehung geistiger Zwecke[1]); und diese Zweckmäßigkeit erweist sich als eine notwendige Folge der schon die ursprünglichen Formen des Lebens beherrschenden Willenstriebe[2]). Alsbald konstatieren wir bei Wundt den Umschlag der empirischen in die logische, spekulative Methode: diese Entwicklung des Lebens überhaupt und des geistigen insbesondere verlangt, daß schon in den letzten begrifflich erreichbaren Einheiten der Materie die Anlagen der geistigen Entwicklung gegeben seien. Die von mir oben angeführte Gleichung ist nun sozusagen »ausgerechnet«: der Geist entwickelt sich aus der Natur. Die Natur ist mithin Vorstufe des Geistes, also in ihrem eigenen Sein Selbstentwicklung des Geistes[3]).

Nun ist der untere Grenzbegriff der Materie nach Wundt das Atom, dessen unmittelbare Unterlage der geometrische Punkt darstellt — wobei dieser zugleich als Träger kausaler Beziehungen gedacht wird und sich dadurch in einen physischen Punkt umwandelt[4]). Metaphysisch betrachtet, müßte diese Atomistik in der Annahme unendlich vieler Willenseinheiten wiederkehren. Wundt selbst sucht aber der Willensatomistik vorzubeugen: jene Einheiten seien gewiß als zusammengehörig — nicht aber als identisch anzusehen; und nur, wenn die letzten Willenseinheiten voneinander verschieden angenommen würden, sei eine Entwicklung höherer Willenseinheiten möglich[5]).

Selbstverständlich ist nun dieser Teil seiner Willensmetaphysik nicht ohne Widerspruch aufgenommen worden; namentlich läßt sich jetzt schon voraussehen, daß diese pluralistische Grundlage nicht ohne Einfluß auf die Bildung des Substanzbegriffs geblieben sein kann. In der Tat wendet sich Volkelt[6]) gegen diese Voraussetzung. Die Willenseinheiten besäßen keinen inneren Zusammenhang und stünden in keinem Verhältnis zu dem einheitlichen, in sich zusammenschließenden Organismus. Wie soll es möglich sein, daß die vielen kleinen, isolierten Willensmittelpunkte einander derartig in die Hände arbeiten, daß daraus das zweckmäßige Zusammengefüge des Organismus hervorgeht? Also über den Willen muß nach Volkelt ein Allbewußtsein vorausgesetzt werden, dessen Zweckmäßigkeit die Zwecktätigkeit der Willen verbürgt. Auch Hartmann[7]) tadelt diesen »Herbartschen Irrtum« und fürchtet von diesem Standpunkt aus für den Kausalbegriff: eine monistische Grundlage sei unerläßlich, ein Strom universeller Kausalität müsse die Einzelwillen mit sich fortreißen.

Wundt hat diese höchst bedeutungsvollen Einwürfe und deren Beantwortung vorgesehen[8]). Für unsere Betrachtung ergibt sich hieraus nicht mehr und nicht weniger als die erste und wichtigste Problemstellung für das ganze, weite Gebiet des psychophysischen Parallelismus und die Wechselwirkung von Leib und Seele. Der Atombegriff Wundts bietet nämlich hierzu eine zwingende Nötigung. Es findet sich bei ihm die äußerst paradoxe Bemerkung, daß die Tätigkeit der atomistischen Substanzen gar keine Wirklichkeit sei — sondern lediglich eine Veränderung äußerer Beziehungen, die wir infolge einer falschen Übertragung unserer eigenen Willenstätigkeit mit dem Namen der Tätigkeit belegen[9]).

---

1) Syst. II. 73. 2) II, 117. 3) II, 147. 4) I, 353. 5) I, 415.
6) Ph. Mtsh. 27. S. 419.
7) Ebd. 419 f. sowie Pr. Jhrb. 66. S. 145.
8) Syst. I, 418 f. 9) I, 419.

Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Diese Notiz, die allem bisher Entwickelten direkt ins Gesicht zu schlagen scheint, fordert auf zu einer eingehenderen Besprechung von:

Wechselwirkung und Parallelismus.

Die Willenseinheiten sind Einzelheiten, doch sind sie nicht identisch. Sie sind keine Substanzen; denn — und so werden wir uns über das genannte Paradoxon vorderhand beruhigen — sie würden das nur in der Weise, daß wir auf einen heterogenen Begriff [das Atom] fälschlich die Willenseigenschaft der Tätigkeit übertragen.

Würden wir die Substanz abermals mit x bezeichnen, so müßte es gelingen, sie mittels der oben erwähnten ontologischen Gleichung zu bestimmen. Gelingt es nämlich nicht, die Substanz von außen an die Willenseinheiten heranzuschaffen, so ist es vielleicht möglich, die Substanz von innen aus den Willenseinheiten zu entbinden. Wundt zögert nicht: jene Willenseinheiten, auf die der ontologische Regressus zurückführt, sind nicht tätige Substanzen, sondern substanzerzeugende Tätigkeiten[1]). Wir wissen noch: die empirische Basis von alledem ist die Tatsache, daß erste Spuren seelischen Lebens mit dem Keimleben des protoplasmatischen Organismus zugleich auftreten. Wir wissen ferner noch: diese Tatsache ist eigentlich eine »Entdeckung«: was hier ist, muß so sein. Wir wissen jetzt, wechalb —: der Wille ist substanzerzeugende Tätigkeit.

Man denkt hier an das Prinzip der Monadologie. Wundt selbst hat dieser Notwendigkeit Rechnung getragen[2]). Eben jene irrtümliche Übertragung des Willens auf die Atome oder der Atomistik auf die Willenseinheiten ist seiner Auffassung nach der Irrtum dieser Systembildung. Wie behandelt aber er selbst dieses Problem? Er hat im Keimleben des Protoplasmas den Willen sich selbst »entdecken« lassen; alles was sich im Organismus begibt, hat darum metaphysisch ganz seine Richtigkeit —: es ist ja »gewollt«. Haben nun demzufolge die Naturdinge kein anderes Sein als unser Wille —: so ist es gestattet, auch den Zusammenhang, nach welchem oben Volkelt und Hartmann verlangt haben, nicht anders zu fassen als wie er sich im Geschehen des Willens selbst darstellt: als Zusammenhang. Die Ereignisse hängen zusammen, weil sie zusammenhängen; und warum dies?: weil unser Wille nie unterbrochen wird. Für dieses Phänomen läßt sich aber nichts angeben als ein Prinzip der Stetigkeit. Aber auch dies ist im Leibnizschen System bereits vertreten. Was ist also der Unterschied beider Theorien? Leibniz gibt im Prinzip der prästabilierten Harmonie einen kunstlosen Schlüssel. Wundt bringt am Bart dieses Schlüssels eine Verzahnung an, so daß er nicht mehr in das alte Schloß paßt.

Das »Prinzip der Entdeckung« des Willens ist lediglich die juristische Kodifikation des Leibnizschen Gewohnheitsrechtes. Denn ob ich die Substanz aus dem Willen heraustrage oder den Willen in die Substanz hinein: das ist nur insofern zweierlei, als ich das eine Mal einen Kreis nach links und das andere Mal nach rechts um 360° drehe. Es kommt nur noch auf die Wahl der Rechts- oder Linksdrehung an; der Stromkreis ist derselbe, wie ich auch die Pole umschalte. Wundt hat lediglich gezeigt, daß man ihn umschalten kann.

1) Syst. I, 419.
2) I, 417 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von dem dargelegten Standpunkte aus versteht es sich für Wundt, daß das einzelne Subjekt ebenso wie eine jede geistige Gemeinschaft unter dem Einflusse physischer Wirkungen steht, die, indem sie Empfindungen und Gefühle erregen, fortan dem psychischen Geschehen neue Inhalte zuführen, um in ihm die Bildung neuer Kausalverbindungen zu veranlassen. Dieser Übergang physischer in psychische Kausalverbindungen, kurz der Standpunkt der psychophysischen Wechselwirkung, sind in seiner Metaphysik gerechtfertigt[1]).

Diese Anerkennung der psychophysischen Wechselwirkung bringt die vorliegende Besprechung zu einem gewissen Abschluß, so daß nun auf die Kritik der Wundtschen Willensmetaphysik etwas näher eingegangen werden kann:

Schon Hartmann[2]) sah in dieser Metaphysik, welche die letzten Elemente der Materie bereits für lebendig und beseelt halte und die letzten erreichbaren Einheiten der Materie gleichzeitig als Ausgangspunkt der geistigen Entwicklung denke, einen Hylozoismus. Nicht anders Mohilewer; er erblickt den Hylozoismus darin, daß die neuentstehenden Bewußtseinsinhalte nach Wundt ihre Nahrung aus den uns nicht gegebenen psychischen Vorgängen bezögen — deren physische Äquivalente jene physikalischen und chemischen Vorgänge seien, welche die Nervenprozesse zur Wirkung haben. — Dahin lauten auch alle Urteile, welche Wundt eine Theorie der Allbeseelung vorwerfen, wenn auch das Wort Hylozoismus unausgesprochen bleibt.

Wundt ist nun aber offenbar ebensowenig Hylozoist als Haeckel es in der Tat ist. Es ist doch nicht ganz einerlei, ob man (wie Hartmann es von Wundt aussagt) »die letzten erreichbaren Einheiten der Materie als Ausgangspunkte der geistigen Entwicklung denkt« oder ob man im Gegenteil diese letzten Einheiten nicht als beseelte Atome sondern als substanzerzeugende Willenstätigkeiten faßt. Dies hat mit meinen Einwänden gegen die Wundtsche Auffassung vom monadologischen Prinzip nichts zu tun. Ich erinnere nur an das »Prinzip der Entdeckung« des Willens —: wo bleibt da die materialistische Weltanschauung, die doch nun einmal die Mutter des Hylozoismus ist — befruchtet durch die Empfängnis des Geistes? Vollends kann ich in der Aussetzung Mohilewers kein Argument finden, das gerade für den Hylozoismus bindend wäre. Mohilewer berührt vielmehr hierin eine Auffassung Wundts, welche dieser allerdings verhüllt, nämlich die energetische — und zwar empirische — Wechselwirkung. Wenn das aber Hylozoismus sein soll, dann hätten wir in der gegenwärtigen Psychologie und Naturphilosophie viele Hylozoisten. Ich glaube aber, man dürfte sich über jenen metaphysischen Willenseinheiten Wundts dahin einigen, daß wir es hier mit einer, wenngleich nicht der Leibnizschen Monadologie zu tun haben. Die Allbeseelungstheorie müßte er, wenn ich so sagen darf, dynamisch aussprechen. Er würde dann vom Atom ausgehen — was er vermeidet —, müßte die fälschliche Übertragung der geistigen Qualitäten auf diese vollziehen, die er selbst tadelt, stattete endlich die beseelten Atome mit einer Art transzendent-dynamischer Spannung aus, in deren Lösung die Verschiedenheit der Atome irgendwie einen Austrag fände. Dagegen beruht die Tätigkeit der Substanzerzeuger nach Wundt in einer stetigen Spontaneität, analog unserem eigenen Geiste. Wir werden sehen, wie sehr er sich

1) Syst. I, 299 a. a. O.
2) Pr. Jhrb. 66. S. 1.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weigert, dieses Prinzip der Stetigkeit als Substanz, wenngleich nur als logische, zu fassen — wie sehr diese seine Stellung zum Substanzbegriff zugleich auf Widerstand gestoßen ist. Aber diese spontane, aus sich selbst tätige und doppelgeschlechtliche Aktualität ist monadologisch gedacht. Ich habe dabei keineswegs außer acht gelassen, daß der Wundtsche Kausalbegriff die monadologische Abgeschlossenheit der Einzelwillen sprengt; dies hindert nicht daran, diese Voraussetzungen monadologisch zu heißen, bis Wundt sie selbst aufzuheben sucht. Es wird den Leser interessieren, daß das letzte Wort über diese Frage erst in der Ethik gesprochen werden kann und daß wir dort wider unseren eigenen Willen und ganz gegen Wundts Absicht gezwungen werden, zu diesem monadologischen Ausgangspunkt wieder zurückzukehren, weil der Wundtsche Universalismus sich selbst logisch zersetzt und zu seinen Elementen zurückstrebt. —

Wir erinnern uns nun des Fundamentalsatzes, der die metaphysische Wechselwirkung von Natur und Geist rechtfertigte: beide sind zwar nicht an sich, doch in unserer Auffassung verschieden. Empirisch charakterisiert sich nun diese Auffassung als der naturwissenschaftliche und der psychologische Standpunkt. Beide betrachten in der Physiologie und Psychologie ein und dasselbe Objekt, den Menschen in erster Linie, beide Standpunkte sind aber wesentlich verschieden — ergänzen sich indessen[1]). Worin sich beide letzten Grundes scheiden, werden wir im Zusammenhang von Substanz und Kausalität näher erkennen. Wir können hier immerhin schon von ihrer »Ergänzung« sprechen. Wir treten somit in ein Gebiet ein, welches nicht nur in der Wundtschen metaphysischen und empirischen Psychologie zu den schwierigsten, weil vieldeutigsten gehört, sondern auch in der Kritik eine nicht geringe Rolle spielt — bisweilen mit Unglück. Zunächst kann ich dem Leser Wohlbekanntes ins Gedächtnis zurückrufen —: Wundt fragt nun nicht mehr nach dem »an sich«, dem die metaphysische Wechselwirkung entsprach. Er läßt jetzt nur noch die empirische Forschung gelten, der zufolge sich Physisches auf Psychisches und umgekehrt nirgends zurückführen ließen[2]). Dabei unterstützen ihn logische Erwägungen, wonach nur Gleichartiges aus Gleichartigem (empirisch) abgeleitet werden dürfe; ferner schließe naturwissenschaftlich das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität die Forderung ein, daß kein psychischer Vorgang aus einem physischen und umgekehrt abgeleitet werde; endlich verlangten die eigentümlichen Verbindungsweisen psychischer Elemente eine Herleitung psychischer Ereignisse nur wieder aus psychischen[3]). Empirisch ist also zwischen Physischem und Psychischem nichts zu finden als ein Parallelismus. Prinzipien der psychophysischen Kausalität, nach welchen Phänomene auf beiden Gebieten aus einer gemeinsamen Gesetzmäßigkeit erklärbar seien, sind nicht nachzuweisen[4]). Sollte es sich aber bei der empirischen Forschung herausstellen, daß der Kausalzusammenhang auf der einen oder anderen Seite unterbrochen ist, so sei es statthaft, daß beide Standpunkte sich stellvertreten: jeweils die durch die psychologische Analyse gewonnenen seelischen Tatsachen sind hier naturgemäß auf die durch die physio-

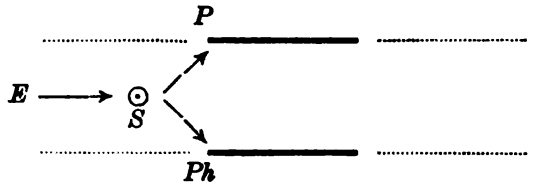
1) Syst. I, 380.
2) I, 378 a. a. O.
3) Logik. II.[2] 258 ff.
4) Syst. II, 176.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

logische Analyse ermittelten physischen Erscheinungen ebenso wie umgekehrt diese auf jene zurückzubeziehen[1]). Wir nennen den so sich ergebenden Standpunkt nach Wundt den psychophysischen.

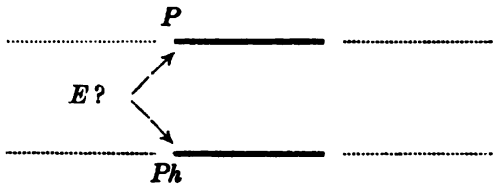
Indem so der Wundtsche Parallelismus durchaus empirisch gehalten ist, scheidet er sich deutlich vom universellen Spinozas. Wir vergegenwärtigen uns den Unterschied beider am besten schematisch:

a) Spinozistischer Parallelismus:



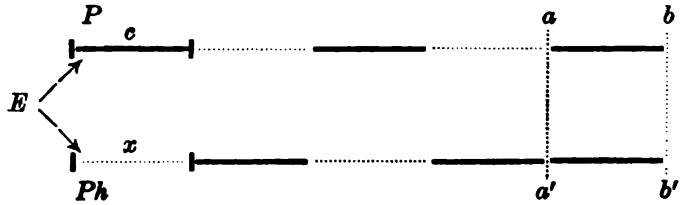
Nach Spinoza wirkte ein unbestimmter Eindruck *E* auf eine Substanz *S*, und von dieser aus erfolgt die parallele Teilung der beiden Gebiete *P* (Psychisches) und *Ph* (Physisches), als reale Verschiedenheit

b) Wundtscher Parallelismus:



Hier fällt die vermittelnde, zweiteilende Substanz fort —: es wird einfach empirisch konstatiert, daß der Eindruck die beiden parallellaufenden Gebiete induziert. Die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten werden teils später, teils jetzt sofort zur Sprache gelangen.

Es ergibt sich, wie die Wundtsche Theorie in der sog. psychophysischen Betrachtung anerkennt, meist oder doch bisweilen die Schwierigkeit, die beiden Wirkungsreihen *P* und *Ph* kontinuierlich weiterzuführen. Der Zusammenhang ist unterbrochen, d. h. wir vermögen die Wirkung nicht mehr in eindeutiger Weise auf den Eindruck *E* zurückzuführen. Wir machen uns dies abermals schematisch klar:



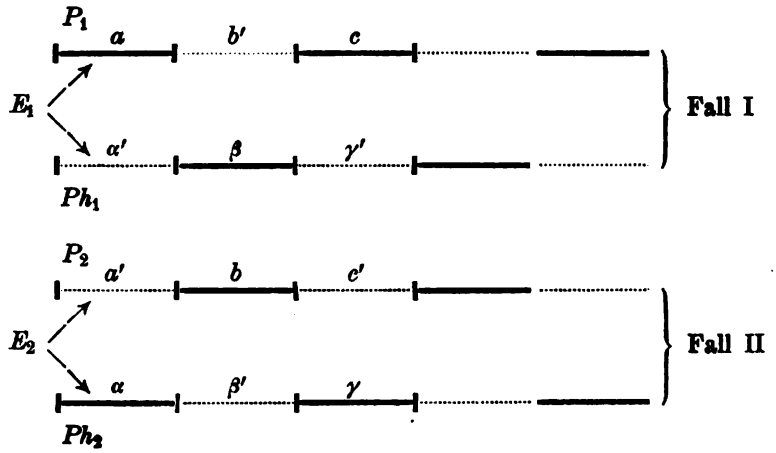
Die Wirkung von *E* läßt sich zwar in *P* sofort nachweisen, ist jedoch in *Ph* noch unbekannt, und erst an einem beliebigen Punkte des Gesamtverlaufs (etwa in *a b*, *a' b'*) ist der Parallelismus wirklich nachzuweisen. Nun ist es nach dem Prinzip der psychophysischen Betrachtung erlaubt, das *x* in *Ph* auf das

1) Syst. I, 416 a. a. O.

Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

parallellaufende, entsprechende Stück c »zurückzubeziehen«: jedoch nicht so, daß dieses als dessen Ursache anzusehen sei. Ursache bleiben nach wie vor der Eindruck E, bzw. die durch ihn induzierten psychischen und physischen Kausalverbindungen. Ähnliches gilt für die übrigen unterbrochenen Glieder von P und Ph. Wundt hält diese Zurückbeziehung auch bei komplexeren Verbindungen für möglich[1]).

Selbstverständlich geschieht die »Zurückbeziehung« im Sinne des Parallelismus, nicht der Kausalerklärung, obwohl sie häufig so aufgefaßt wird, wie wir unten des längeren sehen werden. Wir gestehen, daß Wundts mißverständliche Äußerungen dazu auffordern. Deshalb lassen wir es uns hier angelegen sein, die Wundtsche Auffassung zwar frei, doch in seinem Sinne zu interpretieren; und um die Eindeutigkeit besonders zu pointieren, greifen wir abermals zu einem Schema:



Dieses Schema dient nun der kausalen Zurückbeziehung und nicht der parallelistischen: ebenfalls im empirischen Sinne. Ich gehe nun bei dieser schematischen Entwicklung von der Voraussetzung Wundts aus, daß die charakteristische Beschaffenheit des Bewußtseins in der Verbindung von dessen Elementen, Empfindung und Gefühl, besteht, welche selbst lediglich Abstraktionen in ihrer reinen Form sind[2]). Es versteht sich außerdem, daß wenn im ff. von psychischen Vorgängen die Rede ist, bereits komplexere darunter verstanden werden, doch innerhalb der Grenzen, wo eine Beziehung von psychischen und physischen Verbindungen noch leicht zu verfolgen ist — wie sich das ja überhaupt bei allen derartigen Untersuchungen von selbst versteht. Andererseits ändert meine Darstellung nichts an der von Wundt bemerkten Tatsache, daß selten die physischen Vorgänge unter sich eine eindeutige Resultante darbieten, also gleichfalls zu mehreren im Organismus vorhanden sein können[3]).

Diesen hier berührten Umständen suche ich in obigem Schema darin gerecht zu werden, daß ich für den gegebenen Augenblick, den die Untersuchung nun ins Schema bringt, mehrere Kausalreihen gleichzeitig annehme —

1) Phys. Psych. III.[5] 775 f.
2) Ebd. 321 a. a. O.
3) Ebd. 775.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

also z. B. zwei: »Fall I und II«. Daß ich dabei über den Grad der Bewußtheit der betr. Reihen nichts aussage, wird sich sogleich ergeben. Es ist nach Wundt vollständig enwandfrei, daß ich aus den vorhandenen Verbindungen nur immer eine in den »inneren Blickpunkt« gelangen lasse[1]). Zu bemerken wäre noch, daß die Vorgänge in Fall I und II natürlich auf einen »auslösenden« Eindruck — nicht etwa nur einen psychischen — zurückgehen —: also etwa E_1 und E_2. Man kann die Zahl der Fälle und Eindrücke beliebig vervielfachen. E_1 und E_2 haben also nach Wundt eine Reihe koexistierender Wirkungen in P_1 und Ph_1, P_2 und Ph_2 zur Folge.

Nun findet die herangezogene Untersuchung zum Eindruck E^1 eine psychische Reaktion a, deren weiterer Verlauf indessen nicht weiter zu verfolgen ist (hier punktiert). Nun zeigt es sich aber, daß die Fortsetzung von a in einem sofortigen oder späteren Zeitpunkt unter b auftritt — also im Konnex mit psychischen Vorgängen, welche auf E_2 zurückweisen. Während der weitere Verlauf von b in dieser Reihe nicht zu finden ist, setzt sich die Wirkung plötzlich im Fall I unter c fort. Man sieht, daß nur immer die ausgezogenen Linien die bewußt gewordene Erscheinung symbolisierten.

Umgekehrt vermißt die physische Untersuchung in E_2 die Fortsetzung des bekannten Phänomens a, während diese Fortsetzung als Folge des unbekannten Anfangsgliedes α' in β auftritt — also in Verbindung mit der durch E_1 ausgelösten Reihe. Ebenso verhält es sich mit den übrigen Erscheinungen, welche so gewählt wurden, daß eine immer durch eine andere aus einem anderen Fall fortgesetzt wird.

Wenn wir nun die unzähligen Verbindungen, die der Organismus im Verlauf bestimmt fixierter Augenblicke aufweist, alle den entsprechenden Reihen zuweisen, so mag es wohl der Fall sein, daß alle zusammen schließlich sich auf ein hypothetisches paralleles Linienpaar reduzieren lassen. In der Tat —: dieser Parallelismus kann empirisch gedacht werden. Oder vielmehr —: diese Kausalität bedarf keiner metaphysischen Hilfsannahme, vorausgesetzt, daß uns die Reduktion aller gleichgearteten Glieder auf dieselbe Basis gelingt. Das letztere können wir ja ruhig einmal annehmen.

Ich wiederhole also: wenn Wundt im Zusammenhang der »psychophysischen« Betrachtung von »wechselweiser Rückbeziehung« oder von »Ergänzung« der beiden getrennten Standpunkte spricht, so meint er etwas durchaus anderes, als wenn er von kausaler Herleitung redet. Mehr noch: die parallelistische Rückbeziehung ist die Folge der kausalen Herleitung. Nur wenn in einer Reihe von Fällen es gelungen ist, kraft der kausalen Herleitung von Gleichartigem aus Gleichartigem schließlich alle Glieder auf ein paralleles Paar zu reduzieren: dann kann die Hypothese auftreten, daß in allen Fällen zu einem bekannten P ein unbekanntes, paralleles und »rückbezügliches« Ph und umgekehrt postuliert werde.

Läßt sich nun diese Auseinandersetzung im empirischen Sinne (oder wenigstens ohne Zuhilfenahme metaphysischer Ergebnisse) sei es direkt nachweisbar, sei es »empirisch«-hypothetisch anerkennen, so verändert sich das Bild mit einem Schlage, sobald wir eine bedeutsame, gleichfalls empirische Frage aufwerfen. Wir kehren zu diesem Zwecke noch einen Augenblick zur universellen Theorie Spinozas zurück. Das Schema S. 11 zeigte, daß der Eindruck E_1,

1) Phys. Psych. III.[5] S. 333.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um sich in den beiden Kausalreihen *P* und *Ph* zu manifestieren, zuerst in die Substanz eingehen muß. Was will Spinoza damit aussagen? Spinoza wird damit ohne Zweifel der Tatsache gerecht, daß der Eindruck, vor seiner Manifestation in den Attributen, gewissermaßen neutralisiert oder filtriert werden muß. Er muß so geartet sein, daß ein gleichzeitiges und paralleles Hervorgehen seiner Wirkungen in *P* und *Ph* auch wirklich begreiflich wird. Denn: welcher Natur sind denn alle empirischen Eindrücke —? Sie sind entweder psychisch oder physisch — sie sind es zwar an sich nicht, aber sie werden vom Organismus jederzeit entweder so oder so assimiliert[1]). Diese Tatsache ist empirisch.

Diese Tatsache ist aber der Parallelismustheorie höchst fatal; infolgedessen darf es nicht so weit kommen. Die Theorie muß die Eindrücke an der Peripherie des Organismus abfangen und einkleiden. Was wir Organismus nennen, ist ein uns liebgewordener, empirisch gesicherter Terminus für die Substanz Spinozas. Nur daß seine Funktionen doch ganz andere sind als die der Substanz. Letztere aber hat den an sich wesenlosen Eindruck, wenn ich so sagen darf: verdaut, daß er nur in den beiden uns zugänglichen Reihen *P* und *Ph* fortwirkt.

Wo bleibt aber diese für die parallelistische Theorie unerläßliche »Neutralisierung« des Eindrucks bei Wundt —? Ich meine nun nicht etwa eine metaphysische Neutralisierung: ich lasse es nicht gelten, wenn die Untersuchung zu der Gleichung zurückkehrt, welche überall hilfsbereit einspringt, wo ein *x* sich zeigt. Mit anderen Worten: Wundt muß dreierlei nachweisen:

1) Entweder muß der Eindruck, der empirisch immer als physisch oder psychisch assimiliert wird, neutralisiert werden, ehe er assimiliert wird: id est, Wundt müßte nachweisen, daß irgendwo in der Erfahrung der Eindruck absolut gleichzeitig in beiden Formen vom Organismus assimiliert werde.

2) Oder er muß, falls er zugibt, daß empirisch immerhin eine der beiden Assimilationsformen die primäre ist, wenigstens metaphysisch eine prophylaktische Substanz im Sinne Spinozas einführen.

3) Oder er muß, falls er sich zu beidem nicht entschließen kann, die Wechselwirkung von Leib und Seele anerkennen, d. h. die Priorität einer der beiden Assimilationsarten äußerer oder innerer Eindrücke im Organismus zugeben; zugleich natürlich der logischen Gesetzmäßigkeit vom Gleichartigen entsagen. Alles dies — vorderhand empirisch. Denn wir haben der Forderung Wundts, seinen Parallelismus, wie er es haben will, empirisch zu verstehen, das denkbar größte Entgegenkommen bewiesen.

Wundt wählt statt dessen eine vierte Möglichkeit. Er stützt sich zunächst empirisch auf Beobachtungen, die er in der Theorie der Affekte[2]) ausspricht: Was sich bei der experimentellen Analyse der objektiven Affekterscheinungen immer und immer wieder deutlich herausstellt, das ist die Tatsache, daß sich der Affekt subjektiv schon vollkommen deutlich nach Richtung und Qualität kundgibt, wenn eben erst die physischen Symptome sich leise zu regen beginnen, in einem Stadium also, wo die vasomotorischen Erscheinungen und die äußeren Bewegungsreaktionen, wenn überhaupt vorhanden, jedenfalls zu gering sind, um eine Kausalbeziehung zum Affekt annehmen zu lassen. Jene Symptome

1) Hierzu vgl. die weiter unten auszuführende Energiekreis-Theorie.

2) Phys. Psych. III.[5] 236, 239.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind Begleiterscheinungen, parallel den psychischen Vorgängen. Von den beiden einseitigen Auffassungen, gibt Wundt zu, von denen die eine die psychische, die andere die physische Seite des Affekts zum primum movens desselben macht, hat die erste die unmittelbare Erfahrung »mehr auf ihrer Seite«.

Ich werde mich nun mit der Ursache jener langsameren oder rascheren Reaktion oder, nach Wundt, Begleiterscheinung der Affekte unten weiter auseinandersetzen. Aber hier gilt es auszusprechen, daß uns jetzt das »Nebeneinander« ganz und gar nicht interessiert; denn im Kampfe der Parallelisten und Kausalisten handelt es sich niemals um das »Nebeneinander«, sondern handelte sich und wird sich immer handeln um das »Nacheinander« von Eindruck und organischer Reaktion. Mit anderen Worten: wo Wundt sich mit der Theorie des Parallelismus beschäftigt, verhalten sich die Eindrücke in der Tat nicht so, wie wir sie im Sinne Wundts als E_1 und E_2 im Schema eingezeichnet haben. Sondern, um sich logisch einwandfrei mit diesem »Eindrucks-Problem« auseinanderzusetzen, muß man entweder zur prophylaktischen Substanz oder zur Priorität eines der beiden möglichen Eindrucksarten, *P* oder *Ph*, seine Zuflucht nehmen. Das Eindrucks-Problem hat mit der Frage des empirischen Parallelismus gar nichts zu tun — noch nichts zu tun; denn der Eindruck ist das Vorhergehende, ohne dessen Vorhandensein ein Affekt auch nicht einmal parallelistisch interpretiert werden kann.

Nur so ist es nun zu erklären, weshalb für Wundt der harmonische Übergang des empirischen Problems ins metaphysische, wie er im spinozistischen System vorhält, nicht existiert: im Gegenteil in der sprunghaftesten Weise vollzogen wird. Auch ist die Substanz insofern »prophylaktisch«, als Mißverständnisse in der Methode Spinozas nicht gut möglich sind.

Ehe wir aber zur Darstellung der Parallelismus-Kritik übergehen, muß ich noch einmal den metaphysischen Ausgleich erwähnen, die vierte Möglichkeit, welche Wundt tatsächlich wählt:

Es ist, wie wir schon wissen, die Fundamentalgleichung der Metaphysik: Natur und Geist nicht an sich verschieden. Ist nun aber diese Gleichung wirklich ein Surrogat für die Substanz Spinozas, den göttlichen Eingriff in der Lehre der Okkassionalisten, die prästabilierte Harmonie Leibnizens? Vergegenwärtigen wir uns doch noch einmal, was diese mit ihren prophylaktischen Theorien bezwecken: sie statuieren ein metaphysisches Medium, durch welches der Eindruck so assimiliert wird, daß er sich für uns in den uns zugänglichen Reihen *P* und *Ph* bemerkbar macht; an sich ist der Eindruck selbst ja wesenlos oder — wenn man diesen Ausdruck cum grano salis verstehen will — ein »Ding an sich«.

Wie assimiliert nun die Wundtsche Metaphysik einen Eindruck, damit er aus seiner unbekannten Dimensionalität sich in einen empirischen Parallelismus zerspalten könne? Wundt würde etwa folgendermaßen entscheiden: man kann den physischen oder psychischen Eindruck, welchen man fälschlicherweise für den primären hält, immerhin für physisch oder für psychisch auffassen —: metaphysisch macht das gar nichts aus; denn Natur und Geist sind nicht an sich, sondern nur in unserer Auffassung verschieden.

Ich habe nun nicht aus Willkür die Substanz Spinozas »prophylaktisch« genannt; denn ihre Befugnis und Funktion ist es ja, nicht zuzulassen, daß die beiden Reihen *P* und *Ph* in Erscheinung treten — ehe sie in ihre Parallelität versetzt worden sind. Wundts Fundamentalgleichung aber hebt den em-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pirisch noch nicht vorhandenen, noch nicht legitimierten, geschweige denn metaphysisch vorbereiteten Parallelismus schon wieder metaphysisch auf. Läßt man aber den Metaphysiker zu Wort kommen, so heißt es: Natur und Geist waren schon »an sich nicht verschieden« — ehe der empirische Psychologe daranging, die Reihen *P* und *Ph* zu unterscheiden; es folgt der Nachsatz zur Fundamentalgleichung: »— sondern in unserer Auffassung«. Für Spinoza bereitet bekanntlich das metaphysich-substantielle Medium diese »unsere Auffassung« vor — eben weil diese Substanz »prophylaktisch« tätig ist.

Und für Wundt? —: für ihn ist zwar die Natur metaphysisch Vorstufe des Geistes, der Wille substanzerzeugende Tätigkeit; für Wundt ist der Unterschied von *P* und *Ph* getilgt, da in jedem von beiden der Wille sich entdeckt. Selbstverständlich — unter Voraussetzung von *P* und *Ph*! Spinoza aber hat uns gelehrt, daß für den Parallelismus *P* und *Ph* — eben weil parallel und nicht wechselweise-kausal verknüpft — nie empirisch, sondern nur metaphysisch überhaupt Existenzfähigkeit erlangen. Es ist für einen Parallelismus ohne die Tätigkeit eines prophylaktischen Mediums [also z. B. bei Wundt] völlig unklar, wie sich ein »an sich« wesenloser Eindruck nun gerade in die »unserer Auffassung« zugänglichen Reihen *P* und *Ph* spalten kann. Ja, Spinoza hat in seiner unvergleichlichen Vorsorge sogar der Möglichkeit Rechnung getragen, daß neben *P* und *Ph* [den realiter geschiedenen, nicht erst durch uns zu scheidenden cogitatio und extensio] noch unendlich viele Attribute in der Substanz vertreten sein können, da sie unendlich ist in jeder Beziehung; mehr noch: für Spinoza ist selbst der Eindruck nicht mehr wesenlos, da selbst mit in der Substanz enthalten. Er hat samt den Reihen *P* und *Ph* metaphysisch seine Existenzfähigkeit erlangt. Wundt hingegen glaubt sich mit der Existenzfrage beider nicht abgeben zu müssen —: denn er hält den Parallelismus von etwas empirisch, was nur metaphysisch legitimiert werden kann. Solange ich nicht strikte empirisch vorgezeigt erhalte, wie die Spaltung eines Eindrucks, z. B. bei einer Affektentwicklung, in die Reihen *P* und *Ph* vor sich geht, habe ich das Recht, den Spaltungsprozeß von der Metaphysik erklärt zu verlangen —: es müßte denn sein, daß die Spaltung selbst ein Irrtum ist und die Wechselwirkungstheorie anerkannt wird. Nochmals ist zu wiederholen: nicht das »Nebeneinander« von *P* und *Ph* interessiert mich hier, sondern das »Nacheinander« von *E* und *P* mit *Ph*.

Suchen wir aber gleichwohl im Wundtschen System nach einer spaltenden Prophylaxe, so gibt es nur noch ein Wesen, dem diese Aufgabe zufällt und welches daher sozusagen als Symbol für die substantielle Alltätigkeit auftritt —: das ist der »auffassende« Psychologe. Sein Wille entdeckt das Gleichartige als Verschiedenes. Seine Intelligenz gleicht der assistentia supranaturalis.

Daß die von Wundt geltend gemachten empirischen Gründe für den Parallelismus mit der eigentlichen Parallelismusfrage nichts zu tun haben, charakterisiert Erhardt[1]) dahin: Man hat Argumente, so führt er aus, welche für eine allgemeine Zugehörigkeit materieller zu geistigen Prozessen sprechen, zugleich für die Leugnung der Wechselwirkung in Anspurch genommen. Recht deutlich wird das bei Wundt, der einerseits behauptet, daß das Parallel-Prinzip nichts als die Tatsache der regelmäßigen Verknüpfung von

1) Die Wechselwirkung zw. Leib u. Seele. 1897. S. 23 Anm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

psychischen und physischen Vorgängen enthält, und andererseits doch die Theorie zur Bestreitung der Wechselwirkung verwendet. Hierin spricht Erhardt aus, zu was für ungleichartigen Konsequenzen Wundt gelangt, nachdem er einmal die Doppelheit und Gleichzeitigkeit von *P* und *Ph* in den Parallelismus hereingelassen hat — ohne prophylaktische Substanz. So kommt es, daß, wie hier charakterisiert wird, die gleichen Erscheinungen bald so, bald so verwendet werden —: weil Wundt ihren Ursprung für empirisch hält.

In anderem Sinne und weniger zutreffend sind die Wechselwirkungstheorie von Volkelt und Mohilewer in diesen Zusammenhang gebracht. Es handelt sich hier um die sog. psychophysische Betrachtungsweise, die allerdings zu Mißverständnissen sehr determiniert ist. So urteilt Mohilewer[1]): Bald sollen alle psychischen Vorgänge physische Parallelglieder haben und umgekehrt, bald soll nur zwischen den elementaren physischen und psychischen Prozessen ein Parallelgehen stattfinden, nimmermehr ein solches zwischen komplexen Leistungen auf beiden Seiten. — Hier haben wir aber bereits die Verwirrung! Wenden wir den Blick zurück auf die Schemata von S. 10 und 11: wir wissen jetzt und haben uns veranschaulicht, wie Wundt zwischen parallelistischer Rückbeziehung und kausativer Herleitung unterscheidet; zugleich wurde darauf hingewiesen (S. 11), daß die parallelistische Rückbeziehung erst eine Folge von häufig vollzogener kausaler Herleitung sein kann — durch welche die Zuordnung des Gleichartigen zum Gleichartigen schließlich bis auf ein paralleles Reihenpaar gelungen ist [oder sein soll]. Wundt, dem dies jedoch feststeht, schließt von diesem Phänomen, welches an einfacheren Vorgängen beobachtet wurde, hypothetisch auf komplexere: da er selten jedoch diese empirische Zuordnung und die hypothetische scharf scheidet — andererseits jedoch wieder zwischen »elementaren« und »komplexen« Prozessen scheidet — so tritt denn die Unklarheit betr. der Methode Wundts auf, wie soeben bei Mohilewer. Dieses Mißverständnis des Herrn Interpreten ist interessant; interessanter noch der Irrtum, der ihm infolge einer abermaligen Verwechselung der parallelistischen Rückbeziehung und der kausalen Herleitung unterläuft [vgl. abermals meine Schemata]: Eine und dieselbe psychische Verbindung, setzt Mohilewer[2]) weiter aus, kann von verschiedenen physischen begleitet werden. Wenn aber die Verbindung aus dem Parallelismus völlig ausgeschlossen ist, und dieser sich nur auf die psychischen Elementarbestandteile beschränken soll, was soll dann noch die Behauptung bedeuten, daß die Psychologie nicht selten genötigt ist, auf die physiologische Untersuchung zurückzugreifen, um »wo der Kausalzusammenhang der inneren Erfahrung unterbrochen scheint, wenigstens die parallelgehende Verbindung physischer Vorgänge festzustellen«.

Die Verbindung ist nach Wundt nicht ausgeschlossen, insofern sie nicht kausal herleiten soll; aber Mohilewer stößt sich, wie mir scheint, mehr noch an den »verschiedenen« Parallelgliedern, die hüben und drüben einander parallellaufen können. Die Untersuchung wird sich fast stets, bei komplexeren Prozessen sicher immer, in die Lage versetzt sehen, zwischen verschiedenen Parallelgliedern in der Wahl des richtigen Gliedes zu schwanken. Dies steht

1) Wundts Stellung z. ps.-ph. Parall. 1901. S. 92.
2) Ebd. S. 33.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jedoch darin nicht im Widerspruch mit der Theorie selbst, daß in der Tat und unabhängig von der Analyse des Psychologen die Parallelität hypothetisch zwischen den zwei zugehörigen Gliedern bestehen muß. Es ist von Wundt wieder unterlassen, die Auffassung durch die Verbindung: komplex-hypothetisch, zu orientieren.

Volkelt äußert sich zunächst wie Erhardt, daß Wundt, so undenkbar er die Wechselwirkung halte, dennoch diesen Begriff in der empirischen Psychologie überhaupt verwende. Überhaupt, so fährt Volkelt in der Interpretation Wundts fort, darf die empirische Psychologie nach Wundt in allen solchen Fällen, wo der Kausalnexus auf der einen der beiden Seiten unterbrochen erscheint, psychische Vorgänge durch physische Zwischenglieder usw. verbinden. Freilich soll mit diesen Annahmen die Wechselbeziehung zwischen Physischem und Psychischem nicht als ein wirklich bestehendes Verhältnis hingestellt werden[1]). Ferner: wenn der Verstand auch tatsächlich mit dem zweifelhaften Vorzug ausgestattet sein sollte, sich mit bewußter Abweisung der Rücksicht auf die Wirklichkeitsgeltung in allerhand Begriffskonstruktionen zu ergehen, so müßten doch alle derartigen Versuche streng aus der Wissenschaft als der Erkenntnis des Wirklichen verwiesen werden.

Auch Volkelt verwechselt die Figur von S. 10 mit der von S. 10. Wenn jedoch Wundt in der Tat in der von Volkelt geschilderten Weise vorginge, müßte er etwa folgendermaßen urteilen: zwischen a in Fall I und c ist der unbekannte, unterbrochene Raum b'. Wie ist c zu erklären? Wundt würde weiter schließen: für dieses b' nehme ich β aus der Ph_1-Reihe herauf. Das wäre »kausale Herleitung«, alias Wechselwirkung [oder wenigstens eine Wechselwirkung]. Statt dessen erklärt sich c nach Wundt, da ja niemals nur eine psychische Kausalreihe im Bewußtsein vorhanden ist, aus C und anderen Elementen, die über Fall II hinausgehen. Nun wird aber diese mühsame, oft unmögliche Herleitung vereitelt. Das C aus Fall II wird nicht bekannt —: und das einzige, was auf die Leere zwischen a und c hinweisen könnte, ist β. Das heißt aber nicht, ich setze β für C, sondern ich suche das C, auf welches β hinweist; β wird so zu einem Zwischenglied zwischen a und c, jedoch nicht zu einem realen, sondern zu einem hinweisenden. Auch in der Frage nach dem Verhältnis von Willensmetaphysik und Parallelprinzip kann ich den erwähnten Kritikern nicht ganz und gar beistimmen. Mohilewer[2]) bemerkt zu diesem Problem: Der empirische Parallelismus darf die Frage nach dem eigentlichen Verhältnis von Leib und Seele nicht stellen. Als Gegner der Wechselwirkung aber stellt Wundt diese Frage und verläßt damit den Boden eines rein empirischen Prinzips; sein Parallelismus geht dadurch in einen metaphysischen über. — Diese Notiz Mohilewers ist bis zu einem gewissen Grade zutreffend; aber der Wundtsche Parallelismus stellt die Frage nach dem eigentlichen Verhältnis von P und Ph nicht, er beruht im Gegenteil auf der »Auffassung«, deren metaphysischen Hintergrund Wundt so wenig berührt, daß er ihn gar nicht kennt — wenigstens nicht in diesem Zusammenhang. Vollends stellt Wundt die Frage auch nie »als Gegner der Wechselwirkung«, sondern widerlegt diese, wo er nicht ausdrücklich die empirische Untersuchung verläßt, stets mit empirischen Methoden, z. B. anläßlich der Affekttheorie.

1) Philos. Mtsh. 27. S. 424.
2) Vgl. oben, ebd. S. 91.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Den in der Wundtschen Willensmetaphysik enthaltenen Einheitsgedanken sucht nun Raub[1]) in interessanter Weise gegen den Parallelismusgedanken auszuspielen: Sollen Seele und Körper als eine Einheit betrachtet werden, so muß diese der anschauliche Körper sein, wie Wundt selbst mehrmals zu meinen scheint. Dann gehören aber beide derselben unmittelbaren Erfahrung an, und von einem »entsprechen« kann nicht die Rede sein. — Vergleichen wir diesen Einwurf Raubs mit einer hierher gehörigen Bemerkung Wundts[2]): Die durch den ontologischen Regressus geforderte Voraussetzung, daß unser individueller Wille nur empirischer Individualwille, in Wirklichkeit aber eine an unzählige niedere Willen gebundene komplexe Willenseinheit ist, steht außerdem in Einklang mit dem empirisch geforderten Seelenbegriff, nach welchem unser Körper diejenige Einheit äußerer materieller Objekte ist, welche wir nach ihrer eigenen Natur unsere Seele oder genauer ausgedrückt unseren vorstellenden Willen nennen. — Also diese »Einheits-Betrachtung geschieht metaphysisch, Raub aber schildert sie als Gegenstand der »unmittelbaren Erfahrung«. Ich finde, daß wenn man den Fehler Wundts aufdecken will [die unklare Scheidung von metaphysischer und empirischer Methode], man das nicht erreicht, indem man denselben Fehler selbst wiederholt; zumal wenn hier Wundt unzweideutig spricht. Er nennt den Körper ausdrücklich die Einheit äußerer materieller Objekte, die denn freilich, metaphysisch betrachtet, zu Organen oder besser: Produkten des Universalwillens bzw. dessen pluralistischer Schöpferteilchen werden. Raub hätte hier fragen sollen: wie kommt es bei dieser einheitlichen metaphysischen Grundgleichung überhaupt empirisch zur Parallel-Spaltung: Leib, Seele? So aber ist seine Folgerung nicht gemeint —: von einem »entsprechen« kann nicht die Rede sein. Raub geht neben der von Wundt selbst gesicherten Trennung der Standpunkte noch außerdem an der »Auffassungs«-Frage vorüber.

Daß gerade die letztere metaphysisch begründet werden müsse und nicht empirisch gelöst werden könne, erhärtet ein Urteil Erhardts[3]): der Parallelismus beschränkt sich nicht auf den Ausdruck der bloßen Tatsachen, sondern fügt die »metaphysische Annahme« hinzu, daß zwischen physischen und psychischen Vorgängen kein Kausalverhältnis besteht. — Diese letztere Annahme, welche Erhardt charakterisiert, ist aber nicht weniger metaphysisch — ja eigentlich dieselbe — als die andere, wonach die »empirische« »Auffassung« den Parallelismus deklariert — ohne daß diese dualparallelistische Auffassung [empirisch nicht restlos erklärbar] in einer prophylaktischen Tätigkeit begründet wäre. Wie ohne diese Tätigkeit die »Auffassung« entstehen kann, nicht etwa nur die geistigen, sondern die körperlichen Funktionen hätten Realität und könnten parallel gesetzt werden, dies erscheint gleichfalls Erhardt unbegründet: Wundt läßt es sich angelegen sein, die feierliche Versicherung abzugeben, daß nicht die körperliche, sondern die geistige Welt die größere Realität besitze. Die Parallelismus-Theorie hat jedoch nur dann einen Sinn, wenn man die Realität der Körperwelt unangetastet läßt[4]). — Dazu bedarf es aber, wie wir hinzufügen können, des Existenzrechtes der ex-

1) Die Seelenlehre bei Wundt und Lotze. 1901. S. 34 f.
2) Syst. I. 412.
3) Die Wechselwirkung usw. S. 132.
4) Ebd. 153 Anm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tensio; gewiß —: eine andere Auffassung, welche das Verhältnis von Leib und Seele nicht parallelistisch fassen will, sondern etwa in der von uns entwickelten Weise aus der Energetik des Organismus zu verstehen sucht, braucht dazu keine metaphysische Substanztheorie — wenigstens nicht in dem Sinn, wonach Wundt sie einführen muß.

Nicht genug, daß Wundt vom Standpunkt seiner Willensmetaphysik unmöglich in den Parallelismus eintreten kann [ohne das Medium einer dualisierenden Substanz], will Volkelt[1]) aus dieser Prämisse Wundts die Wechselwirkung deduzieren: Sind die beiden Gebiete [*P* und *Ph*] gleichsam auf den gleichen Nenner — den Willen — gebracht, so wird man jetzt ohne Schwierigkeit davon reden dürfen, daß zwischen den Willenseinheiten, die das erfahrungsgemäße Psychische ausmachen, und denjenigen, die sich als das erfahrungsgemäße Physische darstellen, reale kausale Beziehungen herüber und hinüber stattfinden ... Wundt darf vom eigenen Standpunkt aus die Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem nicht ohne weiteres für unmöglich erklären. — Diese Deduktion Volkelts ist um nichts möglicher als die Wundtsche. Denn ob ich Körper und Geist in Parallelität oder Wechselwirkung versetze, ist in diesem Falle einerlei. Es werden zwar aus einer empirischen Größe durch Division mit Zwei zwei Hälften; metaphysisch muß aber die Einheit aus eigenstem Antrieb sich spalten. Ich wähle von den beiden zur Verfügung stehenden Gesichtspunkten im Wundtschen System den metaphysischen: wie aber die »Auffassung«, auf der alle Empirie beruht, aus dem »an sich« entstehen kann, oder wie etwa die duale Realität von wirklicher Einheit und wirklicher Zweiheit realiter und metaphysisch bestehen kann: ist unerwiesen.

Wundt selbst würde meinen Aussetzungen dasselbe entgegnen, was er seinerzeit seinem Gegner Baumann vorhielt, welcher ebenfalls Spinoza in diesem Zusammenhange nannte[2]) —: Der Gedanke, daß das Körperliche eine Erscheinungsform des Geistigen sei, wird sich für den vulgären Dualismus stets in eine Identität des Denkens und der Ausdehnung zurückverwandeln, weil dieser Dualismus von der Vorstellung der metaphysischen Realität des Körperlichen nicht loskommen kann. — Ich werde von diesem Vorwurf, wie mir scheint, deswegen nicht betroffen, weil ich auf die Realität des Körperlichen nie Wert gelegt habe, sondern überhaupt erst am Ende dieser Untersuchung auf den Gedanken komme, das Problem aufs erkenntnistheoretische Gebiet hinüberzuspielen — nachdem ich die Fundamentalgleichung Wundts angenommen habe, Natur und Geist seien an sich nicht verschieden. Ich wäre nicht auf den Gedanken gekommen, daß wir alle ja Körper und Geist als verschieden empfinden —: wenn Wundt nicht die Klausel angebracht hätte: — aber in unserer Auffassung sind sie es. Es ist an und für sich einerlei, ob das Resultat dieser »Auffassung« gerade Körper und Geist oder etwas anderes ist. Aber der Parallelismus Wundts hat dazu veranlaßt, die Gründe der »Auffassung« in dem Einen zu suchen, was ich bisher kannte und was Wundt dargereicht hatte: der Einheit von Natur und Geist.

In der Kritik Wundts vom Spinozistischen Standpunkt ging man in der Regel, wie es ja die Wundtsche Behandlung des Problems nahelegte,

1) Phil. Stud. I. 372.
2) Ph. Mtsh. 27. S. 427.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von dessen sog. empirischen Parallelismus aus. Man verlangte dann eine Verlängerung der Parallelen gewissermaßen ins Unendliche fort, mißverstand die sog. psychophysische Betrachtung Wundts und war erstaunt, als sich die Parallelen in der Unendlichkeit wirklich schnitten. Leugnet Wundt, folgerte man, die Wechselwirkung empirisch und setzt den Parallelismus ebenfalls empirisch dafür —: so muß wenigstens durch ein metaphysisches Prinzip dafür gesorgt sein, daß auch wirklich jedem psychischen ein physischer Vorgang parallelgehe und umgekehrt. Die Garantie für diesen Parallelismus, namentlich wo er nicht mehr zu kontrollieren ist, liegt dann in dem metaphysischen Prinzip, heiße es Substanz oder prästabilierte Harmonie.

Aber alsbald sah man im Wundtschen Voluntarismus nur mehr das absolut Widerspruchsvolle gegen den Parallelismus — weil diese Willensmetaphysik doch gerade die Wechselwirkungstheorie zu verbürgen schien und nicht den Parallelismus. Die Folge davon war in der Tat nichts anderes als der »vulgäre Dualismus«, welchen Wundt an Baumann tadelte. Nicht als ob die Gegner Wundts etwa dieser Auffassung selbst huldigten; nein —: aber sie brachten in diese Willensmetaphysik ein Etwas hinein, was de facto nie in sie hineingetragen werden darf, nämlich auch nur die leiseste Erinnerung an den Parallelitätsgedanken.

Es scheint indessen, daß der Parallelismus, soll er einmal aus der Willensmetaphysik Wundts gefolgert werden, doch nie von außen in sie hinein- sondern nur von innen aus ihr herausgetragen werden dürfe. So kommt es, daß man den Übergang von der Einheit in die Zweiheit bzw. Parallelität vermißt. In dem »empirisch« des Parallelismus ist dieser Übergang doch wohl nicht ausgedrückt. Die Kritik über Wundt scheint nun anzustreben, daß die einander empirisch parallelgehenden Kausalreihen zu metaphysischen, transzendenten, realen und unabhängig vom Subjekt existierenden Verhältnisbestimmungen würden. Es bleibt dann nichts übrig, als nach der Weise Kants zu fragen: wie kommen aus jener Metaphysik nun mit einem Male im Subjekt die Anschauungsformen Körper und Geist zustande — und zweitens: wie muß ich mich stellen, daß diese Anschauungsformen in ein empirisches Parallelitäts- also Gleichzeitigkeits-Verhältnis zu treten vermöchten?

Den Ursprung der Anschauungsformen Körper und Geist in der »prophylaktischen Substanz« metaphysisch zu erklären, ist ein Notbehelf, der, nicht wie der Ausweg der bisherigen Wundt-Spinozakritik, jede Verlegenheit tilgte. Sie mag vor allem dem Umstand Ausdruck verliehen haben, daß der Ausgleich überhaupt schwerlich auf naturphilosophischem Gebiet hergestellt werden kann, sondern letzten Grundes Aufgabe der Erkenntnistheorie zu sein scheint.

Energetik und Wechselwirkung.

Ist dies der Fall, so erhebt sich die Frage, welchen Anteil die Naturphilosophie überhaupt am Problem der Wechselwirkung erhalte. Zur Entscheidung dieser Frage muß ein erneuter Versuch geprüft werden, dieses Problem einer Lösung näher zu bringen. Es werden an dieser Stelle energetische Wechselwirkungstheorien besprochen, worauf wir es unternehmen möchten, mit einer gleichfalls energetischen Theorie in diesen Zusammenhang einzutreten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besprechung wichtiger energetischer Theorien.

Hier erfordert vor allem die Energetik Ostwalds[1]) hauptsächlich Berücksichtigung, da wohl kaum irgendeine energetische Wechselwirkungstheorie Bestand erlangen kann, ohne sich mit diesem genialen naturphilosophischen Essay einigermaßen auseinandergesetzt zu haben.

Unabhängig von der Gliederung, welche Ostwald selbst der Behandlung des psychophysischen Problems angedeihen läßt, versuchen wir es, den von ihm beigebrachten Stoff in einen Chemismus der Nervenenergie, sodann in eine Entstehung spezifisch geistiger Energieformen und endlich in die selbständigen geistigen Energieverbindungen zu ordnen.

Den Chemismus der Nervenenergie lernen wir in seiner eigentümlichen Beschaffenheit bereits in den Vorgängen der Zeugung und Fortpflanzung verstehen. Nicht die Formeigenschaften der Keimzellen sind, wie die Versuche über die Entwicklung geteilter und verletzter Keime bewiesen haben, für die Entwicklung maßgebend, sondern deren chemische Eigenschaften. Die große Ähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern gestattet keine andere Auffassung, als daß die Beschaffenheit des wachsenden Wesens entscheidend durch diesen Chemismus der Keimzellen bestimmt worden ist[2]). Bei den Lebewesen sind die durch Gewöhnung entstehenden Eigenschaften erblich. Sie müssen also die Beschaffenheit haben, daß sie durch den Vorgang der Vermehrung auf neue organische Individuen übertragen werden können. Dieser Anforderung dürften nur die an bestimmten Stoffen entwickelten Energiearten entsprechen[3]). Der selbsttätige und auf diese Weise ins Leben gerufene Organismus erhält sich nun in einer Umwandlung der verschiedenen chemischen Energien ineinander; dies ist seine letzte und wohl wichtigste Leistung. Nun ist aber die chemische Energie, wie sie das Lebewesen als Nahrung aufnimmt, im allgemeinen nicht geeignet, zu seinen Zwecken unmittelbar verwendet zu werden, und bedarf daher einer weiteren Verarbeitung. Das am meisten angewandte Mittel ist hier wahrscheinlich die katalytische Beschleunigung der brauchbaren und ebensolche Verzögerung der unzweckmäßigen Reaktionen[4]). Bei der hier stattfindenden Reizeinwirkung auf das Nervensystem wird man die Gesamtheit der Erscheinungen dahin aufzufassen haben, daß man alle Vorgänge zunächst als Beschleunigungen und Verzögerungen auffaßt[5]). Wird nun jene Reizeinwirkung der energetischen Betrachtung unterstellt, so ist zu beachten, daß nicht etwa die in Gestalt der Reizeinwirkung auf den Nerven wirkende Energie unmittelbar fortgeleitet wird, sondern daß der Nerv innerhalb seiner ganzen Erstreckung die Eigenschaft besitzt, zugeführte Energie der verschiedensten Art in eine spezifische Energieform zu verwandeln; diese unbekannte im Nerv fortgeführte Energie ist nach Ostwald die Nervenenergie[6]). Es kann nun leicht die falsche Auffassung Platz greifen, daß es sich hierbei um eine Neuschöpfung handle; dem ist aber nicht so. Nicht mit einer Neuschöpfung sondern einer Umwandlung haben wir es hier zu tun: unter allen Umständen muß nach Ostwald festgehalten werden, daß durch den Reiz keine Energie erzeugt wird, sondern daß nur vorhandene, freie Energie in ihren Bestätigungen geändert werden kann[7]).

1) Vorlesungen üb. Naturphilos.
2) Ebd. S. 371. 3) S. 369. 4) S. 365. 5) S. 357. 6) S. 355. 7) S. 357.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man könnte glauben, daß alle die hier geschilderten Assimilations- und Spaltungsprozesse aus bestimmten Gründen zwar der energetischen Auffassung unterworfen werden dürfen, daß dies jedoch auch geschehen kann, ohne daß wir mit Ostwald zu einer hypothetischen Nervensubstanz unsere Zuflucht nehmen. Daß die Materie der zur Umformung gelangenden organischen und anorganischen Stoffe substantialiter Energie sei, ist bei Ostwald letztlich eine metaphysische Annahme, die nur dann ihre Dienste leistet, wenn sie zur empirischen Forschung unbedingt erforderlich ist. Ich kann aber in jener Panenergetik nur ein Hilfsmittel für ein erkenntnistheoretisches Problem in der Naturphilosophie erkennen, dazu geeignet, um die energetische »Auffassung« in uns hypothetisch begreiflich zu machen. Ostwald hingegen behandelt z. B. die Nervenenergie gleichermaßen empirisch wie etwa Stromenergie. Wozu das? Es genügte ja, irgendwo ein für allemal festzustellen, daß uns gewisse Eigentümlichkeiten des Organismus veranlassen, seine Prozesse energetisch zu betrachten — Prozesse, die aber ihrer wahren Natur d. i. ihrem Aggregatzustand nach in nichts zu einer essentiellen Energetik nötigen. Druck und Stoß müssen in der empirischen Naturwissenschaft als solche behandelt und berechnet werden; u. a. m. Nachdem dies geschehen ist, mag ich getrost darüber philosophieren; aber dies ist letzten Grundes keine Empirie mehr, sondern Teleologie.

Es ist nun weiter nach Ostwald ebenso naheliegend, daß die Energie des zentralen Nervensystems Bewußtsein bedingt, wie daß kinetische Energie Bewegung bedingt[1]). Die im Zentralorgan betätigte Art der Nervenenergie ist geeignet, Bewußtsein hervorzurufen. Daß nicht alle Nervenenergie Bewußtsein bedingt, scheint unzweifelhaft daraus hervorzugehen, daß nach Ausschaltung des Bewußtseins im Schlaf, durch Betäubung oder Narkose eine große Anzahl von Nervenapparaten, welche die unwillkürlichen Bewegungen des Körpers ordnen, regelmäßig weiterarbeiten, ohne durch das Fehlen des Bewußtseins gestört zu werden[2]). Diese Art spezifischer Energie ist nach Ostwald, um überhaupt von ihr reden zu können, geistige Energie zu nennen[3]). Der Organismus ist ein im stationären Gleichgewicht stehendes Gebilde, und in einem solchen findet ein beständiger Energieumsatz statt — damit ist die Möglichkeit der vorübergehenden Entstehung einer besonderen Energieart, wie der geistigen, stets gegeben. Das Bedürfnis der Annahme einer besonderen geistigen Energie scheint dort einzutreten, wo Reizleitungen mittels nervöser Apparate in Wirkung kommen; eine Durchschneidung oder sonstige Hemmung in diesen Leitungen bewirkt das Ausbleiben der Bewußtseinserscheinungen. Die Annahme liegt nahe, daß abgesehen von Gründen, die wir sofort besprechen werden, diese letztgenannte Erscheinung durchaus nicht die von Ostwald gezogenen Konsequenzen zuläßt. Daß nach Durchschneidung des Sehnerven alle dahingehörigen Bewußtseinsphänomene ausbleiben, ist kein Beweis für das Vorhandensein geistiger Energie in ihm. Die ihn zusammensetzenden Substanzen und während eines Lichteindrucks stattfindenden Substanzveränderungen sind nicht »Energie«, sie werden es erst, wenn wir ihren Effekt in bzw. auf die Teleologie des Gesamtorganismus energetisch orientieren.

Wenn von Energie-Umformung die Rede sein kann, so ist darunter nicht zu verstehen, daß hierbei Umformungen eines hypothetischen Stoffes stattfänden, sondern ich verstehe dies dahin, daß ich die Veränderungen des Aggre-

1) Vorles. üb. Naturphil. S. 396. 2) S. 393. 3) S. 377.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gatzustandes erstlich in genanntem Sinne energetisch auffasse und zweitens, da aus irgendeinem teleologischen Grunde nun gerade auf die Umformung reflektiert wird, eben energetische Umformungsprozesse nenne. Ostwald scheint aber diese Vorgänge, deren naturwissenschaftliche Untersuchung man der physiologischen Chemie überlasse, außer dieser chemischen Analyse noch so zu behandeln, wie man früher zur Erklärung der Verbrennungsprozesse den hypothetischen Stoff des Phlogiston herangezogen hat. Ein Bewußtseinsvorgang wird entweder physikalisch-chemisch untersucht oder energetisch; beides zugleich ist methodologisch falsch. Im allgemeinen tritt die energetische Betrachtung nach jener auf, da es sich um die Orientierung der Effekte handelt, nicht um die Analyse der Effekte.

Abgesehen von dieser Umstimmigkeit, die, wie gesagt, mehr auf Kosten der Methode geht, ist die psychologische Forschung, welche sich nun aus alledem ergibt, keineswegs einwandfrei.

Es kann nach Ostwald durch den Zutritt äußerer Energie zu den Sinnesapparaten, allgemein zu den mit Nerven versehenen Körperteilen, eine Entstehung von Nervenenergie stattfinden, welche den Nervenfaden entlang geleitet wird und an dessen anderem Ende ihre Wirkung ausübt. Diese Wirkung besteht zunächst immer in einer Umwandlung in andere Nervenenergie, welche dann in zwei verschiedenen Weisen sich weiter betätigt. Entweder dient sie zur Auslösung einer Handlung (daß diese Handlung bewußt erfolgen soll, ist hierbei nicht vorausgesetzt), die zweite Art der Umwandlung besteht in solchen Erscheinungen, die mit Bewußtsein verbunden sind[1]). Wenn also das Ergebnis des nervenenergetischen Verlaufes in Gestalt irgendeiner Energiebetätigung an die Außenwelt gelangt[2]), so haben wir es mit einer Handlung zu tun. Diese verläuft in vielen Fällen, namentlich solchen, die sehr häufig wiederholt werden, ohne Mitwirkung des Zentralorgans und daher des Bewußtseins. Eine solche Handlung nennt man eine Reflex-, in verwickelteren Fällen wohl auch eine instinktive Handlung[3]).

Fragt man nun nach den allgemeinen Eigenschaften der bewußten Geistestätigkeit, so ist nach Ostwald gleichwohl hervorzuheben, daß das Bewußtsein in weitestem Umfang beliebig mit den Vorgängen der Nervenenergie verbunden werden kann[4]). Durch die unbegrenzte Umwandlungsfähigkeit der Energie soll die Seele gleichfalls getroffen werden, denn die verschiedenen Seelen [!] haften ja an verschiedenen Energiekomplexen, und die Seelentätigkeit z. B. eines Milligramms Eisen muß eine ganz andere sein, je nachdem es ein Bestandteil des menschlichen Blutes oder eines Hufeisens bildet[5]).

Die geistige Energie ist nach Ostwald bald eine ganz spezifische Energieart, die mit der Nervenenergie der physiologischen Prozesse offenbar nichts mehr zu tun hat; bald aber heißt es wieder wie folgt: Wandelt sich die Nervenenergie innerhalb des Organismus in andere Formen von Nervenenergie um, so liegt Denken vor, welches wir fast ausschließlich in Form des bewußten, d. h. von der Arbeit des Zentralorgans begleiteten Denkens kennen. Hier tritt uns die vorwiegende Wichtigkeit jener allgemeinen Eigenschaft der Organismen, mehrfach abgelaufene Vorgänge um so leichter zu wiederholen, je häufiger sie ausgeführt worden waren, in Gestalt des Gedächtnisses in all ihrer Bedeutung entgegen[6]).

---

1) Vorles. üb. Naturphil. S. 383. 2) sic! 3) S. 412. 4) S. 400. 5) S. 374. 6) S. 412.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun ist aber, wie wir wissen, die Funktion der Nervenenergie daran gebunden, daß irgendein Reiz von außen her dem betroffenen Organ eine gewisse Energiesumme zuführt, welche dann in die so wandelbare Nervenenergie umgeformt und dann zu teils bewußten, teils unbewußten weiteren Energieformungen verwertet wird. Also unverkennbar bindet Ostwald die Funktion der geistigen Energie an das Vorhandensein eines jedesmaligen Quantums Nervenenergie; dabei ist, wie wir oben erwähnt haben, die Funktion der geistigen Energie eine »vorübergehende«. Wie nahe Ostwald hier der neumaterialistischen Auffassung der psychischen Erscheinungen kommt, erhellt besonders daraus, daß während des Denkens ein Anteil der »gewöhnlichen« Energie verschwunden sei, ähnlich wie bei der strahlenden Energie während ihrer Existenzdauer in dieser Gestalt die an den wägbaren Dingen haftende Energie »scheinbar« verschwunden sein soll[1]). Trotzdem erkennt Ostwald den »Gedanken« die Eigenschaft zu, sich selbst in fast beliebig langer Reihe auszulösen[2]). Das ist, mit dem Vorangegangenen verglichen, psychologisch unfaßbar; denn hier tritt die eben erst »vorübergehende« geistige Energie als Kontinuum auf. Um nichts klarer wird der Sachverhalt in der Theorie der Willensvorgänge. Tritt das Bewußtsein zu einem der nervenenergetischen Prozesse hinzu, so sollen wir von Willenshandlungen sprechen[3]). Wie in allen ähnlichen Fällen handelt es sich nach Ostwald bei der Erregung der »Willensenergie« um eine verhältnismäßige Auslösung, wobei die erforderliche Vorratsenergie wahrscheinlich in chemischer Gestalt in dem betreffenden Organ aufgespeichert sein muß, damit ein Erfolg, d. h. eine Umwandlung eintreten kann. Eine einfache Muskelbewegung wäre demzufolge nach Ostwald so zu denken, daß im Muskel zunächst eine bestimmte Summe »Muskelenergie« aufgespeichert liegt, dann ein Betrag auslösender Nervenenergie entweder als Empfindung oder als Gedanke hinzutritt und endlich aus dem ganzen energetischen Zusammenprall dieser Faktoren die Bewegung resultiert. Dabei soll aber doch dieses Gemengsel nur zur »Umwandlung in Willensenergie« dienen, während eine Handlung doch schon zur Willenshandlung geworden ist, wenn »Bewußtsein« hinzugetreten ist.

Ostwald ist trotz seines Kampfes gegen den Materialismus in dessen rezente Form geraten; denn das Wesentliche dieser ist nicht nur, daß sie die geistigen Vorgänge aus »Materie« entstehen läßt, sondern daß sie ihnen überhaupt eine selbsttätige Kontinuität abspricht. Ob sich um die Vaterschaft der Seele nur »Materie« oder »Nervenenergie« streiten, ist einerlei. Bezeichnend ist, daß Ostwald das Prinzip von der Erhaltung der geistigen Energie und das Prinzip von der Erhaltung der Gesamtenergie gegeneinander ausspielt[4]). Man muß nun aber, um der naheliegenden Verwechselung meiner folgenden Theorie mit der Ostwaldschen vorzubeugen, bemerken, daß man keineswegs den Versuchen das Wort zu reden braucht, welche »neben den empirisch nachweisbaren Transformationen der Energie immer noch beliebige andere, direkt nicht nachweisbare Zwischenglieder[5]) denkbar« machen wollen.

An Stelle dieser »Zwischenglieder« wäre es im Interesse einer energetischen Theorie gelegen, die jeder energetischen Auffassung unentbehrliche konstante Basis für alle Vorgänge zu finden, welche sich uns als Transformation darbieten und dadurch die Merkmale der Selbst-Tätigkeit bei Selbst-Gleichheit aufweisen.

---

1) Vorles. üb. Naturphil. S. 378. 2) S. 383. 3) S. 412. 4) S. 398 Anm.
5) Wundt, Phys. Psych. III.^{5} S. 712.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Je mehr man nun von der Notwendigkeit einer derartigen »Reduktionsbasis« überzeugt ist, desto interessanter ist die Bekanntschaft mit einer Theorie, die ähnliches zu bieten versucht. Lasswitz[1]) geht von der Tatsache aus, daß wir in der Energie zwei selbständige Faktoren vorfinden, die stets zusammen vorkommen, von einander unabhängig sind und in ihrem Produkte die Gesamtenergie des Gebildes repräsentieren (Potential und Kapazität). Nun finden wir ferner im Bewußtsein zwei [Wundt!] selbständige Elemente, Empfindung und Gefühl, die empirisch stets miteinander verbunden, dabei aber in weitestem Umfange voneinander unabhängig sind — deren Zusammen zugleich den psychischen Gesamtzustand bestimmt[2]). Eine Veränderung des Potentials der »psychophysischen Energie« sieht Lasswitz als das Korrelat der psychologischen Empfindung an[3]). Das Gefühl hingegen erhält sein Korrelat in dem Kapazitätsfaktor der psychophysischen Energie[4]). Unter Kapazitätsfaktor verstehen wir nach Lasswitz diejenige Größe, welche angibt, wieviel Energie bei einem bestimmten Potential in einem Gebilde angenommen wird[5]). Die Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Empfindungsart richten, heißt dann, den Kapazitätsfaktor der betreffenden Energieform vermehren[6]), und die psychophysische Energie des Zentralorgans ist gleich der Empathie [= Kapazitätsfaktor der psychophysischen Energie] mal dem Potential[7]). Unter Vorstellungen sind dieser Theorie zufolge die zentral ausgelösten Energieänderungen zu verstehen[8]).

Lasswitz will nun nicht Bewußtsein, Gefühl, Empfindung in einen mathematischen Funktionalzusammenhang bringen, da diese Bezeichnungen selbst Abstrakta sind. Er will die Korrelate dieser Phänomene bestimmen; dementsprechend nennt er ja auch seine energetischen Untersuchungen psychophysisch [Wundt!]. Die Berechtigung dieses Verfahrens sucht er damit darzutun, daß er, statt von der Physiologie zur Psychologie zu gelangen, lieber zunächst innerhalb der Psychologie nach einem Mittel sucht, die Erscheinungen quantitativ darzustellen. Bevor das Äquivalent der mechanischen Energie mit anderen Energieformen ermittelt werden konnte, mußten nach Lasswitz ja auch erst die Erscheinungen dieser Energien (Wärme, Elektrizität) auf eine quantitative Ausdrucksweise gebracht sein[9]).

Lasswitz, der mit der mißverständischen Auffassung der Figur von S. 11 Ernst macht, bewegt sich dementsprechend in einem inkonsequenten Parallelismus. Er will auf dieser Grundlage zur Messung der physischen Korrelate vorschreiten. Er mißt sie indessen nicht im Sinne einer echten psychophysischen Maßmethode, sondern er setzt sogenannte psychophysische Phänomene in einen funktionalen Zusammenhang. Dabei soll nun aber das Gefühl, eine bisher von jedermann [vor allem von Wundt] intensiv verstandene Erscheinung, sein Korrelat im Kapazitätsfaktor der psychophysischen Energie erhalten, also in einer extensiven Größe. Die Empfindung dagegen findet im Intensitätsfaktor des Potentials ihre Verhältnisbestimmung[10]). Abgesehen davon, daß die Empfindung gewiß eine Intensitätsabstufung gestattet, könnte doch diese Anordnung von Gefühl: Kapazität, Empfindung: Intensität ebenso willkürlich umgedreht werden. Wozu also die Übertragung? —: wir verstehen

---

1) Archiv f. syst. Ph. I. S. 46 ff. 2) S. 52. 3) S. 51. 4) S. 52. 5) S. 53. 6) S. 57 f. 7) S. 54. 8) S. 59. 9) S. 60 f.

10) Lasswitz will den Ausdruck so verstehen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

indessen: diese an sich physikalischen Begriffe Kapazität und Potential sollen ins »Psychophysische« konvertieren. Dabei schimmert durch all dies der Parallelismus hindurch —: und doch soll die »Aufmerksamkeit« imstande sein, auf den Korrelats-Kapazitäts-Potentials-Faktor fördernd »einzuwirken«. So vereinigt diese Theorie alle Widersprüche in sich.

Ich habe mich mit dieser Ausführung deswegen des längeren abgegeben, weil sie ein lehrreiches Beispiel für all das ist, was die nachfolgende Theorie vermeiden will: nämlich willkürliche Analoga aus der Physik auf den Organismus zu übertragen. Wie sich bei Ostwald herausgestellt hat, daß man physiologische Untersuchungen, physikalisch-chemische Analysen, mit naturphilosophisch-teleologischen Hilfsbegriffen nicht mischen kann — so lernen wir aus der Lasswitzschen Physophysik, daß das gleiche auch für die psychologische und physikalische Forschung gilt. Lasswitz wurde offenbar von dem Bestreben geleitet, einer energetischen Betrachtung des Organismus die Basis der Konstanz zu sichern: wir werden aber sehen, daß dies nun und nimmer durch willkürliche Anwendungen heterogener Prinzipien auf den Organismus geschehen kann — sondern daß die konstante »Reduktionsbasis« [wenn überhaupt] nur im Prinzip des Organismus selbst, also im Organismus selbst geboten werden kann. — Eng berührt sich die Lasswitzsche Theorie mit der hierher gehörigen von Wentscher[1]); hiernach seien einerseits gewisse Umsetzungsprozesse von kinetischer in potentielle Energie, die sich in unserer Großhirnrinde abspielen, die »Ursachen« von bestimmten zugeordneten psychischen Vorgängen — und andererseits gewisse psychische Vorgänge die »Ursachen« von bestimmten Umsetzungsprozessen im Großhirn, und zwar hier von potentieller in kinetische Energie[2]). So würde also z. B. die Verwandlung der in dem Sinnesreiz herankommenden [!] kinetischen Energie im Großhirn die Ursache sein für das Auftreten der korrespondierenden Empfindungen; und umgekehrt würde die psychische Verfassung nach einem Willensentschluß, welche der Ausführung der Handlung unmittelbar vorhergeht, als Ursache anzusehen sein für die Einleitung bestimmter Umsetzungsprozesse von im Gehirn aufgespeicherter potentieller Energie in kinetische, die sich dann weiterhin durch Vermittelung der Nerven den Muskeln und Gliedern mitteilt[3]).

Es kann kein Zweifel sein, daß die Funktionen des Organismus, unter gewissen teleologischen Gesichtspunkten energetisch betrachtet, die Spannungsenergie und Energie der Bewegung mit erforderlich machen. Aber ich kann nicht die leiseste Nötigung verspüren, einem bestimmten Körperteil die Energie der Ruhe und anderen die kinetische zuzuerkennen. Das uns gewohnte Bild, daß alle Körperteile in Bewegung sich befinden, sobald der Kopf ruhend gedacht wird, scheint Wentscher dazu veranlaßt zu haben, die potentielle Energie gerade im Gehirn aufgespeichert zu denken. Anders kann ich mir diese Verteilung nicht denken. Ein Mensch, der in einer erregten Debatte völlig regungslos dasitzt, kann für mich muskulär im Zustand absoluter Lageenergie verharren; das Gehirn jedoch ist nichts weniger als ruhend, denn im nächsten Augenblick kann er aufspringen und seinem Gegner die Aktualität seiner vorherigen geistigen Energie handgreiflich zu Gemüte führen. Hier wäre das Verhältnis gerade umgekehrt. Es müßte denn sein, daß zwischen die Tätlichkeit und die ihr vorangegangene seelische Aufregung ein hypothe-

1) Ztschr. f. Phil. u. phil. Kr. S. 116. 2) Ebd. S. 112. 3) Ebd. S. 118.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tischer Kraftpunkt verlegt wird, auf welchen sich die Wut des Geärgerten vereinigt hat, ehe sie sich dann in unfeiner Weise äußerte. Dieser hypothetische Kraftpunkt, in unserem Falle eine Art von Temperaments-Atom, wäre nach Wentscher die »Ursache für die Einleitung« der Handlung. Das eigentliche »Gehirn« wäre dann aus einer anatomischen in eine energetische Zirbeldrüse übergegangen.

Die drei bisher besprochenen Lösungen des Energieproblems, die Theorien Ostwalds, Lasswitz' und Wentschers überzeugten uns von der Unmöglichkeit, einzelne Funktionen oder Funktionsbereiche des Organismus mit willkürlichen Analogien aus der Physik auszurüsten. Ich wende mich nun wichtigen energetischen Besprechungen desjenigen zu, der sich eine Ehrenrettung der Wechselwirkungstheorie geradezu zur Lebensaufgabe gemacht hat: Ludwig Busse[1]).

Nach ihm mußte selbst Wundt[2]) schon zugeben, daß ein zwingender Beweis für die Anwendbarkeit des Prinzips der Geschlossenheit der Naturkausalität auf die Gesamtheit der Naturerscheinungen nicht erbracht sei, und daß, wer einen vollständigen Induktionsbeweis für dasselbe verlange, diesen ebensowenig wie etwa für die Gültigkeit des Trägheitsgesetzes jenseits der Grenzen der uns bekannten Welt jemals erbringen könne. Auch nach E. König[3]) bestreitet Wundt, daß das Prinzip des Parallelismus oder der Satz von der Geschlossenheit der Naturkausalität ein empirisches Postulat, d. h. eine Forderung sei, die in der Erfahrung wurzelt und durch sie gerechtfertigt wird —: deshalb wendet Erhardt[4]) mit Recht ein, Wundt mache sich eines starken Widerspruchs schuldig, wenn er auf der einen Seite das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität vertritt und auf der anderen in äußeren Wirkungen des Willens gar kein Bedenken zu finden scheint; ja Wundt gehe so weit, die Lehre aufzustellen, daß das Wesen aller Dinge im Willen zu suchen und sogar die organische Zweckmäßigkeit auf die Wirksamkeit eines bewußten Willens zurückzuführen sei. Trotz der Auseinandersetzungen Wundts bleibe bei ihm der Ausdruck »geschlossene Naturkausalität« nach wie vor mehrdeutig und gerade in den entscheidensten Punkten unbestimmt. Da die Seele des Menschen und der Tiere ohne Zweifel mit in die Natur gehört, so wäre sie eben dadurch als mögliche Ursache bestimmter Veränderungen in der Körperwelt ausdrücklich anerkannt[5]). Busse gelangt zu dem Ergebnis, daß jenes Prinzip auf organische Verbindungen, die sich von unorganischen durch die Mitwirkung psychischer Faktoren unterscheiden, nicht anwendbar sei[6]). Mehr Gewicht legt hingegen Busse auf eine richtige Fassung des Erhaltungsprinzips; er konstatiert hier, daß dieses Prinzip seiner eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung nach ein Prinzip der Korrelation sei, also eine Transformationsformel. Es besage, daß wenn bei dem Wirken der Dinge aufeinander eine Umsetzung physischer Energie stattfindet, die neu auftretende Energieform der verschwindenden quantitativ gleich, ihr äquivalent sei[7]). Für das eine Moment des

1) Geist u. Körper usw. 1903. S. 388 Anm.
2) Phil. Stud. X. S. 88 f.
3) Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 115. S. 174.
4) Wechselwirkung usw. S. 147. 5) Ebd. S. 46.
6) Geist u. Körper usw. S. 382 ff.
7) Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 116. S. 60 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erhaltungsprinzips, das Konstanzprinzip, entschied sich schon Wundt dahin, daß es eine abstrakte Voraussetzung, kein Erfahrungsgesetz sei[1]); trotzdem hält es Wundt für hinreichend, um damit gegen die Annahme der psychophysischen Wechselwirkung zu argumentieren (vgl. oben Erhardt). Es ist also nach Busse unerläßlich, die Bedeutungslosigkeit des Konstanzprinzips für die Wechselwirkungstheorie nachdrücklichst zu betonen[2]). Busse weist zu diesem Zweck darauf hin[3]), daß »Konstanz der Energie« die Gesamtheit der in der ganzen Welt vorhandenen physischen und psychischen Energie bedeute; man sieht, daß zu dieser Annahme die Ausschaltung des Prinzips der geschlossenen Naturkausalität unbedingt vorauszusetzen ist. Das Energieprinzip fordert so die Unveränderlichkeit dieses aus allen möglichen Energieformen sich zusammensetzenden Gesamtquantums; man versteht, daß dieser Fassung des Prinzips zufolge nicht zu verlangen ist, alle physische Energie, die sich in psychische umsetzt, müsse auch tatsächlich wieder völlig in physische Energie zurückverwandelt werden. Sehr zutreffend, namentlich gegen die materialistische Deutung der psychophysischen Energieumformung bemerkt Busse[4]), daß wir nach dieser physischen Energieteleologie auch nicht mehr sagen dürften, der Mensch bestehe aus Leib und Seele, sondern, er sei ein Komplex bestimmter physischer Energiearten, in dem dann gelegentlich und zeitweilig durch Umsetzung auch eine Seele entstehen könne. Interessant und bezeichnend für seine Auffassung des Konstanzprinzips sind die vier von Busse unterschiedenen Wechselwirkungstheorien[5]), deren jede [wenigstens die Doppeleffekt- und -ursachentheorie] gegen das Prinzip der Konstanz der Gesamtenergie zu verstoßen scheint. Gerade mit dieser Problemstellung werde ich mich unten in Kürze auseinanderzusetzen haben.

Wie vorauszusehen war, sieht sich Busse vor die Alternative gestellt: entweder ist zu bestreiten, daß das Gesamtquantum der physischen Energie unverändert sich gleichbleibe — oder die psychophysische Wechselwirkung muß für ungültig erklärt werden[6]). Hier ist nun unschwer zu erkennen, daß das Konstanzprinzip in diesem Sinne verstanden die universelle Geltung des Prinzips der geschlossenen Naturkausalität voraussetzt[7]). Ist aber die wahrhaft universelle Bedeutung dieses Prinzips abhängig davon, daß es auf physische und psychische Zusammenhänge zugleich ausgedehnt werde, so wird alsbald das Konstanzprinzip in der von Busse negierten Tragweite hinfällig: lassen wir darum das Konstanzprinzip als eine subjektive, im Energieprinzip als solchem nicht notwendig enthaltene Annahme von problematischem Werte fallen, so bleibt das Äquivalenzprinzip als alleiniger Inhalt des Energieprinzips übrig[8]). Dieses, welches ja von vorneherein nur bestimmt, wie sich, wenn ein Körper auf einen anderen Körper wirkt, die aufgewandte physische zur neu erzeugten physischen Energie verhält, läßt wie alle übrigen Naturgesetze auch die Frage offen, was nun geschieht, wenn nicht ein Körper auf einen anderen, sondern der Leib auf die Seele und die Seele auf den Leib wirkt.

Es bedarf indessen nicht der Tilgung des Konstanz-Prinzips. Die Busse'sche Fassung des Energieprinzips kann nicht richtig sein, und seine Äquivalenz scheint mir einer bloßen Transformation [aber ohne Bezug auf die Konstanz

1) Syst. II. S. 59; vgl. Busse, Geist und Körper usw. S. 408. 2) Ebd. S. 417 a. a. O. 3) Ebd. S. 420. 4) Ebd. S. 428. 5) Ebd. S. 425. 6) Ebd. S. 448. 7) Ebd. S. 455 a. a. O. 8) Ebd. S. 466.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der im System gegebenen Gesamtenergiesumme] gleichzukommen; begreiflich: denn ohne das Konstanzprinzip hängt das Äquivalenzprinzip in der Luft.

Die hier behandelten Autoren werden so gruppiert, daß wir der Kernfrage immer nähertreten. Schon sind wir unter Busses Leitung auf die energetische Bedeutung der organischen Funktionen hingewiesen worden. Wir bedürfen jetzt nur noch einer dynamischen Auffassung der organischen Entwicklung, die zugleich am teleologischen Ziel des Organismus orientiert ist. Damit treten wir in eine Darstellung der Theorie Franz Erhardts[1]) ein. Die Naturwissenschaft, so führt er aus, mag ruhig behaupten, daß es für sie notwendig sei, alle im Organismus vor sich gehenden Bewegungen auf die Wirkung bestimmter Körperteile zurückzuführen. Über die verursachenden Kräfte selbst wird damit weder positiv noch negativ etwas ausgemacht. Löst nämlich ein Sinnesreiz mittels nervöser Leitungsbahnen im Gehirn einen motorischen Impuls aus, so verhält sich die Sache für die äußere Betrachtung ganz so, wie der Materialismus und der psychophysische Parallelismus behaupten. Die wirkenden Ursachen zeigen indessen keine derartige Gleichartigkeit des Geschehens mehr: ist dies denn nun aber innerhalb der mechanistischen Weltauffassung nicht ebenso? In der Tat; denn[2]): da der Organismus nur ein System materieller Teile von bestimmter Form ist; so kann auch die Mitwirkung eines organisierenden Prinzips bei der Bildung des Organismus nur darin bestehen, daß es dazu beiträgt, diese Teile herbeizuführen und mit den übrigen in ein solches Lageverhältnis zu bringen, daß die organische Gestalt entsteht. Die im Organismus tätigen Kräfte müssen also in bezug auf die Erhaltung des Organismus teleologisch orientiert sein. Diese Kräfte müssen also als innere, dynamische Prinzipien betrachtet werden, von denen nur die Wirkungen in das Gebiet der Sichtbarkeit fallen. Paulsen, der ähnliche Ergebnisse im Auge zu haben scheint, vermag diese Beobachtungen lediglich phänomenologisch zu interpretieren, was ich für durchaus unrichtig halte: Ist die Körperwelt Erscheinungswelt, führt Paulsen aus[3]), hinweisend auf ein An sich Wirkliches, das dem im Selbst bewußt erlebten Wirklichen verwandt oder gleichartig ist, so ist nicht abzusehen, warum das im Selbst bewußt Erlebte nicht auch in der Erscheinungswelt als ein Physisches vorkommen sollte. — Ich habe mit Absicht diesen Satz hierher gebracht, weil eventuell Mißverständnisse über meine Bemerkungen zur erkenntnistheoretischen Frage in diesem Zusammenhang aufkommen könnten. — Im übrigen wurde die Erhardtsche Theorie von Busse[4]) wiederholt im Sinne des Parallelismus interpretiert. Busse übersieht dabei offenbar den wirklichen Zweck dieser Betrachtung Erhardts. Vollends im Zusammenhang mit der vollkommen eindeutigen Stellungnahme Erhardts zum Parallelismus kann es kaum zweifelhaft sein, wie Erhardt hier der psychischen Verursachung [nicht Begleiterscheinung!] physiologischer Vorgänge Anerkennung zu verschaffen sucht. Die traditionellen Vorurteile gegen diese Verursachung greift Erhardt da an, wo sie der Gegner vielleicht am wenigsten vermutete. Wenn in einer chemischen Verbindung zweier oder

1) Psychophys. Parallelismus usw. Derselbe: Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 116. S. 255 ff. Wechselwirkung usw. S. 59.

2) Mechanismus u. Teleologie.

3) Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 115. S. 1 f.

4) Geist u. Körper. S. 437 Anm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehrerer Stoffe ein neuer Körper mit neuen Eigenschaften entsteht, so sind wir nicht imstande, diesen Vorgang seinem eigentlichen Wesen nach irgendwie zu begreifen[1]). Kurz —: die Annahme physikalischer und chemischer Kräfte bedeutet eine völlige Überwindung des mechanistischen Voruteils und eine so weitgehende Anerkennung dynamischer Prinzipien, daß jeder Grund wegfällt, der es uns verbieten könnte, noch andere Kräfte anzunehmen, sobald die Tatsachen der Erfahrung dies zu fordern scheinen[2]). In diesem Zusammenhang möchte ich zugleich einer Bemerkung Hartmanns[3]) gedenken, der Wundt lobt, weil dieser nicht nur den physiologischen Reizerscheinungen, sondern auch den chemischen Assimilationsprozessen des organischen Lebens eine psychische Innerlichkeit entsprechen läßt. — Es bedarf keiner besonderen Versicherung mehr, daß Erhardt, sobald die Tatsachen es nun wirklich fordern, nicht zögert, auch psychische Ursachen in das Getriebe jener Kräfte mit eingreifen und auf den schließlichen Erfolg in bestimmender Weise einwirken sollen[4]).

Nun ist ja diese Theorie Erhardts zwar dynamisch-teleologisch, aber nicht energetisch. Trotzdem ist sie eine richtige und wichtige Anleitung zur Bildung der unerläßlichsten Grundlage einer jeden energetischen Wechselwirkungstheorie: der Wesensbestimmung der organischen Funktionen; übrigens verhält sich Erhardt selbst einer energetischen Auffassung gegenüber nicht ablehnend[5]); seine dynamische Betrachtung des organischen Chemismus legt den Energiegedanken nahe.

Jedenfalls verdanke ich dieser wie auch Teilen der vorangegangenen Theorien sehr viel zur Bildung meiner eigenen, welche ich nenne:

Das Prinzip der psychophysischen Energieumformung.

Nach drei Seiten möchten wir es im ff. unternehmen, das Prinzip der psychophysischen Energieumformung gegen bestehende Forderungen hin abzugrenzen; wir versuchen darzulegen, in welchen Punkten es möglicherweise einen Beitrag zu ähnlichen Bestrebungen liefern könnte. Hierbei ist vor allem zunächst darauf hinzuweisen, was dazu veranlasse, das genannte Prinzip gerade energetisch zu fassen; sicher werden sich hier diese Ausführungen in manchen Punkten mit verwandten Gedankenkreisen der anderen energetischen Wechselwirkungstheorien berühren, da es unausbleiblich ist, daß was in der Luft liegt, auch von jedem ein- und ausgeatmet werde. Relativ selbständiger wird die Theorie des Energiekreises auftreten, worin wir die eigentliche Wechselwirkung andeuten wollen. Endlich werde ich mich genötigt sehen, die Ergebnisse dieser Untersuchungen am Prinzip der Erhaltung der Energie zu messen und die theoretische Brauchbarkeit dieser Resultate darzutun.

Das Prinzip der psychophysischen Energieumformung als energetisches Prinzip.

Die meisten der vorhandenen Wechselwirkungstheorien arbeiten in der Tat bereits stillschweigend mit energetischen Methoden. Teilweise wird es,

---

1) Mechanismus u. Teleologie.
2) Wechselwirkung usw. S. 54.
3) Preuß. Jahrb. 66. S. 129.
4) Wechselwirkung usw. S. 61. Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 116. S. 289 f.
5) Wechselwirkung usw. a. a. O. S. 88 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie wir gesehen haben, auch in der einen oder anderen Weise ausgesprochen. Dies tritt nämlich alsbald ein, sobald man das Verhältnis von Leib und Seele nicht nur rein phoronomisch ansieht, sondern mit den betrachteten Vorgängen zugleich den Begriff Arbeit verbindet. Auch auf dem Boden psychologischer Untersuchungen stellt sich dieser Begriff zuweilen ein, und die energetische Betrachtung ergibt sich hier wenigstens als mögliche Betrachtung. Vor allen Dingen liegt ja doch schon im Begriff der Wechselwirkung (wobei der Nachdruck auf -wirkung liegt) ein energetisches Element ausgesprochen. Die Terminologie zeichnet sich dabei in manchen Wechselwirkungstheorien durch eine gewisse Bedürfnislosigkeit aus. Busse definiert z. B. die Doppeleffekttheorie dahin, daß hier ein physischer Vorgang eine physische und daneben noch eine psychische »Wirkung hat«; dieselbe Theorie soll aus dem physischen Vorgang eine psychische »Wirkung hervorgehen lassen«, ohne daß der physische Vorgang für diesen Teil seiner Gesamtwirkung noch besondere Energie »aufzuwenden braucht«. Warum der Vorgang gerade Energie aufwendet?

Vielleicht beziehen wir einige Anregung aus der Betrachtung des Gebietes, worin das Prinzip der Wechselwirkung überhaupt Geltung besitzen soll, nämlich der Organismen, speziell der höheren Tiere und des Menschen.

Die organische Welt nimmt in unserer Betrachtung der anorganischen gegenüber zunächst scheinbar eine passive Stellung ein, insoferne wir die organischen Bildungen als Produkte anorganischer Verbindungen ansehen. Nun haben aber bereits die dahingehenden Erörterungen Erhardts[1]) die Anfänge organischer Bildungsformen bis tief hinein in das Reich der anorganischen Welt zu verfolgen gelehrt. Im »Assimilationsvorgang«, der energetischen Grundfunktion, wird nun aber die scheinbar passive Stellung der organischen zur anorganischen Welt in die aktive umgedeutet, und die organische Welt ist nun nicht mehr Angriffs-, sondern nur noch Ausgangspunkt ihrer eigenen Veränderungen. Sofern wir also einen Zustand irgendeines Organismus oder eines seiner Teile als Produkt von Veränderungen ansehen, ist dieses Produkt selbst tätig; und die Betrachtung wird dynamisch, weil man den ins Auge gefaßten Zustand eines Organismus oder eines seiner Teile sowohl als Produkt wie auch als Erzeuger seiner Veränderungen ansieht. Indem wir aber den Organismus als selbsttätiges Produkt auffassen, reflektieren wir auf die in ihm aktuelle Arbeitsfähigkeit — also seine lebendige Kraft oder Energie. Mit den Begriffen der Arbeitsfähigkeit, Energie, Selbsttätigkeit korrespondiert aber der weitere Begriff Selbsterhaltung — und letztere gegenüber Widerständen, die etwa entgegentreten sollten. Weiter —: wie definiert sich nun die Selbsterhaltung gerade der Organismen? Denken wir z. B. an die Arterhaltung, so ließe sie sich bestimmen als das aktive Beharren; und dieses aktive Beharren ist es, was wohl gemeinhin unter »Wirkung« mit verstanden wird: denn selbstverständlich kann die Wirkung nur eintreten, indem sie von ihrer Ursache nicht im Stich gelassen wird. Ferner —: da nun niemals nur ein Zustand im Organismus für sich allein gegeben, sondern stets von anderen umgeben ist, die gleich ihm aktiv beharren, d. i. wirken, so kommt als Ergebnis mehrerer gegenseitig aktiv beharrender Zustände im Organismus ein weiteres Phänomen zustande. Es ist die Veränderung. Gerade im Organismus ist aber die Veränderung von besonderer Beschaffenheit: sie ist eine Verschmel-

1) Mechanismus und Teleologie.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zung der aktiv beharrenden Zustände. Man wird also jedesmal, wenn von Veränderungen im Organismus die Rede ist, diese Veränderungen als selbsttätige Verschmelzungsprodukte der im Organismus aktiv beharrenden, wirkenden Zustände aufzufassen haben. Dabei ist selbstverständlich über die mögliche Entstehung organischer aus anorganischen Verbindungen nichts ausgesagt. Wir betrachten, wie gesagt, einen bereits entstandenen Organismus unter dem Gesichtspunkt, welchen das Bild der selbsttätigen Assimilation nahelegt und welcher sich auf die anorganische Welt nicht anwenden läßt: unter dem energetischen Gesichtspunkt. Indem sich nun aber die organische Welt im Gegensatz zur anorganischen als selbsttätiger Träger ihrer eigenen Veränderungen, d. i. ihres Stoffwechsels darstellt, kann man sagen, ein Organismus erhält sich als Art und Individuum, weil seine Teile aktiv beharren und sich verschmelzen, d. i. sich verändern. Wir werden indessen sofort sehen, daß zur Erhaltung doch noch mehr nötig ist, als die Veränderung: nämlich eine Reduktionsbasis für alle Veränderungen; also eine notwendige Gesetzmäßigkeit zur Erhaltung der Eigenart des Organismus. Durch Anwendung des Begriffs der lebendigen Kraft aber wird dieses Resultat zu einer der vielen Formen des Energieprinzips.

Die Energiekreistheorie.

Die »Reduktionsbasis« bedarf einer Erläuterung; denn füglich könnte von einem Mineralogen das einem Kristall eigentümliche Bildungsgesetz ebenfalls als Reduktionsbasis in Anspruch genommen werden — ohne daß jener deshalb ein Bestandteil der organischen Welt würde. In der Regel wird nun das Aufkommen seelischen Lebens für das sicherste Kennzeichen dafür herangezogen, daß das untersuchte Gebilde organischer Natur sei. Dies ist gewiß richtig. Nur meine ich, daß in dieser Anfangsstellung des psychophysischen Problems ein Verhängnis schlummert. Es eröffnet sich nämlich alsbald die unfruchtbare Frage nach dem Ursprung der seelischen Funktionen sowie nach ihrem Verhältnis zu den physischen. Es resultiert dann aus alledem der Kampf zwischen Parallelisten und Kausalisten. Ich will nun keineswegs mich anheischig machen, diese Gegensätze aus der Welt zu schaffen; es könnte nämlich scheinen, als hätte ich es vor, da ich vorderhand überhaupt von ihnen absehe. Das wichtigste und ausschlaggebende Kennzeichen für das Vorhandensein organischer Gebilde liegt in der Fähigkeit des betreffenden Gebildes, äußere und innere Veränderungen zu kompensieren. Dies ist nicht etwa dahin zu verstehen, als solle eine äußere Veränderung stets durch eine innere und umgekehrt kompensiert werden; sondern jede Veränderung, ob äußere oder innere, wird vom Organismus kompensiert. Was heißt also kompensiert?

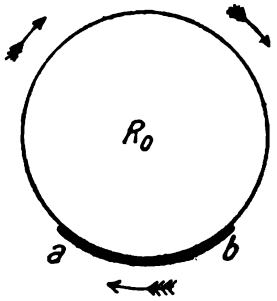
Es sei ein Bild gestattet —: die Kompensationsunruhe eines Chronometers ist so konstruiert, daß in ihrer Peripherie durch das Ineinanderarbeiten verschiedener Metalle von verschiedenem Ausdehnungskoeffizienten Temperaturschwankungen der äußeren Atmosphäre ausgeglichen werden, so daß dieses Kreispendel annähernd gleichmäßig in Schwung bleibt. Der Unterschied fällt in die Augen: der Organismus ist nicht von einer bewußten Intelligenz konstruiert wie jene Maschine, er untersteht mehr als nur einem, nämlich dem Temperatureinfluß — und endlich sind die kompensatorischen Kräfte in ihm zahlreicher als in der Unruhe des Chronometers. Aber das Bild ist vielleicht trotzdem instruktiv: es zeigt, was letzten Grundes das Kennzeichen organischer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tätigkeit ist. Es ist die Kompensation aller Einflüsse und Zustände auf einen relativ konstanten Zustand hin. Dieser Zustand, das jeweilige Erhaltungsmaximum des Organismus, ist darum die Basis, auf welche alle Schwankungen reduziert werden —: mithin die Reduktionsbasis des Organismus. Sie ist insofern eine reelle, als wir den Organismus untergehen sehen, sobald sie zerstört wird. Sie ist aber zugleich ideell, weil sie eine logische Substanz darstellt.

Denn jeder Organismus ist das Produkt selbsttätiger Assimilationsvorgänge teils organischer, teils anorganischer Stoffe. Energetisch betrachtet, ist jede Assimilation und Dissimilation End- und Ausgangspunkt einer Reihe von Vorgängen, deren reale Eigenschaften die Physiologie und Psychologie zu untersuchen hat, die wir aber zugleich aus dem oben dargelegten Grunde als energetische Reihen allgemein ansehen dürfen; denn denken wir uns die einzelnen Momente dieser Reihen fixiert, so erhalten wir energetische Zustände von der oben erwähnten aktiv-beharrenden Qualität, d. i. der Wirkungs- bzw. Arbeitsfähigkeit. Nun ist logisch betrachtet jede Assimilation und Dissimilation ein Akzidens, während wir die relativ konstanten [in bezug auf das Erhaltungsmaximum absolut konstanten] Verschmelzungsprodukte der energetischen Zustände die Substanz des Organismus nennen wollen. Letztere ist eine gesetzmäßig verbundene Einheit bestimmter Akzidentien — und die Gesetzmäßigkeit liegt in der Fähigkeit des Organismus, die Akzidentien auf seine Reduktionsbasis [sein Erhaltungsmaximum] zu kompensieren. Kräfteeinnahme und -ausgabe stehen in einem Verhältnis, welches für jeden Organismus ein anderes ist. Jedesmal aber gleichen sich im lebensfähigen Organismus diese Verhältnisbestimmungen darin, daß die Akzidentien kompensiert und die Substanz infolgedessen in eine Gleichgewichtslage gebracht sind.

Da nun, schematisch betrachtet, diese ideelle, in der Wirklichkeit niemals absolut gegebene Gleichgewichtslage einer Linie gleicht, deren Punkte sämtlich von einem bestimmten Punkt [der Reduktionsbasis] gleichweit entfernt sind, so lassen sich alle diese Tatsachen in einer Kreislinie veranschaulichen; ihr Mittelpunkt R_0 ist die Reduktionsbasis des Organismus, und der Umstand, daß die Punkte der Peripherie nicht regungslos um den Mittelpunkt gruppiert sind, sondern sich in fortlaufender Tätigkeit befinden, sei in den Pfeilen um die Peripherie des Kreises angedeutet. Da wir aber, wie gesagt, diese Tätigkeit aus bestimmten Gründen energetisch fassen, so möge das ganze geometrisch-dynamische Bild mit dem Titel Energiekreis belegt werden.



Eine Bemerkung Sigwarts[1]) scheint uns nun passend als Einleitung für das ff. —: er tritt nämlich den Parallelisten mit der Behauptung entgegen, es sei eine reine Fiktion, daß uns der äußere Naturzusammenhang als ein in sich geschlossener Kreis gegeben sei. Indem er uns nämlich gegeben sei, bemerkt Sigwart, so sind wir mit unseren erkennenden Funktionen dabei und können nicht eliminiert werden.

Beziehen wir nun den »äußeren Naturzusammenhang« einmal auf die Orga-

1) Bei König, Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 115. S. 171.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nismen, so findet Sigwart da einen Gegensatz, wo wir ihn vermeiden wollen — weil er gar nicht vorhanden ist.

Ich sehe, daß im menschlichen Organismus eine Unzahl aktiv-beharrender, wirkender Zustände tätig ist; alle diese Zustände kann ich energetisch fassen, da sie auf eine ideelle Basis von konstanter Beschaffenheit reduziert werden können. Welcher Natur diese Vorgänge in der Tat sind, ist mir, wie ich nicht oft genug betonen kann, einerlei —: ich sehe lediglich ein lebensfähiges Gebilde vor mir, und da es lebt, so vermute ich, daß alle Vorgänge in ihm derart kompensiert, auf eine Basis reduziert sind, daß es nicht stirbt. Ich wüßte nicht gut, wie man die Sachlage unbefangener ansehen könnte. Ferner schließe ich, daß wenn man aus dem Organismus einen seiner aktiv-beharrenden Zustände entfernte, der Organismus dieses Manko entweder durch einen Aufwand von Stoffwechsel, von Assimilations- bzw. Dissimilationsvorgängen deckte — oder sofort stürbe.

Nun hat die Entwicklung der Wissenschaft nach und nach die Reiche der unzähligen Vorgänge im Organismus, welche ich energetisch betrachte, ihrem Wesen nach in zwei zerlegt: physiologische und psychologische. Diese Wesensunterscheidung ging dann so weit, daß die teleologische Betrachtung darüber verloren gegangen ist. Indem ich jene Vorgänge indessen energetisch betrachte, d. i. auf ihre lebendige Kraft reflektiere, scheinen sich mir diese beiden Standpunkte in einen zu vereinigen. Ich gehe namentlich der verhängnisvollen Unterscheidung Busses aus dem Wege, welcher sich abmüht, gewisse Wechselwirkungstheorien dadurch abzutun, daß er ihr Wesen im »Doppeleffekt« oder der »Doppelursache« physischer oder psychischer Kausalreihen kennzeichnet. Für mich ist das Vorhandensein psychischer Verbindungen in einem Organismus, welcher einen Magen hat, zur Funktion dieses Magens ebenso nötig, wie umgekehrt; und wenn der Verdauungsprozeß beispielsweise »neben der physischen noch eine psychische Wirkung hat« —: kann mir dann irgendein Prinzip verbieten, dem Organismus weiter zu vertrauen, daß für ihn wenigstens beides nötig war, um seine Zustände wieder auf ihre Basis, d. h. sein Erhaltungsmaximum, zu reduzieren?

Wir werden also in konsequenter Weiterführung der begonnenen Energiekreistheorie einfach zu konstatieren haben, daß eine spezifische Etappe dieses Kreislaufs sich von anderen unterscheidet. Nennen wir diese Etappe herkömmlicherweise mit einem Sammelnamen »psychisch«, so wäre in obigem Schema der Teil des Kreisbogens *a-b* eine Veranschaulichung der spezifischen Vorgänge, welche ich, wie die übrigen, energetisch betrachte. Dabei ist die Ausdehnung *a-b* durchaus willkürlich gewählt —: man könnte ebensogut den größeren Kreisbogen *a-b* dazu wählen. Übrigens ist diese schematische Figur so recht geeignet, das Prinzip der psychophysischen Energieumformung einer anderen Theorie gegenüber abzugrenzen, die ebenfalls einen Kreisbogen zu ihrer Deutung heranzieht: bekanntlich sucht Fechner das Prinzip des psychophysischen Parallelismus so zu symbolisieren, daß er sagt, Physisches und Psychisches verhielten sich zueinander wie die konkave und konvexe Seite eines und desselben Kreisbogens. Aber wir wollen uns durch nichts hindern lassen, zur Erhaltung des energetischen Gleichgewichts im Organismus alle in ihm aktuellen Vorgänge ins Auge zu fassen. Der Organismus bedarf zu seinem Stoffwechsel, zur Existenz, sämtlicher energetischer Formen, die sich in ihm bilden. Dabei müssen wir eins im Auge behalten.

Das Prinzip der psychischen Energieumformung ist ein Wechselwirkungs-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

prinzip. Wie wird aber hier der Begriff Wechselwirkung verstanden? Der Leser wundert sich, daß ich nicht schon längst ein überwältigendes Maß von praktischen Beispielen aufgefahren habe, aus denen mit Sicherheit hervorgehen soll, daß der Leib auf die Seele und umgekehrt wirke. Nun ist aber meine Theorie weniger zu dem Zweck aufgestellt worden, um dies zu zeigen. Das Prinzip der psychophysischen Energieumformung unterscheidet sich von ähnlichen Theorien darin, daß es die Wechselwirkung zwar auch psychophysisch, jedoch im übrigen noch in einem anderen Sinne versteht. Die Wirkung dieser zwiefachen Vorgänge im Organismus besteht vor allem darin, daß sie wechselweise die energetische Gleichgewichtslage des Organismus aufrechterhalten; dies aber nicht etwa in dem Sinn, daß sich hierbei pedantisch immer ein physischer und ein psychischer Vorgang ablösten —: wer könnte dem Organismus vorschreiben, welcher Energieart er gerade bedürfe, um sich im Gleichgewichtszustand zu erhalten! — Sind doch in jedem Augenblick im Organismus nicht nur immer eine, sondern unzählige Energiearten aktuell. Daß sich diese nun gerade auf zwei ganz summarische Hauptgebiete — Körper und Geist — reduzieren lassen, ist doch kein Beweis gegen ihre Wechselwirkung. Die Frage aber, ob Leib und Seele überhaupt aufeinander wirken können, ist für mich dadurch längst gelöst, daß ich mir die Existenz des Organismus ohne ihre Wechselwirkung schlechterdings nicht vorstellen kann. Ich erklicke ja gerade die Möglichkeit der Existenz im welchelweisen Wirken, d. i. Kompensieren beider. Die Frage lautet also hier nicht: können Leib und Seele aufeinander wirken — sondern, sind sie beide ohne ihre Wechselwirkung überhaupt noch? Der Parallelismus kann sich um die Lösung letzterer Frage nur so winden, daß er sagt: irgendeine Wirkung auf die Substanz wird uns nur in zwei gleichzeitigen Äußerungen bekannt —: psychische und physische. Wie aber die unendliche Substanz die auf sie ausgeübte Wirkung wirklich ihrem unendlichen Organismus einverleibt und wie sie sie kompensiert —: das muß der Parallelismus den übrigen, uns unbekannten Attributen der Substanz überlassen: aus den beiden uns bekannten läßt sich nur die Wirkung ersehen; das heißt, die empirische Fortexistenz. Aber die unendliche Wechselwirkung bleibt ewig verschlossen. So verlegt der konsequente Parallelismus die Wechselwirkung, die wir im empirischen Organismus vor sich gehen lassen, lediglich in die Unendlichkeit. Ohne Wechselwirkung kommt indessen auch er nicht aus. Denn ohne vorherige Verarbeitung einer Einwirkung auf die Substanz, ohne jene unendliche, unbegreifliche Verarbeitung, kann ich mir vom Standpunkt des Parallelismus die Gleichzeitigkeit der psychischen und physischen Phänomene nicht erklären. Trotz aller Erwägungen, welche für eine energetische Auffassung des organischen Kräftezusammenhangs sprechen, wäre das Prinzip der psychophysischen Energieumformung doch von zweifelhafter hypothetischer Brauchbarkeit, wenn es einem Vergleich mit den bestehenden Energiegleichungen nicht standhielt. Ich hoffe, daß bei diesem Vergleich noch richtig gestellt werde, was die bisherige Ausführung etwa noch unklar gelassen haben sollte.

Das Prinzip der psychophysischen Energieumformung und die Energiegleichungen.

Wie die vorausgehenden Betrachtungen arbeitet auch diese mit der Voraussetzung, daß im Organismus niemals nur eine einzige Energiereihe vorhanden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, sondern deren mehrere sich durchkreuzen; wir haben dieser Tatsache in der Einführung des Begriffs der Akzidentien und deren Verbindung zu einer organischen Einheit durch den Begriff der organischen Substanz Rechnung getragen.

Die energetischen Theorien bedienen sich des Begriffs Transformation. Indem wir unser Prinzip als energetisches Umformungsprinzip vertreten, ergibt sich die Notwendigkeit, die psychophysischen Umformungsprozesse unter dem Gesichtspunkt der energetischen Transformationsgleichungen zu betrachten. Wir gedenken in diesem Zusammenhang zuerst der von Stumpf[1]) vorgeschlagenen beiden Möglichkeiten einer energetischen Wechselwirkung unter dem Gesichtspunkt der Transformation. Zunächst versucht es Stumpf mit einer Analogie der kinetischen Energie, gewissermaßen auf dem umgekehrten Wege wie Wentscher. Das Psychische ließe sich darnach als Anhäufung von Energien eigener Art denken, die ihr genaues mechanisches Äquivalent hätten. Stumpf verfällt dabei in denselben Fehler wie oben Wentscher. Der andere Weg wäre nun nach Stumpf so möglich: ein bestimmter Nervenprozeß in bestimmter Gegend der Gehirnrinde ist die regelmäßige Vorbedingung für das Zustandekommen einer bestimmten Empfindung; diese geht als notwendige Folge neben den physischen Wirkungen aus ihm hervor. Diese Theorie ist aber materialistisch und wird der Eigentümlichkeit des seelischen Kontinuums nicht gerecht. Nach Stumpf sollen übrigens die psychischen Funktionen ursprünglich nur Reguliervorrichtungen für den Organismus gewesen sein, wenn auch ihre gegenwärtige Bedeutung für die höheren Organismen nicht mehr darin aufgehe[2]). Wir sehen, Stumpf ahnt die richtige Betrachtungsweise; aber er ist viel zu einseitig, um eine Theorie daraus zu entwickeln.

Unter der Transformation einer Energieart in eine andere versteht die Physik einen Verwandlungsvorgang, der die Möglichkeit offen läßt, die Verwandlung an einem beliebigen Punkte ihres Verlaufs zu unterbrechen und das vorläufige Endergebnis mit dem Anfangszustand zu vergleichen; dieser Vergleich muß eine Äquivalenz beider ergeben, — d. i. der Arbeitswert beider muß sich auf ein und dieselbe Basis reduzieren lassen. Da die Möglichkeit, diese Reduktion vorzunehmen, jederzeit vorhanden sein muß, da mit anderen Worten das jeweilige Energiesystem seiner Energiequantität nach geschlossen ist — und es für diese Quantität nichts ausmachen darf, wie die einzelnen Transformationsprodukte sich qualitativ zueinander verhalten, so wird neben der Transformationsfähigkeit in äquivalenten Verhältnissen zugleich die Konstanz der Gesamtsumme der Energie in ihrem System gefordert.

Ist es nun möglich, für die psychophysischen Transformationsakte dieselben Beziehungen nachzuweisen? Wir müssen, um uns hierüber Rechenschaft abzulegen den Faktor aus den eben geschilderten physikalischen Aufstellungen herausgreifen, welcher die Grundvoraussetzung für alle gefolgerten Verhältnisse abgibt. Es ist, wie wir oben gesehen haben, die Idee des geschlossenen Systems, die Reduktionsbasis, die Ziffer Eins für alle Transformationsvorgänge. Besitzen wir für die organischen Transformationen unbestimmt vieler Energiearten eine ähnliche Basis? Indem wir gerade danach fragen, entgehen wir dem Vorwurf Wundts, daß die Energetik gerade das Moment, aus dem die

1) Phil. Reden und Vorträge. 1910. S. 80.
2) Wie oben, S. 89 Anm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Energetik eigentlich entsprungen ist, das Konstanzprinzip, zurücktreten läßt, indem sie ausdrücklich betont, nicht in ihm, sondern in dem Energiebegriff als solchem liege der Schwerpunkt der neuen Anschauung[1]).

Für uns ergab sich aus dem Vorigen als Schlußglied des Energiekreises die Idee des energetischen Gleichgewichts im Organismus — die einfache empirische Tatsache, daß sich sämtliche im Organismus aktuelle Energiereihen das Gleichgewicht halten und daß der Organismus durch diese Gleichgewichtslage seine Existenz bewahrt und auseinanderfällt, sobald sich die Balance zugunsten einer und zu ungunsten aller anderen Energiearten verschiebt. Die Verbreitung eines Giftstoffes, die Unterbrechung des Kräftegleichmaßes durch mechanische Einwirkungen, das Überwiegen oder plötzliche Wirken eines psychischen Eindruckes mögen diese Tatsache erläutern. Wir nehmen also an, daß sich die einzelnen Energiearten im Organismus zu ihrer energetischen Gleichgewichtsbasis verhalten wie in einem physikalischen Energiesystem die verschiedenen Transformationen zu ihrer Reduktionsbasis. Hier leistet auch uns das vielgebrauchte Bild von der Maschine seine Dienste: auch in ihr haben wir es nicht mit einer einzigen Energieart zu tun, sondern des öfteren finden bei ihr gleichzeitige Transformationen statt; mit dem Unterschied allerdings, daß sich alle diese Transformationen auf zwei Typen zurückführen lassen, während dies beim Organismus durchaus nicht feststeht. Das tertium comparationis liegt auch gar nicht in der Vielartigkeit der Energien, sondern in der gegenseitigen Balance. Man versteht: ähnlich wie bei einer Maschine ihre Brauchbarkeit, die Tatsache, daß sie funktioniert, zur Voraussetzung für das richtige Gleichmaß und die gleichmäßige Gangart aller ihrer Teile genommen werden kann, so nehmen wir für die Gleichgewichtslage aller Energiearten im Organismus die Existenz derselben als Reduktionsbasis an. Dabei ist das Bild von der Maschine insofern ebenfalls instruktiv, als die Maschine selbsttätig eine Kompensation ihrer »Akzidentien« nicht ausrichten kann — eine Dampfmaschine z. B. ist einer übermäßigen Kohlenfeuerung schutzlos preisgegeben, sie kann sich nicht, wie der Organismus, innerhalb gewisser Grenzen selbst regulieren, falls nicht eigens zu diesem Zwecke Sicherheitsvorrichtungen, Ventile usw. angebracht sind. Aber auch hier ein Unterschied: der durch ein Sicherheitsventil ausgepuffte Überdampf ist nutzlos; er ist es unter allen Umständen — während für den Organismus eine Verschiebung seiner Gleichgewichtslage bzw. die Anstrengung, sie wieder zu erlangen, unter Umständen wichtig werden kann. Hierbei fällt mir ein Mißverständnis der Theorie Erhardts durch E. König[2]) ein; dieser hält es selbst für ein Mißverständnis, wenn Erhardt glaube, durch die Einführung »spezifischer Kräfte« im Gehirn dem Energieprinzip zu genügen. Denn offenbar bleibe doch unter den gemachten Voraussetzungen die Energiebilanz nur so lange gewahrt, als der Organismus bestehe; mit seinem Zerfall verschwinden auch die in ihm wirksamen spezifischen Kräfte ... und im Organismus könnten nach König nur die Kräfte tätig sein, welche auch außerhalb des Organismus vorkommen. — König weiß auf Grund letzterer Bemerkung nicht, was ein Organismus ist; er schaltet den Faktor der selbsttätigen Verschmelzung, der assimilativen Veränderung äußerer Bestandteile durch den Organismus und dessen schöpferisches

1) Phys. Psych. III.[5] S. 713. Vgl. ferner Logik. II.[2] S. 447 ff.
2) Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 115. S. 188.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Prinzip aus. Aber in seinem Vorwurf gegen Erhardt weist er unbewußt nach, daß in der dynamischen Theorie Erhardts auch der energetischen Balance des Organismus Rechnung getragen ist, daß sich Erhardt also durchaus im Besitze des Organismus-Begriffs befindet, welchen König nicht besitzt.

Es kann also nunmehr als bekannt vorausgesetzt werden, was wir damit meinen, wenn die Existenz eines Organismus als die Reduktionsbasis für dessen Transformationen angesehen wird. Es ist nun näher zu prüfen, wie sich letztere zum Äquivalenzprinzip verhalten, bzw. in welcher Weise sich die »Gleichung« für jene Transformationen herstellen läßt.

Wir müssen annehmen, daß sich ein Organismus in seinem »Erhaltungsmaximum« befindet, wenn die energetischen Umformungsprozesse genau in äquivalenten Verhältnissen vor sich gehen. Man wird indessen den Besonderheiten gerade der organischen Welt und vor allem der Organismen nicht gerecht, welche im Unterschied etwa zu pflanzlichen Organismen auch psychischen Wirkungen ausgesetzt sind — wenn man unter allen Umständen auf diese Äquivalenz den Nachdruck legt und sozusagen seine wissenschaftliche Ehre dreinsetzt, die organische Welt möglichst auf die Analogie der anorganischen, physikalischen zu reduzieren. Aber ein Organismus ist keine Maschine, deren Kohlenquantum genau berechnet ist. Wenn aber ein Organismus, wie z. B. der menschliche, jetzt einem starken seelischen Eindruck, im nächsten Augenblick gar keinem, dann wieder einem starken physischen Eindruck — kurz unregelmäßigen Eindrücken unterstellt ist, so ist im Gegenteil jeder Organismus beständig von Elementen umgeben, die ihn aus seiner energetischen Gleichgewichtslage herauszuwerfen drohen. Ein Lenkballon oder gut konstruierter Aeroplan muß innerhalb gewisser Grenzen eine Erschütterung seiner Gleichgewichtslage ertragen können: das will sagen, er muß eine so eingerichtete Seiten- und Höhensteuerung besitzen, daß Schwankungen von der bewußten Intelligenz konpensiert werden können. Nicht also darin ist für den Organismus eine Bestätigung des Äquivalenzprinzips gefunden, daß er nie in die Lage gerät, aus seiner energetischen Gleichgewichtslage herausgeworfen zu werden, sondern in seiner kompensatorischen Fähigkeit erblicken wir für ihn einen glänzenden Erweis des Äquivalenzprinzips.

Mithin erfolgen die energetischen Umformungsprozesse des Organismus nicht nach absolut konstanten, sondern nach relativen Äquivalenzverhältnissen. Zwei oder mehrere Energiearten im System eines Organismus werden sich jedoch im Falle des Erhaltungsmaximums so zueinander verhalten, daß ihr Quotient Eins ist; dieses Eins stellt wie erwähnt die Reduktions- oder Existenzbasis des Organismus dar. Geben wir nun zu, daß für unseren Organismus faktisch nur die physischen und psychischen Vorgänge auf eine rationale Formel gebracht werden können, so werden wir vorderhand nur mit ihnen arbeiten. Da es nun offenbar für die Reduktionsbasis gleichgültig sein wird, ob in einem bestimmten Falle die energetische Reihe mit einem ψ [psychischen] oder φ [physischen] Vorgang einsetzt, so dürfen wir sagen: irgendein ψ oder φ muß sich im Falle der energetischen Gleichgewichtslage zu einem folgenden ψ_1 oder φ_1 verhalten, wie sich diese zu einem ψ_2 oder φ_2 verhalten. Allgemein kann also die energetische Gleichgewichtslage oder Wechselwirkung auf folgende Transformationsformel gebracht werden:

$$(\psi)\varphi \begin{Bmatrix} \psi' & = & \psi' \\ \varphi' & & \varphi' \end{Bmatrix} : (\psi_2)\varphi_2 .$$

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für ein physikalisches Energiesystem gilt die Forderung, daß das gesamte Energiequantum des Systems ungeachtet aller Transformationen in jedem Augenblick sich selbst gleich, darum konstant sei. Diese Forderung hat selbstverständlich doch nur da Sinn, wo das System als solches jederzeit als dasselbe vorausgesetzt werden kann. Dies ist eine materiale Bestimmung, die überall da in ihre Rechte eintreten darf, wo empirisch ein solches konstantes System nachgewiesen werden kann. Ist für den Organismus eine gleiche materiale Bestimmung möglich?

Der Organismus steht, wie schon der Name Stoffwechsel besagt, in einem beständigen Wechsel. Daß die Assimilations- und Dissimilationsvorgänge dabei stets ein sich im großen und ganzen gleichbleibendes Produkt darstellen, vollzieht sich nach Gesetzmäßigkeiten, die für den betr. Organismus apriorisch [nicht im kantischen Sinne] sind. Dieses »im großen und ganzen« ist aber ungenau, und in Wirklichkeit ist der Organismus in keinem Augenblick derselbe. Was bleibt dann als Reduktionsbasis eigentlich noch übrig? Nur noch die formale Gesetzmäßigkeit, daß die energetische Balance, ausgedrückt in jener Energiegleichung, aufrechterhalten bleibt —: denn für sie wurde ja die Basis ideell als konstant angesehen; sie braucht aber als solche nur für eine Gleichung Geltung zu besitzen — im nächsten Augenblick verändert sich das ganze System, und nur die formale Forderung bleibt bestehen, daß auch hier eine Reduktionsbasis vorhanden sei — und zwar die für die Existenz des Organismus angemessenste. Für jene Gleichung ist es aber irrelevant, wie ψ_1 und φ_1, φ_2 und ψ_2 qualitativ sich unterscheiden. Der Nachdruck liegt in dem Begriff Gleichung. Diese Gleichung drückt aber, wie wir wissen, eine Umformung nach relativen Äquivalenzverhältnissen aus. Für die Reduktionsbasis oder die Substanz des Organismus ergibt sich nun hieraus, daß der Organismus nur dann in seiner energetischen Balance erhalten wird, wenn jene relative Äquivalenz auch wirklich in jedem Augenblick seines Bestehens erhalten bleibt. Insofern wir also für die energetische Transformationsformel im Organismus fordern, daß die energetische Transformation in konstant-relativen Äquivalenzverhältnissen vor sich gehe, müssen wir auch das Konstanzprinzip auf diese Vorgänge anwenden.

Das Prinzip der psychophysischen Energieumformung ist darum in bezug auf die Umformungsvorgänge ein ökonomisches Prinzip und genügt damit der Tatsache, die nur für einen Organismus gilt, und deren eigentümliche Beschaffenheit man nicht zerstören sollte, um der liebgewordenen Tradition zu schmeicheln, daß wo von energetischen Prozessen die Rede ist, auch die Analogie der Physik bewahrt werden müßte.

Um jedoch zu zeigen, daß wir diese Analogie keineswegs vernachlässigen, vielmehr die Eigentümlichkeit der uns vorliegenden Verhältnisse an nichts besser zu erläutern vermöchten, als eben an jener Analogie, wenden wir uns nun einer ferneren Betrachtung zu, welche die psychophysischen Energieumformungen vom Gesichtspunkt der Zustandsgleichung aus behandelt.

In einer physikalischen Energiereihe kann man an einer beliebigen Stelle den energetischen Verlauf sistiert denken und dieses vorläufige Ergebnis mit einem anderen, früher fixierten Punkt derselben Reihe derart in ein kausales Verhältnis setzen, daß man sagt, der frühere Zustand Z_1 sei die Ursache des späteren Z_2. Die Untersuchung und der Vergleich rechnen hierbei mit der Voraussetzung, daß beide Zustände infolge des Konstanzprinzips und der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Transformation nach äquivalenten Verhältnissen auf den gleichen Nenner gebracht und darum auf eine gleichartige Basis gerückt seien, welche die Anwendung der kausalen Betrachtung gestattet. Worin gleicht und unterscheidet sich hier das Prinzip der psychophysischen Energieumformung?

Wenden wir hier nochmals das Bild eines Aeroplans an —: in dem Augenblick, wo das anfängliche Gleichgewichtssystem S_1 der Flugmaschine aus der Balance getrieben wird, geht es in ein weiteres Gleichgewichtssystem S_2 und so weiter bis Sn über — bis es etwa nach Maßgabe der Libelle wieder in die Anfangslage S_1 zurückgekehrt ist. Was ergibt dies Bild, angewandt auf die stoffwechselnden Vorgänge des Organismus, für dessen Zustandsgleichung?

Wenn ein Organismus die Einwirkung eines äußeren oder inneren physischen oder psychischen Eindrucks empfangen hat, strebt es diesen Eindruck — eventuell auch das Ausbleiben desselben — mit Hilfe der gleichzeitig vorhandenen Energiearten und -mengen derart zu kompensieren, daß die Gleichgewichtslage wiederhergestellt ist. Welche Gleichgewichtslage? Etwa eine analog von S_1 im Aeroplan, eine Gleichgewichtslage, die sich nach Maßgabe der Wasserwage genau bestimmen läßt? Nein — sondern eine neue Gleichgewichtslage, der vorhergehenden materiale verschieden gegenübergestellt, ihr jedoch formal darin gleich, daß hier die Energiegleichung wieder besteht. Hat eigentlich diese Gleichung irgendeinen Augenblick aufgehört zu bestehen? — kann man, mit anderen Worten, nicht auch hier analog der physikalischen Betrachtung jeden Augenblick im Energieverlauf fixieren und eine Zustandsgleichung herstellen? Man könnte ja wie beim Aeroplan sagen: der aus seiner Anfangslage verdrängte Apparat hat eben eine neue Gleichgewichtslage mit dem Schwerpunkt P angenommen — als Zustände sind sich aber SP_1 und SP_2 doch gleich geblieben, selbst wenn der Apparat umkippt und zu Boden fällt. Aber hier setzt doch eben jene Betrachtungsweise ein, welche, schon für die Flugmaschine gültig, auf den Organismus in höchstem Maße angewandt wird —: die teleologische. Niemand sagt von einem umgekippten und zur Erde fallenden Aeroplan, er habe eine Gleichgewichtslage inne, während er es streng physikalisch doch noch tut; aber er genügt seiner teleologischen Balance nicht mehr und kein Mensch spricht jetzt mehr von einem Gleichgewicht. Und beim Organismus? Nehmen wir an, eine toxische Einwirkung strebe darnach, den Organismus aus seiner energetischen Gleichgewichtslage zu stoßen; gewiß: in dem Augenblick, wo sie einwirkt, müssen wir die Energiegleichung als verletzt annehmen. Sie ist ja insoferne ein ökonomisches Prinzip, als sie Verletzungen dieser Art nicht umgehen will oder durch gewaltsame Analoga bemäntelt. Die Verletzung hindert nicht, sondern bewirkt sogar, daß alsbald antagonistische Energiearten die gleichgewichtsfeindliche Einwirkung zu kompensieren trachten.

Wir verstehen also, das Prinzip der Zustandsgleichung findet nur dann Anwendung, wenn ein Zustand Z_2 im Organismus wieder das Bild der Energiegleichung zeigt. Ist dies der Fall, so kann der Zustand Z_2 oder Z_n mit jedem beliebigen vorausgehenden Zustand Z_1 verglichen werden, in welchem die Energiegleichung ebenfalls bereits Geltung gehabt hat. Nur so ist dann eine Kausalbetrachtung denkbar. Dies ist aber begreiflicherweise nur unter der Voraussetzung möglich, daß alle zwischen diesen Gleichungszuständen liegenden intermediären Transformationen, teleologisch betrachtet, das gestörte Gleichgewicht auf den gleichen Nenner, die Reduktionsbasis, die ener-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

getische Balance usw. wieder gebracht haben. Der Unterschied zwischen dieser abermals ökonomischen Betrachtung und der physikalischen dürfte deutlich zutage treten.

Wir können nun diese Zustandsgleichungen, welche ihr Maß an der erwähnten Energiegleichung finden, insofern kasuistisch nennen, als es von unserem zufälligen Belieben abhängt, welche Zustände wir aus dem energetischen Umformungsverlauf herausnehmen wollen. Nun wissen wir, daß die ganze Gleichgewichtslage überhaupt nur auf eine gegenseitige Balance aller im Organismus vorhandenen Energiearten hinausläuft. Es sind uns empirisch jedoch nur zwei, allerdings nur summarisch so benannte Energiekomplexe bekannt: die physischen und die psychischen. Insoferne wir nun φ_1, ψ_1 und φ_2, ψ_2 je als Teilerscheinungen zweier Energiekomplexe höherer Abstraktion ansehen, ergeben sich Zustandsgleichungen, welche in eine einzige, totale Zustandsgleichung zusammengefaßt werden können. Psychisches und Physisches stellen sich unter diesem Gesichtspunkt also allen kasuistischen Zustandsgleichungen gegenüber als eine permanente Zustandsgleichung[1]) dar; real bedingt ist diese wie gesagt nur durch eine Fülle einzelner Zustandsgleichungen, in welchen die Faktoren φ und ψ fortwährend vorkommen. Doch diese reale Grundlage ist nicht hinreichend für die eben genannte Zustandsgleichung. Letztere ist also eine logische Funktion — als solche ein Abstraktionsprodukt höherer Ordnung.

Es erübrigt noch ein kurzes Wort zur oft erwähnten »Kompensation«. Jede Kompensation setzt voraus, daß jede Einwirkung auf den Organismus (psychischer oder physischer Natur) einen bereits vorhandenen Vorrat von gleichartiger Energie auf beiden Gebieten vorfindet. Dies ist das reale Substrat für die oben erwähnte »logische Abstraktion«. Seine Grundlage erhält dieses Postulat in dem energetischen Vorrat, den der Organismus auf Grund von Vererbung bei seiner Geburt bereits mitbringt. Indem aber die Substanz eines Organismus niemals nur eine Energiereihe enthält, sondern selbst Produkt einer Verschmelzung mannigfaltigster, einander kompensatorisch und regulativ das Gleichgewicht haltender Reihen ist, finden sich in jedem Augenblick in der Substanz des Organismus gleichartige Energiearten, die unter sich ein Kontinuum bilden. Wir müssen hierzu die Zahl der im Organismus möglichen Energieformen als begrenzt, wenn auch für uns niemals wirklich restlos bestimmbar annehmen, da sich die intermediären Übergangsformen nicht scharf gegeneinander abgrenzen lassen. Man vergegenwärtige sich das Bild des Sonnenspektrums: gewiß lassen sich hier bestimmte Etappen des Spektrums voneinander sondern, aber die Übergangsfarben kann man nicht zählen. Das Bild des Sonnenspektrums dient uns auch insofern als Symbol, als ja im Spektrum das Ultraviolett und der Purpur den Kreis bilden. Wie im Spektrum außerdem die Lichtstrahlen von einer gewissen Wellenlänge sich zu einer bestimmten Farbe vereinigen, so fügen sich im Organismus die gleichartigen Energieformen zu einem Kontinuum — wobei natürlich der energetische Zusammenhang, d. i. das aktive Beharrungsvermögen, die Wirkungs- und Arbeitsfähigkeit der organischen Zustände den Organismus vom spektralen Kontinuum scheiden.

1) Wobei es gleichgültig ist, ob wir als Z_1 ψ oder φ nehmen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nur unter der Voraussetzung psychischer und physischer Vorratsenergie ist es möglich, daß ein einwirkender Energievorgang im Organismus antagonistische Energiearten auslöst — oder teleologisch gesagt —: daß der Organismus zur Erstellung seines Erhaltungsmaximums antagonistische Formen in Bewegung setzt, welche alle Energieformen zur Aufrechterhaltung der Energiegleichung (des »stellvertretenden Erhaltungsmaximums«) kompensieren.

Der Vorgang der Kompensation selbst kann also dahin definiert werden, daß agonistische und antagonistische Energievorgänge im Organismus die Energieumformung nach konstant-relativen Äquivalenzverhältnissen regulieren[1]).

Wir kehren nach alledem zu unserem Ausgangspunkt zurück. Es wird sich alsbald zeigen, daß die Darlegung des Prinzips der psychophysischen Energieumformung doch kein müßiger Exkurs gewesen ist. Gilt es doch auch, den herkömmlichen Monographien über Wundt gegenüber, der kritischen Untersuchung einen systematischen Standpunkt zugrunde zu legen. Wir versuchen es jetzt daraufhin mit einem

Schlußwort zum Wundtschen Parallelismus.

Wir kamen zu dem Ergebnis, daß der Parallelismus metaphysisch der Wechselwirkung nicht entraten kann. Wundt hat, wie wir gleichfalls hervorgehoben haben, diesem Umstand auch insofern Rechnung getragen, als seine Willensmetaphysik die Wechselwirkung zwar zuläßt, sie aber eigentlich aufhebt, indem als metaphysischer Anfangszustand eine Einheit von Natur und Geist angenommen wird. Indem dann in diese Ungeschiedenheit mit einem Male der Kontrast von Körper und Geist durch unsere unbegreifliche »Auffassung« hineingetragen wurde, erhielt der Geist im Willen plötzlich die führende Rolle. Dies erklärte sich metaphysisch durch die »Entdeckung« des Willens seiner selbst in der empirischen Untersuchung, die nun aber parallelistisch fortgesetzt wurde.

Es ist nicht an dem, daß Wundt, wie ihm gelegentlich vorgeworfen wird, sein Auge gegen die kausalen Beziehungen zwischen Physischem und Psychischem verschlösse — und zwar auf dem Gebiet der empirischen Forschung.

Wundt erkennt an, daß die Physiologie längst die Stoffwechselerscheinungen, Zersetzungs- und Restitutionsvorgänge der Organismen auf chemische Molekularverbindungen zwischen den Organismen und ihrer Umgebung zurückführt[2]); darum lassen sich die Energieformen der anorganischen Welt als Hilfsmittel und Vorstufen der Lebensvorgänge betrachten[3]). Auf höheren Stufen der Entwicklung ist das Wollen an den in unserem Nervensystem bereitliegenden Vorrat von Innervationsenergie gebunden, und die Willenstätigkeit hat schon in ihren inneren Formen physische Grundlagen[4]). Auch liegt in der angeborenen, von den vorausgegangenen Generationen erworbenen Bildung des Nervensystems die fertige Disposition zu jenen Bewegungen, die dann durch die Erregung von Trieb und Willen in Wirksamkeit treten[5]).

Diese Ausführungen können von niemandem und von Wundt selbst nicht

---

1) Vgl. das Telegramm-Beispiel bei Erhardt, Wechselwirkung usw., Paulsen, Ztschr. f. Phil. und phil. Krit. S. 163. König, Ebd. 115. S. 192 a. a. O.

2) Phys. Psych. III.[5] S. 731. 3) S. 730. 4) S. 316. 5) S. 264.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für metaphysisch gehalten werden. Aber es ist für Wundts eigene Methode bezeichnend, daß sich diese empirischen Resultate kaum von den ersten Betätigungen des metaphysischen Willens unterscheiden. Ich möchte jene Elementarvorgänge des Organismus im Wundtschen System geradezu das »metaphysische Protoplasma« nennen; denn — erst durch eine metaphysische Betrachtung sollen die einfachen Lebensfunktionen der Einzelzelle und die Mitwirkung physischer Hilfsmittel als Anfangsglieder weiterer Stufenfolgen Bedeutung erlangen[1]). Wäre wohl ein größeres Entgegenkommen gegen die Theorie der Wechselwirkung denkbar, als in dem Satze Wundts[2]), daß wir selbst diejenigen rein physischen Vorgänge im Organismus, welche ganz frei sind von psychischen Elementen, doch als Vorbedingungen psychischer Vorgänge oder als Wirkungen bzw. Nachwirkungen solcher auffassen müssen — ? Die Willenstätigkeit in der physiologischen Psychologie Wundts wäre organisch-schöpferisch, selbst wenn Wundt sie nie als Entdeckungen der metaphysischen Geistestätigkeit auffassen gelehrt hätte. Wenn der Wille nun umgekehrt seinerseits, wie wir oben sahen, an die Innervationsenergie »gebunden« sein soll, so hat der Ausdruck doch nur dann Sinn, wenn wir »binden« gemäß dem sonstigen Sprachgebrauch auffassen. Wenden wir nun auf diese Vorgänge die energetische Betrachtungsweise an, welche Wundt in diesem Falle ja selbst vorschlägt, so kann das Gebundensein des Willens an Innervationsenergie offenbar nur derart verstanden werden, daß im Wollen die physiologischen Prozesse eine Umformung in psychische Energie erleiden. Im Parallelismus gibt es aber kein Gebundensein. Obiger Satz müßte dann etwa so lauten: »Auf höheren Stufen der Entwicklung läßt sich beobachten, daß der im Wollen entwickelten psychischen Energie stets ein entsprechender Vorrat von Innervationsenergie parallel geht, welcher im Nervensystem bereitliegt.« So wäre das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität gewahrt. Könnte man nicht vermuten, daß Wundt in diesen Aufstellungen dem Prinzip der psychophysischen Energieumformung näher steht als dem der geschlossenen Naturkausalität? In dieser Angelegenheit läßt Mohilewer eine interessante Bemerkung fallen: Für die Zustandsgleichung, welche an sich ein Hereingreifen psychischer Ursachen und umgekehrt möglich mache, könne nach Wundt ein solches Hereingreifen nur eine Auslösung schon vorhandener Energie bedeuten — was doch sagen wolle, daß die Summe der Energie im Universum konstant bleiben muß. Das Energiegesetz, als Transformationsformel, werde in einem von außen unbeeinflußten System zum Konstanzgesetz. Dieses System sei ideal —: »nicht das Gesetz der Erhaltung der Energie, sondern das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität ist es also [Wundt sic], welches der Wechselwirkungstheorie entgegensteht«[3]).

Der Organismus ist aber in unserer Auffassung ein teils beeinflußtes, teils selbsttätiges System: und er ist schließlich eindeutig ein selbsttätiges System, weil er die Fähigkeit der regulativen Verschmelzung der Eindrücke besitzt. Er ist ein ideales System, wie jedes andere Energiesystem auch; wir wissen, daß seine Konstanz relativ ist, da die Energiegleichung nur immer für die Momente gilt, wo sich das System in energetischer Balance befindet. Da aber offenbar die lebendige Kraft des Organismus fortwährend auf solche Punkte

1) System. II. S. 183. 2) S. 180.
3) Bei Mohilewer.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zustrebt, in welchen die Zustandsgleichung gilt, haben wir das Recht, alle Transformationen auf diese Balance hin zu orientieren, d. h. ein ökonomisches Prinzip für den Organismus aufzustellen. Das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität ist aber auf den Organismus nicht anwendbar, weil dieses gewissermaßen ein »unstarres System« ist, auf welches nicht mechanische, sondern nur ökonomische Prinzipien Geltung haben. Ich bezweifle keinen Augenblick, daß das Prinzip der Naturkausalität unter solchen Umständen die Wechselwirkung als Wunder erscheinen läßt. Aber diese Fassung des Prinzips der Naturkausalität beruht, wie bereits Erhardt dargetan hat, auf einer Beschränkung des Naturbegriffs: Wenn Wundt die Behauptung aufstelle, die Naturwissenschaft werde stets nur solche Vorgänge als in ihrem Sinne erklärt ansehen, welche sie aus vorhergehenden Naturbedingungen abgeleitet habe, so heiße das in Wirklichkeit, daß nach der Anschauung der Naturwissenschaft nur die Zurückführung eines Vorganges auf die Kräfte der anorganischen Natur eine einheitliche Erklärung gewähren könne. Was daher nicht physikalisch-chemisch ist, falle außerhalb des Kreises der Erscheinungen einer so verstandenen Natur. Wie aber komme Wundt dazu, schließt Erhardt, den Begriff der Natur in diesem Sinne zu beschränken? — Das Prinzip von der Erhaltung der Energie dehnen übrigens auch Stumpf und Külpe auf das Geistige aus und sichern es dadurch der Theorie der Wechselwirkung[1]). — Rehmke sucht es mit einer bestimmten Form der »Doppeleffekttheorie«[2]) zu vereinigen, während Busse[3]) selbst sich dahin äußert, die Wechselwirkung zwischen Körperlichem und Geistigem beschränke sich auf die verhältnismäßig wenigen Punkte, wo, an organische Materie gebunden, geistiges Leben sich äußere, während überall da, wo Materie auf Materie wirkt, solches ausgeschlossen sei, und das Gesetz der Erhaltung der (phys.) Energie zu Recht bestehe.

Man sieht, wie mir scheint, aus diesen letztgenannten Theorien, wie weitverbreitet der Glaube ist, es müsse nun gerade das aus der Physik überkommene Erhaltungsprinzip sich in der Wechselwirkung bestätigen. Klammern wir uns jedoch, wie Erhardt betont, nicht an den zu engen Naturbegriff, so dürfen wir von einer Erhaltung überall da reden, wo ein System eine konstante Reduktionsbasis für alle Transformationsgleichungen bietet. Daß dies in relativ-ökonomischer Häufigkeit beim lebenden Organismus der Fall sein muß, ergibt sich aus dessen Existenz. Ist er tot, so gilt nur noch der Balg; und niemand wird für diesen noch eine Wechselwirkung heranziehen wollen. Ich halte es aber für durchaus verfehlt, das Erhaltungsprinzip für den lebenden Organismus in der Weise in Anspruch zu nehmen, daß alle physikalische Energie in ihm sich zu irgendeiner Zeit restlos in psychische umwandeln müsse. Der Organismus wandelt Energie um, wo er es braucht, wo er es zur Herstellung seiner Gleichgewichtslage braucht. Und sollte ein noch so großer Aufwand psychischer Energie das Gleichgewicht erschüttern —: wenn der Organismus sich selbst mit antagonistischen physischen und psychischen Vorgängen nicht mehr ausbalancieren kann: dann war jener heroische Kraftaufwand im Sinne des Organismus ebenso ein Mord wie eine Alkoholvergiftung. Die ethische Bewertung steht auf einem anderen Blatte.

Wundt scheint in der Tat mit dem »Gebundensein« des Willens an die Innervationsenergie ein ökonomisches Prinzip im Auge zu haben. Daß er sich

1) Busse, Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 114. S. 20. 2) S. 23. 3) S. 26.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die herkömmlichen Energietheorien anzuerkennen sträubt, ist nicht zu verwundern —: Denn indem die neue wie alte Energetik das Psychische als eine Energie neben anderen deutet, die, selbst nicht mehr meßbar, ihr Maß lediglich an den physischen Energien finde, in die sie sich in dem Verlauf der Energieumwandlungen als ein imaginäres Zwischenglied einreiht, gewinnt die Psychologie eine Stellung, bei der sie der Naturwissenschaft gegenüber eine überflüssige Rolle spielt, indessen sie doch zugleich ihrer eigenen Aufgaben verlustig geht[1]). — Vor der erwähnten Theorie der psychophysischen Energieumformung braucht man aus den von Wundt angegebenen Gründen nicht zurückzuschrecken; denn weder sind die verschiedenen, am Gleichgewicht und an dessen Störung tätigen Energien imaginär, noch beraubt die Theorie die Psychologie ihrer eigentümlichen Stellung neben der Naturwissenschaft. Die im Wollen freiwerdende psychische Energie ist nicht minder real als die Innervationsenergie, an welche Wundt das »Wollen« bindet.«

Wundt beweist der Wechselwirkungstheorie indessen noch ein weit größeres Entgegenkommen. Der Wille, nicht der metaphysische, sondern der empirische [oder besser: der für beides »protoplasmatische« Wille] schafft sich selbst im Laufe der Zeiten die mechanischen Vorrichtungen, die seinen Zwecken dienen sollen[2]).

Bezeichnen wir nämlich jede äußere Einwirkung auf nervöse Elemente und Elementarfunktionen als Reiz[3]), so überzeugen uns die von diesen Einwirkungen hervorgerufenen Veränderungen in den Elementen des Gesamtorganismus von dem Prinzip der Anpassung der Sinneselemente an die Reize[4]). Nie ist es aber möglich, aus der dabei statthabenden Molekularmechanik des physischen Kräftewechsels eine Herleitung psychischer Prozesse zu vollziehen, sondern dieser physische Kräftewechsel ist stets nur der Begleiter seelischer Elementarvorgänge usw.[5]). Aber schon die einfachsten psychischen Erfahrungsinhalte setzen als ihr Substrat komplexe Nervenprozesse voraus[6]). Derartige primitive Willensäußerungen lassen erkennen, daß die Reize mit ihrer direkten, in den physikalisch-chemischen Eigenschaften der lebenden Substanz begründeten anpassenden Wirkung auf die Sinneselemente in den empfindenden Wesen zugleich Triebe und mit diesen Trieben verbundene Bewegungsreaktionen auslösen[7]). Durch die Wechselwirkung der äußeren Reize und inneren Triebe [sic] differenzieren sich dann bei fortgesetzter, genereller Übung die Sinneswerkzeuge[8]). Den mechanischen und chemischen Einwirkungen auf die lebende Substanz kommt der Trieb der empfindenden Wesen entgegen.

Die Differenzierung der Sinne würde sich nach Wundt in einen zweifachen Prozeß im Organismus scheiden: nämlich in die Steigerung der Reizempfänglichkeit, die auf einer Strukturveränderung des betr. Organs beruht; ferner in die Steigerung der psychischen Tätigkeit, welche auf eine Differenzierung und Bereicherung des Trieblebens zurückzuführen wäre. Darauf paßte dann die bekannte Regel, daß die einheitliche Erfahrung, sobald sie zum Inhalt wissenschaftlicher Analyse wird, in bestimmten ihrer Bestandteile eine doppelte Form wissenschaftlicher Betrachtung zuläßt: eine mittelbare, die die Gegenstände unseres Vorstellens in ihren objektiven Beziehungen zueinander, und eine un-

1) Phys. Psych. III.[5] S. 724. 2) S. 280.
3) Ebd. I. S. 50. 4) S. 455, 457. 5) S. 97. 6) S. 328. 7) S. 461. 8) S. 462.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mittelbare, die sie in ihrer anschaulichen Beschaffenheit inmitten aller übrigen Erfahrungsinhalte des erkennenden Subjekts untersucht[1]). So wäre also die Strukturveränderung der Sinneswerkzeuge und die Steigerung des mit der Sinneswahrnehmung »verbundenen« psychischen Lebens reinlich geschieden.

Erläutern wir das Weitere an einem von Wundt angeführten Beispiel[2]): Die Leistungsfähigkeit unserer Sinnesorgane wird durch die Einwirkung der Reize in der Regel nur dann gesteigert, wenn bestimmte, dem Gebiet der Triebäußerungen angehörende Handlungen dem Reiz entgegenkommen. So wird die planmäßige Übung des Gehörorgans in dem aufmerksamen Hinhören auf Schallreize von der Ohrenheilkunde als ein wirksames Hilfsmittel zur Heilung der Gehörschwäche angewandt. Durch den Willen zu hören wird das Gehörorgan in seinen Funktionen vervollkommnet, d. h. in der besonderen Richtung der Reizeinwirkung den Lebensbedingungen angepaßt.

Gewisse tonpsychologische Untersuchungen mögen zur Erläuterung dieses Tatbestands erwähnt werden: Es kommt dabei auf denselben Effekt an, nämlich auf die Schärfung des Gehörs [zur Bestimmung von Unterschiedsschwellen]. Der Zweck der »Übung« ist etwas, was wir hier einmal die »Isolierung des Reizes« nennen wollen, d. i. die Beseitigung aller Nebenumstände, welche dem direkten Kontakt zwischen Reiz und Gehörorgan hinderlich sein könnten — also z. B. Ablenkung der Aufmerksamkeit durch Geräusche, welche selbst die Ruhe des Stillezimmers störten, oder durch Erinnerungsassoziationen usw. Das wäre also der »entgegenkommende Trieb«, der »Wille zu hören«; dies wäre zugleich nach Wundt eine Wirkung von Gleichartigem aus Gleichartigem. In der Tat scheint die »Konzentration der Aufmerksamkeit« ein in sich geschlossener, rein psychischer Vorgang zu sein. Nun wollen wir aber vorderhand noch nicht prüfen, ob dieses Entgegenkommen des Triebes oder Willens wirklich ein in sich geschlossener psychischer Akt sei. Wir fragen vielmehr: wenn durch das Entgegenkommen des Willens und durch die Arbeit der Aufmerksamkeit der Weg für einen Kontakt zwischen Reiz und Sinnesorgan geebnet ist —: was dann?

Dann tritt die Anpassung ein, oder vollzieht sich bereits. Gesetztenfalls nun, der Beobachter schliefe ein, dann wäre die Adaptation unterbrochen. Die ans Ohr des Beobachters dringende Tongebung bleibt sich indessen gleich, und vermutlich reagiert auch das Gehörorgan mechanisch in der gleichen Weise.

Also muß noch ein zweites Entgegenkommen des Triebes oder Willens stattfinden. Wie haben wie aber dies zu denken? Wir sollen festhalten, daß nie die dabei stattfindende Molekularmechanik eine Herleitung der psychischen Prozesse gestatte. Aber nach dem, was eben von dem schlafenden Beobachter bemerkt wurde, wollen wir es auch gar nicht. Wir haben nicht vor, aus der dabei stattfindenden Molekularmechanik die psychischen Prozesse abzuleiten. Es handelt sich schließlich auch im Streit zwischen Parallelisten und Kausalisten nie um die parallelen, sondern um die der Molekularmechanik vorausgehenden psychischen Wirkungen. Wir wollen, daß der Beobachter sein Gesamtbewußtsein für die Reizeinwirkung in Bereitschaft halte. Ist aber die Bereitschaft für den Reiz eine Forderung, die wir an die psychische Tätigkeit stellen und nach Wundt auch stellen müssen, dann ist es mindestens

1) Grundriß. 7. S. 395 a. a. O.
2) Phys. Psych. I.[5] S. 462.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wahrscheinlich, daß der spätere Effekt nicht nur auf der mechanischen Einwirkung beruhen kann, sollte er schließlich auch nur in einem physiologischen Phänomen zutage treten. — Es handelt sich in dieser Untersuchung, wie ich weiß, um eine Wiederholung oft erwähnter Tatsachen. Es schien mir aber der Vollständigkeit halber und mit Rücksicht auf die bei Wundt offenbar vorliegende Inkonsequenz nützlich, ihrer dennoch zu gedenken.

Um nun bei dem Beispiel der Gehörübung zu verbleiben, wäre es doch verfehlt, zu meinen, Wundt schildere nicht die während des Aktes stattfindenden seelischen Vorgänge. Aber während das Organ nur Schallwellen auffängt, vollzieht sich im Bewußtsein eine Neuschöpfung. Wundt hat hierfür bereits in seinen Beiträgen zur Theorie der Sinneswahrnehmung den Begriff der schöpferischen Synthese[1]) aufgestellt, später bevorzugt er auch den Terminus »Prinzip der schöpferischen Resultanten«. Dazu bemerkt er: Das Prädikat schöpferisch soll hervorheben, daß nicht, wie bei einer resultierenden Bewegung, der entsprechende Effekt von gleicher Art und Wertgattung ist, wie seine Komponenten, sondern daß er ein spezifisch neues, in den Elementen verbreitetes, aber nicht vorgebildetes Erzeugnis, und daß sein Wertcharakter ein neuer, als solcher höherer Stufe ist[2]). Wundt legt, wie wir sehen, besonderen Nachdruck auf die Unterscheidung zwischen vorgebildet und vorbereitet. Nach Busse[3]) bedeutet es jedoch eine Durchbrechung des Parallelismus, wenn Wundt[4]) die Empfindung durch äußere Reize zwar veranlaßt, aber nicht verursacht werden lasse. Wundt begründet nämlich diese Theorie näher dahin, doß z. B. die Vorstellung eines Gesichtsobjektes mehr als eine Summe von Licht- und Muskelempfindungen, die Vorstellung eines binokular gesehenen Körpers mehr als die Summe der Netzhautbilder beider Augen sei — daß ferner die Gefühle, die eine Zusammenstellung von Farben, oder die eine harmonische Klangverbindung hervorbringt, zwar von den an die einzelnen Farben und Klänge gebundenen Gefühle abhängig, aber doch weit verschieden seien von einer bloßen Summe jener elementaren Gefühle[5]). So sei überhaupt nicht mehr die quantitative Maßbestimmung für die geistige Entwicklung bezeichnend, sondern auf dem qualitativen Inhalt der Erzeugnisse beruhe der eigentliche Wert der geistigen Entwicklung. Aber diese Wertzunahme auf geistiger und Konstanz der Energie auf physischer Seite stehen nach Wundt trotzdem nicht im allergeringsten in Widerspruch. Beide ergänzen vielmehr einander, da sie sich auf verschiedene Seiten der nämlichen allgemeinen Erfahrung beziehen, ganz wie Psychologie und Naturwissenschaft einander ergänzen[6]).

Das Prinzip der schöpferischen Resultanten zeigt alle Vorzüge und Schwächen der experimentellen Methode, der es seine Existenz verdankt. Vorzüge — insofern es hier gelungen ist, den Eindruck seinen Elementen gegenüber als ein Neues richtig zu würdigen. Schwächen — insofern alle experimentellen Untersuchungen mit verschwindenden Ausnahmen auf eine Basis gerückt

1) Logik. II.[2] S. 267 ff.
2) Phys. Psych. III. S. 778.
3) Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 114. S. 11.
4) Phil. Stud. X.
5) a. a. O. System. I, S. 302.
6) Ebd., S. 305.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind —: und das ist die höchstgesteigerte Aufmerksamkeit des Beobachters. Es ist nicht zweifelhaft, daß es diesem gelingen kann, den Gefühlswert des Tones *c*, des Tones *e* und *g* festzustellen; allerdings gelingt auch das nur durch assoziative Nebenvorstellungen, welche sich mit den Tönen bzw. ihrer Klangfarbe auf dem betreffenden Instrument stets verbinden. Reine Gefühlswerte gibt es in der Musik nicht. Aber abgesehen davon sei angenommen, der Beobachter erkenne dann im *C*-Durdreiklang etwas qualitativ Neues [wobei man übrigens ein völlig einwandfreies Instrument voraussetzt]. Nun behalte man in Erinnerung, daß es sich hier um einen seltenen Spezialfall handelt, der außerdem am »reinsten«, d. i. assoziationsfreiesten dem Unmusikalischen gelingt. Wir wollen uns an dem Ausdruck »schöpferische Synthese« nicht stoßen, sondern gelten lassen, daß es sich hierbei mindestens um eine selbständige, eigentümliche Kombination der in den Elementen beschlossenen dynamischen Wirkung handle. Sofort verbindet sich aber bei Wundt mit dem Prinzip der Resultanten die Vorstellung der Wertzunahme. Damit begibt sich eine experimentell festgestellte Tatsachenreihe auf ein Gebiet, das keine experimentelle Analyse mehr zuläßt.

Der Vorzug dieser Analyse, die hochgespannte Aufmerksamkeit, verwandelt sich hier in einen Nachteil. Die tatsächliche Resultantenbildung in ihrer praktischen Bedeutung vollzieht sich unter den vielfachsten Dispositionen des Organismus. Fassen wir die in einem Erfahrungsinhalt gegebene seelische Wirkung energetisch auf, so ist seine endgültige Wirkung von der Disposition des Individuums abhängig. Das will sagen: die im Erfahrungsinhalt gegebene energetische Wirkungsfähigkeit ist relativ, äußerst relativ. Eine schwache energetische Wirkungsfähigkeit in einem gegebenen Erfahrungsinhalt, z. B. dem Ton *c*, kann dadurch zu einer enormen psychischen Wirkung gesteigert werden, daß die im Organismus gerade verfügbare psychische Energie für den Ton *c* eine enorme ist. Wir wissen, wie z. B. Bach seine Kadenzen am Schluß größerer Kompositionen, etwa einer Orgelfuge, daraufhin anlegt, daß der Schlußakkord in Dur von geradezu erschütternder Wirkung ist. Hier besitzt das Bewußtsein eine ungeheuere Disposition für den Durakkord. Hier wird jedermann, der für jene Wirkung empfänglich ist, ein Wachstum der Energie mit der Resultantenbildung ohne weiteres verbinden. Wenn uns dagegen der *C*-Durdreiklang irgendwo sporadisch begegnet, etwa im Ton einer Fabrikpfeife oder Automobilhupe, kann er Wirkungen zur Folge haben, die mit dem Gefühlswert seiner Komponenten nicht das geringste zu tun haben. Wo bleibt der Maßstab für die Wertzunahme? Die Wirkung der Resultanten ist also relativ und hängt ab von der Disposition für die Komponenten. Im psychologischen Laboratorium ist freilich alles eins: alle assoziativen Faktoren fallen fort, oder werden wenigstens geflissentlich vernachlässigt.

Hängt aber die Wirkung der Resultanten ab von der Disposition des Bewußtseins für die Komponenten, so werden sich in praxi Wertzunahme und Wertabnahme der geistigen Energie unbestimmt ablösen. Das heißt dann, überhaupt nicht mehr der »Energie«, sondern lediglich des Werturteils, welches allerdings dem Maß der Energie proportional ist. Aber auch dies nicht absolut: in meiner ethischen Beurteilung kann ich einen Eindruck für »wertlos« erklären, welcher rein dynamisch meinen Seelenzustand in hohem Maße affiziert hat, z. B. eine Tierquälerei. Wir sehen mithin, daß Wundt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit dem Prinzip des Wachstums der geistigen Energie die psychologische Analyse der Resultantenbildung weit überschreitet, und daß das Prinzip des Wachstums der geistigen Energie verfehlt ist, weil es im Grunde lediglich auf das Prinzip der schöpferischen Resultanten aufgebaut ist.

Nun könnte das Prinzip des Wachstums geistiger Energie noch von einer anderen Seite her verteidigt werden. Ist es nicht sinnenfällig, daß unsere ganze Kulturentwicklung seiner Bestätigung dienstbar gemacht werden könne? In der Tat arbeitet Wundt, wie wir sehen werden, ethisch mit diesem optimistischen Prinzip.

Aber wir brauchen zunächst gar nicht so weit zu gehen; die Wundtsche Theorie könnte sich bereits bestätigen, wenn wir die kulturelle Entwicklung lediglich als zunehmende Differenzierung der in der Welt beschlossenen Fähigkeiten auffassen. Hier könnte nun der Einwand erhoben werden, diese Entwicklung sei psychophysisch, und der physische Teil des Organismus sei mindestens ebenso sehr an einer Differenzierung beteiligt wie der psychische. So zeigten z. B. die Umbildung des Frontalhirns, der Zähne und des Unterkiefers beim rezenten Menschen gegenüber dem anthropoiden deutliche Spuren von Veränderungen. Also mindestens müsse die kulturelle Entwicklung [nicht als Wert-Wachstum, sondern rein als Differenzierung] wenigstens beide Seiten umfassen.

Die Untersuchung endet in metaphysischen Prinzipienfragen. Nach Wundt wären all die ebenerwähnten Erscheinungen ruhig zuzugeben. Aber schon involviert seine Betrachtungsweise wieder ein Element: die Willensmetaphysik. Mögen auch, so würde Wundt etwa entgegnen, diese Phänomene alle empirisch als parallellaufende Entwicklungsbedingungen erscheinen: an sich sind sie nicht verschieden. Wir erinnern uns: Wachstum und Konstanz »ergänzen sich«. Also, werden wir entgegnen, offenbart sich die metaphysische Einheit, die monistische Substanz, als empirischer Parallelismus — ? Auch das nicht. Sondern die Welt ist und bleibt Vorstufe und Entwicklung des Geistes; denn das Wachstum der Energie manifestiert sich nach Wundt nicht nur in der psychischen Differenzierung, sondern die physische ist ja nur der Teil der Gesamtentwicklung, in welchem auch wieder der Geist und Wille »sich entdeckt«. Also ist alles Wachstum der geistigen Energie.

Weshalb aber gerade Wachstum und nicht bloß Differenzierung, Entfaltung ohne eine Frage nach Mehr oder Weniger?

Nun: eben weil wir die Frage stellen und nach der Seite des Mehr hin beantworten! Wieder ist es das Subjekt, dem wir alles verdanken. Dasselbe Subjekt, dem die Schöpfung der Gegensätze von Körper und Geist aus der Einheit der metaphysischen Anfangsgründe überlassen war, dasselbe Subjekt, welches dann den Willen, d. i. den Geist als das dominierende Element aus sich heraus entdeckte, dasselbe Subjekt verfügt: es ist Wachstum, Wertzunahme, Optimismus, was uns erfüllt und rings umgibt. — [Vgl. hierzu Fr. R. Lipsius, Die Vorfragen der syst. Theol. mit besonderer Rücksicht a. d. Phil. W. Wundts, 1899, S. 90: Da jedes psychische Ereignis ein qualitativ neues Faktum darstellt, so steht nichts im Wege, die Entstehung einer geistigen Größe auf einen schöpferischen Akt Gottes zurückzuführen, falls sich unter ihnen eine bestimmt abgegrenzte Gruppe von Tatsachen auffinden läßt, die den Hinweis auf ein überweltliches Sein unmittelbar einschließt. — Von seinem Standpunkt aus müßte dieser Theologe jede geistige Größe auf einen Schöpferakt Gottes zurück-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führen, nicht nur solche, welche noch eigens auf Gott hinweisen. Abgesehen davon wird wohl nur dem Theologischen Leser diese Vermengung von Psychologie und Gottesglauben als Wissenschaft wertvoll erscheinen.]

Wir begegnen dieser Frage später wieder gelegentlich der Wundtschen Teleologie. Hier sei es unsere Aufgabe, noch auf die Literatur zurückzukommen, welche sich auf diese Gebiete bezieht.

Daß Wundts Theorie vom Wachstum der geistigen Energie widerspruchsvoll ist, bekundet Mohilewer[1]). Da es auf physischem Gebiet nur Umformungen vorhandener Energiearten und kein Wachstum geben könne, so müsse es sich auch auf psychischem ebenso verhalten, wenn nicht der Parallelismus Schaden erleiden solle. In der Tat berührt Mohilewer hier eine Frage, die wir sogleich behandeln wollen. Die Differenzierung könnte man ganz richtig Energieumformung nennen. Nun würde ja Wundt gewiß die Differenzierung auf physischem Gebiet nicht bestreiten; und wenn er auch auf psychischem nur von Differenzierung d. i. Energieumformung gesprochen hätte, so würde niemand den Parallelismus für verletzt erklären. Aber Wundt schließt auf geistigem Gebiet jede quantitative Beurteilungsweise aus, da es nicht möglich wäre, die geistige Entwicklung aus quantitativen Elementen zu beurteilen.

Wir werden weder die Selbständigkeit noch Abstufung geistiger Werte in Abrede stellen. Dennoch ließe sich in gewissem Sinne auch für die qualitative Abstufung der geistigen Werte ein quantitatives Prinzip zu Hilfe nehmen. In einem Menschen nämlich, welchen wir »höher entwickelt« nennen als andere, laufen ohne Zweifel rein quantitativ mehr Energiereihen zusammen als in einem Tieferstehenden. Die sog. »Bildung«, oder wie man in der Gegenwart sagt: Kultur, ist ohne die Quantität der Energiereihen nicht denkbar. Gerade das Wort »Kultur« legt es uns nahe. Während der in einer früheren Generation häufigere Begriff Bildung einen Zug ins Intellektualistische in sich trug, insofern hier hauptsächlich auf die quantitative Bereicherung des Wissens reflektiert wurde, tritt im Begriff Kultur zu dieser quantitativen Bereicherung noch der deutliche Hinweis auf die damit verbundene dynamisch-ethische Seite des Charakters. Hier also ist geradezu der quantitative und qualitative Standpunkt in einer Weltanschauung vereinigt. Die psychischen Inhalte werden von Wundt als »qualitativ« einseitig beurteilt; denn in einer wahrhaft durchgebildeten Persönlichkeit ist die Qualität seiner psychischen Funktionen abhängig von der Quantität der an ihn herangebrachten und von ihm aufgenommenen psychischen Energiereihen. Daß es Individuen gibt, die pathologisch, mit hoher intellektueller Kultur die gröbsten moralischen Defekte verbinden, ist kein Beweis des Gegenteils.

Diese quantitative Betrachtungsweise wird bei Wundt insofern aber unfruchtbar gemacht, als die treibenden Kräfte, welche die Menge der Energiemassen in Bewegung gesetzt hätten, selbst schon geistig sind —: auf Grund seiner idealistischen Willensmetaphysik. Fragen wir aber von hier aus nach dem Parallelismus, so eröffnet sich die bekannte Perspektive vom Monismus in den Dualismus und den Parallelismus.

Auch Volkelt[2]) kann die Theorie vom Wachstum der geistigen Energie nicht in Einklang bringen mit den sonstigen Voraussetzungen des Wundtschen

1) Wie oben, S. 82.
2) Phil. Mtsh. 27. S. 416.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Systems: vor allem scheine es der Verstandesgrundsatz: ex nihilo fit nihil zu sein, dem das Gesetz[1]) des Wachstums der Energie widerstreitet. Der Satz vom »zureichenden Grunde« scheine verletzt zu sein. Es drohe sich ein wahrer Abgrund vor dem Verstande zu öffnen.

Die Relativität der Energiesumme nicht nur für den Einzelorganismus, sondern die ganze kulturelle Entwicklung hat kein Geringerer in diesem Zusammenhang betont als E. v. Hartmann[2]): Die Energie bleibe zwar konstant, aber ihre Größe könnte in einem früheren oder späteren Weltprozeß verschieden bestimmt werden. Weniger zuverlässig scheint seine Behauptung[3]), daß alles geistige Leben in den Individuen verschiedener Ordnung zuerst eine Periode des Wachstums der Energie und dann eine solche der Abnahme zeige — also eine Energiewelle. Alle diese Wellentheorien, wie die Hartmannsche, haben doch nur dann einen heuristischen Wert, wenn die Oszillationen einigermaßen konstant vor sich gehen. Hartmann hat sicher untergegangene Kulturen im Auge. Dies wäre aber höchstens ein Beweis für die Erschöpfung und das Verschwinden von Energie. Nun finden sich bei Wundt in der Psychologie Bemerkungen, welche derartiges vorsehen. Hierüber noch ein Wort.

Wir wissen bereits, daß nach Wundt die Triebe am Aufbau der organischen Welt beteiligt sind. Wenn nun demzufolge die anscheinend rein physiologischen Formen auf ursprünglich psychophysische zurückführen, so müssen die psychischen Momente schon frühe verschwunden sein; denn die physische Konstitution der organischen Gebilde besitzt in hohem Grade die Eigenschaft, unter der Nachwirkung anfänglich psychophysischer Ursachen die ihnen einmal mitgeteilten Richtungen der Stoff- und Formumwandlungen beizubehalten[4]). In diesem Punkte steht nach Wundt das Resultat der psychologischen durchaus mit dem der biologischen Betrachtung in Einklang. Das psychologische Zwischenglied des zugrundeliegenden Prozesses ging also verloren, während die mit ihm »verbundene physische Wirkung« sich fortan in der gleichen, aber durch Wiederholung erleichterten Weise abspielt[5]).

Wenn man das, was hier über das Entschwinden oder Verlorengehen der geistigen Energiereihe gesagt ist, mit anderen Worten ausdrückte, so hätten wir es in der Tat nicht mit einem Verlorengehen, sondern einfach mit einer Umformung einer Energieart in die andere zu tun. Bei umfassenderen Vorgängen, wie dem »Untergang« ganzer Kulturen, wird man im energetischen Sinne nicht von einem Verlorengehen sprechen dürfen. Nun werden gewiß die unzähligen Formen geistiger Energie, welche wir alle unter den Sammelnamen der Kultur vereinigen, nicht pedantisch in physiologische zurückzuführen sein: sonst wäre ein derartig heimgesuchtes Volk schließlich nur noch ein Organismus, der in Reflexzuckungen verharrt. Es ist selbstverständlich Aufgabe der Kulturgeschichte, diesen Umformungen nachzugehen und darum auch die definitive Lösung beizubringen. Nun sucht Wundt auf ethischem Gebiet gewissermaßen nachzuholen, was hier unterlassen worden ist; er tritt

1) »Prinzip« u. »Gesetz« bei Wundt, vgl. Phys. Psych. III, S. 790 f.
2) Pr. Jhrb. 66. S. 28.
3) Ebd., S. 27.
4) Phys. Psych. III. S. 793, hierzu Syst. I, S. 327, 331, II, S. 181.
5) Phys. Psych. III. S. 752.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hier für die unbedingte Erhaltung jeder sittlichen Leistung ein, auch der kleinsten. Es wird sich indessen zeigen, daß gerade damit für unsere praktische Beurteilung nichts gewonnen ist, da man hier nicht im gleichen Maße Zwischenglieder rekonstruieren kann, und da die ethische Beurteilung in hohem Grade an bewußte, nicht an verlorengegangene Vorstellungen gebunden ist; somit ist es auch praktisch nicht durchführbar, das Verlorene nachträglich zu bewerten.

Im übrigen schließt gerade die Wundtsche Theorie von der »Mechanisierung der Willensvorgänge« insofern einen Verlust aus, als irgendein mechanisierter psychischer Vorgang neue, differenziertere und wenigstens umfassendere — wenn nicht »höhere« — geistige Prozesse in ihrem Entstehen fördert. Energetisch ausgedrückt —: dieselbe Energiesumme, welche durch eine Rückwandlung in physische scheinbar eine inverse Entwicklung erleidet, wird bei folgenden Umformungen durch den Zuzug intermediärer Energiearten in einer andersartigen, wenn nicht reicheren Gestalt wieder in die psychische Kausalität eingehen. Über die ethische, kulturelle Bewertung dieser Neubildungen wird dadurch selbstverständlich nichts ausgesagt.

Daß wir es bei der Wundtschen »schöpferischen Synthese« offenbar nur mit einer quantitativen Bestimmung zu tun haben, (vgl. den Ausdruck »differenziert«) und nicht, wie Wundt, mit diesem Begriff zugleich der einer qualitativen Wertzunahme involviert wird, bemerkt schon Höffding[1]). Das qualitativ Neue finde seine Erklärung doch nicht darin, daß man es das Werk einer schöpferischen Synthese nennt. Dieser Ausdruck könne mit Recht zur Beschreibung gebraucht werden. Höffding meint auch, der Begriff des Elements in einer solchen Synthesis bedeute stets nur eine Annäherungsform an ein bloß Gegebenes — es sei daher nur in sehr groben Zügen und rein relativ möglich, zwischen der Verbindung und den Elementen zu unterscheiden. Die Verbindung sei letztlich ein ebenso tatsächlich Gegebenes wie die Elemente. Aber die von Wundt vorgenommene Beschränkung des Elementaren rein auf die Komponenten beruhe auf einer unberechtigten Sonderung zwischen dem Werte und dem, woran dieser geknüpft sei. Daß etwas als wertvoll gefühlt wird, sei ein psychischer Vorgang wie jeder andere[2]). Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß bei Wundt gerade jene Sonderung unberechtigt ist, wohl aber die Verknüpfung der Resultantentheorie mit der Werttheorie. Die Resultantenbildung ist gewissermaßen absolut, d. h. jeder psychische Vorgang ist bedingt durch vorausgehende Komponenten. Die Wertschätzung ist dagegen relativ, da es hier ganz darauf ankommt, in welchem größeren Zusammenhang sich die Resultantenbildung vollzogen hat; und ein komplexerer, komplizierterer Vorgang ist auf grund seiner quantitativen Ausbreitung noch nicht wertvoller als beschränktere — während umgekehrt die von Wundt rein qualitativ verstandene Wertbeurteilung wiederum ohne das quantitative Element nicht denkbar ist. Die Scheidung von qualitativ und quantitativ wird von Wundt hier gerade an der unrichtigen Stelle vorgenommen.

Diese Betrachtungen drängen jedoch bereits nach der Teleologie. Wir können aber noch nicht so ohne weiteres an die Besprechung dieses wichtigen

---

1) Moderne Phil. S. 16 f.
2) Ebenda, S. 15.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gebietes der Wundtschen Philosophie herantreten, sondern beschäftigen uns zuvor noch mit

Substanz und Kausalität.

Die Grundlage des Wundtschen Substanzbegriffs[1]) ist das empirische Ding, welches uns zunächst nur als eine Synthese von Wahrnehmungen gegeben ist. Wir dürfen nicht wie Herbart in diesen Wahrnehmungsinhalt selbst schon Gegensätze hineinlegen, welche sich erst mit der Reflexion darüber einstellen[2]). Letztere aber scheidet das Ding der Erfahrung nach seiner räumlichen Selbständigkeit und nach der zeitlich-räumlichen Stetigkeit seiner Veränderungen, wobei wir unter der Selbständigkeit die auf bestimmten empirischen Merkmalen beruhende Unterscheidung des einzelnen Dings von seiner Umgebung verstehen[3]). Die Selbständigkeit des Dings wird nun zur Grundlage des Substanzbegriffs, während die Stetigkeit seiner Veränderungen zum Kausalitätsbegriff[4]) überleitet. Ersterer bringt das absolut Beharrliche, letzterer das absolut Veränderliche, die reine Aktualität, zum Ausdruck. Da aber wie gesagt die Grundlage beider ein und derselbe Erfahrungsinhalt gewesen ist, so werden die gesonderten Beziehungsbegriffe von Substanz und Kausalität zu Bestimmungen des Wirklichen, die einander ergänzen[5]).

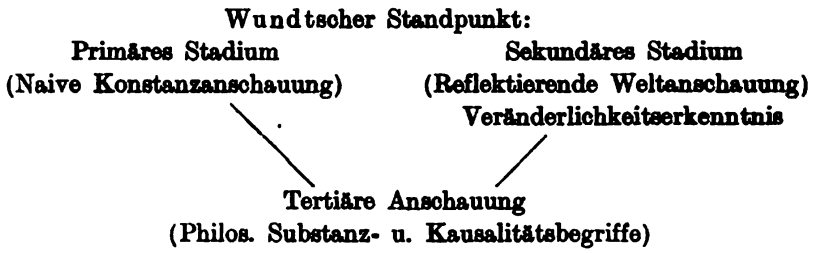
Wundt wendet offenbar auf die Entstehung des Substanz- und Kausalitätsbegriff die genetische Betrachtungsweise an. Versuchen wir, sie gleichfalls innezuhalten: aus dem anfangs ungeschiedenen Wahrnehmungsinhalt sondern sich bestimmte Erfahrungen ab, welche als konstant angesprochen werden; und da schließlich einige Dinge dieses Wahrnehmungsinhalts konstant sind, wird dieser selbst als konstant angesehen. Dies wäre sozusagen der primäre Zustand. Nun ergibt sich auf grund gewisser Entwicklungen, deren nähere Untersuchung der Erkenntnistheorie vorbehalten ist, eine Erfahrung der Inkonstanz der Dinge. Man beachte: der Dinge. Denn es erscheint als ein wichtiges Werkmal der Wundtschen Methode, daß er für diesen sekundären Zustand von der Veränderlichkeit des Dinges spricht. Gewiß besteht die Selbständigkeit des Einzeldinges, nämlich »die auf bestimmten Merkmalen beruhende Unterscheidung des einzelnen Dings von seiner Umgebung« auch hier noch zu ihrem Rechte. Aber diese Selbständigkeit scheint keine reale mehr zu sein —: kann infolgedessen schon nicht mehr als Realgrund angesetzt werden, wie das die Substanz doch sein muß, und wie sie es auf der primären Stufe sicher auch gewesen ist. Für die sekundäre Stufe ist der einzig übrigbleibende Realgrund die Veränderlichkeit, das Werden. Die relative Konstanz des Einzeldinges aber gestaltet sich als Realität zweiter Ordnung, d. i. sie wird jetzt zur rein logischen Substanz. Es bedarf einer geflissentlichen Abstraktion von der Veränderung des Dinges und seiner »Umgebung«; denn beide sind in die Veränderung gleichermaßen einbegriffen. Wir müssen uns entwicklungsgeschichtlich nur in die gegenseitige Verdrängung der erkenntnismäßigen Weltanschauungen vertiefen: die sekundäre hat die primäre voll-

1) Logik. I.[2] S. 524 ff.
2) Syst. I. S. 155.
3) Ebenda, S. 256.
4) Hierzu Logik. I. S. 583. II.[2] S. 289 ff.
5) Ebenda. I. S. 276.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ständig verdrängt. Und außerdem war die primäre insofern überhaupt keine Weltanschauung, als die Anerkennung der Konstanz im Grunde ja nur Reflexionslosigkeit gewesen sein kann. Es blieb also kein bewußtes Element mehr übrig, welches aus dem ersten in das zweite Stadium mit herübergenommen werden könnte. Wundt tut dies jedoch. Er behandelt das primäre Stadium, als hätte es den Konstanzbegriff bewußt gezeitigt. Es ist dabei noch dahingestellt, ob dieser ganze evolutionistische Standpunkt erkenntnistheoretisch der richtige sei; nur meine ich, wenn wir ihn einnehmen, so müßte er auch gänzlich frei bleiben von logischer Reflexion. Dies geschieht jedoch nicht, indem Wundt den primären und sekundären Standpunkt koordiniert, um den tertiären daraus abzuleiten.

Wir vergegenwärtigen uns diese Beziehungen wieder schematisch:



Dagegen:
Primäres Stadium,
daraus:
Sekundäres Stadium,
daraus:
Tertiäres Stadium.

In der Tat scheint Hartmann[1]) ähnliches im Auge zu haben, wenn er schreibt: Wenn von der Substanz behauptet wird, sie sei unveränderlich als Einheit des konstanten Subjekts der Tätigkeit mit seinen konstanten Attributen, und daß sie veränderlich sei in Beziehung auf die von ihr getragenen und gesetzten Tätigkeiten und inneren Zustände ihrer selbst, so wird eben die Unveränderlichkeit und Veränderlichkeit von der Substanz in verschiedener Beziehung ausgesagt, das eine Mal, sofern sie unter Abstraktion von den Akzidentien, das andere Mal, sofern sie unter Einschluß der Akzidentien mit besonderer Bezugnahme auf diese betrachtet wird. — Nun sagt dies Hartmann in Hinblick auf seinen eigenen Substanzbegriff. Aber dies zeigt uns nur umsomehr, daß die Substanz als Realgrund nicht nach der Wundtschen Methode entwicklungsgeschichtlich gefolgert werden kann. Der Wundtsche Substanzbegriff bleibt darum eine vom Subjekt produzierte logische Funktion, das reale Geschehen zeigt ja im sekundären Stadium der Anschauung nur mehr Veränderliches. Wieso aber das Subjekt im tertiären Zustand der philosophischen Begriffsbildung dann überhaupt noch dazukomme, die logische Substanzbildung zu leisten, ist nicht einzusehen. Flügel[2]) bemerkt hierzu mit Recht: Wer ... zu den Erscheinungen auch objektive Substrate voraussetzt, ohne daß er den Widerspruch erkannt hat, welcher in der Annahme sub-

1) Pr. Jhrb. 66. S. 21.
2) Ztschr. f. exakte Phil. 1883 (12). S. 67.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stratloser Kräfte oder absoluten Werdens liegt, für den ist es allein konsequent, im strengen Idealismus zu verharren ... Außerdem geht der ganze Gewinn der Erkenntnistheorie seit Kant völlig verloren. Denn wenn ich sage: was ich als Substanz vorstelle, ist auch Substanz, und was ich nicht als Substanz vorstelle, ist auch keine, so falle ich offenbar in den längst abgetanen Irrtum zurück, daß mein Denken ein genaues Abbild der Objekte sei, oder auch — was ja allerdings im Monismus notwendig ist, daß Denken und Sein identisch sei.

Aber die Zentralfrage hat Flügel nur gestreift. Wir erinnern uns, daß die »sekundäre Auffassung« nichts mehr sieht als reine Veränderung. Sei es nun, daß das Denken ein Abbild der Objekte oder mit dem Sein, d. i. der Veränderung identisch wäre —: beide Male schwebt die Frage: wo bleibt der Substanzbegriff? Nicht etwa der einer realen — sondern, wie kommt auch nur der logische zustande —? Letzte Antwort ist auch hier: das Subjekt bringt alles zuwege. Daß diese Antwort für Kant eigentlich erst der Ausgangspunkt seiner Philosophie gewesen ist, hat Flügel trefflich bemerkt.

Während Wundt an den seitherigen Substanztheorien auszusetzen hat, daß sie das absolut Beharrliche mit dem absolut Veränderlichen verquicken, und daß daher bei ihnen der Begriff der Kausalität der Substanz in einen unlöslichen Widerspruch mit sich selbst gerät[1]), involviert die Wundtsche Substanztheorie den Widerspruch, wie über dem absolut Veränderlichen noch der Begriff des Beharrens aufkommen könne. Indem nun aber Wundt die beiden Entwicklungsstadien, in welchen das Ding teils unbewußt als konstant, teils reflexiv als veränderlich angesehen wurde, koordiniert: wird für ihn nicht nur die Kausalität, sondern auch die Substanz zu einem realen Ergebnis. Der verhängnisvolle Dualismus zweier gleichberechtigter Realitäten wird hier angebahnt und zieht sich von da an die ganze Erkenntnislehre hindurch. Wir werden dann sehen, daß die Kausalität von ihm in eigentümlicher Weise für die psychischen Erlebnisse in Anspruch genommen wird: wir werden jedoch unsere Aufstellung nicht aus dem Auge verlieren und dessen eingedenk bleiben, in welchem Verhältnis Substanz und Kausalität nach den von Wundt getroffenen Voraussetzungen eigentlich zueinander stehen — nämlich im Verhältnis von Realgrund [psychisches Sein und Kausalität] und logischer Abstraktion unbekannter Herkunft [logischer Substanzbegriff]. Wir sehen übrigens voraus, daß Wundt, der ja beide als gleich real setzt, statt wenigstens das eine aus dem anderen zu folgern, die metaphysische Synthese beider wiederum mit Hilfe des Identitätssaxioms sicherstellen werde.

Nun sucht Wundt seine Theorie von der Substanz als Realgrund offenbar damit zu retten, daß er[2]) sagt, die Kausalität der Substanz werde nur als Prinzip äußerer Lageänderungen angenommen. Dies beruhe nur auf einem Wechsel der äußeren Relationen der Substanzelemente, wobei die Elemente selbst konstant bleiben. — Zugegeben: wir nehmen nichts wahr als äußere Relationsänderungen —: wer lehrt uns nun aber die wechselnden und doch konstant bleibenden Elemente gerade als Substanzelemente ansprechen —? Aber man versteht: hat das anschauende Bewußtsein einmal aus sich heraus den logischen Substanzbegriff gesetzt, so bedarf es lediglich einer Umkehrung des ganzen Verfahrens, um in der Veränderung — oder hinter ihr — ein beharr-

1) System. I. S. 265.
2) System. I. S. 273 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liches reales Kontinuum zu sehen, als dessen Bestandteile nun [retrospektiv] die »Elemente« erscheinen. Seinen wissenschaftlichen Ausdruck hat ja dieses ganze Verfahren im Prinzip von der Erhaltung der Energie gefunden: aus der empirisch festgestellten Transformation einer bekannten Anzahl von Energieformen in äquivalenten Verhältnissen schloß man hypothetisch auf die Konstanz des ganzen Systems. Daß letztere ein logisches Produkt sei, wird niemand in Abrede stellen. Um kein Haar anders ist der Wundtsche Substanzbegriff gebildet. Und nun kann es uns ebensowenig wundern, daß Wundt nachträglich von einem Wechsel der »konstanten Substanzelemente« spricht — wie wir uns darüber wundern, wenn nach dem Prinzip von der Erhaltung der Energie alle transformierten und aktuellen oder transformierbaren und potentiellen Energieformen als Bestandstücke einer Gesamtenergie von logisch-abstrakter Qualität angesprochen werden. Während wir aber beim Energiebegriff psychologisch die Bildung dieses Bègriffes aus der uns selbst eigentümlichen lebendigen Kraft ohne weiteres verstehen, bleibt uns Wundt die Antwort auf die Herkunft des Substanzbegriffs und damit der »Kausalität der Substanz« noch immer schuldig. Denn die »Kausalität der Substanz« ist selbstverständlich ganz analog gebildet, wie im Energieprinzip die »lebendige Kraft« —: nachträglich aus uns. Nun scheidet Wundt, wie wir sofort sehen werden, außerdem noch zwischen »substantieller« und »psychischer« Kausalität. Letztere ist dann reines Sein, auf die Substanz nicht übertragbar. So kommt Wundt selbst zu dem Ergebnis, daß sich die Ergebnisse des entwicklungsgeschichtlich festgelegten »zweiten Stadiums« auf die des »primären« eben nicht mehr übertragen lassen — d. h. daß beide nicht auf einer Ebene, sondern gewissermaßen perspektivisch hintereinander stehen müssen. Was bleibt also noch übrig, als definitiv zu gestehen: die »Substanz« darf unter keinen Umständen mehr neben die Kausalität gesetzt werden, sondern muß aus ihr als logisches Produkt gefolgert werden. Aber für Wundt gilt die Unübertragbarkeit der psychischen Kausalität als ein neues Resultat —: und damit ist der Beweis geliefert, daß er sich schon bei der genetischen Betrachtung des empirischen Dinges geirrt und im übrigen nur im Zirkel bewegt hat. Damit aber nicht genug: Wundt gibt selbst zu, daß die logisch-begriffliche Tätigkeit des Verstandes letzten Grundes nichts anderes leisten könne, als die äußeren Relationen der Objekte in einen widerspruchslosen Zusammenhang zu ordnen[1]). Das heißt so viel wie: aus dem psychischen Geschehen selbst eine Gesetzmäßigkeit entlehnen, welche dann über dem Veränderlichen der Objekte als logischer Substanz-»Zusammenhang« postuliert wird. Und doch wird die »Substanz« bei Wundt immer wieder als Realgrund den Erscheinungen substituiert, oder: Wundt verwechselt die Substanz als Materie mit der Substanz als Begriff.

Das ff. wird nur verständlich, wenn wir dies Ergebnis festhalten: die Außenwelt bei Wundt ein Komplex rein äußerer Relationen — nur noch als Veränderliches angeschaut — in das Veränderliche aber ein ordnendes, zusammenhängendes Prinzip gebracht. Woher kann dieses ordnende Prinzip aber entlehnt sein, wenn nicht aus der eigensten Gesetzmäßigkeit des psychischen Lebens —? Was ist aber diese Gesetzmäßigkeit als Realität? —: es ist die Kausalität des psychischen Geschehens; was ist diese Gesetzmäßigkeit jedoch

1) System. I. S. 415 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als Begriff? —: Substantialität, logische Substantialität, d. i. »Zusammenhang«.

[Der bereits oben erwähnte Lipsius schlägt vor, die Unsterblichkeit der Seele daraus abzuleiten, daß sie sich »aus ihrer eigenen Spontaneität heraus wiedererzeuge« und dadurch eine neue »nicht näher beschreibliche Leiblichkeit« bilde. — Solange Glaube Glaube bleibt und Glaube sein will und sich nicht schämt, nur Glaube zu sein, ist er für jeden Menschen ein heilig Ding, auch wenn er anderer Überzeugung ist. Aber diese theologischen Versuche, dem Glauben den Mantel der Wissenschaft umzuhängen, ziehen den Glauben herab — wenigstens in den Augen des Andersgläubigen.]

Wundt dagegen hält an dem Satze fest, die innere Kausalität unseres geistigen Lebens ist mit dem unveränderlichen Beharren einer Substanz nicht vereinbar; und die Voraussetzung eines von dem geistigen Geschehen selbst verschiedenen Substrates erweist sich den Tatsachen der Erfahrung gegenüber als grundlose Annahme, weil sie zur Erkenntnis des Zusammenhangs dieser Tatsachen nicht das geringste beiträgt. Jede Anwendung auf das erkennende Subjekt führt zur unvermeidlichen Zerstörung des Substanzbegriffs[1]). Wir erinnern uns: Wundt koordiniert das primäre und sekundäre Stadium der Dinganschauung; er folgert daraus den untilgbaren Hiatus zwischen Substanz und Kausalität; er erkennt in den äußeren Relationsänderungen der Substanzelemente eine »Kausalität der Substanz«: diese Kausalität ist aber s. E. nicht von uns in die Außenwelt verlegt, sondern bietet die Ordnung der Dinge selbst dar; diese Erkenntnis ist unfruchtbar, und die Verstandeserkenntnis geht dahin, eine begriffliche Ordnung herzustellen, d. i. das ordnende Prinzip aus unserer psychischen Disposition beherrscht zuletzt das Ganze. Also beides: Kausalität und Substanz wandern aus dem Ich in die äußeren Relationsänderungen — wessen? Wundt sagt: der Substanz. Realgrund und Begriff begegnen sich so an der Stelle, da sich der Zirkel schließt, wie zwei fremdgewordene Zeitalter: sie lassen sich nicht mehr vereinigen. Statt daß der letzte Rest des alten, dinglichen Realgrunds ganz und gar von der Entwicklung des neuen Realgrunds, der Kausalität, verzehrt worden wäre: ersteht er wieder nach jahrhundertlangem Schlafe und befehdet seinen Sprossen, den rein logisch-begrifflichen Substanzbegriff, und mit diesem auch den neuerstandenen Realgrund, die innere Kausalität. Die psychischen Tatsachen, die in ihrer realen Kausalität längst auch ihren eigenen begrifflich-logischen Zusammenhang gefunden haben, weigern sich selbstverständlich, den alten Realgrund aus dem primären Entwicklungsstadium zu ihrer eigenen Erklärung anzuerkennen. Wie aber seinerzeit die Kausalität aus sich den logisch-substantiellen Zusammenhang ihrer eigenen Geschehnisse erzeugt hat, so usurpiert jetzt der alte Realgrund der Substanz ein kausales Prinzip; er amalgamiert sich mit diesem, wird dadurch zum »System der Ausgangs- und Angriffspunkte der Kräfte und allgemeiner Träger der Energie[2]), so daß nur durch ihn »alles Geschehen in der Natur als ein zusammenhängendes System von Gründen und Folgen begriffen werde« — und daß fortan eine kausale Verknüpfung der aufeinander folgenden Zustände nur durchführbar sei, wenn man ein beharrliches materielles Substrat annehme: die Materie. Nach Wundt ist die substantielle Kausalität auf das psychische Geschehen nicht anwendbar — wohl aber soll die Begriffsbildung

1) System. I. S. 277. 2) S. 287.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Verstandeserkenntnis die Objekte »auf ihren rein objektiven Gehalt zurückführen«, welcher in der äußerlichen Anordnung der Einheiten in bezug aufeinander bestimmt sei[1]). Hier scheint sich abermals ein Zirkel zu schließen.

Nun finden sich in einem so vielseitig angelegten System wie dem Wundtschen zahlreiche Stellen, welche das, was wir als »logische Substanz« aus der aktuellen Kausalität des psychischen Geschehens gefolgert haben, ohne Einschränkung selbst ausspricht: Diese reine Kausalität erzeuge ja erstlich die Objektsvorstellungen überhaupt, sei infolgedessen auch die Schöpferin des objektiven Substanzbegriffs[2]); denn alle empirischen Tatsachen werden nur dadurch erklärt, daß man sie nach Beziehungen der Abhängigkeit ordnet[3]). Unser Wollen ist die Bedingung zur Entwicklung äußerer Ding- und Substanzbegriffe[4]) — und es wäre gar nicht abzusehen, was die Einheit unseres Bewußtseins, die jede andere erst möglich macht, gewinnen soll, wenn wir zu ihr ein unerfahrbares Objekt hinzudächten, dessen Handlungen alle unsere Erfahrungen sein sollen. Das was die Einheit unseres Bewußtseins ausmacht, der Zusammenhang der psychischen Vorgänge, müßte dann doch wieder in dieses Objekt verlegt werden[5]); denn die substantielle Kausalität, die ununterscheidbar in der ihr innewohnenden Kausalität aufgeht, ist in Wahrheit nur noch Kausalität[6]).

Und doch trägt der substantielle Realgrund den Sieg davon: Der Begriff der Materie ist die einzig logisch zulässige Form des Substanzbegriffs, weil man in ihr von dem inneren Geschehen, wie es uns in der unmittelbaren Selbstwahrnehmung gegeben ist, ganz und gar abstrahiert[7]).

In der Tat scheinen hier keine anderen Konsequenzen denkbar als die Lotzes, von welchem Wundt selbst sagt: seine Seele bestehe nicht aus einem von dem psychischen Geschehen verschiedenen Sein, sondern ihr Sein bestehe in diesem Geschehen selbst[8]). — Nur daß die psychische Kausalität sich selbst als Zusammenhang begreift, — d. i. als rein logische Substanz. — Diese Bemerkung Wundts, die Materie sei der einzig mögliche logische Ausdruck für die Substanz, scheint die Verwechslung der Substanz als Begriff mit der Substanz als Materie am deutlichsten zum Ausdruck zu bringen.

Aber gerade in den Ausführungen über Substanz, Kausalität und Materie zeigt sich das Wundtsche System als eine umfassende Schöpfung. Es bestätigt sich hier die den Historikern der Philosophie geläufige Wahrheit, daß nur dann ein System bedeutend und fruchtbar gewesen ist, wenn es in sich selbst die Mittel zur Korrektur der eigenen Schwächen bietet.

Trotz größter Sparsamkeit in der Sichtung des diesbezüglichen kritischen Materials in der Literatur bleiben hier noch etwa 25 Argumente gegen den Wundtschen Substanz- und Kausalitätsbegriff zu gruppieren übrig. Die Anordnung dieses Materials ist nun umso heikler, als die Wundtsche Fassung des Substanzbegriffs, wie wir wissen, sowohl eine logische, begriffsmäßige Substanz wie auch eine realgründliche zuläßt. Die Kritik hat zwar auf diesen Gegensatz in dieser Form nicht hingewiesen, doch läßt sich finden, daß die kritischen Äußerungen selbst bald den logischen gegen den realgründlichen bald diesen gegen jenen Begriff ausspielten. Außerdem resultieren dann aus diesen Standpunkten beidemale wichtige Ergebnisse einesteils

1) System. I. S. 416. 2) S. 300. 3) S. 291. 4) S. 298. 5) S. 295. 6) S. 297. 7) II. S. 25. 8) I. S. 296.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für die physische, anderenteils für die psychische Kausalität. So werden wir denn die Kritik nach den erstgenannten Merkmalen in zwei Lager trennen und innerhalb eines jeden die Unterabteilungen nach den letztgenannten Gesichtspunkten vornehmen. Selbstverständlich kann dabei völlig davon abgesehen werden, ob nach der eigenen philosophischen Überzeugung des betr. Autors die Substanz als logischer Begriff oder als Realgrund zu denken sei; es handelt sich lediglich darum festzustellen, wie die Wundtsche Kausalität bald von diesem bald von jenem Gesichtspunkt berichtigt wird.

Zu einer wesenlosen Erscheinung verflüchtigt Wundt nach Hartmann[1]) das Universum überhaupt; wäre auch an und für sich gegen den Satz »soviel Aktualität soviel Realität« nichts einzuwenden, wenn in der aktuellen Funktion das funktionierende Subjekt stillschweigend als substantieller Träger und Täter mit vorausgesetzt wurde — so schwebt der ganze Prozeß in der Luft, sobald die Tätigkeit selbst an Stelle des Subjekts und des Absoluten treten soll. Hartmann verlangt also mit Entschiedenheit nach einem Realgrund; er sieht auch schon, daß die angeblichen Widersprüche zwischen der absolut beharrenden Substanz und ihren wechselnden Akzidentien nur eine Übertragung dieser vermeintlichen Widersprüche zwischen den relativ beharrenden Dingen und ihrer Eigenschaften sei. Nicht ohne Absicht scheint Hartmann von »relativ beharrenden« Dingen zu sprechen; wir wissen, daß Wundt fälschlich von einer absoluten Konstanz — und zwar des Dinges spricht. Daß zwischen dem Ding und seinen Eigenschaften Widersprüche bestünden, hat Wundt nach H. Herbart und Lotze nachgesprochen[2]) — was ich indessen nicht für richtig halte, da Wundt hierin doch einen eigenen Standpunkt einnimmt und diesen auch gerade gegenüber den beiden genannten Theorien vertritt.

Für die Psychologie bilden nach Volkelt[3]) die Tatsachen der inneren Erfahrung, wie sie unmittelbar vorliegen, vielleicht nur Bruchstücke eines kausal zusammenhängenden Ganzen, wozu es der Grundlage eines geistigen Daseins bedürfe, [also offenbar mehr denn nur einer logischen Substanz]. Wundt bleibe übrigens der Vorschrift nicht getreu, daß die Tatsachen der inneren Erfahrung zu ihrer kausalen Erklärung eines solchen Daseins bedürften. Die Bildung von direkten Sinneswahrnehmungen und reproduktiven Vorstellungen sei von relativ unbewußten geistigen Vorgängen abhängig. Wundt schreite bis zu einer »letzten Bedingung jeder inneren Erfahrung« vor und finde sie in der inneren Willenstätigkeit oder reinen Appenzeption. Er gelange also zu einer transzendenten Seeleneinheit. — Es ist aber fraglich, ob Wundt mit der transzendentalen Apperzeption auch nur von ferne an eine realgründliche Substanz für die seelischen Vorgänge gedacht hat; man möchte vielmehr annehmen, daß gerade diese den besten Ausdruck einer logischen, begriffsmäßig gebildeten Idee, also der logischen Substanz darstelle. Jedenfalls aber fordert Volkelt die substantielle und realgründliche Einheit. — So auch Lipps[4]), dem die Gewißheit vom Subjekt zunächst keine andere ist, als die wir auch vom Objekt besitzen. Fordere aber der Zusammenhang der inneren Erfahrung eine über das Gegebene hinausgehende Ergänzung, dann müsse sie ihm werden;

1) Vgl. oben S. 16.
2) Ebenda. S. 23.
3) Phil. Mtsh. 27. S. 279.
4) Phil. Mtsh. 27. S. 429 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fordere er zu seiner Erklärung eine Substanz, dann besteht diese ebenso zu Recht, wie die materiellen Substanzen, die wir der äußeren Erfahrung zugrunde legen. Die Psychologie als Wissenschaft für sich, mit einem eigenen Tatsachengebiet, sei geradezu verpflichtet, diesen Tatsachen ihre Ergänzung widerfahren zu lassen und den Substanzbegriff zugrunde zu legen, der ihrem Zusammenhang genügen könne. Damit würden der Seele noch nicht räumliche Eigenschaften zugesprochen. Freilich scheint es fast, als lasse sich auch Lipps bereits mit einer logischen Substanz zufriedenstellen. Er begründet nämlich die Anwendung des Substanzbegriffs für die psychischen Funktionen auf eine bestimmte Definition des »Denkgesetzes«[1]): nämlich einer Eigentümlichkeit unseres Geistes, vermöge deren wir nicht umhin könnten, unter gleichen Bedingungen uns zu denselben Vorstellungsinhalten in gleicher Weise denkend zu verhalten. Wird nun dieses Denkgesetz auf die innere Erfahrung angewandt, so geht nun aus dem zeitlichen Verhältnis der psychischen Erfahrung ihre eigene Unabhängigkeit, Beharrlichkeit usw. als die des Subjekts hervor und macht daraus ein Ding, eine Substanz, ein Mannigfaches von Ursache und Wirkung. Diese Produktion einer Substanz nach Lipps scheint sich durchaus in der analogen logischen Reihenfolge zu vollziehen wie oben die der Wundtschen reinen Apperzeption. Es handelt sich hier um einen Namensunterschied, nur daß Wundt den Begriff der realgründlichen Substanz scheut, weil bei ihm der alte, dingliche und vorzeitliche Substanzgrund der Kausalität das Recht auf die Substanz wieder streitig machen darf. — Seltsamerweise bezeichnet nun Lipps erkenntnistheoretisch die Gesamtheit der notwendigen Bedingungen, die zur Hervorbringung von Erfolgen hinreiche, als Ursache, während man nach dem oben Gesagten gerade hier den logischen Substanzbegriff, nicht den Kausalbegriff, erwartet hätte. Verbindet man aber mit dieser »Ursache« doch den Substanzbegriff, dann dreht sich das Verhältnis um — und die Substanz wird Realgrund, hat aufgehört, ihrerseits logisches Erzeugnis des realgründlichen psychischen Kausalbegriffs zu sein. Doch sehen wir weiter —: das zeitliche Verhältnis von Ursache und Wirkung erleide dadurch keine [?] Veränderung; die Wirkung folge der vollendeten Ursache, letzteres mit dem Hinzutritt des verursachenden Geschehens. — Jedenfalls sprechen alle die bisher erwähnten Argumente gegen den Wundtschen Substanzbegriff für eine einheitliche Grundlage. In interessanter Weise nimmt nun Flügel[2]) als Gegengrund eine pluralistische Anschauung in Anspruch: Warum, so meint er, bleiben wir nicht bei der Veränderung als solcher stehen? Weil, wie auch Kant bemerke, hier ein Widerspruch vorliege und das Widersprechende weder sein noch geschehen könne. Das bedeute eben, daß Veränderung an sich gedacht, also ohne Ursache, so viel heiße als absolutes Werden. Dieser Widerspruch könne nur vermieden werden durch Zuhilfenahme des Begriffs der Ursache, indem man sich eben weigere, die Veränderung als etwas der eigenen Natur des veränderten Gegenstands Angehöriges zu betrachten — indem man sie vielmehr als etwas Fremdes, von außen Eingedrungenes bezeichnet, das also auf das Äußere, auf die stets begleitenden Umstände müsse geschoben werden. Werde aber das Widersprechende in der Veränderung durch den Ursachbegriff vermieden, so sei damit zugleich der Monismus in jeder Gestalt widerlegt, indem eben ein Wesen aus

1) Phil. Mtsh. 27. S. 434.
2) Ztschr. f. exakte Phil. 12. S. 62.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich heraus spontan nie als Vielheit und Mannigfaltigkeit zur Erscheinung kommen könne.

Diese Bemerkung Flügels ist deshalb wichtig, weil sie berechtigt, Wundt an dieser Stelle an jene monadologische Grundlage zu erinnern, welche seiner Naturphilosophie nicht abgesprochen werden konnte — trotz seiner Bemühungen, aus dem Begriff der Monade herauszukommen. Hätte Wundt beispielshalber diesen Begriff beibehalten, so wäre der andere Begriff, nämlich des Dinges, nicht aufgekommen — und Wundt hätte sich konsequenter auf die Stufe des »sekundären Stadiums« gestellt; dadurch wäre die Relativität des Dinges gegenüber den Dingen nicht übersehen worden, und die absolute Konstanz des Einzeldinges wäre für Wundt nie zur Grundlage des absolut Beharrlichen, nie zum Feind der Aktualität geworden. Er hätte sich mit der Denkweise des sekundären Stadiums alsbald nur noch auf den Kausalitätsstandpunkt gestellt und hätte aus diesem Realgrund heraus die Substanz abstrahiert. — Die Fruchtbarkeit des Kausalbegriffs (und zwar des psychischen) als Realgrund für alle weiteren Bildungen hat auch schon Vannerus[1]) hervorgehoben. Hier sei das Seelenleben eine Wirklichkeit, auf die der Phänomenalitätsbegriff nicht anwendbar sei; seine Eigenschaft, eine Realität sui generis zu konstituieren, mache es unmöglich, sich eine Wirklichkeit zu denken, von welcher es eine Erscheinung sein sollte. — Vannerus stellt sich hiermit auf den Standpunkt des »sekundären Stadiums«. Ja mehr noch —: Vom objektiven Standpunkt aus sei das Seelenleben eine Realität, welche nicht als eine genetisch bedingte und sozusagen sekundäre Funktion [sic] irgendwelcher transpsychischer Faktoren aufgefaßt werden könne. Demgemäß sei das Seelenleben keine Erscheinung, sondern ein Ding an sich. Vom [Wundtschen] Standpunkt der Auffassung falle dagegen ein Gegensatz in das Gebiet des Psychischen, weil nicht alles Psychische einen unmittelbar gegebenen Bewußtseinsinhalt ausmache, sondern gewisse Momente in dem totalen Psychischen erst durch Vermittelung der logisch bearbeiteten Tätigkeit des Bewußtseins erreicht würden. — Ich erinnere hierbei an die anfangs aufgeworfene Frage, ob in der Einnahme des »Auffassungs«-Standpunkts der beobachtende Psychologe nicht in die Funktionen der assistentia supranaturalis eintrete. — Entgegen meiner Meinung, die reine Apperzeption sei für Wundt nur logische Substanz, scheint sich Vannerus[2]) für die realgründliche zu entscheiden [was dann für Wundt die Nötigung bedeutete, seinen Substanzbegriff dementsprechend wieder umzugestalten]: Wundts real-einheitliche Auffassung des Seelenlebens ist nach Vannerus nicht weit davon entfernt, die substantielle Auffassungsweise zu berühren. Wir seien nach Wundt genötigt, die innere Erfahrung gleich der äußeren auf eine Grundlage zurückzuführen. Als eine solche Grundlage werde »das denkende Subjekt« betrachtet. Dieses werde sodann als »Träger der inneren Kausalität« bestimmt, als Kraft, Totalkraft, als eine Wirkungsfähigkeit mit mehreren ähnlichen Einheitsbegriffen. — Wäre aber die Vannerussche Ansicht im Recht, so hätte Wundt in diesen wenigen Zeilen den Standpunkt zweimal gewechselt: einmal wäre das Seelenleben von einem Begriff in einen Realgrund übergegangen — zum anderen hätte er dann wider die innere Er-

1) Archiv f. syst. Phil. I. 1895. S. 375. (Ich verdanke den Hinweis auf diese deutsche Arbeit Vannerus' einer geschätzten Mitteilung des Herrn Verf.)

2) Ebenda. S. 377.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fahrung nach Analogie der äußeren substantiell zentriert, d. i. die äußere Erfahrung als Realgrund angenommen. — In der Tat kommen unseren Schlußfolgerungen hierin weitere Bemerkungen Vannerus' entgegen: Die Einheitlichkeit des psychischen Lebens trotz seiner Veränderlichkeit zwinge uns anzunehmen[1]), daß dasselbe logische Subjekt [»logisch«, weil sich Vannerus nun wieder auf den Wundtschen »Auffassungs«-Standpunkt stellt] in verschiedenen Formen existiere. Rein von dem diesem Subjekt eigenen Gesichtspunkt aus betrachtet, müßten diese Formen überwiegend als verschiedene Grade psychischer Tätigkeit bestimmt werden. Letztere müsse ihrem Wesen nach als eine einzige und ungeteilte aufgefaßt werden, so daß alle die verschiedenen sog. Seelentätigkeiten nur in der Abstraktion abgesonderte Momente in einem einzigen realiter ungeteilten Ganzen ausmachen. — Vannerus ist aber hiermit augenscheinlich unversehens in den Standpunkt des »sekundären Stadiums« verfallen, welches von Wundt im »Auffassungs«-Standpunkt gerade nicht eingenommen wird. Während es für das sekundäre Stadium nur eine Realität gibt, nämlich die psychische Kausalität, huldigt der »Auffassungs-Standpunkt« einer dritten Betrachtungsweise. Während sich die Sache für das sekundäre (Kausalitäts-)Stadium folgendermaßen verhält:

Realität der psychischen Kausalität
|
Substanz logisches Abstraktum,

stellte sich für den Auffassungsstandpunkt jene »logische« Differenzierung, welche Vannerus bei Wundt annahm, schematisch folgendermaßen dar:

Auffassendes supranaturales Subjekt

Seelenleben als Einheit seiner Verschiedenheiten [Logische psychische Substanz]

Seelenleben als koordinierte Verschiedenheiten [Logische psychische Monadologie]

Dieser Auffassung nach wissen wir dann allerdings weder, was das supranaturale Subjekt sein soll, noch ob es sich für den monistischen oder monadologischen Standpunkt entscheidet. Ich glaube aber, daß Wundt seiner unten zu behandelnden Fassung der Apperzeption zufolge und außerdem der bereits besprochenen Identitätstheorie nach zwar empirisch und, insofern sich der Wille in empirischen Verschiedenheiten »entdeckt«, auch metaphysisch — »protoplasmatisch« für die monadologische oder wenigstens für eine pluralistische Ansicht — dann aber in Hinblick auf einen metaphysisch-entwickelteren Standpunkt definitiv für die monistische Auffassung entscheidet, wobei dann in der Tat dem Willen oder der transzendentalen Apperzeption die Rolle eines supranaturalen Subjekts zufiele. — Gegen die pluralistische Auffassung wendet sich gleichfalls noch Vannerus[2]): Ist die Seele nichts weiter als eine Sukzession von psychischen Zuständen, so entstehen ebensoviele Bewußtseine und Iche, als es solche Zustände gibt. Diese Konsequenz werde aber durch die Tatsache widerlegt, daß es eine simultane Auffassung von den Gliedern in einer Mannigfaltigkeit gebe. Dagegen schlägt Vannerus für den Seelenbegriff die Be-

1) Archiv f. syst. Phil. I. 1895. S. 392.
2) Ebenda, S. 397.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeichnung »Organisation« vor: Die Seele sei eine lebendige Organisation, welche sich in einer, zu einer realen Einheit verbundenen Mannigfaltigkeit von Tätigkeitsformen und -graden präsentiert[1]). Der Wille aber müsse dann als eine bedingte und sekundäre Funktion betrachtet werden, die nicht ohne eine uneigentliche Erweiterung des Willensbegriffs mit der Grundtätigkeit des Seelenlebens identifiziert werden könne[2]).

Nun hat Wundt[3]) selbst in das Dilemma mit der logischen und realen Seelensubstanz klärend eingegriffen, indem er seinen scharfsinnigen Kritiker einer Antwort gewürdigt hat: Der logische Begriff eines »Subjekts der inneren Erfahrung«, so führt Wundt aus, könnte allerdings nicht entstehen ohne eine zugrunde liegende reale Einheit; aber diese ist nach der Aktualitätstheorie lediglich in dem Zusammenhang der psychischen Vorgänge selbst gegeben. Will man trotzdem den Substanzbegriff festhalten, so ergibt sich als dessen Inhalt lediglich der unmittelbare Zusammenhang der psychischen Vorgänge selbst, d. h. die Substantialitätstheorie geht ohne weiteres in die Aktualitätstheorie über[4]). Wenn Vannerus trotzdem an dem psychologischen Substanzbegriff festhalte, so sei wohl hauptsächlich als Grund für ihn die Tatsache maßgebend, daß nicht alle Bedingungen, die den Zusammenhang der »Bewußtseinsvorgänge« vermitteln, selbst als Bewußtseinsvorgänge gegeben seien[5]).

In dieser Ausführung macht das »trotzdem« Schwierigkeit. Es ist verständlich, weil Wundt die logische Substantialität nur als Korrelat der realen kennt. Aber wenn man sich auf den Standpunkt der Aktualitätstheorie stellt, diese alsdann als Anerkennung der realen psychischen Kausalität hinnimmt, sich also in das »sekundäre Stadium« versetzt, so muß man eben den »Zusammenhang« mit einer logischen Substanz zum Ausdruck bringen. Ich betrachte damit die Substanz als Realität und als Begriff nicht mehr als Korrelate und pflichte der Auffassung Vannerus' bei, wie sie von uns und soeben von Wundt selbst dargelegt worden ist.

Wichtig erscheint nun gerade in diesem Zusammenhang eine Bemerkung Raubs[6]): In ihren Erörterungen der Seelenfrage stimmen Lotze und Wundt in einigen Punkten überein. Beide verwerfen die Annahme eines unveränderlichen, hinter dem Inhalte der inneren Erfahrung liegenden Substrats, und beide, obgleich aus verschiedenen Gründen, erkennen die völlige Unvergleichbarkeit der psychischen und der physischen Vorgänge an, welche für die zwei Gebiete verschiedene Arten von Erklärung erfordert. Dagegen sind die Unterschiede groß, obgleich sie fast dieselben Argumente in Betracht ziehen. Für Lotze ist die Seele als Träger des Bewußtseins unmittelbar gegeben, und seine Beweise haben nur den Zweck, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken: Wundt will in der unmittelbaren Erfahrung einen Träger überhaupt nicht finden, und seine Argumente sollen nur die Unnötigkeit einer Annahme derselben dartun. Allein wenn seine Beweisführung richtig wäre, würde immerhin ihr ausdrücklich negativer Charakter zu der Frage nötigen, ob er alle Bewußtseinstatsachen

1) Archiv f. syst. Phil. I. 1895. S. 398.
2) Ebenda, S. 399.
3) Phil. Stud. 12. S. 1 ff.
4) Ebenda, S. 39.
5) Ebenda, S. 39 Anm.
6) Vgl. oben S. 16 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genügend berücksichtigt habe; wogegen bei den Argumenten Lotzes diese Ausführlichkeit nicht notwendig ist. — Von den drei Argumenten, die Lotze aufgestellt hat, will nach Raub Wundt keins gelten lassen. Die Einheit des Bewußtseins könne man nach Wundt durch ein mannigfaltiges Substrat erklären. [Das stimmt für die reine Apperzeption nicht mehr.] Es ist Raub auch nicht entgangen, daß sich die Dinglichkeit der äußeren Erfahrung nach Wundt ebensogut auch als eine Anwendung der aus der inneren realen Kausalität gefolgerten logischen Substantialität begreifen lasse[1]). Das Merkmal der räumlichen Selbständigkeit sei nach Wundt gar kein Kriterium des Dinges selbst. Die eigentlichen Merkmale seien die Selbständigkeit unseres Ichs und der stetige Zusammenhang unserer Vorstellungen. Dagegen sei für Wundt die räumliche Stetigkeit nur ein mittelbares Kriterium, und infolgedessen mache die Unanwendbarkeit dieses auf die innere Erfahrung nur klar, daß das Bewußtsein kein räumliches Ding ist, eine Voraussetzung, die aber in der Annahme dieses mittelbaren Kriteriums schon enthalten gewesen sei. Und weiter —: obgleich die Annahme eines beharrlichen Substrats schon dadurch unnötig gemacht werde, daß das Subjekt seiner selbst und seiner Selbständigkeit bewußt ist, soll dieses Subjekt keine Beharrlichkeit besitzen. Daß wir nicht imstande wären, die äußeren Objekte als beharrend zu beurteilen, ohne selbst mindestens ebensoviele Beharrlichkeit zu besitzen, scheine Wundt nicht eingeleuchtet zu haben.

Raub ist hier nicht ganz eindeutig zu verstehen; oben hat er doch bemerkt, daß es gelegentlich bei Wundt doch zu finden ist; er hätte also lediglich die Eindeutigkeit vermissen dürfen.

Indem wir uns nun der Kritik einer realgründlichen Substanz bei Wundt zuwenden, bedienen wir uns einer Notiz Flügels[2]) als eines bemerkenswerten Übergangs zu den ff. Besprechungen. Man könne von dem Geschehen nur dadurch den Widerspruch fernhalten, daß man es als verursacht auffasse — es liege also auf der Hand, daß die Erscheinungen in letzter Linie ihre Ursache in etwas finden, was nicht wieder unter den Begriff der Wirkung oder Erscheinung oder der substrativen Kraft falle; sonst wiederhole sich die Frage nach den Ursachen ins Unendliche. Wundt scheine jedoch die Denkoperationen, welche uns von den Erscheinungen zu den Substanzen führen, nur für subjektive Einrichtungen unseres Verstandes zu halten [logische Substantialität]. Weil er aber den Kausalbegriff nicht völlig objektiv fasse, darum auch nicht den Substanzbegriff. Das Hindeuten der Veränderung auf Ursachen und auf Substanzen sei ihm nur ein subjektives Nicht-anders-können; warum aber die Erscheinungen auf ein Substrat hinweisen, liege nach Wundt nicht in dem Widerspruch, welcher sich bei Nichtanwendung des S.-Begriffs ergeben muß — sondern es sei nach ihm die ganz populäre Gewöhnung, welche die Empfindungen zunächst des Gesichts- und Tastsinnes in der räumlichen Weise vorzustellen genötigt ist und darum auch die übrigen Sinnesempfindungen auf räumliche Substanzen bezieht. Es würden hier also die beiden so wichtigen Begriffe der Kausalität und der Substanz unmittelbar aus der ungesichteten psychischen Erfahrung herübergenommen[3]). — Eine folgenschwere methodologische Un-

1) Die Seelenlehre bei Wundt usw. S. 45.
2) Ztschr. f. exakte Phil. 12. S. 62.
3) Ebenda. S. 66.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stimmigkeit bei Wundt kennzeichnet auch Erhardt[1]). Wundt spreche zu wiederholten Malen von logischen Motiven, wo von objektiven Gründen die Rede sein sollte. Es sei allerdings zuzugeben, daß die Beschaffenheit der Sache, insofern sie sich im Bewußtsein darstellt, zum logischen Motiv weiterer Gedankenreihen werde; aber dieser Umstand berechtige schwerlich zu einer Ausdrucksweise, welche den objektiven Gesichtspunkt, der hier die Hauptsache ist, ganz in den Hintergrund treten lasse. — Mit Recht wird Wundt hier daran erinnert, daß ja der logischen Funktion der psychischen Kausalität auch nach seiner eigenen Theorie immer eine real-objektive Beziehung zugrunde liegen müsse; daß also Wundt entweder die Denkoperationen einer realen Substanz entspringen lassen, oder letztere, dann allerdings als rein logische, für das äußere Naturgeschehen aus dem Denken als dem einzig Realen folgern müsse. Denn damit sei nichts getan, führt Erhardt des weiteren aus, daß Wundt das Naturgeschehen logisch auffasse, daraus nun eine tiefere Einsicht in den Kausalzusammenhang zu gewinnen hoffe und ihn so gewissermaßen dem Subjekt näher bringen wolle. Dadurch werde nichts anderes erreicht, als daß sich die Welt im denkenden Subjekt gerade unrichtig abspiegele; denn wenn die Welt ein reales System von Ursachen und Wirkungen ist, so müsse sie auch als solches aufgefaßt werden und dürfe nicht anders begriffen werden[2]). — So dringt denn die Kritik mehr und mehr auf eine realgründliche Auffassung des Substanzbegriffs: nun allerdings in anderer Form, als Wundt ihn faßt. Sofern er nämlich die Beharrlichkeit oder Beständigkeit als absolute, nicht als relative verstehe, vermisse man bei dieser Definition von vornherein die beiden Bestimmungen, daß sie als das Wesen hinter der Erscheinung und als das Tätige in der Tätigkeit zu fassen ist. So Hartmann[3]). Erstere Bestimmung fehle offenbar deshalb, weil Wundt den Begriff der Erscheinung im Widerspruch mit seiner Willensmetaphysik nur als subjektive Erscheinung, d. h. als im »Verhältnis zum erkennenden Subjekt« kenne. Nun wäre ferner eine substanzlose Seelentätigkeit auch eine subjektlose. Subjekt und Objekt stellen sich nach Hartmann[4]) symmetrisch gleich zur Tätigkeit. Die erkennende Tätigkeit sei aber einerseits Produkt des realen Subjekts und realen Objekts und andererseits Mutterlauge für die Ausscheidung des gedachten Subjekts und gedachten Objekts, also von dem Subjekt in jeder Beziehung verschieden. Wundt aber begehe den Fehler, daß er in richtiger Einsicht von der Unhaltbarkeit der monadischen Seelensubstanz mit der Monadologie auch zugleich den substantiellen Seelenbegriff überhaupt fortwerfe und zu dem unserer geistigen Organisation widersprechenden rein »aktuellen Seelenbegriff« umspringe, anstatt den substantiellen Seelenbegriff zu Ende zu denken. Nehme man aber den substantiellen Seelenbegriff weg, so liege die Versuchung nahe, mit dem Materialismus wieder die seelische Tätigkeit auf die materielle Substanz als deren Grundlage zu beziehen[5]). Aber wenn man die augenblickliche universelle Aktualität als »aktuelle Ursache«, den Wesensgrund aber als substantielle Ursache bezeichne, so müsse man sagen, daß die vollständige Ursache jedes Geschehens, oder die Ursache im weitesten Sinne in der Einheit der substantiellen und aktuellen Ursache bestünde[6]). Denn daß auch jetzt noch Tätigkeit ist, könne seinen

1) Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 102. S. 147.
2) Ebenda. S. 148.
3) Pr. Jahrb. 66. S. 18f. 4) S. 22f. 5) Ebenda. 6) S. 29.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grund nur darin haben, daß erstens der Täter fortbesteht und daß er zweitens sich weiter betätigen will, mit a. W., daß ein beharrendes substantielles Subjekt hinter der Tätigkeit steht. Wundts Bekämpfung einer bloß substantiellen Kausalität erscheint nach Hartmann heute überhaupt gegenstandslos. Der Streit drehe sich nicht mehr um den Gegensatz einer bloß substantiellen oder bloß aktuellen Kausalität, sondern um den Gegensatz einer bloß aktuellen Kausalität und einer Einheit von substantieller und aktueller Kausalität als der so erst vollständigen Kausalität. Auf materiellem Gebiet soll also die Berücksichtigung der konstanten Bedingungen (der Materie als Substanz) mit in den berichtigten Kausalbegriff aufgenommen werden, auf geistigem aber soll die Berücksichtigung der konstanten Bedingungen (der Seele als Substanz) die Interpretation der Erscheinungen nach dem berichtigten Kausalbegriff ausschließen. Hier zeigt sich deutlich, schließt Hartmann, daß es lediglich Wundts Vorurteil gegen den substantiellen Seelenbegriff ist, was ihn dazu bringt, den »berichtigten Kausalbegriff« auf materiellem und geistigem Gebiet verschieden auszulegen und hier die Substanz als konstante Bedingung von ihm auszuschließen, die er dort in ihn einschließt[1]).

Volkelt[2]) bemerkt, daß wenn eine beharrende Substanz ihrem eigenen Begriff nach das absolut untätige Prinzip sei, sich in der Natur alle Veränderung und Kräftewirkung an einem gänzlich Veränderungslosen und Unlebendigen vollzöge. Aber der seiner starren Beharrlichkeit entkleidete Substanzbegriff stehe zur aktuellen Kausalität keineswegs im Widerstreit. Beziehe sich die Kausalität auf den Zusammenhang des Geschehens als solchen, so sei die Substanz eben die dem Geschehen immanente Kraft, sofern sie in Einheit mit sich bleibe. Faßt man die Substanz in diesem lebendigeren Sinne auf, so wird man in ihr nach Volkelt ein wesentliches Moment der aktuellen Kausalität selber erblicken dürfen. Was absolut beharrlich ist, das müßte aber auch in seinen äußeren Relationen beharrlich sein.

Zugleich zieht Volkelt[3]) nun auch bemerkenswerte Folgerungen aus diesen Erörterungen für die psychologische Untersuchung. Gibt man nämlich der Substanz jene Bedeutung einer in ihren mannigfaltigen Äußerungen mit sich eins bleibenden ideellen Kraft, so wird auch kein Hindernis vorliegen, den Substanzbegriff in der Psychologie anzuwenden. Ja gerade an den seelischen Erscheinungen wird dieser Begriff besonders deutlich zur Entfaltung kommen. Wundt dagegen, so bemerkt Volkelt weiter, schließe das Gebiet der inneren Erfahrung von der Herrschaft des Substanzbegriffs aus. Möglicherweise denke Wundt bei einer Seelensubstanz überhaupt stets an eine absolut einfache Substanz im Sinne Herbarts[4]).

In der Tat scheint es auch jetzt für Wundt gerade um der metaphysischen Wechselwirkung willen, ohne deren Annahme er teils seiner Willensmetaphysik und Identitätsphilosophie, teils aber auch seines empirischen Parallelismus halber nicht auskommt, der einzig fruchtbare Weg, das Substanzproblem hier anzuschneiden; bzw. da es hier ja bereits angeschnitten ist, es nicht wieder fallen zu lassen und an einer gänzlich unwirtlichen Stätte, nämlich der Interpretation des Dingbegriffes, aufzunehmen. Wir haben oben allerdings zugestanden, der letzte Austrag des Parallelismusproblems müsse erkennt-

1) Pr. Jhrb. 66. S. 30.
2) Phil. Mtsh. 27. S. 411 f. 3) S. 412. 4) S. 414.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nistheoretisch geschehen; denn anders kann man sich die »Auffassung« nicht erklären. Nun hat Wundt zwar einen erkenntnistheoretisch empfangenen Substanzbegriff hiermit geboten: aber wie sollte das, was selbst ganz und gar auf dem »Auffassungs«-Standpunkt erzeugt worden ist, nun Licht und Klarheit in das erkenntnistheoretische Rätsel am Anfang und Ende des psychophysischen Parallelismus bringen? Wir stehen hier noch immer vor einem offenen, ungetilgten Hiatus und erhoffen eine Lösung des Problems von weiteren erkenntnistheoretischen Untersuchungen.

Nun noch ein Wort: es wurde in diesen Blättern versucht, dem Wundtschen Parallelismus ein Prinzip der psychophysischen Energieumformung entgegenzustellen. Diese Theorie basiert auf der teleologischen Idee des Organismus, wie sie empirisch auch schon in den Erhaltungsprinzipien der Energie zutage getreten ist. Ich habe damals schon darauf hingewiesen, daß die Abneigung gegen den Gedanken der Wechselwirkung auf einer für den Organismus unpassenden Analogie der physischen, physiologischen, mit den physikalischen Energiegleichungen beruht — indem diese mechanisch funktionieren, die physiologischen Transformationen hingegen einem ökonomischen Prinzip unterstehen. Mindestens ist also überall da, wo eine teleologische Betrachtungsweise zulässig ist, also in organischen Verbindungen, ein Gegensatz von physischer und psychischer Kausalität nicht zu finden. Hätte Wundt nicht von vornherein die physische Kausalität der physikalisch-mechanischen koordiniert, so wäre der Kontrast, welcher sich aus der Dinglichkeit der äußeren Erfahrung und der Aktualität des psychischen Geschehens ergab, nicht zu einem gegenseitigen Ausschluß von Substanz und Kausalität fortgeschritten. Es hätte sich dann alsbald ergeben, daß das absolute Beharren der letzlich mechanistischen »äußeren Relationen« [ein absolutes Beharren vor allem in deren gegenseitiger Transformation] und das aktuelle Prinzip des psychischen Geschehens nicht hart und unvermittelt nebeneinander stehen; sondern daß zwischen sie beide die Kausalität des physiologischen Organismus getreten ist, welche ihrerseits zu den psychischen in einem ökonomischen, relativ-beharrlichen Äquivalenz- und Transformationsverhältnis steht. So wäre das lebendige Bild entstanden, welches namentlich die ebenerwähnten Hartmann und Volkelt in ihren Postulaten und Substanzbegriffen vor sich haben. Wundt könnte aus dem Begriff des Organismus, der in bezug auf seine Erhaltung eine konstante Reduktionsbasis besitzt und alle relativen Transformationen auf diese Basis hin orientiert, unmöglich mehr den starren Substanzbegriff bilden. Er läßt zwar die Transformation des Anorganischen ins Organische für die Physiologie des Organismus bestehen, hätte aber genau genommen den Gegensatz von Starrheit und Aktualität ganz ebenso zwischen mechanischer und physiologischer Kausalität errichten müssen, wie er es für die mechanische und psychologische getan hat. Denn vom organischen Standpunkt aus sind physische und psychische Energie die Glieder ein und derselben empirischen Transformationsgleichung.

Es ist indessen möglich, daß die eben besprochene ökonomische Betrachtung ein Entgegenkommen bei der Wundtschen Teleologie finden könnte. Ich wende mich infolgedessen nach dieser Untersuchung über die Wundtsche Substanz und Kausalität jetzt zu seiner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Teleologie.

Indem nach Wundt die aktuelle Kausalität Ereignisse nach dem Prinzip von Grund und Folge verknüpft, ist hier von vornherein ein Prinzip der Wechselbestimmung gegeben, wie denn auch schon das logische Prinzip des Grundes ein solches in sich schließt. Nach diesem Prinzip muß nämlich zwar jede Folge als zugehörig zu ihrem Grunde, umgekehrt aber auch der Grund als zugehörig zu seiner Folge angesehen werden[1]). Die so entstehende Umkehrung der Kausalität ist das Prinzip des Zwecks[2]). Sie beruht mithin auf der Möglichkeit, das Verhältnis der Bedingung und des Bedingten umzukehren und die progressive Richtung der Kausalität in die regressive des Zweckes zu verwandeln. Die Wirkung ist nun als der zu erreichende Zweck vorausgenommen, worauf die Bedingungen aufgesucht werden, die als die Mittel zur Herbeiführung dieses Zweckes sich darstellen[3]). Ursache und Mittel, Wirkung und Zweck sind zu äquivalenten Begriffen geworden. Jene Umkehrung ist immer statthaft, und ob die kausale oder teleologische Betrachtungsweise vorgezogen wird, hängt ganz von den Bedingungen des einzelnen Falles ab[4]).

Überall wo Zweckvorstellungen als kausale Bedingungen in den Verlauf des Geschehens eingreifen, da fällt das als Ursache wirkende Zweckmotiv keineswegs mit dem als Wirkung dieser Ursache erscheinenden objektiven Zwecke zusammen; der Erfolg überschreitet die Absicht des handelnden Wollens, oder bleibt hinter ihr zurück. Da auf diese Weise jeder Zweck, d. i. jede Wirkung verschieden gearteten Kausalreihen ihre Entstehung verdanken, untersteht die ganze teleologische Betrachtung Wundts dem Prinzip der Heterogonie der Zwecke[5]). So zeigt vor allem der Ursprung der organischen Zweckmäßigkeit, daß der Organismus überhaupt nicht mehr zweckmäßig genannt werden dürfte, wenn nur beabsichtigte und vorausgesehene Erfolge als Zwecke gelten dürften[6]).

Nun darf das Prinzip der Heterogonie nicht so verstanden werden, als sei überhaupt jede aus einer zwecksetzenden Tätigkeit hervorgehende Wirkung als objektiv erreichter Zweck zu betrachten. Was ist also »objektiver Zweck« — ?: Nur derjenige Erfolg ist ein objektiver Zweck zu nennen, der in der Richtung der vorausgehenden subjektiven Zweckvorstellung liegt, so daß er im Sinne derselben als zweckmäßig anerkannt werden muß[7]). Die einer bestimmten Wirkung vorausgehende Ursache muß den Charakter eines Motivs gewinnen; diese Ursache ist also ein von einer Zweckvorstellung geleitetes Wollen. Die Übung z. B., welche als Nebenerfolg einer mechanischen Arbeit eintritt, wird zum objektiven Zwecke dieser Arbeit, weil die Wirkung, d. i. die Übung, der in den Motiven des Arbeitenden gegebenen allgemeinen Zweckrichtung angehört[8]). Die psychologische Kausalerklärung wird zur Zweckerklärung, weil sie nur über gegebene Bewußtseinstatsachen Rechenschaft geben kann[9]).

Wird mit der Voraussetzung der substantiellen Ursache das Postulat der Notwendigkeit ihrer Wirkungen verbunden, so liegt darin eine Verneinung des Zweckes. Wird der Substanz dagegen Freiheit in der Hervorbringung ihrer Wirkungen zugeschrieben, so ist die Substanz selbst Zweckursache und schließt als solche jede zwingende Determination von sich aus[10]). Um die Natur-

---

1) Logik. I.[2] S. 635 ff.

2) System. I. S. 232. 3) S. 309. 4) S. 310. 5) a. a. O. S. 326 f. 6) S. 328. 7) S. 329. 8) S. 330. 9) S. 335. 10) S. 306.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

objekte zweckmäßig erscheinen zu lassen, genügt es, daß ihr Zweck als Vorstellung in unserem Geiste gelegen sei. So ist die Einheit der Naturgesetze zwar die Vorbedingung der realen Einheit des Universums, der Einheitsgedanke rechtfertigt sich jedoch nur aus der Zweckbeziehung der Erscheinungen, welche mit der empirisch gegebenen Anordnung der Materie verbunden wird[1]). Objektive Zwecke bleiben an die Grenzen des psychischen Lebens gewiesen[2]); die organischen Funktionen, rein physikalisch erklärt, sind nur subjektiv teleologisch orientiert, da man sich hier auf die Naturseite der Erscheinungen beschränkt. Die Interpretation wird jedoch objektiv-teleologisch erst in dem Augenblick, wo man auf die Triebe und Vorstellungen Rücksicht nimmt, die vom Standpunkte subjektiver Wahrnehmung aus als die zureichenden Motive der äußeren Handlung erscheinen[3]). Die mechanistische Betrachtung leistet nichts für die physiologische Kausalerklärung; die objektiv-teleologische Erklärung bleibt auf der Seite des geistigen Zusammenhangs der Erscheinungen[4]). Die »Anpassungs«-Theorie ist nur da objektiv-teleologisch, wo die Willenshandlungen der lebenden Wesen selbst einen Einfluß auf die Organisation gewonnen haben[5]); der Vitalismus ist also zu bekämpfen. Außerhalb der Lebenserscheinungen gibt es nur ein objektives Geschehen, welches objektiv-teleologisch betrachtet und im wahrsten Sinn des Wortes Entwicklung genannt werden kann: der allgemeine Zusammenhang der kosmischen Vorgänge überhaupt; denn hier ist die Natur Vorstufe des Geistes.

Der Leitsatz der Wundtschen Teleologie lautet: der Grund muß als zugehörig zu seiner Folge angesehen werden können. Was ist die »Folge«? Die letzte Folge ist Vergeistigung des Gesamtverlaufs der Naturvorgänge; da in der Folge der Grund enthalten bzw. der Grund in der Folge enthalten sein soll, so muß auch schon der Grund geistig, d. i. willensmäßig geartet sein. Indem aber das gesamte Naturgeschehen in das Geistesgeschehen übergegangen ist, wird die eine Seite der Identitätsgleichung Null. Also auch die ganze Gleichung. Das heißt: der objektive Zweck als Vollendung ist unbekannt. Dadurch zweckt die Wundtsche Teleologie auf eine Mittels-Betrachtung ab, und was er »objektiven Zweck« nennt, ist objektives Mittel. Die Garantie für dessen objektive Zweckmäßigkeit liegt dann lediglich im Satz vom Grunde. Es leuchtet ohne weiteres ein, weshalb für Wundt die Zweckbetrachtung zur Umkehrung der Kausalbetrachtung wurde —: einen Satz vom Zwecke gibt es nicht, es gibt nur einen Satz vom Grunde. Da aber ein Zweck gesetzt werden muß, so wird die Methode als Zweckbetrachtung angesehen, welche für die Zugehörigkeit des Grundes zur Folge bürgt: die umgekehrte Kausalbetrachtung. Wir verlassen uns also auf die Zugehörigkeit aller unserer Handlungen zum absoluten Zweck, weil dieser in der Geistigkeit unseres Wollens als Mittel in jeder Handlung gegenwärtig ist; Mittel ist aber diese Geistigkeit, weil der Satz vom Grunde gilt. Der Satz vom Grunde gilt nun aber, weil der Grund immer zur Folge gehört. Daß aber immer ein Grund zur Folge gehört, schließen wir aus einer Fülle empirischer Tatsachen, welche uns lehren, daß so und so oft eine Folge einen Grund gehabt hat. Was veranlaßt uns aber zu postulieren, daß immer ein Grund eine Folge habe —?: weil der Satz vom Grunde lebt. Da sich eine andere Möglichkeit nicht bietet, die Zweckbetrachtung

1) System. II. S. 63. 2) S. 68. 3) S. 69. 4) S. 70. 5) S. 72.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu rechtfertigen — da die regressive Kausalbetrachtung sich selbst einstellt, ohne daß wir wissen, weshalb, so läßt sich die Quintessenz der ganzen Wundtschen Teleologie in den Satz zusammenfassen: Der Satz vom Grunde ist Zweck seiner selbst. Die Frage: weshalb muß ein Zweck sein?, beantwortet sich also dahin: weil ein Zweck da ist. Die weitere Frage, weshalb sind wir in unseren logischen Denkoperationen genötigt, dieselbe Strecke: $a \vdash\!\!\dashv b$ das eine Mal so: $a \vdash\!\!\dashv\!\!\rightarrow b$, das andere Mal so: $a \vdash\!\!\dashv\!\!\leftarrow b$ zu durchlaufen, und weshalb wir nicht imstande sind, sie in einer dritten Richtung x nur einmal zu durchlaufen —: erledigt sich dann dahin: weil der Satz vom Grunde seinem eigentlichen Wesen nach unbekannt ist — also x ist, wie die eindeutige Richtung es wäre. Die Frage, weshalb sich dieses x gerade im Satz vom Grunde empirisch manifestiert, ist müßig. Der Satz vom Grunde vermag daher über seine eigene Zweckmäßigkeit keinen Aufschluß zu geben. Darum lautet die andere Zweckmäßigkeitsbasis der Wundtschen Teleologie: Der Satz vom Grunde ist in sich selbst zwecklos. Die Zweckmäßigkeit wird im Satz vom Grunde zugleich gesetzt und aufgehoben; weshalb wir aber »setzen« und »aufheben« überhaupt noch voneinander logisch scheiden, ist unerklärlich wie die logischen Operationen von Position und Negation. Sofern wir also mit dem Begriff »objektiver Zweck« das Bedürfnis nach einer Position verbinden und unser Sein, unser geistiges Sein, bejahen wollen, endet unser Streben in der Selbstverneinung des Geistes: damit sind wir zum Ausgangspunkt unserer Dialektik zurückgekehrt: die Identitätsgleichung am Anfang der Wundtschen Philosophie führt an deren Ende zu null. Damit wird die Wundtsche Teleologie weder positiv noch negativ: sie ist absoluter Nihilismus.

Wir werden nun im ff. sehen, daß alle Äußerungen Wundts zur Teleologie den Satz vom Grunde entweder als Position oder als Negation fassen. Dadurch erhält zugleich die Wundtsche Teleologie eine Bedeutung, welche wir sonst in der Philosophie mit diesem Begriff nicht zu verbinden gewohnt sind, nämlich die, daß darin nichts und Nichts gesetzt sind.

Wir erinnern uns nun dessen, daß die aktuelle Kausalität des Geistes das Medium zur Bildung der regressiven Zweckbetrachtung bzw. Kausalbetrachtung nach Wundt gewesen ist. Während eine substantielle Ursache die Notwendigkeit ihrer Wirkungen involviere, wahrt die Aktualität im Gegenteil die Freiheit der Wirkungen — bzw. der Ursachen zu den Wirkungen. Für das Naturgeschehen, dem Wundt die substantielle Kausalität beläßt, ist daher die Konstanz der Substanz in der Materie zugleich Garantie für die Zugehörigkeit jedes Grundes zu seiner Folge; hier gilt die physikalische Zweckbetrachtung, welche daher subjektiv-teleologisch ist.

Welches ist aber die Garantie dafür, daß jede Willenshandlung auch tatsächlich dem geistigen Geschehen angehört und nicht sporadisch auf- und untergeht —? Es ist nichts anderes als die empirische Gegebenheit, daß eine geistige Willensgemeinschaft existiert, zu der der Einzelwille gehört [als Grund zur Folge], welche ihm daher auch objektive Gültigkeit verleiht[1]). Was ist die notwendige Wirkung der aktuellen Kausalität? —: eine logische Substanz. Wir haben also für unsere Zweckbetrachtung überhaupt nur einen Maßstab, nämlich die logische Substantialität des aktuell-kausalen Geschehens.

1) System. II. S. 114 a. a. O.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was ist die von Wundt sog. reale und konstante Substantialität des Naturverlaufs —: ein Realgrund oder ein Begriffsgrund? Ein Begriffsgrund, d. i. eine Übertragung der logischen Substantialität des geistigen Prozesses. Der einzige Realgrund ist die Kausalität des »sekundären Stadiums« in der Dingbetrachtung. Hieraus ergibt sich eine weitere Auflösung des Substanzbegriffs, wie Wundt ihn faßt.

Der Organismus ist nur subjektiv-teleologisch betrachtet, wenn auf seine physikalische Beschaffenheit reflektiert wird; er wird objektiv-teleologisch angesehen, sobald wir seine physiologischen Funktionen mit den psychologischen in Zusammenhang bringen. Nun habe ich gezeigt, daß Wundt die Transformation des Anorganischen ins Organische für die Physiologie desselben bestehen läßt, daß er jedoch für das geistige Geschehen den seiner Starrheit halber unbrauchbaren Substanzbegriff umstößt. Ich habe ferner gezeigt, daß es schon ein Fehler war, die mechanistische Betrachtung der Physik in die Physiologie des Organismus herüberzunehmen, daß hier vielmehr im Verein mit dessen Psychologie ein ökonomisches Prinzip der relativen Transformations-Äquivalenz gilt. Nun frage ich: was ist der Wundtsche »objektive Zweck«, auf den Organismus angewandt, anderes, als eine Bestätigung meiner Kritik? Damit widerspricht aber die Teleologie Wundts seiner Substanztheorie, d. i. dem von ihm statuierten Gegensatz von Real- und Begriffsgrund.

Die bisherige Besprechung der Wundtschen Teleologie war prinzipiell. Soweit sie hier praktisch wird, erstreckt sie sich über Probleme, die dann in der Kritik seiner Ethik weitere Ergänzungen finden sollen[1]).

Ähnlich wie der prinzipiellen und metaphysischen Betrachtung der Teleologie der Satz vom Grunde vorangeschickt wurde, könnte der folgenden ein anderer vorausgehen: Die psychologische Kausalerklärung wird zur Zweckerklärung, weil sie nur über gegebene Bewußtseinstatsachen Rechenschaft geben kann. Für die praktische Beurteilung heißt es nun: wenn die Zugehörigkeit eines Grundes zu seiner Folge nötig sein soll, so muß es auch möglich sein, sie irgendwie nachzuweisen. Wir haben aus der theoretischen Erörterung die Erkenntnis mit herübergenommen, daß die absolute Gültigkeit des Satzes vom Grunde doch wenigstens auf gewisse empirische Tatsachen zurückführen müsse. Mindestens müßte das auf den Gebieten im allgemeinen möglich sein, auf die das Prinzip angewandt werden will. Wenn es also der Sinn der psychologischen Zweckbetrachtung sein soll, daß die Zweckerklärung über gegebene Bewußtseinstatsachen Rechenschaft geben könne, so muß ich wissen, was eigentlich psychologisch gegeben ist. Ich muß die Vorgänge, welche zum Postulat der Willensgemeinschaft geführt haben, an ihrer Außenseite betasten können.

Nun ist nicht zu verkennen, daß die Teleologie unserer Handlungen nach Wundt teils zu subjektiven, teils zu objektiven Zweckdeutungen Anlaß gibt. Subjektiv bleiben die Inhalte, welche mit dem Subjekt untergehen, objektiv werden die Inhalte, welche vom Subjekt aus auf die Gemeinschaft übergehen.

Bei irgendeiner Arbeit sei der Übungserfolg objektiv, das Arbeitsprodukt subjektiv zweckmäßig. Nehmen wir einen Klaviervirtuosen, am besten einen, der schon gestorben ist, weil sich hier der »Übergang« der subjektiven Leistungen in die objektive Willensgemeinschaft am ehesten prüfen läßt. Also etwa Alfred

1) Logik.[2] II.[2] S. 46.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reisenauer. War seine Fingerfertigkeit objektiver Zweck, wie man nach dem von Wundt gewählten Übungsbeispiel denken könnte? Keineswegs. Er kann allerdings technisch Schule gemacht haben, und neue Techniker können auf ihm weiterbauen. Aber was werden alle Klavierspieler bis an der Welt Ende davon haben, wenn sie technisch gut gebildet sind? Sie werden die Kompositionen reif und gut verarbeiten. Also insofern hat Reisenauer objektiv gewirkt. Was ist aber das Wesen einer Komposition und ihrer Verarbeitung?: es ist die ästhetische Widerspiegelung des Zeitgeistes in unendlicher Verarbeitung und Umformung. Also eine Idee. Wozu dient die Idee der Komposition? Sie wird auf den Geist der Empfänglichen klärend wirken, beruhigen oder erregen, jedenfalls aber Leben geben.

Dies alles von der Technik Reisenauers aus gefolgert. Nun schließe ich weiter: es könnte auch die musikalische Verarbeitung, die rein ideelle Fortpflanzung des Gedankens auf die Schüler und von da an weiter durch Generationen bis zur Idee hin wirken. Es könnte auch anderes von dem großen Virtuosen weiterwirken, was vielleicht gar nichts mit seiner musikalischen Mission zu tun gehabt hat; also etwa die rein menschliche Persönlichkeit, die auch auf Unmusikalische irgendwie gewirkt haben kann usw.

Es steht jedenfalls fest, daß einiges subjektiv geblieben, anderes objektiv geworden sein kann; vorausgesetzt natürlich, daß die Willensgemeinschaft aller möglich und für objektive Zwecke nötig ist. Wenn ich aber alles in allem sagen soll: was ist an Reisenauer objektiv zweckmäßig gewesen, so ist die Antwort: das weiß man jetzt noch nicht. Wird man es später wissen? wird man wissen, was an den umfassenden und unkontrollierbaren Wirkungen dieses Genies ihm gehörte, zu einer Zeit, wo nur noch der Musikhistoriker seinen Namen nennt?

Wundt wird sagen: das ändert daran nichts, daß er wirkt. Für die Frage aber, wie sich dann ein Ausgangspunkt von Zwecken zu seinen objektiv wertvollen Wirkungen verhalte, springt dann das Prinzip der Heterogonie der Zwecke ein.

Mit anderen Worten drückt dieses Prinzip nichts aus als die Tatsache, daß wir überhaupt keine Zwecke besitzen. Denn wo sollte der Zweck bei all seiner Heterogonie einmal eine Autogonie feiern? In der Dimension des x. Das Prinzip der Heterogonie sagt aber noch mehr: es besagt, daß wir nicht einmal wissen, wo wir die Kausalbetrachtung verlassen und die Zweckbetrachtung ausüben dürfen. In dem ich aber nicht weiß, welche Kausalreihen von einem Ausgangspunkt aus in objektive Zweckreihen umschlagen dürfen, bezweifle ich wenigstens für die Psychologie die Gültigkeit der Wundtschen Teleologie. Denn nichts bleibt mehr übrig, als die leere Forderung der unbestimmten Wirkung ins Unbestimmte. Diese Forderung ist allerdings so nihilistisch wie die Zweckmäßigkeit des Satzes vom Grunde. Die praktische teleologische Auffassung wird also von einem rein theoretischen Interesse geleitet. Man wird entgegnen, angesichts der empirischen Wirkungsfähigkeit des genannten Künstlers sei doch an der Möglichkeit seiner objektiven Bedeutung kaum zu zweifeln. Das gebiete einfach die Praxis. Ich entgegne: die Theorie hat diese ganze Teleologie diktiert. Von der praktischen Bewertung aus wäre niemand auf den ganzen Zweckverlauf Wundts gekommen. Praktisch fordert man wenigstens das eine, daß die Zweckerklärung über gegebene Bewußtseinstatsachen Rechenschaft ablege.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir werden dann gelegentlich der Kritik der Ethik Wundts weiter sehen, daß diese ganze Theorie ihren Ursprung offenbar in einer sehr einfachen empirischen Betrachtungsweise, ihr Ende aber in der Ethik findet. Es ist weiter nichts, als die Überschätzung des historischen Urteils. Dieses Urteil mag sich in gewissen Fällen rechtfertigen, ethisch ist es aber, wie wir sehen werden, mit den gegebenen Bewußtseinstatsachen unserer ethischen Beurteilung unverträglich. Es bedarf der theoretischen Erörterung dort nicht mehr: der Satz vom Grunde hat sich teleologisch schon hier zersetzt. Das Prinzip der Heterogonie ist theoretisch gar nicht nötig, weil es sich hier nicht darum handelt, bestimmte Kausalreihen in teleologisch gültige umzukehren; es genügte die Kausalbetrachtung an sich. Das Prinzip der Heterogonie ist aber praktisch nicht möglich, wenigstens nicht zur Zweckerklärung; psychologisch fällt es mit dem Prinzip der Resultantenbildung überein und ist nur ein anderer Ausdruck hierfür. Es ist also ein Prinzip der Heterogonie der Ursachen, da die logische Umkehrung des Kausal- in den Zweckgedanken nicht durchführbar ist.

Hartmann[1]) äußert sich in diesem Zusammenhang: Daß das psychische Subjekt, welches die kausalfinale kosmische Entwicklung stetig determiniert, ein einheitliches sein müsse, und daß der Zweck, dem die ganze Entwicklung dient, ein einheitlicher sein müsse — diesen Schluß zieht Wundt nicht, offenbar deshalb nicht, weil sein Begriff einer substanzlosen aktuellen Kausalität ihn zwingt, auch die aktuelle Teleologie als eine ebenso substanzlose und subjektlose, d. h. in der Luft schwebende aufzufassen, und weil es ihm metaphysisch feststeht, daß der Wille nicht eine einheitliche universelle Urkraft, sondern eine Vielheit individueller Willenseinheiten ist. Da nun offenbar die organisch-psychischen Individuen durch ihre psychische Zwecktätigkeit höchstens für den sehr beschränkten Umfang der von ihnen konstituierten Gemeinschaften oder Individuen höherer Ordnung, aber keinesfalls außerhalb dieser Gesamtzwecke oder Gemeinschaftszwecke setzen und verwirklichen können, so fällt erstens die universelle Einheit der kosmischen Entwicklung, zweitens der vor der Entstehung der Organismen liegende Teil der kosmischen Entwicklung und drittens der außerhalb der geistigen Gemeinschaften verlaufende Teil der kosmischen Entwicklung nicht unter die Zwecktätigkeit der organisch-psychischen Individuen, d. h. nicht unter die Wundtschen Erklärungsprinzipien der Teleologie. Wundt muß entweder auf eine einheitliche universelle Teleologie verzichten oder seine metaphysischen Prinzipien im Sinne eines absoluten teleologischen Subjekts modifizieren. Es ist nun ferner nach Hartmann[2]) teleologisch betrachtet offenbar zufällig, daß der objektive Erfolg den subjektiven Zweck überschreitet, wenn es auch, kausal betrachtet, notwendig sein mag. »Objektiver Zweck« ist offenbar ein Widerspruch in sich, wenn es nicht eine objektive Zwecktätigkeit oder Zwecksetzung gibt, und diese ist wiederum unmöglich ohne ein Subjekt, das diesen objektiven Zweck setzt. Gibt es aber kein Zweck-Subjekt, außer den individuellen Bewußtseinssubjekten, so gibt es auch keine anderen als subjektive Zwecke. Wenn aber an der »Heterogonie der Zwecke« noch etwas Wunderbares sei, bemerkt Hartmann[3]), so müßte Wundt ja unmittelbar zur Anerkennung einer unbewußten Zwecksetzung fortgedrängt werden, welche eine höhere Intelligenz als die bewußte entfaltet und die Beschränktheit der bewußten Intelligenz als Mittel für ihre Zwecke

1) Pr. Jhrb. 66. S. 126. 2) S. 130. 3) S. 131.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verwendet. Diese unbewußte Intelligenz könnte aber keine überlegene sein, wenn sie aus subordinierten Individualbewußteinen stammte, müßte aber als eine absolut unbewußte gefaßt werden — und das eben wolle Wundt nicht.

Wir wissen, wie sehr Wundt doch zu dieser unbewußten Zwecksetzung de facto gedrängt worden ist. Weder die »umkehrenden« Kräfte der zwecktätigen Funktionen im Satz vom Grunde noch auch die tatsächlich zur objektiven Zwecksetzung zugelassenen psychischen Kausalreihen sind bekannt. Unbekannt bleibt ja auch das übergeistige Stadium, auf welches die zweckmäßige Entwicklung im Werden des Geistes lossteuert. Denn dieses Werden des Geistes ist gleich dem Untergang des Geistes, sobald die Natur nicht mehr Vorstufe des Geistes, sobald also die Identitätsgleichung zerstört ist.

Hierüber findet sich Wichtiges bei Volkelt[1]): Es ist ja nicht zweifelhaft, daß ungewollte Zwecke »zweckmäßig« sein können. Ein Gegenstand ist zweckmäßig, wenn er zu gewissen Leistungen tauglich ist, die als wertvoll vorausgesetzt werden. Über das Verhältnis der Beschaffenheit dieses Gegenstandes zu ihren Ursachen ist damit aber nicht das Mindeste festgestellt. Das Zweckmäßige kann unter Umständen durch ein zufälliges Zusammentreffen höchst verschiedenartiger Ursachenreihen entstanden sein. Der Zweck im eigentlichen Sinne ist auch bei Wundt eine ganz bestimmte Art der Verursachung. Ursache ist hier nämlich der von Zweckvorstellungen geleitete bewußte Wille. Wenn daher Wundt ungewollte, aber zweckmäßige Nebenerfolge als objektive Zwecke gelten läßt, so liegt eine Verwechslung von Zweckmäßigkeit und Zweckursache vor, und die eigentümliche Bedeutung des Zweckes als einer besonderen Art von Verursachung wird gänzlich verwischt. Die regressiv-teleologische Betrachtung, welche über die progressiv-kausal gedeuteten Naturerscheinungen geworfen wird, ist nichts als eine subjektivistische Begriffsbeziehung[2]). Der zu einer objektiv nichts besagenden, rein subjektiven Betrachtungsweise verflüchtigte Zweckbegriff wird von Wundt nach Volkelt so behandelt, als ob er dem objektiv gültigen Kausalitätsprinzip koordiniert wäre. In Wirklichkeit ist aber in ihm nicht die Spur von Zweckursächlichkeit zu finden. Außerdem, wenn ich vom Bedingten, von den Wirkungen ausgehe, bemerkt Volkelt, und mich nach rückwärts wendend nach den Bedingungen und Ursachen frage, so verlasse ich nirgends das Kausalitätsprinzip. Die Wirkung wird einfach als Erkenntnisgrund der Ursachen benützt[3]).

Vor allem hat nun auch die Polemik Wundts gegen den Vitalismus Widerspruch hervorgerufen. Hierin äußert sich Erhardt[4]): Gesetzt, Wundt hätte damit recht, daß er die Zweckursachen im Sinne des Vitalismus und die Hypothese eines unbewußten Willens bekämpft —: so ist doch die Verwerfung des Vitalismus unmöglich auf dessen Widerspruch gegen die Kausalität zu gründen; denn ob die Kräfte, welche den Organismus aufbauen, mit oder ohne Bewußtsein zweckmäßig wirken, ist für ihre Vereinbarung mit der Kausalität vollkommen gleichgültig; wenn der bewußte Wille der Kausalität nicht widerspricht, so kann es der unbewußte ebensowenig. Der bewußte Wille kann höchstens als Reiz wirken und dadurch andere Kräfte ins Spiel setzen, die nun ihrerseits den Aufbau eines Organismus bewerkstelligen und so die eigentlich erzeugenden Ursachen der Zweckmäßigkeit werden[5]). Aber von Kräften

1) Phil. Mtsh. 27. S. 421. 2) S. 422. 3) S. 423.
4) Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 102. S. 153. 5) S. 154 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

physikalisch-chemischer Beschaffenheit ist es nach Erhardt unmöglich einzusehen, wie sie irgend welchen psychophysischen Vorgang als Reiz sollen empfinden und dann gar ein bestimmtes Organ zweckmäßig aufbauen können[1]). Die Beseitigung zwecktätiger, der organischen Substanz inhärierender Kräfte zugunsten der Erklärung der Zweckmäßigkeit des Organismus aus der Wirksamkeit des bewußten Willens kann sich höchstens auf die Voraussetzung stützen, daß es unmöglich sei, sich ein zweckmäßiges Wirken ohne Bewußtsein des Zweckes vorzustellen — oder auf den tatsächlichen Nachweis, daß die Zweckmäßigkeit des Organismus das Werk des bewußten Willens ist. Dagegen können wir tatsächlich im Organismus Kräfte nachweisen, die ohne Bewußtsein des Zweckes zweckmäßig wirken. Solche Kräfte sind z. B. Hunger und Durst[2]). Ohne diese Kräfte gibt es keine organische Zweckmäßigkeit. Jedoch mit ihrer Annahme ist auch die Möglichkeit gegeben, dem bewußten Willen einen Einfluß auf die Ausbildung des Organismus zuzuschreiben; die organisierenden Kräfte bleiben aber dabei immer die Hauptsache. Zugleich handelt es sich hier um Vorgänge, die teleologisch erklärt werden müssen und anders nicht zu erklären sind. Erhardt ist es auch, der die Frage nach den objektiven Kriterien für die Wahl zwischen kausaler und teleologischer Erklärung aufwirft. Wundt gibt nach Erhardt die Antwort in der Form, daß er das Zweckprinzip in dessen engerer Bedeutung auf den Fall beschränkt, wo die einer Wirkung vorausgehende Ursache den Charakter eines Motives gewinnt, d. h. wo die Ursache ein von einer Zweckvorstellung geleitetes Wollen ist. Das Übergreifen in die geistige Kausalität löst aber die Frage nicht allgemeingültig, wenngleich die teleologische Betrachtung dadurch reale Bedeutung erlangt. Wundt bevorzugt allzu einseitig das bewußte Wollen, nimmt aber seine Theorie eigentlich selbst wieder zurück, indem er einräumt, daß die tatsächlich zweckmäßigen Erfolge bei der Bildung des Organismus nicht als die vom Willen beabsichtigten angesehen werden können[3]).

Außerdem darf man, bemerkt Hartmann[4]), zum Verständnis der Reflex- und Triebhandlungen in den Individuen niederer Ordnung nicht die Analogie versimpelter Individuen niederer Ordnung im zentralisiertesten aller Organismen, im Menschen, heranziehen. Man muß sie an mehr dezentralisierten oder der Zentralisation gänzlich ermangelnden Organismen studieren. Dann ist die Zweckmäßigkeit der Reflex- und Triebhandlungen von der eigenen Intelligenz der Individuen niederer Ordnung bedingt. Die Nachhilfe einer übergeordneten und bewußten Intelligenz bildet einen Ausnahmefall. Selbstverständlich muß nicht nur den physiologischen Reizerscheinungen, sondern auch den chemischen Assimilationsprozessen des organischen Lebens eine psychische Innerlichkeit entsprechen —: nur daß diese Intelligenz unmöglich mehr als bewußte Intelligenz gedacht werden kann[5]).

Die Teleologie Wundts hat uns an den Ausgangspunkt dieses Kapitels über seine Metaphysik und Psychologie sowie Naturphilosophie zurückgeführt. Mehr noch: diese begann mit der Identität von Natur und Geist; jene endet den Prozeß mit der Selbstauflösung des Geschehens überhaupt. So hat sich

---

1) Ztschr. f. Phil. u. phil. Krit. 102. S. 155. 2) S. 156. 3) S. 155.
4) Pr. Jhrb. 66. S. 128 f. 5) S. 129.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch die hier eingehaltene Methode bislang bestätigt, nämlich das Wundtsche System einmal ganz als metaphysisches aufzufassen.

Und doch hat die ganze bisherige Untersuchung ein Problem unbeantwortet gelassen: wie es bei der metaphysischen Identität möglich sei, daß das empirische Subjekt zwischen Körper und Geist, zwischen Subjekt und Objekt scheide.

Die Frage nach der genannten Zwiespältigkeit in diesem monistischen und voluntaristischen System hat aber die fernere im Gefolge, wie aus dem Wollen das Vorstellen zu begreifen sei. Dies ist die Problemstellung der Wundtschen Metaphysik und Erkenntnistheorie.

Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Einzelbesprechung.

1) Godfrey H. Thomson, A Comparison of Psychophysical Methods. British Journal of Psychology. 1912. Bd. 5. S. 204—241.

Gegenstand der Abhandlung ist der Zusammenhang der Methode der richtigen und falschen Fälle und der Methode der ebenmerklichen Unterschiede mit jenem Verfahren zur Bestimmung der Reizschwelle, das G. M. Stratton unter dem Namen der Methode der Gruppen beschrieben hat. Das Wesen dieses Verfahrens besteht darin, daß die Versuche in Gruppen gemacht werden, innerhalb welcher der Reiz konstant bleibt, während er von Gruppe zu Gruppe nach den Vorschriften der Methode der ebenmerklichen Unterschiede geändert wird. In den einzelnen Gruppen sind die Experimente mit einer gleichen Anzahl von Nullversuchen unregelmäßig vermischt. Es handelt sich um eine Systematisierung der Nullversuche, durch welche eine Kombinierung der Einfachheit des Verfahrens der Methode der ebenmerklichen Unterschiede mit der Unwissentlichkeit der Versuche nach der Methode der richtigen und falschen Fälle erzielt werden soll. Dieses Verfahren bewährt sich besonders bei Versuchen an Kindern oder bei anthropologischen Untersuchungen an primitiven Völkern, da die Aufmerksamkeit der Vp. durch die Nullversuche wachgehalten wird. Die Verdoppelung der Anzahl der notwendigen Versuche wird durch diesen Vorteil sowie dadurch wettgemacht, daß die einzelnen Versuche rascher vor sich gehen, weil die Instrumente nicht nach jedem Versuche, sondern erst nach Absolvierung einer Gruppe gestellt werden müssen. Das Verfahren kann auch in der Art abgeändert werden, daß die einzelnen Gruppen in unregelmäßiger Folge dargeboten werden, wobei dann aus den Protokollen die Gruppe bestimmt wird, die eine gegebene Prozentzahl richtiger Urteile enthält.

Verf. stellt die Frage, ob zwischen den Daten, die nach den Vorschriften der drei zu untersuchenden Methoden gewonnen werden, irgendwelche Unterschiede bestehen. Die Rechenprozesse zur Auswertung der Daten sind nicht Gegenstand der Untersuchung, und es wird deshalb derselbe Prozeß auf die nach den Vorschriften der Konstanzmethode, der Methode der ebenmerklichen Unterschiede und der Gruppenmethode gesammelten Daten angewendet. Gearbeitet wurde mit Raumwahrnehmungen durch den Hautsinn, und zwar kam die Schwelle für die Wahrnehmung zweier gereizter Punkte als räumlich verschieden zur Beobachtung.

Die einzelnen Gruppen bestanden aus fünf Versuchen. In den absteigenden Reihen kam der erste Reiz zur Beobachtung, für den nicht alle Urteile auf »zwei Spitzen« lauteten, während in aufsteigenden Reihen die erste Gruppe bestimmt wurde, in der nicht mehr als eine Berührung mit zwei Spitzen falsch beurteilt wurde. Die der Größe nach geordneten Reize mögen

$$r_1 < r_2 < \ldots < r_n$$

heißen, und dem Urteile »zwei Spitzen« die Wahrscheinlichkeiten

$$p_1 < p_2 < \ldots < p_n$$

geben. Die inversen Wahrscheinlichkeiten sind dann

$$q_1 > q_2 > \ldots > q_n.$$

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wahrscheinlichkeiten, daß in einer gegebenen Gruppe wenigstens einmal eine Berührung mit zwei Spitzen unrichtig beurteilt werde, während dies in keiner höheren Gruppe geschah, sind

$$\begin{aligned}
P'_n &= 1 - p_n^5 \\
P'_{n-1} &= p_n^5 \left(1 - p_{n-1}^5\right) \\
P'_{n-2} &= p_n^5 p_{n-1}^5 \left(1 - p_{n-2}^5\right) \\
&\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots \\
P'_k &= p_n^5 p_{n-1}^5 \cdots p_{k+1}^5 \left(1 - p_k^5\right) = \prod_{\lambda=n}^{k+1} p_\lambda^5 - \prod_{\lambda=n}^{k} p_\lambda^5 \\
&\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots
\end{aligned}$$

und das arithmetische Mittel der Beobachtungen ist

$$T' = \sum_{k=1}^{n} P'_k r_k \,.$$

In den aufsteigenden Reihen ist zunächst die Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, daß der Reiz r wenigstens viermal richtig beurteilt wird. Diese ist offenbar

$$p^5 + 5\,p^4 q = p^4 (5 - 4\,p)$$

und die Wahrscheinlichkeit, daß r_k der erste solche Reiz sei, setzt sich zusammen aus der Wahrscheinlichkeit, daß dieses Ereignis auf r_k, aber auf keinen kleineren Reiz eintrete. Wir haben demnach

$$\begin{aligned}
P_1 &= p_1^4 (5 - 4\,p_1) \\
P_2 &= \left[1 - p_1^4 (5 - 4\,p_1)\right] p_2^4 (5 - 4\,p_2) \\
&\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots \\
P_k &= \prod_{\lambda=1}^{k-1} \left[1 - p_\lambda^4 (5 - 4\,p_\lambda)\right] - \prod_{\lambda=1}^{k} \left[1 - p_\lambda^4 (5 - 4\,p_\lambda)\right] \\
&\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots
\end{aligned}$$

für die Wahrscheinlichkeiten, und

$$T = \sum_{k=1}^{n} P_k r_k$$

für den Mittelwert der Beobachtungen.

Diese Formeln werden zunächst auf die Daten einer mit besonderer Sorgfalt hergestellten Versuchsreihe angewandt, in der die Gruppen unregelmäßig aufeinander folgten, und die hinreichend ausgedehnt war, um eine Bestimmung der p zu ermöglichen. Die beobachteten Werte, 3,5 und 2,71, stimmen mit den berechneten Werten, 3,67 und 2,75, vollständig überein. In einer anderen Versuchsreihe, die allerdings weder so ausgedehnt, noch mit der gleichen Sorgfalt hergestellt war, ist die Übereinstimmung der Rechnung und Beobachtung, 4,55 und 3,49 gegen 4,00 bzw. 3,69, geringer, jedoch noch immer befriedigend.

Die Bestimmung der erreichten Genauigkeit wird auf den wahrscheinlichen Fehler gestützt, wobei die im Archiv für die ges. Psychologie, Bd. XV, S. 313 erwähnten drei Fälle unterschieden werden. Aus den relativen Häufigkeiten der Urteile kann in verschiedener Weise ein Genauigkeitsmaß abgeleitet werden, allein bei den Daten der Methode der ebenmerklichen Unterschiede ist dies nur unter Voraussetzung einer bestimmten Fehlerverteilung möglich. Eine solche Hypothese wird z. B. gemacht, falls die Resultate nach der Methode der klein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sten Quadrate ausgeglichen werden, wie es gewöhnlich geschieht, in welchem Falle der wahrscheinliche Fehler nur die Bedeutung einer ungefähren Angabe des Streuungsmaßes hat. Es zeigt sich, daß in den vorliegenden Versuchen kein eindeutiger Schluß möglich ist auf den Unterschied zwischen den ebenmerklichen und ebenunmerklichen Reizen, oder auf den Einfluß des wissentlichen oder unwissentlichen Verfahrens.

Die Gruppenmethode ist eine Abart der Methode der ebenmerklichen Unterschiede, deren wesentlicher Unterschied von der Konstanzmethode darin liegt, in welcher Art die Verteilung der Schwellen vorausgesetzt wird. In der Konstanzmethode ist die relative Häufigkeit der Schwellen zwischen r_{k-1} und r_k

$$\Delta p_{k,\,k-1} = p_k - p_{k-1}\,,$$

während in der Methode der ebenmerklichen Unterschiede die P und P' die Wahrscheinlichkeiten ebenmerklicher, bzw. ebenunmerklicher Unterschiede vom Betrage r geben. Letztere Größen verlaufen sehr ruhig, während die $\Delta p_{k,\,k-1}$ unregelmäßig schwanken und häufig auch außermögliche (negative) Werte annehmen. Verf. unternimmt es, Größen abzuleiten, die in ihrem Verlaufe ruhiger sind und bei großer Versuchszahl mit den entsprechenden p's identisch werden sollen.

Es wird von der Überlegung ausgegangen, daß bei Wahrnehmung eines Reizes die Schwelle unterhalb dieses Reizes, und somit auch unterhalb jedes größeren Reizes lag. Ebenso folgt aus der Tatsache, daß ein Reiz nicht wahrgenommen wurde, daß die Schwelle über dieser Größe, und somit auch über jedem kleineren Reize lag. Hieraus folgt aber, daß bei Bestimmung der Häufigkeit, mit der die Reizschwelle kleiner, bzw. größer als eine gegebene Größe ist, ein Urteil über die Wahrnehmung eines Reizes als solches nicht nur für den Reiz, auf den es gegeben wurde, sondern auch für alle größeren Reize gezählt werden muß. Ebenso wird ein Fall, in dem ein Reiz nicht erkannt wurde, nicht nur für den betreffenden Reiz, sondern auch für alle kleineren Reize gezählt. Die unentschiedenen Fälle werden als richtige Urteile für alle höheren, als falsche Urteile für alle kleineren Reize gezählt und für den Reiz, auf den sie gegeben wurden, mit dem Betrage $\frac{1}{2}$ angesetzt. Nennen wir die so abgeleiteten Häufigkeiten, p', so ist klar, daß die Differenz

$$p'_{k+1} - p_k$$

nicht negativ werden kann, d. h. daß Verkehrtheiten erster Ordnung ausgeschlossen sind. Außerdem zeigt Verf. an vier Versuchsreihen, daß der Verlauf der p' mit dem der P gut übereinstimmt.

Ref. ist der Meinung, daß die Behandlung der Gleichheitsfälle nicht wesentlich mit dem Grundgedanken zusammenhängt, und daß möglicherweise eine andere Behandlung bessere Resultate ergeben könnte. Gegen den Gedanken aber, richtige Urteile auch für alle größeren, unrichtige Urteile auch für alle kleineren Reize zu rechnen, werden die Anhänger der Schwellenhypothese kaum ein gewichtiges Argument vorbringen können. Hieraus aber würde folgen, daß die Formeln Muellers und Wirths sich auf die p' und nicht auf die p beziehen, auf die sie gewöhnlich angewendet werden. Für den Standpunkt des Ref. besteht eine solche Schwierigkeit nicht, da die psychometrischen Funktionen so definiert sind, daß sie sich auf die p beziehen. Ohne auf Details einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß das Thomsonsche Verfahren, die Urteile zu zählen, darauf hinauskommt, die Funktion

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

$$p' = \frac{\int_{x_0}^{x} \Psi_2(x)\,dx + \int_{x_0}^{x} \Psi_3(x)\,dx}{\int_{x_0}^{x} \Psi_2(x)\,dx + \int_{x_0}^{x} \Psi_3(x)\,dx + \int_{x}^{x_n} \Psi_1(x)\,dx}$$

zu studieren, wobei

$$\Psi_1(x) = p\,, \qquad \Psi_2(x)\,, \qquad \Psi_3(x)$$

die psychometrischen Funktionen der drei Urteile sind. An diesem Ausdrucke erkennt man sofort, daß Verkehrtheiten erster Ordnung in den p' ausgeschlossen sind, und daß der Thomsonsche Zählprozeß eventuell so abgeändert werden kann, daß die Gleichheitsfälle ganz unberücksichtigt bleiben, da nach Wegfallen der Glieder, in denen $\Psi_2(x)$ vorkommt, die Formel noch immer ihren wesentlichen Charakter behält. Außerdem sieht man leicht, daß durch die Forderung, daß die p' überhaupt existieren sollen, bei asymptotischem Verlaufe der psychometrischen Funktionen diesen gewisse Bedingungen auferlegt werden, die vermutlich mit jenen zusammenhängen, die in dem Archiv für die ges. Psychologie, Bd. XVI, S. 176 dargelegt sind. Die p' sind aus den psychometrischen Funktionen abgeleitete Größen und stehen als solche auf der gleichen Stufe mit den nach den Wirthschen Formeln abgeleiteten Größen h, S, usf. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Nützlichkeit der Wirthschen Formeln schon erwiesen ist, während dieser Beweis für die Thomsonsche Formel noch nicht erbracht ist. Außerdem sieht man leicht, daß Thomsons Absicht, in den p' einen Ausdruck aufzustellen, der bei unbeschränkt wachsender Versuchszahl in die p übergeht, nicht erfüllt ist.

Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit einer neuen Hypothese über die psychometrischen Funktionen. Stellt man die psychometrische Funktion des Urteils »zwei Spitzen« durch eine Kurve dar, so ist die zwischen dieser ansteigenden Kurve und der Abszissenachse bis zum Punkte x eingeschlossene Fläche A die Wahrscheinlichkeit, daß auf irgendeinen Reiz kleiner als x ein solches Urteil abgegeben werde. Ebenso ist die zwischen dieser Kurve vom Punkte x an und der zur Abszissenachse parallelen Geraden $y = 1$ eingeschlossene Fläche B die Wahrscheinlichkeit des Urteiles »Eine Spitze« auf einen der Reize größer als x. Es ist demnach

$$p' = \frac{A}{A+B}$$

die Wahrscheinlichkeit, daß die Schwelle unterhalb x liegt. Da p diese Wahrscheinlichkeit direkt mißt, so glaubt Verf.

$$p = p' = \frac{A}{A+B}$$

setzen zu dürfen. Nimmt man den Punkt, für den $p = \frac{1}{2}$ als Ausgangspunkt der Messung, so ergibt sich nach einfachen Rechnungen aus dieser Beziehung die Differentialgleichung

$$\frac{dp}{dx} = \frac{2p(1-p)(2p-1)}{x}\,,$$

in der man die Veränderlichen ohne weiteres trennen kann. Ihre Lösung ist

$$hx = \frac{p-q}{\sqrt{pq}}\,.$$

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Größe h ist ein Parameter, der die Schnelligkeit des Anstiegs der Kurve bestimmt und demnach den Charakter eines Präzisionsmaßes hat.

Verf. bemerkt mit Recht, daß entweder in der Ableitung oder in den Voraussetzungen ein Fehler liegen müsse, da ja eine Ableitung a priori der psychometrischen Funktionen unmöglich ist. Nach Ansicht des Ref. liegt der Fehler in der Gleichsetzung von p und p', wie aus der oben gegebenen Formel für p' ersichtlich ist. Trotzdem ist die erhaltene Formel nicht ohne Interesse, und es verdient bemerkt zu werden, daß, wie ich durch private Information erfahre, durch diese Hypothese über die psychometrischen Funktionen eine Annäherung an die Erfahrung erzielt wird, die besser als die durch die Arctan-Hypothese erreichte, allein nicht ganz so gut ist wie die durch die $\Phi(\gamma)$-Hypothese gestattete Annäherung. Dies stimmt mit den Erfahrungen überein, die Ref. mit ähnlichen Ausdrücken gemacht hat. Der Grund der geringen Übereinstimmung scheint darin zu liegen, daß algebraische Funktionen sich den asymptotischen Werten zu langsam nähern. Die Folge davon ist, daß in den Beobachtungsgleichungen, die zur Bestimmung der Unbekannten dienen sollen, Werte von p, die der Null oder der Einheit nahe kommen, mit nur sehr geringem Gewichte angesetzt werden können und deshalb auf das Endresultat keinen, oder doch einen nur sehr geringen Einfluß haben. Die weitere Folge ist, daß diese Werte von p beträchtliche Abweichungen zwischen den beobachteten und berechneten Werten ergeben, die bei der Bildung der Summe der Quadrate der Abweichungen der beobachteten von den berechneeten mit dem gleichen Gewichte angesetzt werden müssen wie alle anderen Beobachtungen, was diese Summe natürlich entsprechend vergrößert.

Verf. unternimmt es schließlich, die Schwankungen der Schwelle innerhalb einer Sitzung zu untersuchen. Zu diesem Zwecke trägt er die Zeit, zu der ein Urteil abgegeben wurde, als Abszisse und die Intensität des Reizes als Ordinate auf und bezeichnet das einem solchen Punkte entsprechende Urteil mit einem Kreise oder einem Kreuze, je nachdem es auf zwei oder eine Spitze lautete. Hierauf zieht er eine möglichst horizontale Linie, die das Feld der Kreise von dem der Kreuze trennt, und die demnach das Fallen und Steigen der Schwelle im Verlaufe einer Sitzung darstellt. Ein solches Verfahren ist nicht frei von theoretischen Schwierigkeiten (die Anhänger des Begriffes einer zufällig schwankenden Schwelle werden eine solche Linie nur als Verlauf der scheinbaren, nicht der wirklichen Schwelle gelten lassen), und außerdem ist die Willkürlichkeit beim Ziehen dieser Linie sehr groß, allein immerhin glaubt Verf. es als wahrscheinlich ansehen zu dürfen, daß die Schwankungen der Schwelle einen Rhythmus zeigen, und daß der Schwellenwert in den ersten 50 Versuchen sinkt (Übung), um dann wieder zu steigen (Ermüdung). In den Vorversuchen, die vor Beginn der eigentlichen Experimente absolviert wurden, war die Schwelle wesentlich höher als in den eigentlichen Versuchen. Diese Tatsache erklärt sich vielleicht teilweise daraus, daß die Vp. den Vorversuchen erfahrungsgemäß nie die gleiche Aufmerksamkeit entgegenbringt wie den eigentlichen Versuchen.

Der letzte Abschnitt gibt die Selbstbeobachtungen der Vp., von denen die interessantesten sein dürften, daß alle Vp. unterhalb der Schwelle eine diffusse, undeutliche Empfindung beobachteten, und daß bei mangelnder Aufmerksamkeit die Schwelle besser ausgeprägt ist und geringere Schwankungen zeigt als sonst.

Man wird nicht in Abrede stellen können, daß Verf. das Problem, das er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich stellte, auch gelöst hat. Es lag offenbar außerhalb des Planes der Untersuchung, die Voraussetzungen der Methode selbst einer Kritik zu unterziehen. Eine solche Untersuchung würde ohne Zweifel zunächst die willkürliche Definition der als Maß der Sinnesempfindlichkeit zu nehmenden Größe zu untersuchen haben. Auf Grund einer solchen Kritik müßte dann eine allgemeine Theorie der psychophysischen Maßmethoden anzugeben versuchen, in welcher Weise die in dieser Definition liegende willkürliche Bestimmung zu treffen sei, damit der sich daraus ergebende Rechenprozeß dasselbe Resultat ergebe wie die anderen psychophysischen Methoden. Daß in den nach den Vorschriften der Methode hergestellten Versuchen nichts liegt, was eine solche Festsetzung unmöglich macht, geht aus Thomsons Resultaten unzweifelhaft hervor. Es erscheint wünschenswert, daß die verschiedenen angedeuteten Gedankengänge weiter verfolgt werden, und insbesondere, daß auch gezeigt wird, wie sich die Gruppenmethode bei Untersuchung der Unterschiedsempfindlichkeit gestaltet.

F. M. Urban (Philadelphia, Pa., U.S.A.).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeitschriftenschau.

Psychologische Studien. VIII. Heft 2, 3:

Stephanowitsch, Untersuchung der Herstellung der subjektiven Gleichheit bei der Methode der mittleren Fehler unter Anwendung der Registriermethode. (40 S.)

Deuchler, Beiträge zur Erforschung der Reaktionsformen. II. Abhandlung: Über einfache Reaktionen mit verschiedenen Erwartungsformen (Forts.). (109 S.)

Arps und Klemm, Untersuchungen über die Lokalisation von Schallreizen. Erste Mitteilung: Der Einfluß der Intensität auf die Tiefenlokalisation. (45 S.)

Zeitschrift für Psychologie. 64. Heft 1, 2:

Heymans, In Sachen des psychischen Monismus (2. Artikel). (33 S.)

Meyer, Über die Reproduktion eingeprägter Figuren und ihrer räumlichen Stellungen bei Kindern und Erwachsenen. (58 S.)

Köhler, Akustische Untersuchungen. III. Beobachtungen an hohen Tönen. IV. Zur Theorie der Klänge. (14 S.)

Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung. VII. Heft 2—3:

Müller-Freienfels, Über Denk- und Phantasietypen. (64 S.)

Aall, Zur Psychologie der Wiedererzählung. (26 S.)

Hentschel, Zwei experimentelle Untersuchungen an Kindern aus dem Gebiete der Tonpsychologie. (12 S.)

Muth, Über Ornamentationsversuche mit Kindern im Alter von sechs bis zehn Jahren. (49 S.)

Hellpach, Geopsychologische Mitteilung. (4 S.)

Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen. I. Heft 4—5:

Ziehen, Experimentelle Untersuchungen über die räumlichen Eigenschaften einiger Empfindungsgruppen. (111 S.)

Journal für Psychologie und Neurologie. 20. Heft 1, 2:

Rossi, Klinischer und anatomo-pathologischer Beitrag zur Kenntnis des sogen. Pellagratyphus. (23 S.)

Hassman und Zingerle, Untersuchung bildlicher Darstellungen und sprachlicher Äußerungen bei Dementia praecox. (38 S.)

Dearlorn, A Contribution to the Physiology of Kinesthesia. (22 S.)

Sammelbericht über die psychotherapeutische Literatur im Jahre 1910 und 1911. (31 S.)

Vox Internationales Zentralblatt für experimentelle Phonetik. XXIII. Heft 1. (Neugegr. mit Unterstützung der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung von H. Gutzmann und G. Panconcelli-Calzia.)

Vietor, Zur Einführung. (4 S.)

Zwaardemaker, Über den dynamischen Silbenakzent. (15 S.)

Meinhof, Die Bedeutung der experimentellen Phonetik für die Erforschung der afrikanischen Sprachen. (5 S.)

Hoffmann, Wissenschaft und praktische Stimmbildung. (6 S.)

Gutzmann, Aus der Praxis der experimentellen Phonetik. (9 S.)

Zumsteeg, Die funktionellen Stimmstörungen. (14 S.)

Calzia, Bibliographia phonetica und Annotationes phoneticae. (22 S.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

The British Journal of Psychology. V. Heft 4:

Flügel, The Influence of Attention in Illusions of Reversible Perspective. (41 S.)

Thomson, An Inquiry into the Best Form of the Method of Serial Groups. (19 S.)

Spearman, Correlations of Sums or differences. (10 S.)

Martyn, A Study of Mental Fatigue. (20 S.)

Wohlgemuth, On Memory and the Direction of Associations. (19 S.)

The Psychological Review. XX. Heft 2:

Thorndike, Ideo-Motor Action. (16 S.)

Franz, The Accuracy of Localisation of Touch Stimuli on Different Bodily Segments. (22 S.)

Pintner, Inner Speech during Silent Reading. (25 S.)

Dunlap, Obtaining the Meim Variation with the Aid of a calculating Machine. (4 S.)

Watson, Psychology as the Behaviorist views ist. (20 S.)

The Psychological Bulletin. X. Heft 2:

Bingham, Report of the American Psychological Association. (7 S.)

Abstracts of Papers. (37 S.)

The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods. X. Heft 3—4:

Fullerton, Percept and Object in Common Sense and in Philosophy. (7 S.)

Schmidt, Studies in the Structure of Systems IV. (11 S.)

Bode, The Method of Introspection. (6 S.)

Behavior Monographs. I. Heft 5:

Vincent, The Function of the Vibrissue in the Behavior of the White Rat. (81 S.)

Archives de Psychologie. XII. No. 48:

Henri und des Bancels, Sur l'Interprétation des Lois de Weber et de Jost. Recherches sur les Réactions des Cyclops exposés à la Lumière ultra-violette. (14 S.)

de Maday-Hentzelt, Réflexions sur l'amour maternel. (30 S.)

Menzerath, Contribution à la Psychoanalyse. (18 S.)

Pittard, Un cas de magie sympathique. (3 S.)

Sitzungsberichte der kön. preußischen Akademie der Wissenschaften. 1912. LIII:

Benno Erdmann, Erkennen und Verstehen. (31 S.)

Zeitschrift für Religionspsychologie. Bd. 6. Heft 10, 11:

Lehmann, Das Apriori der Geistesbildung und dessen Bedeutung als Andacht (I u. II). (55 S.)

Beermann, Jesaias und seine prophetischen Nachfolger im Lichte psychologischer Schrifterklärung (Schluß). (18 S.)

Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik. XIV. Heft 2:

Deuchler, Zur Psychologie und Morphologie der Schularbeit. (9 S.)

Schaefer, Elemente zur moralpsychologischen Beurteilung Jugendlicher. (9 S.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Scheinert, Der psychologische Ertrag der Grafschen Sammlung »Schülerjahre«. (7 S.)
Huther, Pädagogisch-psychologische Probleme. (11 S.)
Kleine Beiträge und Mitteilungen: Die Grundgedanken der Arbeitsschulbewegung und ihre Bedeutung für die Theorie und Praxis. — Über die Anlage zum Rechnen. — Die Vertretung der Psychologie und Pädagogik an den deutschen Hochschulen im Winterhalbjahr 1912/13. Ein Institut zur Wissenschaftlichen Erforschung der Leibesübungen. Der III. Deutsche Jugendgerichtstag.
Fischer, Akademischer Unterricht und Charakterbildung. (16 S.)
Huther, Pädagogisch-psychologische Probleme. (15 S.)
Meyer, Gibt es eine Übung außerhalb des Gedächtnisses? (23 S.)
Kleine Beiträge: Zum Werturteil Jugendlicher. Sammlung von Fragebogen, Führungslisten, Individualitätslagen in Schulen. Nationalkongreß für Jugendkunde in Ungarn usw.

Aus Pädagogische Reform. 34. Heft 8:
Jensen und Lamszas, Ein neuer Leseunterricht. III. Zur Psychologie des Lesens. (2 S.)

Aus »Eos, Vierteljahrsschrift für die Erkenntnis und Behandlung jugendlicher Abnormer«. IX. Heft 1:
Wilker, Über Alkoholismus, Schwachsinn, Vererbung. (9 S.)

A Gyermek. VII. 1:
Nemes, Leben und Zukunft der vorstädtischen Kinder.
Nagy, Eine Grundfrage der intellektuellen Entwicklung.
Nógrády, Kinderschriftsteller.
Experimentalpsychologischer Lehrkursus für Pädagogen.

The Journal of Educational Psychology. IV. Heft 2:
Pyle, Standards of mental Efficiency. (10 S.)
Winch, Mental Adaptation during the School Day as measured by arithmetical Reasoning (II). (14 S.)
R. Macdougall, The Child's Speech. V. The Mastery of the Tongue. (12 S.)
Evans, A Reaction Machine. (2 S.)
Dunlap, New uses for the Ewald Chronoscope. (2 S.)
Johnston, National Institution for Moral Instruction: A Correction. (1 S.)

Aus »The Training School«. IX. Heft 9—10:
Hickson, Medical Research at the Training School. (5 S.)
Doll, Laboraty Equipment. (4 S.)
Doll, Mental Tests at the Mental Hygiene Congress. (1 S.)
The De Moor Size-Weight Illusion. (4 S.)
Terman, The Sleep of the Feeble-Minded. (3 S.)

Aus »Educational Review«. 45. Heft 2—3:
Wolfe, The many-book versus the few-book course of study. (11 S.)
Gillette, Soziology as a high school subject. (7 S.)

L'Année Pédagogique. I. 1911:
Boutroux, L'école et la vie. (12 S.)
Cellérier, Idéal et éducation. (14 S.)
Dugas, La sympathie dans l'éducation. (32 S.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Cellérier, Etude psychologique des méthodes d'éducation. (14 S.)
X***, L'enseignement primaire. (14 S.)
Bibliographie pédagogique de l'année 1911. (390 S.)

Aus »L'Educateur Moderne«. VIII. Heft 2:
Cousinet, L'éducation esthétique à l'école primaire (II). (13 S.)
Maurice, Après l'examen des jeunes soldats. (6 S.)

Aus »Pflügers Archiv«. 150. Heft 1:
Höber, Messungen der inneren Leitfähigkeit von Zellen III. (31 S.)
Mangold, Zur tierischen Hypnose. (11 S.)
Hermann, Die theoretischen Grundlagen für die Registrierung akustischer Schwingungen. (20 S.)
Bocci, Die mit der komplexen Morphologie des Cortischen Organs am meisten im Einklang stehende Theorie des Gehörs. (17 S.)
Brücke und Satake, Beiträge zur Physiologie der autonom innervierten Muskulatur. VI. Über die Aktionsströme des Kaninchenösophagus während des Ablaufes einer Schluckwelle. (9 S.)
Dittler, Über die Begegnung zweier Erregungswellen in der Skelettmuskelfaser. (13 S.)
Baglioni, Über eine besondere Druckempfindlichkeit der Glans penis. Ein Beitrag zur Kenntnis der an dem Geschlechtsakte teilnehmenden peripheren Empfindungen.
Lasareff, Studien über das Weber-Fechnersche Gesetz. II. Mitteilung. Über den Einfluß der Geschwindigkeit des Reizzuwachses auf den Schwellenwert der Gesichtsempfindung.

Aus »Archivio di Fisiologia«. XI. Heft 1:
Siciliano e Vinaj, Studi sulla eccitibilità elettrica dei muscoli. (15 S.)

Imago. II. Heft 1:
Freud, Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. III. Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken. (21 S.)
Lorenz, Das Titanen-Motiv in der allgemeinen Mythologie. (51 S.)
Sachs, Carl Spitteler. (5 S.)
v. Hellmuth, Über erste Kindheitserinnerungen. (12 S.)
Reitz, Von der Kinderseele. (4 S.)
Lorenz, Tolstoy »Kindheit«. (3 S.)
Bibliographie für das Jahr 1912. (2 S.)

Journal de Psychologie normale et pathologique. X. Heft 1:
Pawlow, L'inhibition des réflexes conditionnels. (15 S.)
Verrier, Les variations temporelles du rhythme. (9 S.)
Puillet et Morel, La méthode des connaissances usuelles dans l'étude des démences. (12 S.)
Masselon, L'Hallucination et ses diverses modalités cliniques (II. L'Hallucination de l'ouie dans la démence paranoïde). (6 S.)
Polimanti, Etude de quelques nouvelles illusions optiques géométriques. (5 S.)

Revue de Psychiatrie et de Psychologie expérimentale. XVII. Heft 1:
Marchand, Du rôle de l'alcoolisme dans la pathogénie de l'épilepsie. (14 S.)
Bessière, La maladie d'Alzheimer. (6 S.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pasturel et Carras, L'idéalisme passioné chez Stendhal. (3 S.)
Juquelier, A propos des internements dits abusifs. (3 S.)
Vinchon, A propos de la Tanatophilie des Habsbourg. (2 S.)
de Lorde et Binet, La psychiatrie au théâtre: les »Invisibles«. (4 S.)

Aus »Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik«. 51. Heft 1—4:

v. Höpler, Einiges über Zeugenaussagen. (10 S.)
v. Hentig, La Mettrie als Kriminalanthropologe. (7 S.)
Grosch, Zur Psychologie des Lustmörders. (3 S.)
Mezger, Über Kriminalpsychologie. (22 S.)
Strasser, Das Kumulativverbrechen. Ein Beitrag zur Psychologie der Kollektivverbrechen. (40 S.)
v. Mach, Ein Beitrag zur Psychologie der Zeugenaussagen. (8 S.)
Kleinere Mitteilungen:
Näcke, Musik als Reiz für Verbrechen. — Erinnerungstäuschungen in Biographien usw. — Stottern und Nervosität. — Heilung des Irrsinns durch Aberglauben. — Das Kind, sein Wesen und seine Entartung.

Aus »Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie«. IX. Heft 5:

Auerbach, Zur Plastizität des Schädels mit Bemerkungen über den Schädelindex. (8 S.)
Alsberg, Gibt es eine durch Umwelt-Einflüsse hervorgerufene, schon nach kurzer Zeit zutage tretende Umgestaltung körperlicher Eigenschaften? (5 S.)

Aus »Scientia«. Jahrg. VII. Bd. XIII. Nr. XXVII, 1:

Brillouin, Propos sceptiques an sujet du principe de relativité. (18 S.)
Rignano, Che cos' è il ragionamento? (25 S.)
Kühnert, Die ideographische Schrift und ihre Beziehung zum Sprachbau im Chinesischen. (11 S.)
Marchesini, La modernité des vues pédagogiques de Jean-Jacques Rousseau. (7 S.)

Aus »Fortschritte der naturwissensch. Forschung«. Bd. VI und VII:

Bumke, Zur Frage der funktionellen Psychosen.
Franz, Vergleichende Neurologie und Psychologie.

Archiv für systematische Philosophie. XIX. Heft 1:

Frankl, Ein Kalkül für kategorische (Gewißheits-)Schlüsse. (8 S.)
Trebitsch, Die Sinne und das Denken. (11 S.)
Fahrion, Der Begriff der Wahrheit. (5 S.)
Coralnik, Die Voraussetzungen der Renaissance. (18 S.)
Hoffmann, Sprachliche Logik und Mathematik. (7 S.)
Schwadron, De naturae saltibus. (15 S.)
v. Stern, Eine monistische Ethik und ihr Rezensent. (20 S.)
v. Havay, Über primitive Zeitauffassung. (21 S.)

Zeitschrift für Philosophie und philosoph. Kritik. Bd. 149. Heft 1:

Rehmke, Anmerkungen zur Grundwissenschaft. (29 S.)
Reinach, Die Überlegung, ihre ethische und rechtliche Bedeutung. (Schluß.) (28 S.)

Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Korwan, Dorners Kritik des Pessimismus. (28 S.)
Movy, Zur Kritik der Erkenntnistheorie. (20 S.)
Nohl, Eine historische Quelle zu Nietzsches Perspektivismus: G. Teichmüller, Die wirkliche und die scheinbare Welt. (9 S.)
Sange, Verhandlungen des ersten deutschen Soziologentages. (4 S.)

Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. (Herausg. E. Husserl. Verlag Niemeyer, Halle.) Band I:
Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie.
Pfänder, Zur Psychologie der Gesinnungen.
Geiger, Beiträge zur Phänomenologie des ästhetischen Genusses.
Scheler, Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik.
Reinach, Die apriorischen Grundlagen des bürgerlichen Rechtes.

Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Übersicht der Philosophie der Gegenwart. (Herausg. Frischeisen-Köhler. Verlag Mittler, Berlin.) Jahrgang I:
Cassirer, Erkenntnistheorie nebst den Grenzfragen der Logik. (59 S.)
Hönigswald, Naturphilosophie. (39 S.)
Laue, Das Relativitätsprinzip. (30 S.)
Frischeisen-Köhler, Das Zeitproblem. (48 S.)
Schultz, Die Philosophie des Organischen. (23 S.)
Cohn, Grundfragen der Psychologie. (36 S.)
Messer, Die experimentelle Psychologie im Jahre 1911. (34 S.)
Mehlis, Geschichtsphilosophie. (31 S.)
Spann, Soziologie. (21 S.)
Utitz, Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. (43 S.)
Übersicht der besprochenen Literatur. (17 S.)

Revue Philosophique. 38. Heft 3:
Paulhan, Qu'est-ce que la vérité? (1. Art.) (26 S.)
de Roberty, Le concept sociologique du progrès. (11 S.)
Joteyko, Les défenses psychiques (Schluß). (12 S.)
Kostyleff, Recherches sur le mécanisme de l'imagination créatrice. (15 S.)
Dugas, Un paradoxe psychologique. La théorie de James-Lange. (8 S.)

Revue de Philosophie. XIII. Heft 3:
Toulemonde, L'art d'exercer l'autorité. (32 S.)
Charles, La metaphysique du Kantisme II, Les catégories. (25 S.)
Valensin, D'une logique de l'action. (8 S.)
Pradel, Autour de la méthode d'immanence. (18 S.)
Lettre du R. P. Gény. (2 S.)
Rohellec, La théorie des passions chez saint Thomas. (9 S.)

La Cultura Filosofica. VII. Heft 1:
Fanciulli, La psicologia del giuco. (Schluß.) (18 S.)
Mondolfo, Personalità e responsibilità nella democrazia. (18 S.)
Bonaventura, La memoria affettiva. (36 S.)

Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Literaturbericht.

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift für Psychologie. 64. Heft 3—6:

v. Maltzew, Das Erkennen sukzessiv gegebener musikalischer Intervalle in den äußeren Tonregionen. (97 S.)

Baade, Über Unterbrechungsversuche als Mittel zur Unterstützung der Selbstbeobachtung. (Vorläufige Mitteilung.) (19 S.)

v. Wartensleben, Über den Einfluß der Zwischenzeit auf die Reproduktion gelesener Buchstaben. (65 S.)

Müller-Freienfels, Typenvorstellungen und Begriffe. (48 S.)

Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung. Beiheft 6:

Thurnwald, Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern auf dem Bismarck-Archipel und den Salomo-Inseln (mit 21 Tafeln). (163 S.)

The Psychological Bulletin. X. Heft 3: General Reviews and Summaries:

Bentley, Sensation (General). (3 S.)

Holt, Vision (General Phenomena). (7 S.)

Ferree, Vision-Peripheral and Foreal. (6 S.)

Huyes, Vision-Color Defects. (6 S.)

Ogden, Hearing. (9 S.)

Gamble, Taste and Smell. (2 S.)

Pierce, Synaesthesia. (1 S.)

The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods. X. Heft 5—7:

Overstreet, Philosophy and our legal Situation.

Stevens, A peculiar collective Illusion.

Singer, Man and fellow-man.

Fullerton, Percept and Object in Common Sense and in Philosophy. II.

Krueger, Consonance and Dissonance.

Boodin, Individual and Social Minds.

Pillsbury, »Fluctuations of Attention« and the Refractory Period.

Adams, »Everybody's World« and the Will to Believe.

Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik. 14. Heft 4:

Kemsies, Zur Psychologie und Pädagogik der Hausarbeiten. (14 S.)

Meyer, Zur Psychologie des kleinen Einmaleins. (4 S.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hasserodt, Bilderunterricht. Eine experimentelle Untersuchung über die Einführung in das künstlerische Bildverständnis durch Besprechung und nachschaffendes Zeichnen. (12 S.)

Szidon, Die Verhandlungen des 1. Ungarischen Kongresses für Kinderforschung. (6 S.)

Kleine Beiträge: Akademische pädagogische Gruppen. Lehrerschaft und wissenschaftliche Pädagogik. Psychologisches Institut des Leipziger Lehrervereins usw.

Aus »Educational Review«. 45. Heft. 4:

Armstrong, German culture and the universities. (14 S.)

Butler, Alexander Hamilton. (19 S.)

Zeitschrift für Sinnesphysiologie. 47. Heft 2—3:

Marx, Untersuchungen über Fixation unter verschiedenen Bedingungen. (18 S.)

Hermann, Über die Fähigkeit des weißen Lichtes, die Wirkung farbiger Lichtreize zu schwächen. (9 S.)

Zimmer, Die Ursachen der Inversionen mehrdeutiger stereometrischer Konturenzeichnungen. (53 S.)

Langenbeck, Die akustisch-chromatischen Synopsieen. (23 S.)

Paschen, Physiologische Erscheinungen bei der Übereinanderlagerung von Halbschatten. (10 S.)

Frankfurther und Thiele, Experimentelle Untersuchungen zur Bezoldschen Sprachsext. (27 S.)

Brain. XXXV. Heft 3:

Lidbetter und Nettleship, On a Pedigree showing both Insanity and complicated Eye Disease: Anticipation of the mental Disease in successive Generations. (27 S.)

Sauger, A Case of progressive lenticular Degeneration. (21 S.)

Gardner, A Case of periodic Paralysis. (11 S.)

Vox. XXIII. Heft 2:

Hegener und Panconcelli-Calzia, Die einfache Kinematographie und die Strobokinematographie der Stimmlippenbewegung beim Lebenden. (2 S.)

Schär, Über die Vitalkapazität bei Taubstummen. (11 S.)

Zumsteeg, Die funktionellen Stimmstörungen. (13 S.)

Panconcelli-Calzia, Die Verwendung der Tintenschrift am Lioretgraphen und ihre Bedeutung für linguistische Forschungen. (6 S.)

Aus Pflügers Archiv. 150. Heft 9—12:

Mares, Änderungen der Reaktionsweise des Nerven auf die Pole des galvanischen Stromes. Zugleich ein Beitrag zur Bewertung physikalisch-chemischer Theorien in der Physiologie. (52 S.)

Kato, Zur Physiologie der Binnenmuskeln des Ohres. (57 S.)

Aus »Zeitschrift für Schulgesundheitspflege«. XXVI. Heft 4:

Kleinere Mitteilungen. — Psychologie jugendlicher Verhafteter. — Eine Ausstellung, das Kind in seiner körperlichen und geistigen Entwicklung.

Generated on 2019-11-22 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Klinik für psychische und nervöse Krankheiten. VIII. Heft 1:
Elstein, Zur Polydaktylie in der Familie Bilfinger. (10 S.)
Deist, Über Luminal. (19 S.)
Leo, Die Heine-Medinsche Krankheit in ihren Beziehungen zur Chirurgie. (67 S.)

Revue de Psychiatrie. XVII. Heft 3:
Strauss, La nouvelle loi sur le régime des aliénés. (29 S.)

Archiv für Geschichte der Philosophie. XIX. Heft 3:
Maywald, Kants Beweis für die transzendentale Synthesis der Einbildungskraft. (21 S.)
Noll, Herders Verhältnis zur Naturwissenschaft und dem Entwicklungsgedanken. (37 S.)
Müller-Freienfels, Nietzsche und der Pragmatismus. (20 S.)
Schacht, Kants Ästhetik und die neuere Biologie. (11 S.)
Arndt, Zu Heraklit. (8 S.)
Beilage:
Opitz, Das Ich als Dolmetsch für die Erkenntnis des Nicht-Ich. Eine Untersuchung über die metaphysischen Grundlagen des Erkenntnisverfahrens. (42 S.)

Kant-Studien. XVIII. Heft 1, 2:
Messer, Zum 70. Geburtstag Hermann Siebecks. (4 S.)
Natorp, Recht und Sittlichkeit. (79 S.)
Kuntze, Kritischer Versuch über den Erkenntniswert des Analogiebegriffs. (19 S.)
Katzer, Kants Prinzipien der Bibelauslegung. (30 S.)
Buchenau, Bericht über den V. Kongreß für experimentelle Psychologie. (4 S.)

Mind. No. 86:
Alexander, Collective Willing and Truth. II. (29 S.)
Mackenzie, A Sketch of a Philosophy of Order. (27 S.)
Quick, Bergson's »Creative Evolution« and the Individual. (14 S.)
Knox, William James and his Philosophy. (12 S.)
Schiller, Formalism in Logic. (7 S.)
Stebbing, The »Working« of »Truths«. (4 S.)
Ross, Inversion and the diagrammatic Representation of negative Terms. (4 S.)
Rieber, Is Inversion a valid Inference. (2 S.)

Revue philosophique. 38. Heft 4:
Belot, Une Théorie nouvelle de la Religion. (45 S.)
Paulhan, Qu'est-ce que la Vérité? (2. Art. u. Schluß.) (20 S.)
Dauriac, Le mouvement Bergsonien. (15 S.)

Revue de Philosophie. 13. Heft 4:
Veronnet, Les hypothèses cosmogoniques. (30 S.)
Charles, La métaphysique du Kantisme III. — Les formes de l'intuition sensible. (26 S.)
Diès, Revue critique d'histoire de la philosophie antique (Socrate). (32 S.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Preis eines Bandes (4 Hefte) M. 20.—

ARCHIV

FÜR DIE

GESAMTE PSYCHOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG

VON

PROF. H. HÖFFDING IN KOPENHAGEN, PROF. F. JODL IN WIEN, PROF. F. KIESOW IN TURIN, PROF. A. KIRSCHMANN IN TORONTO (CANADA), PROF. E. KRAEPELIN IN MÜNCHEN, PROF. O. KÜLPE IN BONN, DR. A. LEHMANN IN KOPENHAGEN, PROF. TH. LIPPS IN MÜNCHEN, PROF. G. MARTIUS IN KIEL, PROF. G. STÖRRING IN STRASSBURG I. ELS. UND PROF. W. WUNDT IN LEIPZIG

HERAUSGEGEBEN VON

E. MEUMANN UND **W. WIRTH**

PROFESSOR AM ÖFFENTLICHEN VORLESUNGSWESEN IN HAMBURG

A. O. PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT LEIPZIG

XXVII. BAND, 3. u. 4. HEFT

MIT 36 FIGUREN IM TEXT

LEIPZIG

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN

1913

Ausgegeben am 23. Mai 1913

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bemerkungen für die Mitarbeiter.

1. Das **Archiv** erscheint in Heften, deren je vier einen Band von 36 Bogen bilden.
2. Sämtliche **Handschriften** sind druckfertig einzuliefern; größere Änderungen im Satz sind unzulässig. Abhandlungen aus den Gebieten der Raum- und Zeitvorstellungen, der Sinnespsychologie, der Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane sind an Prof. Dr. W. Wirth, Leipzig, Simsonstraße 11^{III}, alle anderen an Prof. Dr. E. Meumann, Hamburg, Park-Allee 5, zu richten. Die Veröffentlichung geschieht in der Reihenfolge des Eingangs, jedoch bleiben Änderungen vorbehalten.
3. **Zeichnungen** sind auf besonderen Blättern zu liefern; außergewöhnliche Anforderungen an die Herstellung der Abbildungen bedingen vorherige Vereinbarung; dies gilt auch für größere und schwierige Tabellen. — Alle Tafel-Beigaben können nur auf Kosten der Verfasser hergestellt werden.
4. **Honoriert** werden die Abhandlungen bis zu drei Bogen mit ℳ 30.—, die Referate einschließlich der Sammelreferate und der Einzelbesprechungen mit ℳ 40.— für den Bogen. Die Honorare gelangen beim Schluß eines Bandes zur Auszahlung. Alle Kosten für Satz, Druck, Korrekturen usw. von Abhandlungen sind, soweit sie den Umfang von fünf Bogen überschreiten, von den Verfassern selbst zu tragen.
   Dissertationen sind von der Honorierung ausgeschlossen.
5. **40 Sonderdrucke** der Abhandlungen, sowie der Sammelreferate und der Einzelbesprechungen werden unberechnet geliefert, weitere gegen Berechnung, von den Referaten eine kleinere Anzahl auch unberechnet, aber nur auf Bestellung.
6. **Korrekturen** sind umgehend zu erledigen und an die Verlagshandlung (ohne die Handschrift) zurückzusenden.
   Änderungen des Aufenthalts sind sofort der Verlagshandlung mitzuteilen.
7. Die **Orthographie** ist die in Deutschland, Österreich und der Schweiz amtlich eingeführte (s. Duden, Wörterbuch, 8. Auflage, Leipzig 1909).
8. Für das **Referatwesen** ist mit dem 21. Bande Herr Dr. R. H. Goldschmidt als Mitherausgeber in die Redaktion eingetreten; die Herren Mitarbeiter werden gebeten, die Manuskripte aller Referate an seine Adresse zu senden: Hamburg, Curschmannstraße 13 (vgl. Nr. 10).
9. Bei **Referaten** sind bei Werken Titel, Jahreszahl, Verleger, Seitenzahl und Preis, bei Aufsätzen Titel, Band, Jahreszahl der betr. Zeitschriften anzugeben.
10. Gesuche wegen Überweisung von **Rezensions-Exemplaren** sind an Prof. Dr. E. Meumann, Hamburg, Park-Allee 5, oder an Dr. R. H. Goldschmidt, Hamburg, Curschmannstr. 13, zu richten (vgl. Nr. 8).

Herausgeber und Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig und Berlin

Psychologische Untersuchungen

Herausgegeben von

Theodor Lipps

I. Band. (4 Hefte.) Mit 1 Tafel. gr. 8. III, 722 S. . . ℳ 20.—

1. Heft. **Lipps, Th.,** Bewußtsein und Gegenstände. (S. 1—204) . . ℳ 5,60
2. » **Aster, E. v.,** Untersuchungen über den logischen Gehalt des Kausalgesetzes. (S. 205—324) . . . . . ℳ 3,40
3. » **Geiger, Moritz,** Methodologische und experimentelle Beiträge zur Quantitätslehre. Mit 1 Tafel. (S. 325—522) ℳ 5,—
4. » **Lipps, Th.,** Die Erscheinungen. Die physikalischen Beziehungen und die Einheit der Dinge. Zur Frage der Realität des Raumes. Das Ich und die Gefühle. Das Wissen von fremden Ichen. (III u. S. 523—722) . . . ℳ 6,—

II. Band. (4 Hefte.) gr. 8.

1. Heft. **Lipps, Th.,** Zur »Psychologie« und »Philosophie«. Worte. Das »Cogito ergo sum«. Gefühlsqualitäten (S. 1—110) . ℳ 5,—
2. u. 3. Heft. **Lipps, Th.,** Zur Einfühlung (S. 111—492). . . . . ℳ 18,—

Soeben erschien:

Geist und Körper — Seele und Leib

Von **Ludwig Busse**

Zweite Auflage

Mit einem ergänzenden und die neuere Literatur zusammenfassenden Anhang

von **ERNST DÜRR**

Professor der Philosophie an der Universität Bern

Preis M. 11.75, gebunden M. 12.50.

Die neue Auflage des bedeutsamen Werkes gibt, da eine neue Bearbeitung aus Pietät und sachlichen Gründen untunlich erschien, den ursprünglichen Text des leider allzu früh verstorbenen Verfassers in wortgetreuem Abdruck. Die wünschenswerte Berücksichtigung der neuern Literatur bietet ein Anhang aus der Feder des bekannten Berner Philosophen Ernst Dürr, der in gedrängter, aber nach einheitlichem Gesichtspunkt geordneter und daher gut lesbarer Form über die neuen Forschungen zu dem viel umstrittenen Thema berichtet und der noch besonderen Wert durch eine ausführliche, über einen Bogen starke Bibliographie erhält.

Verlag von FELIX MEINER in Leipzig.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des 3. u. 4. Heftes

Abhandlungen: Seite

ADALBERT GREGOR, Die hautelektrischen Erscheinungen in ihren Beziehungen zu Bewußtseinsprozessen. (Mit 31 Figuren im Text) 241

THEODOR HAERING, Untersuchungen zur Psychologie der Wertung (auf experimenteller Grundlage) mit besonderer Berücksichtigung der methodologischen Fragen. (Schluß) 285

OTTO SELZ, Die Gesetze der produktiven Tätigkeit 367

RICHARD MÜLLER-FREIENFELS, Der Einfluß der Gefühle und motorischen Faktoren auf Assoziation und Denken. 381

W. WIRTH, Eine Bemerkung von G. F. Lipps zu den mathematischen Grundlagen der sog. unmittelbaren Behandlung psychophysischer Resultate. Kritisch erörtert. (Mit 5 Figuren im Text) 431

Literaturbericht:

Zeitschriftenschau 89

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig und Berlin

Im Jahre 1900 erschien:

Der Aufbau der menschlichen Seele

Eine psychologische Skizze

von

H. Kroell

Mit 14 Abbildungen im Text. VII u. 392 Seiten gr. 8

brosch. ℳ 5.—, gebunden ℳ 6.—

Prof. Theobald Ziegler, Straßburg, schrieb nach Erscheinen des Buches in der Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung vom 25. Sept. 1900 u. a. wie folgt:

Der Wert und die sachliche Bedeutung des Buches liegt in zweierlei. Einmal in der strengen Durchführung des Gedankens, daß das Seelenleben ein Entstandenes und Werdendes, ein allmählich sich Entwickelndes und Aufbauendes sei. Das andere, was an dem Buch bemerkenswert ist, ist die Ruhe und Affektlosigkeit des Tones; darin unterscheidet es sich aufs erfreulichste von den Büchern eines Vogt oder Büchner. Selbst in der Polemik verläßt ihn diese Ruhe und Sachlichkeit nicht. Macht schon durch diese negative Tugend der Leidenschaftslosigkeit das Buch einen günstigen Eindruck, so kommen dazu noch die positiven Vorzüge des beobachtenden Arztes und des durch Erfahrung gereiften sicheren Mannes. Und so steht hinter dem materialistischen Buch ein Mensch, an dem man sich wahrhaft erbauen und seine helle Freude haben muß.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

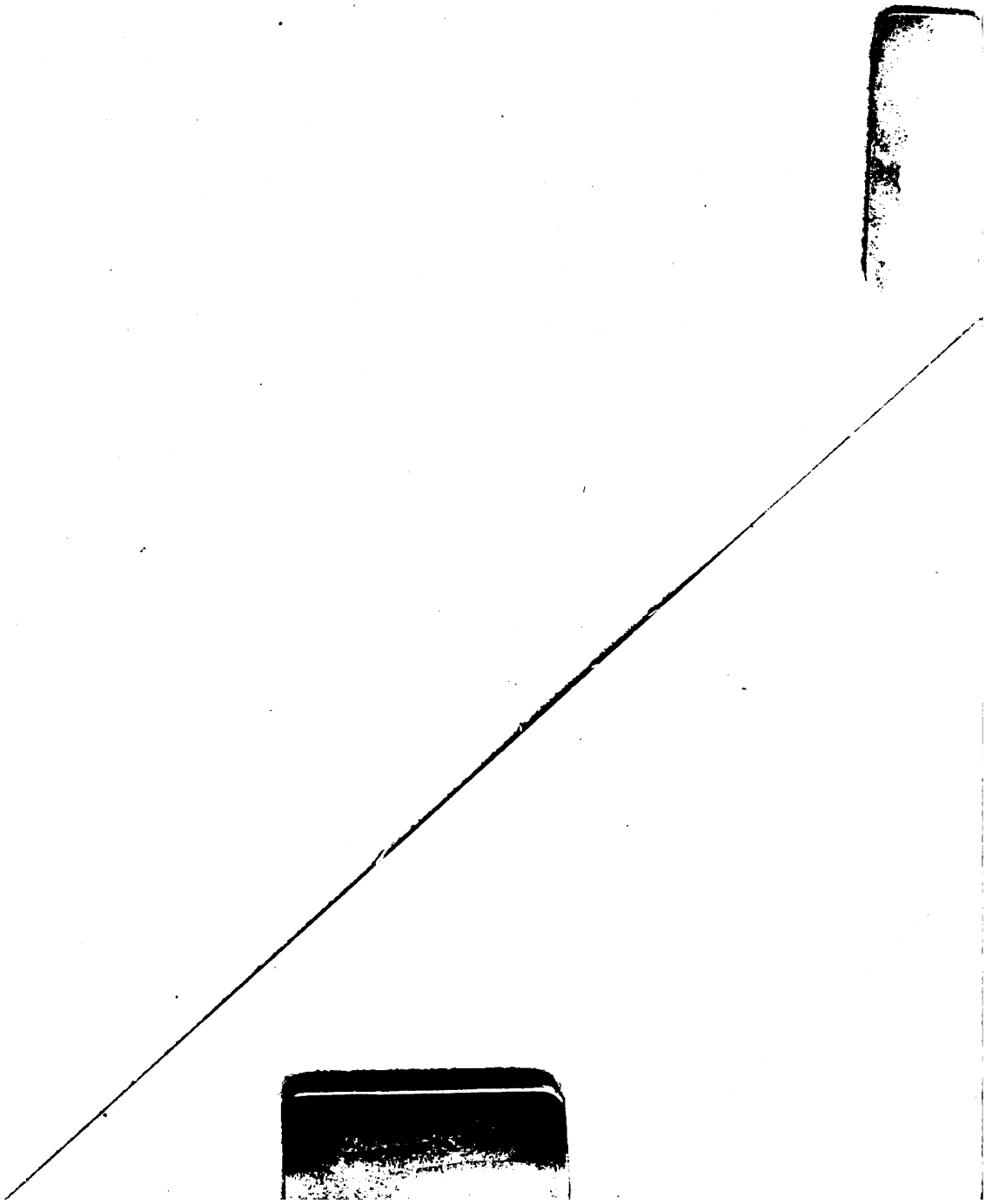
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08200 9260



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-22 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015082009260
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google